AT
ARD
ONE

80
60
1

RICHARD SCHÖNE

GENERALDIREKTOR DER

KÖNIGLICHEN BIBLIOTHEK ZU BERLIN.

SEIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES

DEUTSCHEN BUCH-VERKEHRS IM 19. JAHRH.

LUDWIG PALLAT

RICHARD SCHÖNE

GENERALDIREKTOR DER
KÖNIGLICHEN MUSEEN ZU BERLIN

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER
PREUSSISCHEN KUNSTVERWALTUNG 1872-1905

RICHARD SCHÖNE LUDWIG PALLAT

war der Amtsvorgänger Bodes als Generaldirektor der Staatlichen Museen. Sein Biograph, ehemals Vortragender Rat im Preußischen Kultusministerium, hat noch die umfangreichen Aktenbestände des Ministeriums, die jetzt verloren sind, benutzen können.

Die Geschichte der Berliner Museen ist nur bis 1880 (Jubiläums-Festschrift) geschrieben; für die Zeit danach bietet die bekannte Autobiographie Bodes einiges, zu deren temperamentvollen Darstellungen die Schöne-Biographie eine sachliche Gegenstimme bildet.

Von seiner Studienzeit an ist Schöne leidenschaftlicher Altphilologe und Archäologe geblieben, und seine veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften sind von Pallat ausgewertet, ihr geistiger Hintergrund ist ins Blickfeld gerückt.

ist eine der charaktervollen Gestalten, an denen das alte preussische Kultusministerium reich war. 1898 von Richard Schöne dorthin geholt, wurde er der Reformator des Kunstunterrichts. Führend war er an der Gründung des „Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht“ beteiligt, dessen Leitung er von 1911 bis 1933 innehatte. Dort stand er im Mittelpunkt der pädagogischen Bewegung der zwanziger Jahre; 1928 bis 1932 war er zugleich Kurator der Universität Halle.

1933 verlor Pallat sein Amt und lebte von da bis zu seinem Tode, 1946, in Göttingen. In den letzten Jahren seines Lebens entstand die Schöne-Biographie, die aus seinem Nachlaß von Prof. Paul Ortwin Rave herausgegeben wurde.

Richard Schöne

RICHARD SCHÖNE

GENERALDIREKTOR
DER KÖNIGLICHEN MUSEEN
ZU BERLIN

Ein Beitrag
zur Geschichte der preußischen Kunstverwaltung
1872—1905

von
LUDWIG PALLAT

WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VER-
LAGSBUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

BERLIN 1959

Nach der hinterlassenen Handschrift des verstorbenen Verfassers
herausgegeben von Prof. Dr. P. O. Rave

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

©

Copyright 1959 by Walter de Gruyter & Co., Berlin

Printed in Germany

Druck: Thormann & Goetsch, Berlin-Neukölln

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Der Verfasser dieses Buches, der Archäologe und Kunsterzieher, Vortragender Rat im Preußischen Kultusministerium und nachmaliger Kurator der Universität Halle, Geheimrat Professor Dr. Ludwig Pallat ist am 22. November 1946 gestorben, fast fünfundzwanzig Jahre später als derjenige, dem Jahrzehnte lang seine anhängliche Verehrung gegolten hatte, der langjährige Generaldirektor der Berliner Museen Richard Schöne. Schöne war am 5. März 1922 gestorben; aber der Gedanke, ein umfassendes Lebensbild dieses Mannes zu geben, hat Pallat wohl schon geraume Zeit vorher beschäftigt. Wenigstens weiß man, daß er, nicht lange nachdem Schöne in den Ruhestand getreten war, Gelegenheit nahm, sich von ihm ausführlich über sich selbst und die von ihm miterlebte und mitgeformte Epoche der staatlichen Kunstverwaltung in Preußen erzählen zu lassen, und daß er diese Timmendorfer Gespräche schriftlich festhielt.

Einen Mann wie Pallat, der, 1898 als Dreißigjähriger in das preußische Kultusministerium berufen, rasch vertraut geworden war mit der spannungsreichen Atmosphäre dieser die geistigen Belange verwaltenden obersten Staatsbehörde, mußte es reizen, die Maschen eines vielschichtig-verwickelten Gefüges zu durchleuchten und das Bild der in ihm stehenden Persönlichkeiten zu umreißen. So wuchs sich die geplante Biographie Schönes ganz von selbst zu einer Darstellung der Zustände in der hohen Verwaltung und ihrer Arbeit aus. Die umfangreichen Aktenbestände des Ministeriums, die nunmehr zum größten Teil als verloren gelten müssen, haben ihm zur Verfügung gestanden und als Unterlage und Stoffsammlung gedient.

Es konnte beim Fortschreiten der Arbeit nicht ausbleiben, daß neben den Verwaltungsmann Schöne in immer deutlicheren Umrissen der Gelehrte trat, der er von Anfang an als Altphilologe und Archäologe mit Leidenschaft gewesen war und bis zum Ende seines langen Lebens geblieben ist. Pallat hat seine veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften herbeigezogen und ihren geistigen Hintergrund soweit, wie es tunlich war, mit ins Blickfeld gerückt. Es ist dadurch auch ein Stück deutscher Gelehrtengeschichte geschrieben worden, an der das neunzehnte Jahrhundert gewiß nicht arm ist, die aber durch

einen Beitrag der hier gebotenen Art zweifellos noch eine wertvolle Bereicherung erfährt.

Als wichtiger noch wird von manchen empfunden werden, was man zur Lebensgeschichte der Staatlichen Museen erfährt. Hier fließt die Schilderung in breitem Strom, und hier gewinnen die Tatsachen und Geschehnisse das meiste Gewicht. Denn hier wird auch am fühlbarsten eine Lücke geschlossen. Nach der zum fünfzigjährigen Bestehen der Museen 1880 erschienenen Festschrift fehlte es an einer zuverlässigen Darstellung der seitherigen Entwicklung, die nur hin und wieder durch Einzelzüge aufgehellte war, am meisten beachtet in den Lebenserinnerungen Bodes, des Amtsnachfolgers von Schöne. Gerade zu dessen temperamentvollen Erzählungen eine sachliche Gegenstimme zu hören, bildet einen Hauptgewinn der quellengesicherten Darstellungen Pallats.

Kriegs- und Nachkriegsjahre haben den Verfasser gehindert, seinem Werk eine endgültige literarische Form zu geben, bevor ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm. Aber alle, die das Werden und Wachsen seiner Arbeit mit beobachtet und gefördert haben, fühlten je länger desto mehr die Verpflichtung, sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Witwe des Verfassers, Frau Annemarie Pallat in Göttingen, hat die Herausgabe des Buches vertrauensvoll in meine Hände gelegt. Die Menge des Stoffes vertrug eine gewisse Straffung, auch Umstellung und Umgruppierung einzelner Abschnitte, wodurch es notwendig wurde, hier und da kürzere Stücke oder Übergänge neu zu schreiben und einzelne Stellen oder Sätze anders zu prägen. Damit wurde in behutsamer Form einem Wunsche Pallats entsprochen, den er mehrfach geäußert hat, als er befürchten mußte, dies selbst nicht mehr ausführen zu können. Ausdrücklich sei aber hervorgehoben, daß mit alledem an den Urteilen Pallats, die entschieden auszusprechen seine kräftige Natur sich nicht gescheut hat, selbstverständlich nichts geändert worden ist. Eine Abschrift des Manuskriptes in der ursprünglichen Fassung ist in der Kunstbibliothek der Ehemals Staatlichen Museen Berlin. Die von Pallat gesammelten Unterlagen, Auszüge und Schriftstücke, namentlich die Sammlung der an Richard Schöne gerichteten Briefe befinden sich im Besitz seines jüngsten Sohnes, des Landrats a. D. Dr. Friedrich Schöne in Sierksdorf bei Lübeck, die veröffentlichten und unveröffentlichten Manuskripte seiner wissenschaftlichen Arbeiten, soweit erhalten, bei seinem Enkel Professor Dr. Wolfgang Schöne (Hamburg) in Timmendorfer Strand. Ein anderer Enkel von Richard Schöne, der Professor der Philologie Dr. Ernst Zinn (Tübingen) hat das Verzeichnis der Schriften und Reden seines Großvaters unter Zuhilfenahme älterer, auch von Pallat schon ergänzter Zusammenstellungen beige-steuert.

Da Ludwig Pallat nicht mehr dazu gekommen war, Richard Schönes letzte Lebensjahre von seinem Ausscheiden aus dem Amte im Jahre 1905 bis zu seinem Tode im Jahre 1922 zu schildern, hat Friedrich Schöne sich dankenswerter-

weise bereit gefunden, hierüber kurz in einem „Epilog“ zu berichten, den er in dem Nachruf von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff auf Richard Schöne ausklingen läßt, — wie er auch sonst, ebenso wie sein Bruder Professor Dr. Georg Schöne in Berlin, dem Herausgeber in mannigfacher Hinsicht behilflich gewesen ist. Gleicherweise sei ein herzlicher Dank ausgesprochen an Professor Dr. Herman Nohl in Göttingen, der mit dem kurzen Lebensbilde Pallats am Schluß des Buches seinem Freunde einen schönen letzten Dienst erwies.

Der Druck des Werkes konnte mit Hilfe eines dem Verlag gewährten Zuschusses der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Bad Godesberg erfolgen, wofür auch an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen sei.

Berlin im Sommer 1959.

PAUL ORTWIN RAVE

INHALT

Vorwort des Herausgebers

Erster Teil

WACHSEN UND REIFEN

1840—1872

JUGENDZEIT	3
Herkunft und Kindheit 3 — Schuljahre 5	
LEHR- UND WANDERJAHRE	9
Wissenschaftliche Studienzeit 9 — Künstlerische Studienzeit 15 — Entscheidung für die Wissenschaft 20 — Enttäuschte Hoffnungen 23 — Vier Jahre im Süden (1864—1868) 24	
ENTSCHEIDUNG FÜR DIE UNIVERSITÄT	36
Habilitation in Berlin 36 — Universitätsprofessor in Halle 38	

Zweiter Teil

VORTRAGENDER RAT IM PREUSSISCHEN KULTUSMINISTERIUM

1872—1880

DIE KUNSTVERWALTUNG IM MINISTERIUM	45
Berufung nach Berlin 45 — Der Amtsbereich 50 — Die Kultusminister und Ministerialbeamten 51	
DIE AKADEMIE DER KÜNSTE	53
Notwendigkeit der Erneuerung 53 — Begründung von Meisterwerkstätten 54 — Das neue Statut 55 — Akademie und Bauwesen 57 — Beschaffung der Mittel 60 — Behebung der Raumnot 61 — Ein Ausstellungsgebäude 61 — Personalien: Anton von Werner und andere Künstler 64 — Theodor Fontane 67	
DIE HOCHSCHULE FÜR MUSIK	71
Stellenbesetzung 72 — Neue Unterbringung 74	
DIE KUNST- UND GEWERKSCHULE	75
Ein neues Gebäude 75 — Über den Zeichenunterricht 76	
DIE STAATLICHEN KUNSTLEHRANSTALTEN AUSSERHALB BERLINS	79
Düsseldorf 80 — Kassel 83 — Königsberg 84 — Breslau 85	

REISEN	86
Wien (1873) 86 — London (1876) und Paris (1878) 88	
EINZELAUFGABEN	92
Die sogenannte Monumentale Kunst 92 — Die National-Galerie 93 — Künstlerausbildung in Rom 96 — Der Schillerpreis 99	
MUSEEN IN DEN PROVINZEN	103
Kassel 103 — Wiesbaden 105 — Bonn und Trier 106	
DIE KÖNIGLICHEN MUSEEN IN BERLIN	109
Der kommissarische Generaldirektor Graf Usedom 109 — Die „Technische Kommission“ 113 — Die Abteilungsdirektoren 114 — Die Sammlungen Suermondt und Hulot 117 — Die Sammlung der Gipsabgüsse 119 — Umbau der Gemäldegalerie 125 — Kunstgewerbemuseum, Kunstkammer und Völkerkundemuseum 127 — Personalia: Bode, Lippmann, Conze 133 — Pergamon 137 — Änderung des Museumsstatuts 138 — Abgang Use- doms 148 — Die Wirkung der neuen Bestimmungen 150 — Das neue Amt 151	

Dritter Teil

GENERALDIREKTOR DER KÖNIGLICHEN MUSEEN

Erster Abschnitt

DIE ACHTZIGER JAHRE

VERWALTUNGSARBEIT	161
Anteil an Kunstfragen 161 — Das Universitätsreferat und Althoff 162 — Baupläne für die Museumsinsel 164	
BEDEUTENDE ERWERBUNGEN	171
Die Sammlung Hamilton 172 — Für die Gemälde-Galerie 174 — Samm- lung des Herzogs von Marlborough 177 — Sammlung Sabouroff 178 — Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer 179	
AUSGRABUNGS-UNTERNEHMUNGEN	182
Troja 182 — Das Olympia-Werk 183 — Pergamon 184 — Nordsyrien und Mesopotamien 186	
NEUBELEBUNG DER MUSEUMSVERWALTUNG	190
In der Generalverwaltung 190 — Auswertung der Sammlungen 192	
STELLENBESETZUNG	195
Altes und Neues Museum 195 — Münzkabinett 197 — Gemälde-Galerie 198 — Kunstgewerbemuseum 198 — Völkerkundemuseum 200 — Tech- nische Beamte 200	
SCHWIERIGE VERHÄLTNISSE	203
Bode und Julius Meyer 203 — Althoff 205 — Persönliches 207	
HÖHERE KUNSTPOLITIK	209
Der Kronprinz und neuer Bauplan für die Museumsinsel 209 — Ver- hältnis zum Kaiserhaus 211 — Museumsbausache und Kaiser Friedrich- Denkmal 215	

ABERMALS STELLENWECHSEL

Conze und Kekulé 218 — Berufung an die Universität Bonn? 221 —
Im Kultusministerium 224 218

Zweiter Abschnitt

DIE NEUNZIGER JAHRE

VERÄNDERTE GRUNDLAGEN

Ein neuer Minister 229 — Randbemerkungen Wilhelms II. 230 — Ein
Abschiedsgesuch 235 — Ein Privatgelehrter 236 229

VERWALTUNGSARBEIT

Die Museumsbausache 240 — Die Ernennung zum Wirklichen Geheimen
Rat 248 — Die Stellung der National-Galerie 249 — Die Schack-Galerie
253 — Allgemeine Kunstverwaltung 254 — Ein Ministerium für bildende
Künste? 259 240

DIE EINZELNEN ABTEILUNGEN

Gemäldegalerie und Sammlung christlicher Bildwerke 264 — Das Kupfer-
stichkabinett 265 — Die Antikenabteilung 266 — Das Münzkabinett 269
— Die Ägyptische Abteilung 269 — Unternehmungen in Vorderasien
und Begründung der Vorderasiatischen Abteilung 271 — Das Museum
für Völkerkunde 273 — Das Kunstgewerbemuseum und die Unterrichts-
anstalt 274 264

INNERES LEBEN DER MUSEEN

Führungen und Vorlesungen 279 — Veröffentlichungen 280 — Entwick-
lung im Personalbestand 281 279

REISEN UND ANSPRACHEN

285

Dritter Abschnitt

DIE JAHRE 1900—1905

VOLLENDETE BAUTEN

Das erste Pergamonmuseum 289 — Das Kaiser Friedrich-Museum 291 —
Erweiterungsbau des Kunstgewerbemuseums 296 289

GEPLANTE BAUTEN

Ein Gipsmuseum 298 — Plan einer Erweiterung des Völkerkunde-
museums 298 298

DIE EINZELNEN ABTEILUNGEN

Die Gemäldegalerie 300 — Die Skulpturen-Abteilung 304 — Das Kupfer-
stichkabinett 306 — Die Antikenabteilung 307 — Das Münzkabinett 310
— Die Ägyptische Abteilung 311 — Die Vorderasiatische Abteilung 312 —
Das Museum für Völkerkunde 317 — Das Kunstgewerbemuseum 323 —
Die National-Galerie 326 300

DIE LETZTEN JAHRE IM DIENST

Zuspitzung im Kultusministerium 332 — Abschied vom Amt 336 332

Vierter Teil

FREUNDE, WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT, PERSÖNLICHKEIT

FREUNDESKREIS	347
WISSENSCHAFTLICHE TÄTIGKEIT	355
Archäologisches Institut 355 — Altphilologische und archäologische Arbeiten 357 — Auseinandersetzung mit Herman Grimm 363	
ANSCHAUUNGEN UND URTEILE	366
Zeitgenössische Kunst 366 — Literatur 367 — Musik 369 — Naturwissenschaft 371 — Politik und Geschichte 372 — Religion 376	
CHARAKTER	380
EPILOG	385
ANHANG	395
BIBLIOGRAPHIE	398
PERSONENREGISTER	406
NAMEN- UND SACHREGISTER	415

ABBILDUNGEN

	<i>neben Seite</i>
<p>Titelbild: Richard Schöne, Büste von Adolf v. Hildebrand 1905. Originalstein- guß im Alten Museum verbrannt. Gipsabguß im Nachlaß Hildebrand, Florenz.</p>	
1. Gottlieb Immanuel Schöne, der Vater, Zeichnung um 1840	16
2. Ulrike Schöne, geb. von Schierbrand, die Mutter, Zeichnung von Susette Hauptmann, bez. zum 6. Mai 1869, 26×20 cm	16
3. Das Gartenhaus in Dresden-Friedrichstadt, Wasser- und Deckfarben, von Ulrike Schöne um 1840, 12×19 cm	16
4. Christian Hermann Weiße, Bleistiftzeichnung von Richard Schöne, 1864	17
5. Friedrich Preller d. Ä., Aufnahme um 1860	17
6. Franz von Holstein, Aufnahme um 1878	17
7. Richard Schöne, Selbstbildnis, Bleistiftzeichnung, bez. 1863 R. S., 27×21 cm	32
8. Heinrich Dreber, Bleistiftzeichnung von Friedrich Preller d. Ä., bez. 18 P 60, Rom d. 22. April, 27×23 cm	33
9. Herrmann Härtel, Kupferstich 1875, 19×13 cm (Ausschnitt)	33
10. Otto Benndorf, Aufnahme um 1870	33
11. Kapuzinerkloster bei Alatri, Federzeichnung von Richard Schöne, bez. 16. August 1865, 16,5×26,2 cm	64
12. Ferentino, Federzeichnung von Richard Schöne, bez. 17. Aug. 1865, 16,5×26,2 cm	65
13. Richard Schöne mit Frau und Sohn Hermann, Aufnahme 1873	80
14. Theodor Mommsen, Ölskizze von Franz v. Lenbach, 1897, 92×72 cm (Ausschnitt) National-Galerie	81
15. Ernst Curtius, Gemälde von Julius Schrader, um 1880	81
16. Kaiser Friedrich III., Aufnahme 1887	112
17. Robert Graf von Zedlitzsch-Trützschler, Aufnahme um 1890	112
18. Adalbert Falk, Aufnahme um 1890	112
19. Das preußische Kultusministerium Unter den Linden, Aufnahme um 1890	113
20. Friedrich Hermann Sydow, Aufnahme 1876	113
21. Friedrich Althoff, Aufnahme um 1900	113
22. Richard Schöne, Aufnahme um 1880	128
23. Das Alte Museum am Lustgarten, Aufnahme um 1890	128
24. Gustav Freytag, Radierung von Karl Stauffer-Bern, 1887	129
25. Theodor Fontane, Kreidezeichnung von Max Liebermann 1896, 39×32 cm (Ausschnitt) National-Galerie	129
26. Joseph Joachim, Aufnahme um 1890	129
27. Alexander Conze, Aufnahme um 1900	176
28. Adolf Erman, Aufnahme um 1910	177
29. Friedrich Lippmann, Aufnahme um 1910	177
30. Wilhelm von Bode, Steinzeichnung von Jan Veth, 1897, 25×18 cm	192
31. In der Gemälde-Galerie im Alten Museum mit Bode, Friedländer, Hauser, Aufnahme um 1900	193

32. Max J. Friedländer, Aufnahme um 1920	193
33. Woldemar von Seidlitz, Aufnahme um 1910	193
34. Karl Humann, Aufnahme um 1880	240
35. In Pergamon, mit Richard Bohn (?), Alexander Conze, Ernst Fabricius, Karl Humann, Richard Schöne, Aufnahme um 1885	240
36. Robert Koldewey, Aufnahme um 1910	241
37. Otto Puchstein, Aufnahme um 1900	241
38. Reinhard Kekulé von Stradonitz, Aufnahme von Dührkoop, Berlin, um 1900	256
39. Theodor Wiegand, Aufnahme um 1900	256
40. Adolf Furtwängler, Aufnahme um 1900 von J. Littauer, München	256
41. Alfred von Sallet, Holzstich zum Nachruf im Jahrbuch der Preuß. Kunstsammlungen 1897	257
42. Heinrich Dressel, Aufnahme um 1910	257
43. Julius Menadier, Kreidezeichnung von Rudolf Bosselt, 1929	257
44. Max Jordan, Aufnahme um 1890	304
45. Hugo von Tschudi, Aufnahme um 1905	304
46. Die National-Galerie, Aufnahme um 1890	304
47. Peter Jessen, Radierung von Emil Orlik um 1915, 28×22 cm, Kunstbibliothek	305
48. Julius Lessing, Kreidezeichnung von Fritz Werner um 1890, 46×30 cm (Ausschnitt), National-Galerie	305
49. Das Kunstgewerbemuseum, Aufnahme um 1910	305
50. Adolf Bastian, Aufnahme um 1890	320
51. Das Museum für Völkerkunde, Aufnahme um 1890	320
52. Wilhelm von Bode, Aufnahme um 1920	321
53. Das Kaiser Friedrich-Museum, Aufnahme 1904	321
54. Richard Schöne, Gemälde von Eduard von Gebhardt, 1887 (Ausschnitt)	368
55. Das Sommerhaus am Timmendorfer Strand, Aufnahme 1889	369
56. Das Wohnhaus in Berlin-Grunewald, von Alfred Messel, Aufnahme 1909	369
57. Bauernhaus am Mühlenteich in Klein-Timmendorf, Federzeichnung von Richard Schöne, bez. 31. Juli 1882, 17,5×11 cm	384
58. Weg am Waldausgang zur See am Timmendorfer Strand, Federzeichnung von Richard Schöne, bez. 19. Aug. 1880, 17,5×11 cm	385
59. Ludwig Pallat, Aufnahme um 1910	397
60. Richard Schöne, Aufnahme von Constantin Luck, Düsseldorf 1913	398

Erster Teil

WACHSEN UND REIFEN

1840—1872

11. Max J. Friedländer, Aufsätze von 1875	185
12. Wilhelm von Siedow, Aufsätze von 1876	187
13. Karl Hermann, Aufsätze von 1877	188
14. In Fargues, mit Richard Schenck (P. Alexander Cohn), Neue Fargues, Karl Hermann, Richard Schenck, Aufsätze von 1878	189
15. Robert Kautsky, Aufsätze von 1879	191
16. Otto Fiedler, Aufsätze von 1880	192
17. Bernhard Kautsky von Siedow, Aufsätze von 1881, 1882, 1883	193
18. Theodor Wiegand, Aufsätze von 1884	194
19. Adolf Fiedler, Aufsätze von 1885 von 1. Jahrgang, München	195
20. Alfred von Siedow, Aufsätze von 1886 von 1. Jahrgang, München	196
21. Richard Schenck, Aufsätze von 1887	197
22. John Minchin, Aufsätze von 1888	198
23. John Minchin, Aufsätze von 1889	199
24. Max Jordan, Aufsätze von 1890	200
25. Hugo von Tschudi, Aufsätze von 1891	201
26. Die National-Gesellschaft, Aufsätze von 1892	202
27. Peter Jensen, Aufsätze von 1893 von 1. Jahrgang, Berlin	203
28. John Minchin, Aufsätze von 1894 von 1. Jahrgang, Berlin	204
29. John Minchin, Aufsätze von 1895 von 1. Jahrgang, Berlin	205
30. John Minchin, Aufsätze von 1896 von 1. Jahrgang, Berlin	206
31. John Minchin, Aufsätze von 1897 von 1. Jahrgang, Berlin	207
32. John Minchin, Aufsätze von 1898 von 1. Jahrgang, Berlin	208
33. John Minchin, Aufsätze von 1899 von 1. Jahrgang, Berlin	209
34. John Minchin, Aufsätze von 1900 von 1. Jahrgang, Berlin	210
35. John Minchin, Aufsätze von 1901 von 1. Jahrgang, Berlin	211
36. John Minchin, Aufsätze von 1902 von 1. Jahrgang, Berlin	212
37. John Minchin, Aufsätze von 1903 von 1. Jahrgang, Berlin	213
38. John Minchin, Aufsätze von 1904 von 1. Jahrgang, Berlin	214
39. John Minchin, Aufsätze von 1905 von 1. Jahrgang, Berlin	215
40. John Minchin, Aufsätze von 1906 von 1. Jahrgang, Berlin	216

WACHSEN UND REIFEN

1840-1873

JUGENDZEIT

Herkunft und Kindheit

Bei einem Manne von so reicher geistiger und künstlerischer Begabung, von so festem sittlichem Charakter und soviel Anpassungsfähigkeit an Menschen und Dinge, wie es Richard Schöne war, möchte man gern über seine Herkunft weit ausholend berichten. Wenn wir uns hier auf wenig beschränken, geschieht es, um für die Schilderung seiner amtlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit genügend Raum zu behalten.

Nach Erinnerungen, die Schöne 1917 seiner Frau diktiert hat, und die im folgenden zum Teil wörtlich wiedergegeben werden, war sein Vater, Gottlieb Immanuel Schöne, am 15. Januar 1794 in Groß-Röhrsdorf bei Radeberg (Lausitz) als Sohn eines dort ansässigen Bauern und Bandwebers und seiner Frau, geb. Cunath, geboren. Die Vorfahren, die sich bis 1612 zurückverfolgen lassen, stammten aus Groß-Röhrsdorf. Sie sind dort Bandwirker, Hufner, Kleinbauern, schließlich auch wohlhabendere Großbauern gewesen. Der Großvater hatte außer dem Sohne Gottlieb Immanuel noch einen Sohn Gothold, der nach des Vaters Tode dessen Handwerk fortsetzte, und drei Töchter, von denen zwei ortsansässige Bauern heirateten, während die älteste Tochter das Anwesen übernahm.

Gottlieb Immanuel Schöne^o, der früh viel Lust zum Lernen zeigte, wurde von seinem Paten K. F. Ehrengott Steglich, dem Lehrer und Orgelspieler des Ortes, in seiner Ausbildung gefördert und bestärkt in dem Wunsche, auch Lehrer zu werden. Nach dem Besuche des Seminars in Friedrichsstadt-Dresden wurde er zuerst als Lehrer in Dresden beschäftigt. Hier erwarb er sich durch Privatunterricht die erforderlichen Mittel, um in Leipzig zu seiner weiteren Ausbildung Vorlesungen zu hören. Nachdem er dann den Titel eines Magisters erlangt hatte, der von der Philosophischen Fakultät der Universität in ähnlicher Weise wie der Dokortitel verliehen zu werden pflegte, begann er mit seinem Freunde und späteren Schwager Binkau in Dresden eine Knabenschule aufzubauen, die bald erfreulichen Zuspruch fand und in der Folge von Binkau allein bis zu seinem

^o) Einige Angaben sind dem im „Neuen Nekrolog der Deutschen“, 27. Jahrgang 1849 I. Teil (Weimar 1851) S. 141—144 erschienenen Nekrolog entnommen.

Tode fortgeführt wurde. Anfang der dreißiger Jahre bot der Rat der Stadt Schöne an, die Leitung der öffentlichen Ratstöchterschule, an der er früher als Lehrer und Vizedirektor tätig gewesen war, auf eigene Rechnung zu übernehmen. Er überließ dem dazu Bereiten das an der Ecke der Großen Brüdergasse dicht an der Schloßkirche gelegene Schulhaus zur freien Benutzung. Die Schule, die in den Zeiten der Freiheitskriege heruntergekommen war, entwickelte sich rasch zu einer stark besuchten Anstalt.

1835 führte Schöne Ulrike, die dritte Tochter des aus Kirchenheiligen in Thüringen stammenden Majors Reinhold von Schierbrand und seiner Frau Christiane Friederike geb. Tietzen aus Bautzen heim. Die Schierbrands waren ein thüringisch-sächsisches Adelsgeschlecht, dessen Stammbaum bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückreicht. Der Major hatte im sächsischen Heeresdienst die Kriege der napoleonischen Zeit mitgemacht. Außer Ulrike hatte er noch zwei Töchter und drei Söhne. Frau von Schierbrand zog nach dem im Jahre 1817 erfolgten Tode ihres Mannes mit ihren Kindern nach Leipzig und später nach Dresden. Sie hatte mit Not und Sorge zu kämpfen, da ihre einst wohlhabende Familie in den Freiheitskriegen große Verluste erlitten hatte. Ihre Tochter Ulrike wurde Gouvernante bei einem Herrn v. Berlepsch in Dresden. Im Begriff nach der Schweiz zu gehen, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommen, lernte sie Immanuel Schöne kennen. Sie heirateten am 27. September 1835. Alter Adel und altes Bauerntum kamen so im Zeichen erziehender und lehrender Tätigkeit glücklich zusammen. Gottlieb Immanuel Schöne war ein von Natur ernster Mann, der sich schwer an jemand anschloß, aber wenn es geschehen, sich dem anderen mit aller Wärme und voller Vertrauen hingab. Als Leiter der Mädchenschule ging er in seinem Berufe völlig auf. Grundsätzlich gab er in jeder der sieben Klassen selbst Unterricht, um alle Schülerinnen persönlich kennenzulernen und ihre Entwicklung zu verfolgen. Seine Frau führte eine strenge Aufsicht und überwachte auch ihrerseits den Unterricht. So erschien sie regelmäßig in der obersten Klasse bei einem jungen Lehrer des Französischen, der sich in zu großen Liebenswürdigkeiten gegen die jungen Mädchen ergangen hatte.

Am 16. Oktober 1836 wurde dem Ehepaar der erste Sohn, Alfred, geschenkt. Am 5. Februar 1840 folgte als zweiter Richard, der außerdem die Namen Curt und Theophilus erhielt. Ein dritter, 1841 geborener Sohn, Georg, starb bereits 1842. Für die beiden überlebenden Söhne wirkte sich die völlige Hingabe der Eltern an die Schule und ihr weitgehender Verzicht auf geselligen Verkehr dahin aus, daß ihr Leben im ganzen ruhig und einförmig verlief. Der Vater pflegte sie auf den täglichen Spaziergang in den Großen Garten mitzunehmen. Als großer Naturfreund machte er sie mit den Pflanzen und Gesteinen der Umgebung bekannt und bemühte sich, ihnen auch die lateinischen Namen einzuprägen. Jedes Jahr siedelte die Familie nach Ostern in ein kleines Gartenhaus in der Friedrich-Vorstadt von Dresden über. Der Garten hatte einen Ausgang nach dem Ostra-Gehege. Die Freiheit der Jungen wurde schon frühzeitig ein-

geschränkt, da die Eltern sie, um die durch Haushalt und Schulgeschäfte stark beanspruchte Mutter zu entlasten, schon sehr früh den Unterricht in der Mädchenschule besuchen ließen. Später nahmen sie auch an den Tanzstunden teil, die der Vater bei der Schule eingerichtet hatte. Der Unterricht wurde von einem Italiener mit Namen Casortie und seiner Frau erteilt.

Als Richard neun Jahre alt war, starb der Vater. Die Witwe hatte nun für die beiden Söhne allein zu sorgen. Sie aufzuziehen und höhere Schulen besuchen zu lassen, war für sie eine schwere Aufgabe. Ohne die Hilfe ihrer Brüder, des Kaufmanns Curt und des auf Java lebenden Wolf von Schierbrand, wäre es ihr kaum gelungen. Es gehörte aber auch die ihr eigene Tüchtigkeit und Willensstärke dazu. Ulrike Schöne war eine in sich feste und strenge, aber gütige Frau mit klarem Verstand und sicherem Gefühl für sittliches und geistiges Gehabe. Ihrer Anlage nach zu Trübsinn und Sorge neigend, suchte und fand sie Halt in unerschütterlichem Gottvertrauen und weckte auch in ihren Söhnen eine echte Frömmigkeit, die durch deren ganzes Leben durchgehalten hat. Beide, so verschieden sie sonst waren, fühlten sich von Kind auf in der Liebe zu ihr fest verbunden. Alfred hat der kindlichen Empfindung für sie in seiner Novelle „Der blaue Schleier“*) Ausdruck verliehen. Von der Mutter, die eine ansprechende Dilettantin im Geschmack der Zeit war, haben beide Brüder wohl die Neigung und Begabung zu künstlerischer Betätigung geerbt, die bei Alfred mehr auf literarischem und musikalischem, bei Richard mehr auf bildnerischem Gebiete lag. Auf Richard ging auch besonders ausgeprägt die Festigkeit ihrer sittlichen Haltung und die Strenge ihres Urteils über, Eigenschaften, die ihm im Verein mit dem wohl vom Vater überkommenen Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl und den schwierigen Lebensverhältnissen frühzeitig zu dem ernstesten Menschen machten, der er zeitlebens geblieben ist, einem Menschen aber, dessen Strenge nicht zur Herbheit wurde, weil ihr die von den Eltern ererbte Güte und Milde gesellt waren.

Schuljahre

Der kleine Richard Schöne nahm die Schule ernst und erledigte seine Aufgaben gewissenhaft und selbständig, was ihm durch rasche Auffassung und ein gutes Gedächtnis erleichtert wurde. Dafür sind seine Schulzeugnisse ein sprechender Beweis, aus den Jahren, in denen er nach vorausgegangenem Besuche einer privaten Knabenschule die öffentliche Kreuzschule, das spätere Gymnasium Dresden-West, und später die Fürstenschule St. Afra in Meißen be-

*) Unter dem Decknamen A. Roland erstmalig erschienen 1880 im Verlage C. F. Windaus, Gotha. 1884 unter dem wahren Namen des Verfassers in den III. Band des Heyseschen Novellenschatzes übernommen.

suchte. Sie weisen in den einzelnen Fächern fast ausnahmslos die Note Eins auf, wenn damals Zeugnisse mit vielen Einsen auch keine Seltenheit waren. Dabei stellten die von beiden Brüdern besuchten Schulen hohe Anforderungen. Die Kreuzschule, eine humanistische Anstalt besten alten Schlages, stand, als Richard Schöne dort Ostern 1850 in der Siebten Abteilung (Unterquarta) Aufnahme fand, unter der Leitung des ausgezeichneten Rektors Julius Ludwig Klee, den Schöne sein Leben lang als Lehrer rühmte, und verfügte auch sonst über hervorragende Lehrkräfte, darunter besonders tüchtige klassische Philologen, wohl meist Schüler des Philologen Gottfried Hermann, der seit 1798 als gefeierter akademischer Lehrer in Leipzig tätig gewesen war. Aber auch die Naturkunde muß an der Kreuzschule gut vertreten gewesen sein. Auf botanischen Ausflügen konnte der Knabe die bei seinem Vater erworbene Kenntnis der heimischen Pflanzenwelt erweitern.

Mit dreizehn Jahren kam Schöne von der Dresdener Kreuzschule in das Alumnat der Kgl. Sächsischen „Fürstenschule“ St. Afra zu Meißen, wo er eine von der Stadt Dresden zu vergebende Freistelle erhielt. St. Afra war eine der drei im ehemaligen albertinischen Sachsen gelegenen Landesschulen (Pforta, Meißen und Grimma), die, vom Herzog Moritz im 16. Jahrhundert für lutherische Zöglinge gegründet, in der Mitte standen zwischen den Lateinschulen und Universitäten und in erster Linie der Ausbildung künftiger Gottesgelehrter dienten. Alle drei Anstalten, von denen Pforta 1815 preußisch wurde, waren mit Alumnaten verbunden. Der Lehrbetrieb, der sich ursprünglich auf die Fächer des „Triviums“, Grammatik, Arithmetik und Geometrie, und drei Sprachen, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, erstreckte, glich sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr dem der preußischen Gymnasien an. St. Afra umfaßte fünf Klassen: I, II, III, IV a, IV b. Richard trat nach der Aufnahmeprüfung in die der Obertertia des alten Gymnasiums entsprechende Klasse IV a ein und blieb mit seinem Jahrgang in den Klassen III und II je anderthalb Jahre. Von den Schülern waren die meisten wie er Alumnaten, die Minderzahl Extranee. Die Alumnaten wurden streng gehalten. Sie mußten im Sommer um halb fünf, im Winter viertel nach fünf Uhr aufstehen. Die Anzahl der täglichen Unterrichtsstunden betrug in der Regel sechs. Spazierengehen gab es nur am Montag und Donnerstag eine Stunde. Sonst durften die Alumnaten die Schule vormittags kurz verlassen, wegen etwaiger Besorgungen in der Stadt, und auch das nur mit Erlaubnis. Von der übrigen Zeit nahm die Arbeit für die Schule ein gut Teil in Anspruch.

Daneben blieb den Schülern Zeit, sich Liebhabereien zu widmen, sich etwa zu sogenannten Kränzchen zusammenzuschließen, zu einem Dichter- oder Singekränzchen. In jenes trat der Knabe schon 1854 ein, also mit vierzehn Jahren. Seine poetischen Versuche reichen noch weiter zurück. Aus den Jahren 1852 bis 1858 stammen Gedichte, die er auf 135 Seiten eines Heftes und auf losen Blättern niedergeschrieben hat. Stimmungsvoller Ausdruck von Naturgefühl und Heimatsehnsucht, Vaterlandsliebe und religiöse Empfindungen,

ernste, oft tiefsinnige Betrachtungen und Balladenstoffe sind der Inhalt. Die formale Behandlung zeugt von beträchtlichem mit den Jahren wachsendem Geschick. Drei größere Gedichte, ein Prolog zu einer Aufführung der *Adelphi des Terenz*, eine Ballade über einen Stoff aus der sächsischen Geschichte und eine, die den Mythos von Theseus und Ariadne behandelt, hat der junge Schöne bei Schulfeiern selbst vorgetragen. Musikalisch betätigte er sich im Klavierspielen und als Mitglied eines Quartetts und des Singekränzchens, in dem er es sogar im Jahre 1857 zum Dirigenten brachte. Schier unstillbar war sein Lesehunger und sein Bedürfnis, die Bücher, die er las, auch zu besitzen. Von seiner Beschäftigung mit Zeichnen und Malen wird noch zu sprechen sein.

Obwohl der Heranwachsende so die Möglichkeit hatte, neben der Schularbeit seinen Liebhabereien nachzugehen, und dadurch auch manchem Kameraden näher trat, hat er sich doch in St. Afra nie recht wohl gefühlt und mehrfach den Wunsch geäußert, nach Dresden zurückkehren zu dürfen. Außer der Freiheitsbeschränkung und dem Mangel an Feingefühl und väterlichem Wohlwollen in der Erziehungsweise der Anstalt waren es besonders die Verhältnisse der Schüler untereinander, die ihm nicht gefielen, darunter wohl am wenigsten das wie in anderen Alumnaten so auch in St. Afra herrschende rohe Fuchsrecht des Pennalismus. Vielleicht sind auch sonst unter den Schülern Dinge vorgekommen, die sein Gefühl verletzt und in ihm so stark nachgewirkt haben, daß er später die Alumnatserziehung nur als ein notwendiges Übel ansah und als Vater ihr schwerlich einen Sohn anvertraut haben würde. Dagegen war er schon als Schüler und später erst recht voll Anerkennung für die wissenschaftliche Ausbildung, die ihm in St. Afra zuteil wurde. Besonders dem Unterricht in den alten Sprachen fühlte er sich zu Dank verpflichtet. Die Lehrer — auch hier meist Schüler von Gottfried Hermann — beherrschten Latein und Griechisch wie fünfzig Jahre später kaum noch einer der an den deutschen Universitäten wirkenden klassischen Philologen. Dabei waren sie durchaus keine trockenen Grammatiker. Sie legten auf treffende Beispiele mehr Wert als auf die Regeln. Die Sprache war ihnen wirklich lebendig. Der Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaft war allerdings weit entfernt von der gleichen Höhe. So war Schönes lebhafter Neigung für Naturwissenschaften wenig Nahrung geboten. Nicht nur standen dem Unterricht in Physik und Chemie mannigfache Hindernisse entgegen, auch das Sammeln war dadurch erschwert, daß die Schüler nur wenig und nicht allein spazieren gehen durften. Zur Mathematik fühlte er sich nicht in gleichem Maße hingezogen. Wenn er auch den Ansprüchen der Schule genügte, so hatte er doch das Gefühl, daß er sich auf diesem Gebiete nicht mit derselben Leichtigkeit bewegte wie auf dem der Geisteswissenschaften, und daß ihm das rechte Gedächtnis für mathematische Dinge fehlte.

In St. Afra war es üblich, daß die gesamte Schülerschaft den die Schule verlassenden Abiturienten einen poetischen Abschiedsgruß widmete, den in der Regel ein Schüler der Klasse I verfaßte. Der vom September 1857 stammt

von Schöne. Er ist wie die übrigen früher von ihm gesammelten Abschiedsgedichte in Stanzen verfaßt, aber von diesem üblichen Versmaß abweichend gereimt. Als Werk eines Siebzehnjährigen ist er auffallend vollendet in der Form und ohne leeres Geklingel im Ausdruck ansprechender Gedanken und Bilder. Als Motto steht ein Vierzeiler von Annette von Droste-Hülshoff, für deren Dichtungen er sich schon damals stark erwärmte, also zu einer Zeit, da die Dichterin noch wenig bekannt und gewürdigt war. Im Frühjahr 1858 erhielt er das Zeugnis der Reife für die Universität mit der Zensur Eins und wurde damit aus der „Gefangenschaft“ befreit, in der er sich bis dahin noch immer gefühlt hatte.

LEHR- UND WANDERJAHRE

Wissenschaftliche Studienzeit

Mit Freude hatte Schöne als Schüler jede Zeit und Gelegenheit wahrgenommen, sich zeichnend und malend zu betätigen. Es findet sich eine Anzahl loser Blätter, die mit schriftlichen Arbeiten, überwiegend aus der letzten Schulzeit, sowie mit Federzeichnungen und Kritzeleien bedeckt sind. Die Zeichnungen, meist flüchtig hingeworfen, andere mit Wasserfarbe weiter ausgeführt, zeigen Köpfe, Hände, nackte und bekleidete Gestalten, Bäume und kleine Landschaften. Man glaubt ihnen anzusehen, daß sie in langweiligen Stunden oder beim Grübeln über schwierige Fragen entstanden sind. Sie zeugen von zeichnerischer Begabung und lassen im Verein mit den ernsthaft betriebenen Zeichen- und Malstudien verstehen, daß die Neigung zur bildenden Kunst bei der Berufswahl stark ins Gewicht fiel. Als Junge von neun Jahren hatte er Baumeister oder Steinzeichner werden wollen. Später dachte er an Theologie; auch die Naturwissenschaften reizten ihn, und sie hätten vielleicht gesiegt, wenn nicht der Unterricht in Meissen so dürftig gewesen wäre. Andererseits weckten bei dem im Grunde geisteswissenschaftlich Veranlagten die Anregungen des altsprachlichen Unterrichts den Wunsch, sich nach dieser Seite hin zu vertiefen.

Als er aber nun vor der Entscheidung stand, regte sich in ihm das Verlangen, sich der bildenden Kunst zu widmen, so stark, daß er ernstlich erwog, den Malerberuf zu ergreifen. Eine mit anhaltendem Kopfschmerz verbundene körperliche Schwäche, wohl eine Folge von Überarbeitung bei sehr raschem Wachstum, hinderte ihn, sofort mit dem Studium zu beginnen, und ließ ihm Zeit zum Überlegen. In den Sommer- und Herbstmonaten 1858, die er mit der Mutter in Loschwitz bei Dresden und im Seebad Heringsdorf verbrachte, an beiden Orten ohne Heilerfolg, hat ihn die Berufsfrage dauernd gequält. Dies zeigt der mit „Korrespondenz“ überschriebene Entwurf zu einem Brief, der wohl an seinen Bruder gehen sollte. Er begründete darin den Gedanken, ob er vielleicht zum Landschaftsmaler tauge, nicht so sehr mit seinem Talent zum Zeichnen, das nicht viel sagen wolle, als vielmehr mit dem unwiderstehlichen Drange, das in der Natur Geschaute im Bilde darzustellen. Leider fühle er sich nicht fähig, dem zu genügen. Es frage sich, ob daran Mangel an

Begabung oder an Ausbildung schuld sei. Der Natur, die er vor sich sehe, rechten Ausdruck zu geben, dahin getraue er sich zu gelangen; aber ob er „schaffend tätig sein“, ob er selbst würde „komponieren“ können? Wäre er dessen sicher, so hielte er es für seine Pflicht, Künstler zu werden, wenn auch nur Landschaftsmaler; denn Figuren würden ihm sehr schwer, und für das Bildnis habe er wenig Talent. Aber es war nicht allein die Frage, ob er neben der Lust zum Künstler auch die nötige schöpferische Begabung besäße, die ihm Pein machte: auch „der alte Philologe“, der in ihm steckte, verlangte sein Recht. Ihm zu genügen, sagte er sich, könne beim Künstler auch die stille Tätigkeit des Gelehrten fort dauern, während der Beruf des Gelehrten völlige Hingabe und das Opfer der ganzen ihm zu Gebote stehenden Zeit erfordere.

Schöne hatte also den Wunsch, Maler zu werden, war sich aber noch im Herbst 1858 nicht klar, ob er ihm nachgeben dürfe. Vielleicht hat er aus Liebe zur Mutter diesen Wunsch zurückgestellt und sich für das Studium der Philologie entschieden. Ein Entschluß, den er zweieinhalb Jahre später faßte, spricht für diese Annahme. Bis dahin betrieb er zwar sein Studium, nachdem er im Winter 1858/59 versuchsweise damit begonnen hatte, mit vollem Eifer, aber der Gedanke an den Malerberuf ließ ihn während der ganzen Zeit nicht los und bedrängte ihn nach einer im Sommer 1860 in das Salzkammergut unternommenen Reise, wo er in der Ramsau viel mit jungen Münchener Künstlern zusammen war, so sehr, daß er nahe daran war, das wissenschaftliche Studium zugunsten des künstlerischen aufzugeben. Nach mehrmonatigem Schwanken entschloß er sich, Anfang 1861, den Berufswechsel zu verschieben bis nach dem Abschluß seines Studiums durch das „Kandidatenexamen“, dem die heutige wissenschaftliche Prüfung für das höhere Lehramt entspricht. Der Mutter gegenüber begründete er seine Entscheidung damit, daß er sie von der Unruhe befreien wolle, in die er sie versetzt habe. Es bestimmte ihn dazu wohl auch der Umstand, daß sein Bruder seine Lehrstelle an der Dresdener Kreuzschule aufgab, um die weniger sichere akademische Laufbahn einzuschlagen.

Als Schöne im Herbst 1858 zur Universität ging, war er sich nach den Erfahrungen seines seit Herbst 1855 in Leipzig studierenden Bruders darüber klar, daß er dort für das Studium der Philologie keinen besonderen Gewinn zu erwarten haben werde. Wenn er sich gleichwohl für die sächsische Landesuniversität entschied, mögen die Aussichten auf Stipendien, die Nähe von Dresden und das Zusammensein mit seinem Bruder ihn dazu bestimmt haben. Die klassische Philologie, die in Leipzig unter Gottfried Hermann eine hohe Blüte erreicht hatte, war nach dessen Tode (1848) durch minder bedeutende Kräfte, die Gräzisten Nitzsch und Westermann und den Latinisten Klotz, vertreten. Den Lehrstuhl für Archäologie hatte Johannes Overbeck inne, ein Neffe des Malers Johann Friedrich Overbeck. Von keinem der drei Philologen fühlte sich Schöne so gefesselt, daß er engeren Anschluß an ihn gesucht hätte. Den meisten Nutzen will er noch von den Vorlesungen und Übungen Wester-

manns gehabt haben. Auch zu Overbeck fühlte er sich nicht sonderlich hingezogen. Er hörte wohl seine Vorlesungen, nahm an den Übungen seiner Archäologischen Gesellschaft teil, folgte auch Einladungen in dessen Haus und wurde sogar für einige Zeit sein Famulus, aber sein Verhältnis zu ihm blieb kühl. Als Archäologe fühlte er sich bei weitem nicht so gefördert wie seine späteren römischen Freunde durch den Berliner Eduard Gerhard und den Bonner Otto Jahn.

Unvergleichlich stärker als die Leipziger Philologen zog ihn der Philosoph Christian Hermann Weiße an. Durch seine Lehre und mehr noch durch seine sittlich-religiöse Grundhaltung und lautere Humanität wirkte er auf das Denken und Fühlen des jungen Mannes ein. Weiße hatte sich der Geschichte und Philosophie des Altertums, insbesondere Plato und Aristoteles, der Mythologie, Poesie und Kunst zugewandt. Er war dann zu selbständiger philosophischer Arbeit übergegangen, zunächst auf den Spuren Hegels, später sich mehr und mehr von ihm lösend, und hatte 1835 seine „Grundsätze der Metaphysik“ veröffentlicht. Auch mit theologischer Spekulation und Kritik hatte er sich früh befaßt. Eine Frucht davon war die 1838 erschienene „Evangelische Geschichte, kritisch und philosophisch bearbeitet“, die ihm den Dokortitel der Theologie der Universität Jena eintrug. Die Ergebnisse seiner geschichtlichen, ästhetischen, philologischen, theologischen und philosophischen Studien, die er bis dahin in zahlreichen Einzelschriften und Aufsätzen veröffentlicht hatte, finden sich zusammengefaßt in seinem 1855—1862 erschienenen dreibändigen Werke „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christentums“. Sein Hauptbestreben war, den reinsten Ausdruck zu finden für die Verbindung der ewigen Wahrheiten des Christentums mit den Ergebnissen der modernen Erfahrungswissenschaft. Von den Sondergebieten der Philosophie pflegte er mit Vorliebe die Ästhetik. Schon mit neunundzwanzig Jahren hatte er ein zweibändiges Werk „System der Ästhetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit“ veröffentlicht. Nach seinem Tode gab sein Schüler und Nachfolger Rudolf Seydel 1872 nach dem Kolleghefte letzter Hand „Ch. H. Weißes System der Ästhetik“ heraus.

In Weißes Vorlesungen, in denen er Geschichte der Philosophie, Ästhetik und Kunstgeschichte und Religionsphilosophie hörte, fühlte sich Schöne durch die Fülle geistig verarbeiteter Gelehrsamkeit und durch den Reichtum wie die Tiefe der Anschauungen hingerissen. Es war freilich nicht leicht, dem Vortragenden zu folgen; denn die Gabe eingängiger Darstellung war Weiße versagt, ein Mangel, der namentlich die Wirkung seiner Schriften beeinträchtigte. Trotzdem nahm Schöne noch in seinem Alter die eine oder andere gern zur Hand. Als er sich wieder einmal in die „Philosophie des Christentums“ vertieft hatte, schrieb er an seinen Sohn Hermann: „Über Mythologie stehen goldene Dinge drin, aber freilich nicht in silberner, sondern in einer wirklich unmöglichen Schale. Es ist weit mehr Verhüllung als Offenbarung seiner Gedanken, was seine vielen und unendlich verschränkten Worte bie-

ten“. Mit dieser Äußerung zu vergleichen ist reizvoll, was Weiße selbst an seinen zweiundzwanzigjährigen Schüler geschrieben hatte: „Ich freue mich auf die Zeit, wo der Inhalt auch dieses Buches in Ihren Gesichtskreis treten wird und wir uns darüber werden unterhalten können, da ich demselben nur bei wenigen Lesern ein so sicheres und rasches Verständnis wie bei Ihnen versprechen darf“.

Das Beste, was der Lehrer seinen Schülern bieten konnte, wurde ihnen im persönlichen Verkehr mit ihm zuteil. Gelegenheit dazu gab er ihnen in seinem Landhause in Stötteritz bei Leipzig. Aus den hier gastlich Aufgenommenen bildete sich in den fünfziger Jahren ein engerer Kreis. Ihm gehörte eine Anzahl geborener Dresdener an, darunter jener Rudolf Seydel, der 1852 die Kreuzschule verlassen und sich der Theologie und Philosophie zugewandt hatte, ferner Alfred Schöne und ein anderer Abiturient der Kreuzschule Hermann Lübcke, der von der Theologie zur Kunstgeschichte überging, sowie Ernst Snell, ein Sohn des ehemaligen Lehrers an der Kreuzschule und späteren Professors der Mathematik und Physik an der Universität Jena. Zu dem Kreise gehörte auch Ernst Snells Schulfreund Max Jordan, der 1856 an der Kreuzschule die Reifeprüfung bestanden und bis zum Herbst 1858 in Jena und Bonn Geschichte studiert hatte. Für unseren Richard Schöne, den wohl sein Bruder bei Weiße eingeführt hat, wurde der Verkehr mit diesem zu einer Kette tiefgehender Erlebnisse. Weiße gewann ihn lieb, machte ihn bald zu seinem Famulus und hätte es gern gesehen, wenn er in seiner Bahn weiterschreitend die akademische Laufbahn eingeschlagen hätte. Welch Gefühl väterlicher Freundschaft der Lehrer dem Schüler und welche Verehrung dieser jenem entgegenbrachte, zeigt ihr Briefwechsel, der sich von 1860 bis zum Tode Weißes 1866 erstreckt.

Auch aus den Beziehungen Schönes zu seinen Landsleuten im engeren Schülerkreise Weißes entwickelten sich für ihn wertvolle Freundschaften, die innigste mit dem drei Jahre älteren Max Jordan. Ein näheres Verhältnis spann sich auch mit einem Altersgenossen Alfred Schönes an, dem in Leipzig geborenen Albert von Zahn, der seit 1860 Kustos des Leipziger Museums war. Ein Dresdener wieder und lieber Freund Schönes von der Schule her war Ernst Otto Kohlschütter. Er hatte St. Afra anderthalb Jahre vor Schöne verlassen und studierte, als dieser nach Leipzig kam, dort Naturwissenschaft und Medizin. Alles das hätte genügt, Schöne den Aufenthalt in Leipzig trotz mancher wissenschaftlichen Enttäuschung fruchtbar und angenehm zu machen, es kam aber noch weiteres dazu. Durch seinen Onkel Curt von Schierbrand, der in Leipzig als Kaufmann tätig war, kam er in Verbindung mit angesehenen Familien, die, für Kunst und Wissenschaft aufgeschlossen und besonders der Musik ergeben, ihre Häuser anregender Unterhaltung öffneten. Es waren das die Familien des Verlegers Hermann Härtel, des Mitinhabers und geistigen Hauptes des Verlages Breitkopf und Härtel, des Komponisten Franz von Holstein und des Thomaskantors und Komponisten Moritz Haupt-

mann. Im Hause Härtel verlebte Schöne mit seinen Freunden Jordan und Seydel, mit den drei Töchtern des Hauses und mit den dort verkehrenden Persönlichkeiten, von denen Gustav Freytag für seine Zukunft von Bedeutung werden sollte, manche an geistigem und künstlerischem Ertrag reiche Stunde. Das kinderlose Ehepaar Holstein und eine bei ihm lebende Schwester Holsteins hatten den ernstesten jungen Mann gern, dem die zuweilen durchbrechende Kindlichkeit „so liebenswürdig stand“. Holstein, Schöpfer von Kammermusikstücken, Ouvertüren und Gesängen, begann sich damals durch Opern, wie den „Haideschacht“ und den „Erben von Morley“ einen Namen zu machen. Seine Frau Hedwig^{*)}, geb. Salomon, Sängerin von Beruf, war eine temperamentvolle Künstlerin. Bei ihnen hörte Schöne die Erstaufführungen neuer Werke Holsteins sowie die Wiedergabe klassischer Opern, die unter Mitwirkung von Freunden des Hauses mit verteilten Rollen gesungen wurden. Sein Verkehr mit der Familie Hauptmanns, des Musiktheoretikers und Komponisten von Liedern, geistlichen Gesängen und Violinsonaten, stand gleicherweise im Zeichen der Musik. Die Hausfrau Susette und ihre Tochter Helene blieben auch nach dem im Jahre 1868 erfolgten Tode Hauptmanns in naher Freundschaft mit Schöne verbunden^{**)}. Ein „Lesekränzchen“, dem Hauptmanns und Holsteins, die Witwe des Komponisten Johann Nepomuk Hummel, Albert von Zahn und andere angehörten, nahm ihn in seine Mitte auf, auch ein Zeichen dafür, welche Freude man auch in diesem Kreise an der geistigen Reife des kaum Zwanzigjährigen hatte.

Neben dem Musikleben Leipzigs zog das Theater Schöne sehr an. Hier war es die am Burgtheater in Wien wirkende Schauspielerin Julie Rettich, geb. Gley, die ihm durch ihre Darstellung heroischer Frauengestalten besonders fesselte und immer aufs neue begeisterte. Er wurde mit ihr bekannt und stand einige Zeit in Briefwechsel mit ihr. Über einen Brief von ihm schrieb sie einmal an Weiße, daß er ihr den jungen Mann noch viel lieber gemacht habe. „Mir geht ein großes Herz noch über einen großen Kopf, noch über ein großes Talent. Der glückliche junge Mann vereinigt die drei herrlichen Dinge in sich, wie ich glaube; daß er aber das für mich beste Drittel davon besitzt, das weiß ich.“

Als Schöne 1860 nahe daran gewesen war, das wissenschaftliche Studium aufzugeben und nach einigem Schwanken sich entschlossen hatte, es bis zur Abschlußprüfung fortzusetzen und erst dann sich der Malerei zuzuwenden, widmete er sich mit verdoppeltem Eifer der wissenschaftlichen Arbeit. Er begann sich auf Anregung von Weiße besonders mit der Frage nach der Zeit-

^{*)} Eine Glückliche. Hedwig von Holstein in ihren Briefen und Tagebuchblättern. Leipzig, Verlag von H. Haessel, 1901.

^{**) Helene Hauptmann war die Schul- (und Lebens-)freundin der jüngsten Härteltochter Helene, der späteren Gattin Schönes. Ihre Mutter Susette war als Malerin eine beachtliche Dilettantin; von ihr stammte ein ausgezeichnetes Bildnis von Schönes Mutter, das bei Alfred Schönes Witwe Margarete, geb. Eckardt (der Enkelin einer Schwester von Ulrike Schöne), 1944 ein Opfer eines Bombenangriffes auf Kiel wurde.}

folge der Dialoge Platons zu beschäftigen, über die sich Weiße eine von der vorwiegend herrschenden abweichende Meinung gebildet hatte. Danach sollten die sogenannten sokratischen Dialoge, in denen Platon nicht wesentlich über die Lehre seines Meisters Sokrates hinauszugehen scheint, nicht aus seiner früheren Zeit, sondern aus der Mitte seiner schriftstellerischen Tätigkeit stammen. Schöne suchte diese, wie er selbst sagte, paradoxe, weil dem Inhalt der Dialoge widersprechende Ansicht an Hand der Betrachtung und Analyse eines zu dieser Gruppe gehörigen Werkes mit stilistisch-ästhetischen Gründen zu stützen. Die Ergebnisse dieser Bemühung konnte er bei Lösung der darauf gemünzten Aufgabe „Über Zweck und Komposition des platonischen Protagoras“ verwerten, die ihm Weiße für das Kandidatenexamen stellte. Als zweite Aufgabe erhielt er von Westermann ein philologisches, in lateinischer Sprache zu bearbeitendes Thema. Auf Grund der beiden Arbeiten zur mündlichen Prüfung zugelassen, bestand er das Kandidatenexamen am 26. Oktober 1861 mit der Note Eins. Mit dem gleichen Erfolg legte er am 2. November die Doktorprüfung ab, für die er die Arbeit über Platon als Dissertation eingereicht hatte.

Der Verfasser selbst war keineswegs zufrieden mit seiner Arbeit, die 1862 im Verlag von Breitkopf und Härtel unter dem Titel „Über Platons Protagoras, Ein Beitrag zur Lösung der platonischen Frage“ herauskam. Er ist sein Leben lang die Sorge nicht los geworden, daß diese Dissertation ihm in den Augen ernsthafter Forscher den Makel des Dilettantismus anheften und als ein Produkt windiger Ästhetik betrachtet werden könnte. Es ist ihm aber nie eingefallen, auch im vertrauten Kreise nicht, seinem Lehrer Weiße einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn zu der Arbeit angeregt hatte, er betrachtete sich selbst als allein dafür verantwortlich. Schärfer urteilte sein philologischer, mit Platon besonders vertrauter Sohn Hermann. Nach ihm hat Weiße, obgleich er philologisch nicht genug durchgebildet war, dazu geneigt, Einfälle des Augenblicks ohne scharfe Prüfung rasch weiterzugeben. Er hätte indessen seinen begabten, für künstlerische Beweggründe besonders empfänglichen, aber methodisch noch schulungsbedürftigen jungen Schüler nicht an eine so schwere, reifes philologisches Können und innige Vertrautheit mit dem Gesamtwerk Platons erfordernde Aufgabe setzen dürfen. Daß Schöne trotzdem mit seiner Arbeit etwas geleistet hat, was nicht, wie er fürchtete, zu den „profanen Ergüssen über den großen Weisen des Altertums“ zu rechnen ist, wird auch ein strenger Philologe anerkennen müssen, ebenso wie die auch von fachlicher Seite gewürdigte Tatsache, daß die Arbeit der erste ernsthafte Versuch war, aus stilistischen Beobachtungen Schlüsse auf die Zeitfolge der platonischen Schriften zu ziehen. Weiße für sein Teil sah in der Arbeit den unzweideutigen Beweis, daß Schöne zu wissenschaftlich produktiver Tätigkeit berufen sei, und prophezeite ihm eine wirkungsreiche Laufbahn. Einem Freund schrieb er von ihm als einem jungen Manne von einer Vielseitigkeit der Talente und einer für seine Jahre so ungewöhnlichen Reife des Urteils und

der Charakterbildung, wie sie ihm im Leben noch nicht vorgekommen seien. Er hätte ihn darum gern der Wissenschaft erhalten gesehen. Aber diesen Wunsch konnte ihm Schöne damals nicht erfüllen, so wenig er schon fest entschlossen war, sich endgültig der Kunst zu widmen. In einem Brief an seinen Onkel Wolf von Schierbrand rechtfertigt er gegenüber dessen übertrieben scharfer Mißbilligung sein Vorhaben, sich der Malerei zuzuwenden: um aus dem quälenden Zustande des Schwankens zwischen Wissenschaft und Kunst herauszukommen, bleibe ihm kein anderer Ausweg, als durch praktische Erfahrung ein Urteil über sein Talent und den Beruf zur Kunst zu gewinnen; wenn er einsehe, daß sein Talent nicht ausreiche, etwas bedeutendes als Künstler zu leisten, werde er sich einer wissenschaftlichen Laufbahn, wahrscheinlich an einer Universität als Kunsthistoriker und Philologe widmen. Die praktische Ausübung der Kunst könne ihm dafür nur von Nutzen sein.

Künstlerische Studienzeit

Als Schöne dies am 1. Februar 1862 schrieb, befand er sich bereits seit mehr als zwei Monaten in Weimar, wohin er nach seinem Doktorexamen übersiedelt war. Der Abschied von Leipzig war ihm schwer geworden. Auch seine dortigen Freunde empfanden seinen Weggang als schmerzlichen Verlust. „Es ist alles viel stiller und nüchterner geworden, seit Dein allseitiger Geist fehlt, der wie der Genius unserer Gemeinschaft überall hin seine Wärme ausstrahlte“, schrieb ihm Jordan kurz nach der Trennung. In Weimar hatte ihn Preller auf Grund von Zeichnungen, die er ihm im Sommer 1861 vorgelegt hatte, als Schüler aufgenommen. Die Verbindung mit ihm hatte der Museumsdirektor Schuchardt in Weimar hergestellt, den Schöne im März 1860 aufgesucht hatte, um die Zeichnungen von Asmus Carstens kennen zu lernen, die, zu Goethes Zeiten aus dem Nachlaß des Kunstschriftstellers Carl Ludwig Fernow angekauft, in das Museum und in die Goetheschen Sammlungen des Nationalmuseums gelangt waren. Bei diesem ersten Besuch in Weimar war Schöne wohl mit den Malern Hermann Wislicenus und Bonaventura Genelli bekannt geworden, nicht aber mit Preller, der sich damals in Italien aufhielt. Jetzt, im Winter 1861/62, fühlte er sich tief beglückt, bei dem von ihm so bewunderten Meister der historischen Landschaft arbeiten und die Entstehung der großen Vorarbeiten zu den Odysseebildern miterleben zu können. Unvergesslich blieb ihm Prellers Art, der ein ganzer Mensch war, von derber Ursprünglichkeit, nicht immer bequem, oft herzlich grob, aber ehrlich, leidenschaftlich und sehr amüsant. Er lebte ganz seiner Kunst, selbstbewußt, aber nicht eitel. Um seine Schüler kümmerte er sich liebevoll, war aber unerbittlich in seiner Kritik. Zur Zeit, da er Schöne aufnahm, waren seine Schüler Ernst Johannes Schaller, der von 1867 ab in Berlin an mehreren Stellen Wandmalereien schuf und als Leh-

rer an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums und der Technischen Hochschule wirkte, ferner Ernst Hemken, der sich später in Dresden hauptsächlich als Bildnismaler betätigte, Malvine Krause und Margarethe Ludorff, das bei den männlichen Kameraden und der Familie Preller sehr beliebte „Gretchen“. Wie diese Mitschüler fand auch Schöne zum Hause Prellers Zutritt. Freundliche Aufnahme wurde ihm auch bei Wislicenus und Genelli zuteil wie bei Schuchardt, der damals mit der Ausgabe von Goethes Italienischer Reise beschäftigt war.

Trotz alledem wurde er in der ersten Zeit ein Gefühl der Geteiltheit und Bangigkeit nicht los, das zum guten Teil der bald gewonnenen Einsicht entsprang, daß er sich zuviel zugetraut hatte, wenn er hoffte, künstlerisch und zugleich wissenschaftlich arbeiten zu können. Seine Aufgabe bei Preller bestand zunächst darin, daß er einige von dessen Zeichnungen aus der Serpentara bei Olevano und der römischen Campagna kopierte. Daneben betrieb er Akt- und Bildniszeichnen und versuchte sich in der Ölmalerei. Im Frühjahr 1862 begleitete er Preller auf einer Reise nach Berlin, wo er von ihm bei dem fast achtzigjährigen Peter Cornelius eingeführt wurde, der um diese Zeit mit den Vorarbeiten für die beim Berliner Dom geplante Fürstengruft, den sog. Campo Santo, beschäftigt war. Hingerissen von der starken Persönlichkeit und der hohen Kunst des Meisters bedauerte Schöne, daß man Cornelius in Berlin nicht genügend würdigte, während man sich für den viel schwächeren Wilhelm Kaulbach und seine Wandgemälde im Treppenhaus des Neuen Museums begeisterte. Die Berliner Kunstzustände schienen ihm überhaupt jammervoll zu sein. „Eine Hohlheit und dürre Platitude“, schrieb er an seinen Freund Jordan, „die noch nicht einmal zu einer Ahnung des einfachsten Naturalismus gelangt ist, bildet den Durchschnitt und fröstelt einen aus allen Läden, aus allen Sammlungen an“. Auch was er von Landschaften und Sittenbildern der Düsseldorfer Schule zu sehen bekam, vermochte ihn nicht zu erwärmen. Angesichts dessen sehnte er sich — wegen späterer Urteile über seinen angeblichen Klassizismus verdient das hier vermerkt zu werden — nicht etwa nach Cornelius, Preller und Genelli, sondern nach der „handfesten Poesie einer Brouwerschen Schenkenkeilerei“.

Seiner Malstudien wegen verbrachte Schöne den Sommer und Herbst 1862 in Eisenach, wo er zunächst, einer Einladung des Kommandanten von Arnswald folgend, auf der Wartburg, dann in der Stadt wohnte. Durch viel schlechtes Wetter am Arbeiten gehindert und ohne anregenden Verkehr fühlte er sich hier recht einsam, hatte aber auch dann und wann Besuch, so außer von Mutter und Bruder von Preller mit seinem Sohne Friedrich, Weiße mit beiden Töchtern, Holsteins, Jordan, Seydel und Schaller. Den kürzlich aus Italien zurückgekehrten jungen Preller hatte er schon bei einem früheren vorübergehenden Aufenthalt in Weimar kennengelernt und ihn ernster, feinsinniger, lebenswürdiger, als er erwartet hatte, und sehr begabt gefunden. Über einiges, was an ihm störte, schrieb er an Jordan: „Aber das hab ich wahrscheinlich

1. Gottlieb Immanuel Schöne
Vater

2. Ulrike Schöne
Mutter

3. Das Gartenhaus in Dresden-Friedrichstadt

4. Christian Hermann Weiße

5. Friedrich Preller d. Ä.

6. Franz von Holstein

auch, und das muß ein arger Schwächling sein, der am anderen nichts ertragen will“. Er freundete sich dann auch mit dem jungen Preller mehr und mehr an und setzte große Hoffnungen auf seine Künstlerschaft. Mit der Zeit aber mußte er sich zu seinem Bedauern gestehen, daß sein Freund nicht genügend strenge Anforderungen an sich selbst stellte. Dieses Urteil machte auch vor den beiden großen, das Forum Romanum und die Bucht von Bajae mit dem Vesuv darstellenden Gemälden nicht halt, die Preller auf Bestellung von Hermann Härtel malte und die später im Eßzimmer in Schönes Haus einander gegenüber hingen.

Eine Freude für Schöne war es, daß seine Eisenacher Zeichen- und Malstudien den Beifall seines Lehrers Preller fanden. Dessen Urteil war ihm um so wertvoller, als ihn der Briefwechsel mit Weißé und anderen Gelehrten über seinen Protagoras und andere Platonische Probleme immer wieder zur Wissenschaft hinzog und zu überkritischer Beurteilung seiner künstlerischen Leistungen veranlaßte. Leichterem Herzens widmete er sich schriftstellerischer Betätigung auf dem Gebiete der Kunst. So veröffentlichte er in einem Weimarer Blatt einen Aufsatz über Genellis großes Ölbild „Herakles bei der Omphale“ und schrieb für Zeitschriften, etwa über Nachbildungen von Landschaften Schnorrs von Carolsfeld, die Max Jordan herausgab. Auf Fragen, die sich auf die wirtschaftliche Seite des etwas gewagten Jordanschen Unternehmens bezogen, antwortete er dem Freunde mit praktischen Vorschlägen, die einen bei dem jungen Philologen und angehenden Künstler auffallenden Geschäftssinn bekunden, einen Geschäftssinn, den wir uns zum Verständnis der in seiner späteren Verwaltungstätigkeit erzielten Erfolge merken wollen.

Der Winter 1862/63 versetzte den Kreis der Freunde und Schüler Prellers, die sich nach des Tages Arbeit bei ihm zu Gesprächen, zu gemeinsamer Betrachtung von Kunstwerken und zum Hören von Musik einzufinden pflegten, in tiefe Betrübnis. Am 2. Dezember erlag die Frau des Meisters einem unheilbaren Leiden. Schöne war unter denen, die dem schwer getroffenen Manne in dieser Zeit Beistand leisteten, einer der treuesten und zu jedem Opfer an Mühe und Zeit bereit. Am Grabe der Verstorbenen beklagte er in selbstverfaßten Versen den Heimgang der von ihm und seinen Mitschülern geliebten mütterlichen Freundin. Für Preller war zu befürchten, daß der Verlust der Lebensgefährtin, die an seinem künstlerischen Wirken stets Anteil genommen, seine Schaffenskraft lähmen würde, aber das Gegenteil trat ein. Er widmete sich der Arbeit an den Odysseelandschaften noch stärker als vorher und beschleunigte sie so, daß mit der Fertigstellung der Kartons im Frühjahr 1863 zu rechnen war. Diese stellten die dritte Fassung des zyklischen Themas dar, das Preller zum ersten Male in den Jahren 1834 bis 1836 behandelt hatte, als er im Auftrage von Hermann Härtel ein Zimmer in dem von diesem in Leipzig erbauten „Römischen Hause“ auszumalen hatte. Er mußte sich damals des Raumes wegen auf sieben für landschaftliche Darstellung geeignete Szenen der Odyssee beschränken. Von 1856 an nahm er aus freien Stücken den Vor-

2 Pallat, Schöne

wurf wieder auf und schuf fünfzehn Kohlezeichnungen, indem er den sieben im Härtelschen Hause ausgeführten Bildern, die er zum Teil umarbeitete, acht weitere hinzufügte. Die Zeichnungen, die auf der Großen Münchener Kunstausstellung des Jahres 1858 allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung erregten, veranlaßten den Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar zu dem Auftrage an Preller, nach den Entwürfen Gemälde anzufertigen, die, sechzehn an der Zahl, eine eigens dafür bestimmte Halle in dem von dem Architekten Zitek entworfenen Neubau des großherzoglichen Museums schmücken sollten. Preller nahm den Auftrag mit Freuden an, glaubte aber, da er sich seit seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1833 mehr der nordischen Landschaft zugewandt hatte, die ihm gestellte Aufgabe nicht erfüllen zu können, wenn er sich nicht zuvor einem nochmaligen eindringlichen Studium der italienischen Natur widmete. Daher reiste er 1859 mit Frau und Sohn nach Rom, betrieb Studien vorzugsweise in der Campagna und im Sabinergebirge und kehrte 1861 nach Weimar zurück. Hier nahm er alsbald die Arbeit an den Kartons für die sechzehn Gemälde auf.

Schöne, der ihre Entstehung mit Spannung und Bewunderung verfolgte, verspürte, je mehr ihre Zahl wuchs, um so stärker das Bedürfnis, weitere Kreise über das Wesen und die Bedeutung des Werkes zu unterrichten. So entstand im Laufe des Winters 1862/63 seine Schrift „Friedrich Prellers Odysseelandschaften“, die nebst einer Tafel zur Übersicht über die künftige architektonische Anordnung der Bilder im Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig erschien und am 25. April 1863 dem verehrten Meister von seinem dankbaren Schüler als Geburtstagsgeschenk dargebracht werden konnte. Der erste Teil der Schrift enthält philosophisch-ästhetische Betrachtungen, die, den Einfluß von Hegel und Weiße verratend, hinauslaufen auf die Scheidung von Genre- und historischer Malerei — historisch im Sinne von stilvoll, monumental gemeint — und die den Weg bereiten zur Kennzeichnung dieser Art von Landschaftsmalerei Prellers im allgemeinen und der Odysseelandschaften als einer durch Architektur bedingten Aufgabe zyklischer Darstellung im besonderen. Einem kurzen Überblick über Prellers künstlerische Entwicklung und die Vorgeschichte der Odysseebilder folgen dann Ausführungen über die vom Künstler aus dem Epos gewählten Gegenstände der Bilder, deren räumliche Anordnung und Anlage. Im letzten Teile der Schrift nimmt Schöne die bei aller Freiheit des historischen Stils in den Bildern gewährte Treue in der Wiedergabe der charakteristischen Formen der Natur zum Anlaß, durch kurzes Eingehen auf die Geschichte der Landschaftsmalerei Hinweise zur rechten Würdigung des Prellerschen Werkes an die Hand zu geben. Er betont dabei die besondere, Malern wie Josef Anton Koch und Johann Christian Reinhart zu dankende Errungenschaft, „wahrhaft individuelle Gestaltung zu erstreben, die allein erst die allseitige, bis ins letzte gehende Vollendung des Kunstwerkes ermöglicht“ (S. 41). Unter den Nachfolgern jener Meister, bei denen sich bald auch eine mehr genrehafte Richtung in der Auffassung der Landschaft geltend

machte, hebt Schöne schon hier als ein dem eigentlich Historischen sich näherndes hervorragendes Talent Heinrich Dreber hervor. Aber der eigentliche Vollender von Josef Anton Kochs Werk ist ihm Preller mit seinem durch und durch echten historischen Stil, der sich aufs glücklichste mit vollendeter Naturwahrheit und Individualisierung der auch von Koch und Reinhart noch nicht in ihren Besonderheiten voll erfaßten Vegetationen verbinde. Prellers Odysseebilder versetzten uns „mit einem gewaltigen Ruck in eine ideale Welt, zu der wir die Keime im irdischen Leben, in der irdischen Natur mit Entzücken wiederfinden“ (S. 45).

Begeistert vom Werke seines Meisters suchte Schöne noch zweimal die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf zu lenken. Von den Aufsätzen, die er deshalb schrieb, erschien der eine in den von Gustav Freytag herausgegebenen „Grenzboten“ (1863, 380 ff.), der andere in der Hamburger Zeitschrift „Orion“ (II, 1864, 55 ff.). Jeder der beiden das gleiche Thema behandelnden Aufsätze ist nach Inhalt und Form von eigener Art und somit ein sprechendes Zeugnis für Schönes früh entwickelte schriftstellerische Begabung. Der Orion-Aufsatz betont besonders, wie der Künstler, um dem eigentlichen Gebote des seinem Werke zugrunde gelegten Gedichtes gerecht zu werden, den landschaftlichen Hintergrund und die Figuren, die sich auf ihm bewegen, als gleichberechtigte und gleich wichtige Elemente in lebensvollen Zusammenhang gebracht hat, und in dem Aufsatz der Grenzboten ist von der Notwendigkeit, die im Bilde darzustellende Landschaft als ein in sich zusammenhängendes Ganzes, einen lebendigen Organismus aufzufassen, in Ausdrücken die Rede, die einem „die Ganzheiten“ behandelnden Kapitel eines Lehrbuches der Biologie entnommen sein könnten. Die Grundgedanken der drei Aufsätze kehren, neu geformt und in größeren Zusammenhang gebracht, wieder in einem in zwei Fassungen erhaltenen Vortrag über Landschaftsmalerei, den Schöne Anfang Januar 1864 im Kunstverein zu Leipzig gehalten und bald darauf im neu gegründeten Verein für Kunst und Wissenschaft in Weimar wiederholt hat. Außerdem verfaßte er auf Wunsch von Karl von Lützow in Wien für die von diesem herausgegebenen „Rezensionen und Mitteilungen über bildende Kunst“ eine Biographie Prellers, die noch 1863 zu erscheinen begann. Für dieselbe Zeitschrift, die Vorgängerin der Lützowschen „Zeitschrift für bildende Kunst“, lieferte er vom gleichen Jahre ab Mitteilungen über bemerkenswerte Vorgänge im Kunstleben von Weimar.

Diese schriftstellerische Tätigkeit, die Mitarbeit am Durchzeichnen von Prellers Kartons und andere Abhaltungen, von denen die zeitraubendsten mit der Vorbereitung des Künstlerfestes aus Anlaß der Hauptversammlung der Deutschen Kunstgenossenschaft in Weimar vom 16. bis 20. August 1863 zusammenhängen, bewirkten, daß Schönes künstlerische Arbeiten etwas ins Hintertreffen gerieten. Zwar konnte er im Winter 1862/63 auf Grund seiner Eisenacher Studien für zwei Bilder, von denen das eine die Heilige Elisabeth, die an ihrem Brunnen bei der Wartburg Durstige trinkt, das andere eine Felsenlandschaft

mit Kentauren und Satyren zum Gegenstand hatte, die Kartons zeichnerisch durchbilden, aber dabei blieb es auch; zu ihrer Ausführung in Ölmalerei ist er nicht gekommen. Den Elisabethbrunnen zeichnete er später noch einmal in etwas veränderter Fassung zu einem Album, das die Künstler Weimars ihrer Großherzogin widmeten. Den Versuch, ein kleines Ölbild zu schaffen, gab er unbefriedigt wieder auf. Um so eifriger benutzte er jede ihm zur Verfügung stehende Stunde zum Zeichnen und Malen nach der Natur, nicht nur um der technischen Übung willen, sondern vor allem zur Bereicherung mit bildlichen Vorstellungen, was er ein „meubler la tête“ zu nennen pflegte. Landschaftliche Studien betrieb er im Frühjahr und Sommer 1863 in der Nähe von Weimar, im Herbst im Habichtswald bei Kassel, auch in diesem Jahr wieder durch schlechtes Wetter vielfach in der Arbeit gestört. So hatte er am Schlusse seines zweiten Studienjahres wohl Grund, mit dem künstlerischen Ergebnis nicht recht zufrieden zu sein.

Entscheidung für die Wissenschaft

Die im Laufe der beiden Jahre gewonnene Einsicht, daß er mit seinen künstlerischen Bemühungen schwerlich dahin gelangen würde, die hohen Vorbilder, die für ihn die Werke seines Meisters Preller und die von Genelli waren, zu erreichen oder gar zu übertreffen, mag Grund genug gewesen sein, ihn um die Jahreswende 1863/64 zu bestimmen, dem jahrelangen Schwanken zwischen Kunst und Wissenschaft ein Ziel zu setzen, indem er sich endgültig für die Wissenschaft entschied. Aber klarer vielleicht noch als er selbst hat die ihm befreundete Schauspielerin Julie Rettich erkannt, was ihm zum Künstler fehlte. Als sie von seiner Entscheidung für die Wissenschaft hörte, schrieb sie an Weiße: „Daß Dr. Schöne sich nun doch ganz der Wissenschaft zuwenden will, ist mir höchst interessant, wenn es mir auch nicht unerwartet kam. Er hat zur Kunst alles, bis auf den Tic, bis auf die Narrheit, die gehört aber auch dazu. Mich hat einmal eine Braut gefragt, ob sie heiraten solle? Ich habe ihr ohne Bedenken geantwortet: nein, nein, nein! Es gibt Dinge, die auch nicht eine Sekunde bezweifelt werden dürfen.“

Schöne war zu vielseitig veranlagt, um sich einer seiner Möglichkeiten restlos hingeben zu können. Er wählte daher auch, als er sich für die Wissenschaft entschied, als Aufgabenbereich das ihm bereits vertraute klassische Altertum als ein Gebiet, das ihm, besonders nach der archäologischen Seite hin, Gelegenheit bot, seine künstlerischen Erfahrungen und Einsichten zu verwerten. Zu den antiken Schriftstellern hatte er sich schon seit seiner Schulzeit hingezogen gefühlt. Dabei zu bleiben nötigte ihn auch die Archäologie, die damals noch weniger als heutzutage ohne vorher- und nebenhergehende philologische Stu-

dien betrieben werden konnte. Daß ein solcher Unterbau und Halt der neuen Kunstgeschichte zu jener Zeit noch fehlte, mag für Schöne mit ein Grund gewesen sein, den ihm durch eigenes Interesse und gelegentlich erteilten Freundesrat nahegelegten Weg zur Kunstgeschichte und Kunstkritik nicht einzuschlagen.

Freilich schien es eine Weile, als ob er doch mit dem Gedanken daran umginge. Denn obwohl er im Frühjahr 1864 vorhatte, dem Beispiel seines Bruders zu folgen und in Berlin oder Bonn philosophische und archäologische Studien als Vorbereitung auf die akademische Laufbahn zu betreiben, machte er keine ernsthaften Anstalten dazu, sondern begann sich mit den Künstlern, die er als Schöpfer einer neuen deutschen Kunst bewunderte, Asmus Carstens, Peter Cornelius, Schnorr von Carolsfeld, Bonaventura Genelli, zu beschäftigen. Die Fühlung, die er bereits mit Cornelius gewonnen hatte, gab ihm den Mut, ihn zu Beginn des Jahres 1864 aufzusuchen und ihn um mündliche Mitteilung von Erinnerungen aus seinem Leben zu bitten. Cornelius nahm den Wunsch freundlich auf, verschob aber seine Erfüllung bis zum Frühjahr. Die Zwischenzeit benutzte Schöne, um in Weimar an Bildnissen zu arbeiten und in Dresden Schnorr von Carolsfeld aufzusuchen, der dort als Professor an der Kunstakademie und Direktor der Gemäldegalerie wirkte. Auch von ihm erbat er Mitteilungen über den Umschwung in der deutschen Kunst zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Schnorr, der sich dazu gern bereitfinden ließ, erzählte ihm von seiner 1811 bis 1817 in Wien verbrachten Studienzeit, von seinem Aufenthalt in Rom in den Jahren 1817 bis 1826 und von seinen Freundschaften mit Olivier, Heinrich, Horny, Reinhold, Overbeck, Fohr, Veit, Cornelius, Rumohr. Bei diesen Aufzeichnungen befindet sich auch ein von Schnorr 1855 verfaßter Bericht über sein Leben.

In Berlin, wohin Schöne sich am 17. März 1864 begab, fand er gastliche Aufnahme im Hause Cornelius und ihn selbst bereit, sich nach allem, was er wünschte, ausfragen zu lassen. Die Unterhaltung drehte sich in der Hauptsache um das Elternhaus von Cornelius, seine Jugendzeit in Düsseldorf und seinen Aufenthalt in Rom 1811 bis 1819, erstreckte sich aber auch auf spätere Jahre seines Lebens. Die hinterlassenen Aufzeichnungen umfassen 68 engbeschriebene Quartseiten. Man spürt, daß es Cornelius Vergnügen gemacht hat, sich in jene Zeiten zurückzusetzen und durch Schilderung seiner Erlebnisse, seiner Arbeit und seines Umganges Schönes Vorhaben zu unterstützen, das eine Geschichte der deutschen Kunst vom Ende des 18. Jahrhunderts an zu werden schien. Viel Eifer und Mühe hat Schöne auf die Sammlung von Nachrichten über die führenden Künstler jener Zeit verwandt. Der Nachlaß enthält noch eine Menge von Abschriften und Auszügen aus Akten, Briefen und Zeitungen, so auch von zwei Schreiben Niebuhrs aus Rom vom 6. Juni und 8. Oktober 1819, die sich auf die Berufung von Cornelius zum Direktor der Düsseldorfer Akademie bezogen.

In seinen Erinnerungen an Theodor Mommsen sagt Schöne über die Zwecke, die er bei seinem Aufenthalt in Berlin im Jahre 1864 verfolgte, nur: „Ich war in Berlin für einige Monate mit Arbeiten über Carstens und die Berliner Kunstakademie am Ausgang des 18. Jahrhunderts beschäftigt, denen ich teils auf dem Staatsarchiv, teils auf allerlei anderen Wegen nachgehen wollte.“ Die Ergebnisse dieser Nachforschungen waren ungedruckte Briefe von Carstens, Auszüge aus Akten, Ausstellungs- und Sammlungskatalogen, Zeitschriften, Biographien und Reisebeschreibungen und ein Verzeichnis der bei der Berliner Akademie der Künste befindlichen Zeichnungen von Carstens. Im April unterbrach Schöne seinen Aufenthalt in Berlin, um in Leipzig seinem Bruder bei der Herausgabe der Übersetzung der Weltchronik des Kirchenvaters Eusebius zu helfen und eine Anzahl Bildnisse anzufertigen, so von seinem Bruder und dem Ehepaar von Holstein. Frau von Holstein schrieb über sie an seine Mutter, daß in einigen dieser Bildnisse wie in Biographien das Innere und das Erlebte des Menschen deutlich zu lesen stehe. Ende Juli nach Berlin zurückgekehrt, unterzog er sich der mühevollen und nicht ganz ungefährlichen Arbeit, von Carstens Deckenbildern im Königlichen Schloß Durchzeichnungen zu machen. Etwa um dieselbe Zeit muß er einen Aufsatz über Carstens verfaßt haben, denn am 13. September schrieb ihm Lützow, daß er den Aufsatz, der wohl für die „Rezensionen“ bestimmt war, in Druck gegeben habe. Daß Schöne damals weit über Carstens hinausgehende Absichten verfolgte, beweisen außer den umfangreichen Aufzeichnungen über Schnorr und Cornelius seine Bemühungen um Material über den Landschaftsmaler Janus Genelli, den Vater von Bonaventura, und dessen Onkel, den Architekten Hans Christian Genelli, sowie über die Bildhauer Schadow und Rauch.

Gemessen an dem Wenigen, was Schöne aus dem mühsam zusammengebrachten Material gemacht hat — wir kommen später noch darauf zurück — waren für ihn und seine Zukunft bedeutungsvoller die Beziehungen, die er in Berlin mit führenden Gelehrten anknüpfen konnte. Er verdankte sie seinem Verleger Hermann Härtel, der ihn seinen alten Freunden Mommsen und Moritz Haupt, dem klassischen Philologen und Germanisten, empfahl, und seinem Lehrer Weiße, der ihn bei Droysen und dem Philosophen Trendelenburg einführte. Mommsen überraschte ihn durch die Hilfsbereitschaft, mit der er ihm für seine Forschungen nützliche Winke gab. Jüngere Gelehrte, mit denen er in Berührung kam, waren die Kunsthistoriker Herman Grimm, der Historiker Erdmannsdörfer, der Philosoph Wilhelm Dilthey und der Orientalist de Lagarde. Herman Grimm gefiel ihm als Mensch besser als in seinen Büchern, aber seine Bestrebungen und die seines Kreises schienen ihm auf zu nahe Ziele und zu baldige Wirkung gerichtet. Am meisten zog es ihn zu Lagarde, den er schon bei einem früheren Aufenthalt in Berlin durch seine Mitschülerin bei Preller, Margarethe Ludorff, kennen und schätzen gelernt hatte.

Enttäuschte Hoffnung

Die in Berlin verlebten Monate hätten für Schöne wegen der guten Ergebnisse seiner Arbeit und des Verkehrs mit gewichtigen Persönlichkeiten eine erfreuliche Zeit sein können. Aber einmal bedrückte ihn die Frage nach seiner nächsten Zukunft, zum anderen die Ungewißheit, in die er durch seine Neigung für Härtels Tochter Cäcilie geraten war. Was ihn zu ihr hinzog, besagt ein Brief an Jordan vom 1. Oktober 1863: „Sie hat wie wenige das still knospenhafte, welches mir immer als das schönste Teil edler Weiblichkeit erschienen ist. An ihm bewahrheitet es sich im echten Sinne, daß es uns hinanzieht, es schaut uns mit einem so sanften Blick an, und doch ists, als ob er uns ins Tiefste dränge, und unwillkürlich flüchtet gar Manches vor ihm, das sich ihm nicht gewachsen fühlt, und nur das, was wir mehr zu sein streben als wirklich sind, hält ihn aus und wächst in seinem Schein.“ Mitbewerber um Cäcilie war Schönes Freund Albert von Zahn. Dieser hatte zwar im Dezember 1863 auf seine Werbung um sie von ihrem Vater eine verklausulierte, mehr nach Ablehnung klingende als hinhaltende Antwort bekommen, aber da die Eltern ihre Tochter von seiner Anfrage nichts hatten wissen lassen, blieb es ungewiß, wer von beiden bei Cäcilie selbst mehr Glück haben würde. Schöne bangte vor ihrer Entscheidung, weil sie, wenn sie zu seinen Gunsten ausfiele, seinen Freund und im anderen Falle ihn selbst unglücklich machen mußte. Um diesem quälenden Zustand ein Ende zu bereiten, entschloß er sich Anfang August 1864, Vater Härtel seine Liebe zu bekennen und ihn wie die Mutter zu bitten, das Schicksal seiner Wünsche in die Hände ihrer Tochter zu legen. Er erhielt eine ablehnende Antwort. Aber dahinter stand diesmal die Tochter selbst, der die Eltern auf seinen Brief hin sowohl von seiner Werbung wie von der früheren Albert von Zahns Kenntnis gegeben hatten. Sie ließ Schöne durch ihren Vater wissen, daß sie, so sehr sie seine Freundschaft schätze, vor anderen schätze, und so gern sie sie erwidere, sich doch nicht (n o c h nicht, wie sich später erweisen sollte) in der Herzenslage befinde, seinem Antrag zu entsprechen. Dem im freundschaftlichen Tone gehaltenen Schreiben des Vaters fügte die Mutter noch einige Zeilen hinzu, worin sie mit dem Ausdruck schmerzlichen Empfindens und der Bitte um Vergebung für das Weh, das sie und die Ihrigen Schöne unabsichtlich antäten, die Mitteilung verband, daß ihre Tochter, ergriffen von der Liebe, die er ihr entgegenbringe, erst nach schwerem Kampfe zu dem für ihn so bitteren Entschluß gekommen sei.

Das Scheitern seiner schönsten Hoffnung und die naheliegende, wenn auch irrtümliche Annahme, daß nunmehr Zahn der vom Glück Begünstigte sein werde, wenn er nicht auch eine entschiedene Absage erhalten habe, verleiteten Schöne das weitere Verbleiben in seiner Heimat. Der Gedanke tauchte in ihm auf, seine wissenschaftlichen Studien in Italien fortzusetzen statt in Bonn, woran er zuletzt gedacht hatte. Er wandte sich deshalb an den jungen Preller, der sich bereits für einen neuen Aufenthalt in Italien entschieden hatte, um

von ihm näheres von seinen Reiseabsichten zu erfahren. Als um dieselbe Zeit Franz von Holstein ihm mitteilte, daß er und seine Frau den kommenden Winter in Rom zu verbringen gedächten und sich freuen würden, dort mit ihm zusammen zu sein, entschied er sich endgültig für Italien. Mitte September wollte er mit seinem Freunde Preller aufbrechen und fuhr zunächst über Dresden und Leipzig nach Weimar, um überall Abschied zu nehmen. An Weiße schrieb er, daß er auf Bonn vorerst verzichte und zu archäologischen und philosophischen Studien nach Rom gehe. Er empfinde das Bedürfnis nach einer reichen und allseitigen Anschauung als Grundlage künftiger Tätigkeit. Als Weiße vermutete, er wolle in Rom wohl mit der Arbeit über neuere Kunstgeschichte beginnen, antwortete ihm Schöne ausweichend, er werde sich in Italien ausschließlich auf die Studien beschränken, zu denen sich dort Gelegenheit biete. Noch entschiedener war er seinem Bruder gegenüber von dem Plane eines solchen Werkes abgerückt: er möchte von den in Berlin betriebenen Studien noch nichts veröffentlichen, solange die Künstler wie Cornelius noch am Leben seien. Es wäre ihm auch nicht erwünscht, mit einem größeren Werke über neuere Kunst den Beginn zu machen. Dies hielt ihn aber nicht ab, auch weiterhin Stoff dafür zu sammeln. Wenn er dann doch Abstand davon genommen hat, ist das wohl nur zu erklären dadurch, daß seit 1866 die Bücher von Hermann Riegel zu erscheinen begannen, über Cornelius, über Schadow und namentlich seine von Schöne ebenfalls geplante „Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens“.

Vier Jahre im Süden (1864—1868)

Am 15. September 1864 brach Schöne mit dem jungen Friedrich Preller von Weimar zur Reise in den Süden auf, zunächst über Verona nach Venedig, wo Preller sich von ihm trennte. Am 17. November kam er in Rom an, mit seinen Freunden von Holstein, mit denen er in Bellagio zusammengetroffen war. Ein ausführliches Tagebuch bricht leider bereits am 1. Oktober in Mailand ab und enthält nur noch einige Bemerkungen über die Bau- und Kunstdenkmäler zwischen Florenz und Rom. Aus dem Tagebuch müßte man eigentlich auf einen Kunsthistoriker und nicht auf einen Archäologen schließen, denn die Eintragungen beziehen sich fast nur auf Gemälde, Bildwerke und Bauten des christlichen Zeitalters. Von antiken Denkmälern hat ihn anscheinend nur das Amphitheater in Verona gefesselt. Daß unter seinen Aufzeichnungen die über Bilder die erste Stelle und den meisten Raum einnehmen, ist bei der kurzen Spanne Zeit, die ihn von seiner Tätigkeit in Prellers Werkstatt trennten, nicht zu verwundern. Auffallender und für Schöne bezeichnend ist die Aufmerksamkeit, die er der Baukunst widmete. Seine feinen Bemerkungen über die Bauwerke in Venedig zeugen ebenso wie die über die venezianische Malerei von einem

reifen Urteil des vierundzwanzigjährigen Philologen. Sie lassen auch erkennen, wie gut vorbereitet er die neuen Eindrücke aufnahm und wie eifrig er sie sammelte und verarbeitete. In Florenz hielt er sich längere Zeit auf und gewann die kunstreiche Stadt für immer lieb. Daneben sah er sich dort in den Bibliotheken nach älteren Handschriften antiker Autoren um, wobei er auch nach solchen des Rhetors Libanios suchte, dessen neue Herausgabe ihm sein Bruder auf Rat des Professors Dindorf in Leipzig nahegelegt hatte.

In Rom wohnte er mit Holsteins im Gebäude des deutschen Hospitals auf dem Kapitol, wo auch das Deutsche Archäologische Institut seinen Sitz hatte. 1829 von einem internationalen Kreise von Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden als „Institut für archäologische Korrespondenz“ gegründet und über manche Gefährdung hinweg durch preußische Unterstützung am Leben erhalten, stand es in den sechziger Jahren nach einer Epoche mühsamen Fortschreitens im Zeichen des Wiederaufschwungs. Seine Leiter waren Wilhelm Henzen als erster und Heinrich Brunn als zweiter Sekretär. Mit ihnen als Lehrern und Beratern und mit seiner reichhaltigen Bibliothek übte es wie auf die deutschen so auch auf die italienischen und anderen fremden Gelehrten eine starke Anziehungskraft aus. Den lebendigsten Teil seiner Besucher bildeten Stipendiaten des Institutes und andere Jünger der Altertumswissenschaft, die zu ihrer weiteren Ausbildung oder zur Ausführung bestimmter Arbeiten nach Rom kamen. Sie fanden sich bei den Führungen, die Henzen und Brunn hielten, bei den Sitzungen des Instituts, den offenen Abenden, die freitags bei Henzen und sonntags bei Brunn stattfanden, und in der Mehrzahl am gleichen Mittagstisch zusammen und bildeten den trotz ständiger Erneuerung ziemlich fest geschlossenen Kreis der kapitolinischen „ragazzi“. Im Winter 1864/65 gehörten dazu die Archäologen Helbig, Kekulé und Benndorf, die Philologen Zangemeister, Reifferscheid und Studemund und die Althistoriker Nissen und Köhler. Für Schöne hätte es nahegelegen, alsbald Anschluß an diesen Kreis zu suchen. Da er aber mit Holsteins zusammen wohnte und die ihm befreundeten Maler Friedrich Preller (d. J.) und Theodor Grosse in Rom waren, kam er nur langsam mit den Fachgenossen in Verkehr. Ihr gemeinsames Leben begann er erst ganz zu teilen, als Holsteins im Frühjahr 1865 Rom verließen. Die ersten, mit denen er nähere Fühlung gewann, waren Reinhard Kekulé und Otto Benndorf. Von ihnen stand Kekulé, der in Göttingen, Erlangen und Berlin studiert hatte und nach seiner Promotion zwei Jahre Amanuensis des Berliner Archäologen Eduard Gerhard gewesen war, im zweiten Stipendiatenjahr, während Benndorf, aus Bonn gekommen, wo er seine Ausbildung bei Otto Jahn und F. Gottfried Welcker empfangen hatte, gleichzeitig mit Schöne in Rom eingetroffen war. Gegen beide stand Schöne, der in Leipzig Archäologie bei dem von ihm nicht sonderlich geschätzten Johannes Overbeck nur nebenbei getrieben hatte, an Schulung auf diesem Gebiete zurück. Dafür war er um so vertrauter mit der neueren, insbesondere der lebenden Kunst und besaß, was für einen Archäologen besonders wertvoll ist, ein ge-

schultes Auge und eine im Zeichnen geübte Hand. Dazu kam der Gewinn, den er für das Verständnis und die Beurteilung von Kunst aus dem Verkehr mit den ihm nahestehenden Künstlern zog, vor allem aus dem mit Heinrich Dreber, dem achtzehn Jahre älteren Landschaftsmaler, mit dem er durch Holsteins und Preller bekannt wurde. Die Eindrücke, die er von ihm und seiner Kunst gewann, waren so stark und nachhaltig, daß er sich, als er schon hoch an Jahren war, entschloß, seine Erinnerungen an ihn zu einer Biographie auszugestalten. Er verfaßte sie während des ersten Weltkrieges, konnte sie aber nicht veröffentlichen, da er bald nach ihrer Vervollendung starb. Erst 1940, im Jahre seines hundertsten Geburtstages konnten sein jüngster Sohn Friedrich und sein Enkel Wolfgang Schöne das nachgelassene Werk herausgeben.

Dreber, 1822 in Dresden geboren, gehört zu den Hauptvertretern der in der deutschen Malerei von Joseph Anton Koch ausgehenden „Klassischen Landschaft“. Was ihn auszeichnete, ist die Zartheit seiner Empfindung und sein unmittelbares Verhältnis zur Natur. Als Schüler Ludwig Richters kam er 1843 nach Rom und blieb dort bis an sein Lebensende im Jahre 1885. Er lebte und wohnte in der *Passeggiata di Ripetta* zusammen mit zwei Künstlern aus Kassel, den Bildhauern Gerhardt und Kaupert. Ein weiterer, ebenfalls aus Kurhessen stammender Hausgenosse, der Maler Gunkel, war schon vor 1864 nach Deutschland zurückgekehrt. Für Schöne wurde diese „Casa Cassel“, wie sie in den römischen Künstlerkreisen hieß, die Stätte eines Verkehrs, wie er ihn sich schöner und anregender nicht wünschen konnte. Dreber gab dazu die Veranlassung, indem er ihn, Holstein, Preller und Grosse einlud, jeden Samstagabend mit ihm und seinen beiden Hausgenossen zu verbringen. Bald kamen zu diesem Kreis hinzu der Maler Albert Hertel, der angehende Philosoph (und spätere Reichskanzler) von Hertling, Kekulé und Benndorf, ein Jahr später der Landschaftsmaler Alfred Metzener, Albert von Zahn, der damals Leiter des Leipziger Museums war, und die archäologischen Stipendiaten Carl Dilthey und Edwin Bormann, von denen jener später Professor in Göttingen, dieser in Wien war. 1867 wurde als hessischer Landsmann Carl Justi, der bereits den ersten Band von „Winckelmann und seine Zeitgenossen“ veröffentlicht hatte, freudig in dem Kreis begrüßt. Aus den abendlichen Zusammenkünften erwuchs eine herzliche Freundschaft und Verehrung aller Beteiligten für Dreber, der der natürliche Mittelpunkt war. „In dem Freundeskreis waren die verschiedensten deutschen Landschaften und politischen Richtungen vertreten. Im ganzen waltete wohl in der ersten Zeit die Stimmung der preußischen Konfliktzeit vor, mit der sich bei einzelnen Nichtpreußen damals auch antipreussische Stimmungen verbanden. Aber schon am Ende des Winters 1864/65 war es Dreber, der in diesem Kreis anfang, Bismarck zu verteidigen und wiederholt prophezeite, wir würden ihn noch verehren und preisen lernen. Es dauerte nicht lange, so ging seine Prophezeiung in Erfüllung. Die Ereignisse des Jahres 66 taten das Ihrige, um auch in diesem kleinen Kreise sehr verschiedene Anschauungen nach und nach auszugleichen und in vaterländischer Erhebung zu vereinigen.“

Durch die lebendigen Beziehungen zur neueren Kunst wurden die Archäologen angeregt, sich auch mit der Renaissance zu beschäftigen. Bestärkt und gefördert wurden sie darin durch Albert v. Zahn, der für sie Führungen durch die römischen Galerien veranstaltete. Sie blieben so auch von dieser Seite her davor behütet, „die antike Kunst als eine isolierte Erscheinung anzusehen und die besonderen Kenntnisse und Fertigkeiten, die zu ihrer Erforschung durch die Natur der Überlieferung erfordert werden, als Selbstzweck zu behandeln und zu überschätzen“. Auch dem Maler Grosse hatten Schöne und seine archäologischen Freunde mancherlei Förderung zu verdanken. So lernten sie von ihm Messungen an antiken Standbildern auszuführen. Im ganzen war es für sie ein Glück, daß sie der Verkehr mit Dreber und den übrigen Künstlern, zu denen für Schöne auch der damals 75 Jahre alte Overbeck gehörte, vor der Trennung der wissenschaftlichen von der Kunstwelt bewahrte, die früher in Rom und vielfach auch in Deutschland bestanden hatte. Ein Angehöriger der älteren Generation, der um die Schädlichkeit dieser Trennung wußte und sich deshalb in Verbindung mit schaffenden Künstlern hielt, war Heinrich Brunn. Er, der mit seinem Wirken in Rom Winckelmanns Werk als des Schöpfers der Kunstgeschichte fortsetzte und damit einen neuen Abschnitt der deutschen Archäologie einleitete^{o)}, war es auch, der durch Lehre und Beispiel den Jungen nahelegte, bei der Deutung und Würdigung der antiken Kunstdenkmäler stets von der Anschauung und nicht vom Wissen auszugehen. Die meisten bedurften wohl dieser Mahnung, da sie, mehr philologisch als archäologisch geschult, leicht mit vorgefaßten Meinungen an die Denkmäler herangingen. Für Schöne, der im Anschauen geübt und mit Gelehrsamkeit nicht allzu stark belastet nach Rom kam, war Brunns Methode ohne weiteres einleuchtend. Er bedauerte deshalb sehr, daß Brunn bereits im Frühjahr 1865 Rom verließ, um die Professur für Archäologie in München zu übernehmen.

Über allem, was Schöne in Rom anzog und bereicherte, stand ihm seine eigene wissenschaftliche Forschung. In ihr ganz aufzugehen, war ihm nach dem schmerzlichen Erlebnis des letzten Sommers Bedürfnis, aber auch Pflicht, um möglichst bald zu etwas zu kommen, worauf er Zukunftspläne bauen konnte. In Florenz hatte er noch an Aufgaben aus der neueren Kunstgeschichte gedacht und sich in Orvieto zu Studien über Luca Signorelli angeregt gefühlt. Auch in Rom beschäftigten ihn noch Fragen der christlichen Kunst, z. B. die der Entwicklung der Innengestaltung großer Räume, wie sie ihm in den Appartamenti Borgia und in der Cappella Sistina entgegentraten. Aber die Aura des Kapitols, wo ihm die reiche Bibliothek des Archäologischen Instituts zur Verfügung stand und wo er von seiner Wohnung aus das Forum und den Palatin täglich vor Augen hatte, zog ihn bald zur Altertumswissenschaft zurück. So begann er, nachdem er den Winter 1864/65 mit dem Studium der Bau- und Kunstdenkmäler Roms und dem Vergleichen von Handschriften in der Biblio-

^{o)} s. G. Rodenwaldt, Archäologisches Institut des Deutschen Reiches 1829—1928, S. 22.

thek des Vatikans verbracht hatte, im Frühjahr 1865 mit der Arbeit über eine griechische Vase, einen jetzt in Wien befindlichen Stamnos mit der Darstellung der Tötung des Argos, des Wächters der Jo, durch Hermes. Der für die *Annali* des Archäologischen Instituts bestimmte Aufsatz, der den Inhalt und Stil des Vasenbildes und die sonstigen Jo-Argos-Darstellungen behandelte, verursachte ihm viel Mühe, weil er ihn in italienischer Sprache abfassen mußte und erst kurz vorher mit der gründlichen Erlernung der Sprache angefangen hatte. Gleichzeitig begann er sich an der von Otto Benndorf geplanten Beschreibung der antiken Bildwerke des Lateran zu beteiligen. „Wie seinerzeit Gerhard, schreibt er später, so mußte jeder mit offenen Augen nach Italien kommende Archäologe durch die Masse der unbekannten oder unzureichend bekannten Denkmäler betroffen werden und zu der Einsicht gelangen, mit einem wie unzureichenden und zufälligen Material die Archäologie im Norden arbeite. Das Archäologische Institut war gegründet, um Abhilfe zu schaffen. Jahn, in jener Zeit der wirksamste archäologische Lehrer, entließ jeden Schüler, der nach dem Süden ging, mit der dringenden Aufforderung an der Aufnahme des Materials energisch mitzuarbeiten.“ Diese Mahnung wollte auch Benndorf befolgen. Seine und Schöne's Hoffnung, mit der Arbeit in einigen Monaten zustande zu kommen, sollte sich freilich nicht erfüllen. Obwohl die Beschreibung nicht alle antiken Überreste des Lateran, sondern nur die Denkmäler mit figürlichen Darstellungen umfassen sollte, zog sich die Arbeit daran, zu der noch die Anfertigung von etwa fünfzig Zeichnungen durch Schöne hinzukam, über zwei Jahre hin.

Im Sommer 1865 begab sich Schöne mit Benndorf und Kekulé ins Sabinergebirge nach Olevano, dem durch seinen Eichenwald, die *Serpentara*, berühmt gewordenen Lieblingsaufenthalt der deutsch-römischen Maler. Die Freunde verlebten dort mehrere Wochen in der oberhalb des Städtchens gelegenen Casa Baldi, wo bereits Friedrich Preller mit den Landschaftsmalern Metzener und Sommer eingezogen war und wo sich bald noch Henzen mit Frau einfand. Die Umgebung und der Verkehr mit den Malern hätten Schöne in seinem Entschluß, sich ganz der Wissenschaft zu widmen, wankend machen können. Er widerstand aber der Lockung und begnügte sich damit, einiges Landschaftliche mit dem Zeichenstift festzuhalten. In einem Brief an Frau von Holstein vom 23. Juli 1865 heißt es: „Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß die Natur für den Anfang zu schön ist. Es kann einen fast bedrücken, denn man sieht wohl Herrlichkeiten mit dem ersten Augenblick, aber man sieht auch gleich, daß man bei weitem nicht alles sieht und im Grunde wie ein Halbblinder herumläuft. Das Gefühl wird man nicht los, wie man es ja allem wahrhaft Schönen gegenüber nie ganz verliert. Wofür gäbe es auch eine Unendlichkeit?“

Von Olevano wurden Ausflüge unternommen, so mit Preller nach Subiaco und Cervara, wo ihn die Größe der Gebirgslandschaft stark berührte, mit Benndorf zu archäologischen Studien nach Palestrina, dem alten Praeneste, und

mit Kekulé, Benndorf und Metzener über Segni nach Cori und Norma-Ninfa, wohin die „kyklopischen“ Mauern der alten Städte Cora und Norma und die Ruinen der halb im Sumpf versunkenen mittelalterlichen Stadt Nympha lockten. Hier widmete sich Schöne vornehmlich dem Studium der im Museo Borbonico aufbewahrten Funde aus den antiken Stätten und Arbeiten in der Handschriftensammlung der Bibliothek.

Ein Aufenthalt in Pompeji sollte entscheidend für seine weitere wissenschaftliche Betätigung werden. Schon im Winter 1864/65 hatte er sich besonders für die römische Kunst erwärmt und an seinen Bruder geschrieben, daß er sich mit dem Gedanken einer Abhandlung über den kunstgeschichtlichen Stand der Trajanssäule trage, in der er nachzuweisen hoffe, daß der Höhepunkt der eigentlich römischen Kunst in der Zeit Trajans liege. Vermutlich sind ihm auch damals schon die Arbeiten des Turiner Architekten Carlo Promis bekannt gewesen, insbesondere dessen Baugeschichte von Turin, nach Schönes später geäußertem Urteil ein Musterbeispiel der Behandlung älterer Stadt- und Befestigungsanlagen. Pompeji nun zeigte ihm in einem einzigartigen Bilde den innigen Zusammenhang antiker Architektur mit Malerei und Bildnerei. Dadurch angeregt entwickelte er in einem am 3. November 1865 an Holstein gerichteten Briefe den Gedanken an ein Buch: „Es wird die römische Kunst oder die italienische vielmehr betreffen, und möglich ist, daß ich alles, was ich zu sagen hätte, in eine Baugeschichte von Pompeji zusammenfassen könnte. Möglich aber auch, daß nur ein Band Beiträge daraus wird. Es würde sich dabei um den Nachweis handeln, daß die Kunst auf italienischem Boden im Altertum in der Tat eine eigene, eigentümliche (wenn auch nicht im engeren Sinne selbständige) Entwicklung gehabt hat, am frühesten und deutlichsten in der Architektur, ebenso aber auch die Skulptur. Es scheint sich dabei aber herauszustellen, daß die italischen Stämme aus eigener Kraft keine Kunst zu produzieren vermocht haben, wohl aber bei dem Zusammentreffen mit anderen Stämmen ein starkes Ferment in der Kunst, die sich aus diesem Zusammentreffen entwickelt hat, gebildet haben. Mir ist Neapel und Pompeji in diesen Beziehungen höchst belehrend gewesen. Dort treffen so verschiedene Nationalitäten in der alten Kunst zusammen, daß man auf solche Gesichtspunkte ungleich entschiedener hingeführt wird als in Rom, wo man neben ein paar griechischen Werken meist nur die uniformierte Kunst der Kaiserzeit sieht. Freilich ist auch hier unendliches Material, aber die Ausgangspunkte liegen im Süden und vielleicht auch in Etrurien. Die reichste Fundgrube zunächst bleibt Pompeji.“ Es folgt in dem Briefe ein Überblick über die Bauweisen, die in Pompeji im Laufe der Zeit einander abgelöst haben. „Die Resultate nehmen sich im Grunde sehr einfach aus, und es erscheint fast überflüssig, deshalb ein Buch zu schreiben. Aber die weitgehenden historischen Bezüge der Sache machen es notwendig, in alles Einzelne einzugehen. Darum wird es auch noch ziemlich gründlicher Studien an Ort und Stelle bedürfen, ehe ich an die Arbeit selbst denken kann.“ (Brief an Weiße 23. 3. 1865 — Italien II.)

Die 1865 in Pompeji begonnenen Studien setzte Schöne in den Sommer- und Herbstmonaten der beiden folgenden Jahre fort, 1866 mit seinem Fachgenossen Heinrich Nissen und dem Architekten Paul Laspeyres, mit denen er sich in Rom angefreundet hatte. Die Winter auf 1866 und 1867 verbrachte er in Rom. Hier arbeitete er weiter an dem Lateranwerk, trieb Vitruv- und andere Studien und verglich in der Vaticana Libanios- und andere Handschriften. Daneben half er Henzen gegen ein Entgelt, das ihm ein leidliches Auskommen sicherte, an der Bearbeitung von Inschriften für das *Corpus Inscriptionum Latinarum*. Insbesondere beschäftigten ihn oskische Ziegel- und Amphorenstempel und gemalte Inschriften auf Amphoren und anderen Vasen aus Pompeji. Früchte dieser Arbeit gehörten zu den Gegenständen, über die er gelegentlich in den wissenschaftlichen Sitzungen des Archäologischen Instituts, den Adunanzien, berichtete. Seinen ersten Vortrag hielt er bereits am 7. April 1865 über den Siegelabdruck eines geschnittenen Steines mit der Darstellung von Achill und Penthesilea. In einer späteren Sitzung, in der er über den Kopf der Athena Albani sprach, unterschied er an griechischen Köpfen nach dem Winkel, den die Stirne mit der Nase bildet, drei Profiltypen, den attischen, den polykletischen und den lysippischen, und wies die Verwandtschaft des Athenakopfes mit dem polykletischen Typus nach. Ein andermal behandelte er die römischen Büsten mit Bruststücken, wobei er ihren Typus von den aus Wachs gebildeten *imagines maiorum* ableitete, die in den Atrien römischer Häuser aufgestellt waren. Weiterhin teilte er seine Beobachtungen an dem Tempel der Fortuna in Pompeji mit, ferner die über die sogenannte Serviusmauer, deren auf dem Aventin erhaltenen Teil er wegen des darin zwischen Bruchsteinen erhaltenen Kalkmörtels, der in Pompeji erst in hellenistischer Zeit vorkommt, für jünger erklärte, als bis dahin angenommen war. Seine letzten Vorträge betrafen eine Marmorbasis im Dionysostheater zu Athen und auf der Insel Melos gefundene Tonreliefs.

Von den Aufsätzen, die er damals veröffentlichte, ist der über die Vase mit der Argostötung bereits genannt. In der Folge erschienen von ihm im *Bullettino* des Archäologischen Instituts Mitteilungen über Bronzen, Vasen und Terrakotten im Besitze von Alessandro Castellani und über Ausgrabungen in Pompeji und Taormina. Zusammenfassend behandelte er in einem 1866 in den *Annali* veröffentlichten Aufsatz die praenestischen Cisten, die zahlreich in Palestrina gefundenen, bronzenen oder hölzernen, mit Silber, Bronze oder Leder überzogenen runden Behälter, die zur Aufnahme weiblicher Schmucksachen dienten. Ihr berühmtestes Stück ist die in der Villa Giulia befindliche Ficoronische Ciste. Sie gilt jetzt als ein um 330 v. Chr. von Novios Plautios in Rom gefertigtes Werk und die in Umrißzeichnung eingeritzte Darstellung der Landung der Argonauten in Bithynien als Wiedergabe eines griechischen Gemäldes. Schöne urteilt über sie, auch jedes einzelne, vom Beschauer mit einem Blick zu erfassende Teilstück sei bemerkenswert. Bei einem ebenen Gemälde würde das kein geringer Fehler sein, bei dem Gefäß aber sei es ein preisens-

werter Vorzug und ein Beweis bewunderungswürdiger künstlerischer Weisheit. Er hält die Darstellung deshalb nicht für die Kopie eines Gemäldes, sondern für die selbständige Schöpfung eines griechischen Künstlers, wahrscheinlich eines Freigelassenen der Plautier. Sicher italische Werke derselben Zeit ahmten griechische Werke nach, oft ohne ihren Sinn zu verstehen, nur auf Grund bildlicher Überlieferung und mit willkürlichen Zusätzen. Mit diesen Ausführungen wurde die kunstgeschichtliche Stellung der Ciste wohl zum erstenmal richtig bestimmt. Der Aufsatz hätte deshalb verdient, von Ernst Pfuhl in seinem Buche „Malerei und Zeichnung der Griechen“ II 793 ff. beachtet zu werden, und das um so mehr, als dieser das Kunstwerk ungefähr ebenso beurteilt wie Schöne. Brunn, der von ihm einen Abdruck des Aufsatzes erhielt, dankte ihm dafür in seiner Art mit kritischen Bemerkungen, wobei er besonders auf die stilistischen Unterschiede zwischen den minder kunstvoll verzierten Cisten hinwies. „Ich glaube, durch Ihren Lebensgang haben Sie Ihr Auge besonders auf das künstlerisch Schöne ausgebildet, was ja wahrlich kein Tadel ist. Sie müssen es nun erst nach und nach für das mehr oder minder Häßliche kritisch stimmen, was freilich nicht immer eine erfreuliche Aufgabe, aber doch für die historische Betrachtung sehr nötig ist.“

Zeitweise häuften sich in Rom die Arbeiten für Schöne derart, daß er trotz allen Fleißes nicht wußte, wie er ihrer Herr werden sollte, dies besonders, als er in Vertretung des Institutszeichners eine Anzahl Aufnahmen von Antiken der Villa Albani, deren Auflösung bevorstand, anfertigen sollte. Auch für Baedekers Mittelitalien hatte er einen Teil von Rom — der andere lag in der Hand von Nissen — zu überprüfen, eine Aufgabe, die ihm nicht unwillkommen war, weil er damit seine Lage verbessern und Rom noch gründlicher kennen lernen konnte. Hieran schloß sich bald eine weitere, die Bearbeitung für die neue Auflage von Baedekers Unteritalien. Der Auftrag gab ihm die Möglichkeit, im Frühjahr 1867 Sizilien zu besuchen. Vorher mußte er sich allerdings mit seinen „Wein- und Essig-Etiketten“, den pompejanischen Amphoren-Inschriften, tüchtig plagen und die Lateranarbeit druckfertig machen. Auf der Reise nach Sizilien war Benndorf sein Reisegefährte. An Franz v. Holstein schrieb er am 7. Juni 1867 aus Pompeji: „Die Reise war sehr lehrreich und im Ganzen lohnend. Sizilien ist wieder so sehr anders als Italien, und, wenn auch nicht schöner oder ebenso schön, doch in seiner Art unersetzlich. Moderne Kunst darf man freilich nicht dort suchen: da ist wenig Erquickung zu holen, die ganze normannische Architektur kann mir bis auf die Innendekoration von Monreale gestohlen werden, diese ist allerdings von unglaublicher Wirkung und mit nichts, das ich kenne, zu vergleichen, höchstens mit S. Marco. Von meinen pompejanischen Arbeiten mache Dir ja keine schöne Vorstellung. Was ich herausbringe, wird sich nach nicht viel ausnehmen, weder dem Umfang nach noch sonstwie, wenn es auch wichtig ist, daß diese Untersuchungen einmal gemacht werden, um zu zeigen, wie viel mehr man wissen kann als bisher geträumt worden. Noch bin ich nicht einmal entschieden über Gestalt und Umfang der

Arbeit. Ich schrieb Dir wohl, daß Nissen auch mit Arbeiten über Pompeji beschäftigt ist, und daß wir uns so einrichten wollen, uns möglichst zu ergänzen.“ Nissen hat damals für die Baugeschichte Pompejis, die Schöne zu schreiben gedachte, den auf das Privathaus bezüglichen Teil übernommen. Nur etwa ein Jahr älter als Schöne war Nissen bereits zwei Jahre vor ihm nach Italien gekommen und hier mit den Vorarbeiten für eine italische Landeskunde beschäftigt, wofür er sich die Mittel und Kenntnisse durch Überarbeitung der Baedekerschen Reisehandbücher für Italien beschaffte. Schöne bewertete ihn hoch als tüchtigen und unterrichteten Menschen von einfachen, klaren Anschauungen und fand den Umgang mit ihm so angenehm wie mit wenig anderen. Nissen seinerseits liebte Schöne um der Güte und Reinheit seines Wesens willen und schätzte ihn wegen seiner Klugheit und seines Kunstverständes; er fand ihn nur bisweilen zu gütig, im allgemeinen zu sorgenvoll und, was ihm für die Zukunft des Freundes besonders gefährlich erschien, allzu bescheiden.

Schöne folgte dem Beispiel Nissens und blieb so lange in Italien, wie er es seiner Arbeit wegen für nötig hielt. Als er seine Studien in Pompeji vorläufig abgeschlossen hatte und die Lateranbeschreibung nahe vor dem Erscheinen war, schien der Zeitpunkt für die Rückkehr nach Deutschland gekommen zu sein, aber stärker zog es ihn nach dem Ursprungsland der Kunst, die er bis dahin — abgesehen von den Tempeln in Paestum und Sizilien — nur in Nachbildungen und Nachklängen kennen gelernt hatte. So begab er sich Ende September 1867 mit Kekulé und Benndorf nach Griechenland, um dort den Rest des Jahres zu verbringen. In Ancona schiffte sich „die capitolinische Trias“ ein. Man war sehr zufrieden, daß eben damals bei Breitkopf und Härtel in Leipzig das stattliche Buch „Die antiken Bildwerke des lateranensischen Museums“ herauskam, das Wilhelm Henzen und Heinrich Brunn gewidmet war. Die Fachwelt hieß das Werk willkommen als eine den wissenschaftlichen Anforderungen gerecht werdende Beschreibung der bis dahin zum großen Teil wenig bekannten Denkmäler. Besonders begrüßt wurden die in einem solchen Verzeichnis zum erstenmal angegebenen Maße, die sachlich getreuen Abbildungen, das bei jedem Stück verzeichnete Schrifttum und die Verweisungen auf gegenständlich oder stilistisch verwandte Werke. In den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1868, S. 322) sagt Conze: „Erst jetzt kann das Lateranensische Museum zu den bestbeschriebenen und damit nutzbarsten Antikensammlungen zählen.“

Den Verlauf der Reise nach Griechenland hat Schöne später geschildert: „Ein Zufall zwang uns zu einem nicht geplanten Seitensprung. Im Sommer 1867 hatte die Cholera in Italien geherrscht. Als wir nach Griechenland aufbrachen, galt sie noch nicht für erloschen, und als wir mit dem Lloydampfer nach Syra kamen, wollte man uns nicht nach dem Piräus weiter fahren lassen, ohne eine Quarantäne zu bestehen, die wir auf einer obdachlosen Felseninsel, ein paar Kilometer weit von Syra, verleben sollten. Das war unmöglich, und so blieb nichts übrig, als auf dem Dampfer zu verbleiben und nach Smyrna

7. Richard Schöne, Selbstbildnis 1863

8. Heinrich Dreber

9. Hermann Härtel

10. Otto Benndorf

weiter zu fahren, wo man uns nach einigen Quarantäne-Tagen ruhig an Land gehen ließ. Die Zeit bis zum Abgang des nächsten Schiffes nach dem Piräus benutzten wir, um uns Smyrna und seine nächste Umgebung zu betrachten und einen Ausflug nach Ephesus zu machen, wo wir dem Leiter der dortigen Ausgrabungen Mr. Wood begegneten. Es war die erste Bekanntschaft Benn-dorfs mit einer Stätte, der er später so viele Jahre, so viele Arbeit und so viel Kraft widmen sollte. Nach diesem kurzen Abstecher auf dem kleinasiatischen Boden fuhren wir nach Athen hinüber und fanden dort sehr willkommene Aufnahme im Hause des Botanikers Heldreich, bei dem wir während unseres ganzen athenischen Aufenthaltes wohnten. Die erste Zeit ging naturgemäß damit hin, alle wichtigen Stätten und Monumente kennen zu lernen. Uns trat nach den italienischen Jahren in den athenischen Denkmälern, trotz ihrer damals noch verhältnismäßig geringen Zahl, der Zauber der griechischen Originalarbeit lebhaft entgegen. Die große Zahl von Reliefs aus der besten Zeit, die auf athenischem wie auf anderem griechischem Boden gefundenen Werke der Kleinkunst, Vasen, Terrakotten, Bronzen zogen magnetisch an, und nachdem wir anfänglich meist zusammen gearbeitet hatten, sahen wir bald, daß, wenn wir nicht ganz ohne greifbare Ergebnisse heimkommen wollten, ein jeder eigene Wege verfolgen mußte. Kekulé fand sehr bald in der Katalogisierung der Skulpturen des Theseions [der im sog. Theseion aufbewahrten Denkmäler] und in der Bearbeitung der Bruchstücke der Nike-Balustrade zwei Aufgaben, die ihn anzogen und in verhältnismäßig kurzer Zeit zu bewältigen waren. Auch an Benndorfs Untersuchungen der damals noch in den Anfängen stehenden Scherbensammlung der Akropolis beteiligte er sich lebhaft. Für alle topographischen und epigraphischen Fragen fanden wir bei Köhler*) reiche und sichere Belehrung. Das Land haben wir nur in sehr beschränktem Umfange kennen gelernt. Außer einigen Ausflügen innerhalb Attikas (nach Eleusis, Sunion) mußten wir uns darauf beschränken, Korinth, Mykene, Argos, Tiryns und Nauplia kennen zu lernen. Auch dieser bescheidene Ausflug ist uns doch unvergeßlich geblieben. Den Blick von Akrokorinth, der fast den ganzen Schauplatz der griechischen Geschichte umfaßt, genossen wir um Sonnenuntergang. Mykene und Tiryns hatten noch nicht die eigentümliche historische Bedeutung gewonnen, die sie erst Schliemann verdanken. Der Eindruck aber, namentlich von Mykene, war nicht geringer als heute, wo das nächste Interesse durch die Ergebnisse der neuen Ausgrabungen gefesselt, vielleicht auch eingeschränkt ist.“

Unmittelbarer als in diesen späten Aufzeichnungen (1910) äußerte sich Schöne unter dem frischen Eindruck der Reise in Briefen an seine Freunde, so am 22. November 1867 an Frau von Holstein: „Griechenland ist unbeschreiblich schön. Nach dem vielen Römertum bin ich vielleicht doppelt empfänglich für die griechische Welt geworden. Wenn man auf die Akropolis

*) Dr. Ulrich Köhler, der deutschen Gesandtschaft in Athen als Wissenschaftler attachiert, später Erster Sekretär des Archäologischen Institutes daselbst, zuletzt Professor für alte Geschichte an der Universität Berlin.

kommt, möchte man mit allen Fühlfäden den Hauch einer Zeit ergreifen, wo ein Volk seine Ideale verwirklicht hat wie nie vorher und nie nachher. Wie sind die Menschen klug und einfältig, fröhlich und ernst gewesen! Sie haben rasch zu Ende geführt, mit aller Kraft, was sie begonnen, und so steht die Burg da als ein Monument einer Zeit, und zwar derjenigen, in der Griechenland kulminierte. Sie hat nicht lange gedauert, aber gerade so lange, um sich ganz und ohne Abzug zu verewigen.“

Das Ziel von Schönes wissenschaftlicher Arbeit in Athen war die zeichnerische Aufnahme und Herausgabe der an verschiedenen Stellen der Stadt aufbewahrten Weih- und Urkundenreliefs mit figürlichen Darstellungen, soweit sie bis dahin überhaupt nicht oder nur in unzulänglichen Abbildungen veröffentlicht waren. Gleichzeitig war er bemüht, die Reste der Marmorfiguren, die, einzeln auf Platten von schwarz-blauem eleusischem Kalkstein befestigt, den Fries des Erechtheion gebildet hatten, aufzusuchen, zu sammeln, soweit wie möglich zusammenzusetzen und zu zeichnen. Er scheint dabei gehofft zu haben, mit Hilfe der Angaben über Bezahlung von Figuren, die in den Bruchstücken der Abrechnung über den Erechtheionbau als im Jahre 408/07 am Fries angebracht verzeichnet sind, etwas über den Inhalt und die Komposition des Frieses feststellen zu können. Veranlaßt zu diesem Versuch hat ihn vielleicht, daß er auf einem Inschriftblock ein Stück der Baurechnung aus dem Jahre 409/08 erkannte, in dem von der Anbringung und Bearbeitung von Platten eleusinischen Steins an der Südseite der Cella des Erechtheion die Rede ist, an denen die Friesfiguren befestigt werden sollten.

Als die drei Freunde ihre Arbeiten so weit gebracht hatten, daß sie glaubten, sie in der Heimat vollenden zu können, brachen sie Anfang Februar 1868 vom Piräus mit einem französischen Messengeriedampfer nach Messina auf und begaben sich zu Schiff weiter nach Neapel und von da nach Rom zurück. Hier war inzwischen Hermann Härtel mit Frau und drei Töchtern eingetroffen. Die Möglichkeit eines Zusammentreffens hatte Jordan ihm bereits am 30. Januar 1868 angekündigt: „Aller Wahrscheinlichkeit nach wirst Du Härtels in Rom wiedersehen — auch Cäcilie. Du kannst wissen, bester Freund, daß es nicht Zagheit von mir, sondern eher der größte Mut ist, wenn ich Dich gänzlich an Dich selber weise. Wer so wie Du das Recht hat, in seinem Herzen das beste Gesetz seiner Handlungen zu fühlen, kann ruhig kommen lassen, was sonst vielleicht erschreckt. Auch wirst Du nicht ausweichen, weder aus Schmerz, noch aus Stolz. Geschehen ist nichts inmittels, die Dinge liegen unberührt.“ Schon am 15. März konnte Schöne an Jordan schreiben: „Ich habe das ersehnte Glück endlich gefunden: gestern früh habe ich mich mit Cäcilie verlobt, Gott weiß, wie alles gekommen, aber froh und glücklich sind wir und ruhig und freudig für das Leben.“

Am liebsten wäre nun Schöne gleich mit der Braut in die Heimat gereist. Aber eine Arbeit, um deren Übernahme ihn auf Empfehlung von Theodor Mommsen die Akademie der Wissenschaften in Padua ersucht hatte, hielt ihn

noch in Italien zurück. Es handelte sich um die Verzeichnung und teilweise Herausgabe der Altertümer des Museo Bocchi in Adria. Die Sammlung enthielt zwar keine Kunstwerke von Bedeutung, hatte aber wissenschaftlichen Wert, weil sie nur Gegenstände umfaßte, die in Adria selbst oder in der nächsten Umgebung gefunden waren. Ihren Hauptbestandteil bildeten Bruchstücke von Vasen, meist griechischen Ursprungs. Darunter befanden sich etwa hundert mit eingeritzten Schriftzügen, die, soweit deutbar, sich auf die Weihung oder den Eigentümer des Gefäßes bezogen. Der Rest der Sammlung setzte sich zusammen aus Tonlampen, einigen Terrakottaköpfen und -büsten, Marmorwerken meist kleinen Formats, figürlichen Bronzen und Gemmen. Die außerdem zur Sammlung gehörigen Steininschriften waren bereits von Mommsen bearbeitet und im 5. Band des Corpus inscr. lat. veröffentlicht. Schöne beschränkte sich nicht auf die Bearbeitung der Sammlung, er nahm auch die sonst in der Stadt und ihrer Umgebung befindlichen Altertümer auf und verarbeitete die schriftlichen Berichte über Ausgrabungen und Zufallsfunde in Adria, die sich bei Professor Bocchi, dem Besitzer der Sammlung, befanden. Er überwachte die Ausführung der Zeichnungen für die geplante Veröffentlichung. Während dieser Arbeit, die sich bis in den Frühsommer 1868 hinzog, gewann er sowohl Bocchi wie den Historiker De Leva in Padua, der als Vertreter der dortigen Akademie der Wissenschaften mit ihm zu verhandeln hatte, zu Freunden.

ENTSCHEIDUNG FÜR DIE UNIVERSITÄT

Habilitation in Berlin

Kekulé und Benndorf waren schon bald nach ihrer Ankunft in Rom nach Deutschland weitergereist und hatten ihre Habilitation eingeleitet, der erste in Bonn, wo Nissen sich bereits für alte Geschichte niedergelassen hatte, der andere in Göttingen. Auch Schöne stand, nachdem Aussichten auf Stellen an den Museen in Weimar und Leipzig und am Archäologischen Institut in Rom ihn nicht gelockt oder sich aus anderen Gründen nicht verwirklicht hatten, vor der Frage der Habilitation. Schon im Süden hatte er des öfteren daran gedacht, aber stets mit dem Zweifel, ob er die dafür erforderliche Befähigung besäße. Jetzt schob er dieses Bedenken beiseite und entschied sich für Berlin, wohin ihn, wie er durch Benndorf erfuhr, Mommsen sich wünschte, und wo er voraussichtlich auch dem führenden Philologen Haupt, den er sehr hoch schätzte, willkommen war. Anfang Juli 1868 begab er sich nach Berlin und machte sich, als er dort die erhoffte günstige Aufnahme fand, an die Abfassung einer in lateinischer Sprache zu schreibenden „Dissertation“. Als Gegenstand wählte er Fragen zur Baugeschichte Pompejis, die ihm Gelegenheit gaben, neben seinem archäologischen auch sein philologisches Können zu erweisen. Die Abhandlung, die er bei Breitkopf und Härtel unter dem Titel Quaestionum Pompeianarum Specimen drucken ließ, enthält die Ergebnisse seiner an den Forumsthermen und den Stabianer Thermen angestellten Untersuchungen, verbunden mit kritischer Stellungnahme zu den auf diese beiden Badeanlagen beziehbaren Inschriften. Für die Forumsthermen ist darin nachgewiesen, daß sie ungefähr gleichzeitig mit dem kleinen Theater und dem Amphitheater in den Anfängen der von Sulla im Jahre 80 v. Chr. in Pompeji geschaffenen Soldatensiedlung erbaut worden sind, und zwar zunächst nur als Männerbad. Das Frauenbad wurde erst in den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung hinzugefügt. Bei den Stabianer Thermen stammen nach Schönes Feststellungen die ältesten Teile aus dem 2. Jahrhundert v. Ch. Die großen Räume des Männer- und des Frauenbades sind später, aber gleichzeitig entstanden. Ihre Kalt- und Warmbaderäume haben erst nachträglich die Einrichtung für Luftheizung in Gestalt von hohlen, auf kleinen Pfeilern ruhenden Fußböden und mit Hohlziegel oder Warzenziegel gefütterten Wänden

erhalten. Dabei wurden die in den Wänden der Tepidarien friesartig in zwei Reihen übereinander angebrachten Nischen überdeckt. Ihr ehemaliges Vorhandensein und auch Spuren davon im Auskleideraum der Forumsthermen hat Schöne als erster erkannt. Andere Umbauten stammen aus der Zeit nach dem Erdbeben von 63 n. Chr., das an den Thermen viel Schaden angerichtet haben muß. Diese und andere Feststellungen Schönes über die Bauweise der Thermenanlagen und die Zeit ihrer Entstehung haben sich als grundlegende Beiträge zur Baugeschichte Pompejis bewährt. Spätere Untersuchungen, wie sie besonders eingehend Mau vorgenommen hat, haben nichts Wesentliches daran geändert.

Die Abhandlung wurde von dem aus Mommsen, Ernst Curtius und den Philologen Haupt und Kirchhoff bestehenden Habilitationsausschuß günstig aufgenommen und Schöne zur Probevorlesung und zum Colloquium zugelassen. Anfang November war er auch über diesen Berg. Er konnte erleichtert aufatmen und mit seiner Vorlesungstätigkeit beginnen. Die Habilitation hatte wie ein Albdruk auf ihm gelastet, war er sich doch bewußt, daß er trotz angestrengten Fleißes die Lücken in seinen archäologischen und philologischen Kenntnissen nicht hatte ausfüllen können, die ihm infolge der kurzen Dauer seines Studiums und der mehrjährigen ausschließlichen Beschäftigung mit der Malerei anhafteten. Er glaubte es deshalb Mommsens Unterstützung danken zu müssen, daß er das Habilitationsexamen, das er später als das unangenehmste seines Lebens zu bezeichnen pflegte, glücklich überstand. Ob er damit seine eigene Leistung nicht doch zu sehr in den Schatten gestellt hat? Sonst hätte ihm wohl Benndorf am 15. November 1868 nicht schreiben können: „Du hast es am schwersten gehabt, hast aber auch nun einen Erfolg, der Dir sicher rasch zu Allem hilft, was Du zu wünschen hast. Die Gunst der Berliner Herren ist nichts Kleines.“

In der Zeit, da Schöne sich auf die Habilitation vorbereitete, kam in Hildesheim bei der Anlage eines militärischen Schießstandes der berühmte Silberschatz zutage. Schöne erhielt die erste Nachricht über ihn durch Benndorf, der den Fund in Hildesheim besichtigt und wohl als erster seine Bestandteile als Schöpfungen griechisch-römischen Kunsthandwerks augusteischer Zeit erkannt hatte. Der Fund kam bald in das Berliner Museum, und Schöne hätte gern seine Bearbeitung übernommen, aber Friederichs, der Direktor des Antiquariums, beanspruchte sie für sich selbst. So veröffentlichte Schöne über den Fund nur einen Aufsatz in der Nationalzeitung und Mitteilungen über die auf dem Geschirr angebrachten Gewichtsangaben in den Zeitschriften *Hermes* und *Philologus*. Friederichs kam im übrigen Schöne durchaus freundschaftlich entgegen, desgleichen der zum 1. Oktober 1868 zum Direktor des Münzkabinetts ernannte Numismatiker Julius Friedländer. Dieser hatte schon gleich nach Schönes Ankunft in Berlin ihm nahegelegt, sich um die Assistentenstelle am Münzkabinett zu bewerben. Schöne war nicht abgeneigt, es zu tun, da er damit rechnen mußte, als Privadozent längere Zeit ohne ausreichendes Ein-

kommen zu bleiben, andererseits fürchtete er, durch das Einarbeiten in das Münzwesen, besonders in das ihm völlig fremde mittelalterliche, viel von der Zeit zu verlieren, die er für seine eigenen Arbeiten nötig hatte. Er bemühte sich deshalb nur zögernd um die Stelle und konnte schließlich ganz darauf verzichten, denn wider Erwarten eröffnete sich ihm bald nach seiner Habilitation eine andere, weit günstigere Aussicht. Conze, der in Halle den Lehrstuhl für Archäologie innehatte und im Begriff stand, einem Ruf nach Wien zu folgen, schlug der Fakultät Schöne als Nachfolger vor, besonders im Hinblick auf die vorzunehmende Neugestaltung des Museums. Noch nicht volle drei Monate nach Abschluß der Habilitation hatte Schöne Ende Januar 1869 seine Bestallung als außerordentlicher Professor für Archäologie in Halle in der Hand.

Universitätsprofessor in Halle

Am 1. April 1869 trat er sein Amt an. Fünf Wochen später, am Himmelstages, führte er Cäcilie Härtel heim, doch nur zu einer kurzen Zeit des Glücks. Ende April 1870 starb sie nach der Geburt eines Sohnes im Kindbett. Ende Juli verschied bei ihm in Halle seine Mutter. Für das nach dem Großvater Härtel Hermann benannte Söhnchen bedurfte er der Hilfe. Seine Schwägerin Antonie Härtel war bereit, zu ihm nach Halle zu ziehen und die Führung seines Haushaltes zu übernehmen. So war ihm Last und Sorge erleichtert und das Maß von Ruhe gegeben, das er für seine Lehrtätigkeit und seine wissenschaftliche Arbeit brauchte.

Beides nebeneinander zu betreiben, war für ihn um so schwieriger und anstrengender, als er alle Vorlesungen — mit Ausnahme einer bereits in Berlin gehaltenen — neu ausarbeiten mußte. Erschwerend kam hinzu, daß er es ebenso wie seine Fachgenossen Michaelis, Benndorf, Dilthey als seine Aufgabe ansah, neben archäologischen auch philologische Vorlesungen zu halten. Im Grunde umfaßten seine Vorlesungen das ganze Gebiet der Altertumswissenschaft. So erläuterte er neben der Behandlung archäologischer Gegenstände nicht nur Reden von Lysias und Cicero, sondern las auch über griechische Staatsaltertümer und Epigraphik. In der im Wintersemester 1869/70 gehaltenen Vorlesung über Geschichte der griechischen und römischen Kunst behandelte er die Entwicklung der Baukunst und Bildnerei von den Anfängen bis zur konstantinischen Zeit, von der Malerei anscheinend nur die der klassischen Zeit. Seine dabei geäußerten Ansichten über die bedeutendsten der damals bekannten plastischen Denkmäler nehmen vielfach Ergebnisse der späteren Forschung voraus oder sind bis auf wenige Ausnahmen auch heute noch vertretbar. In der Behandlung der Malerei zeugen Ausführungen über

die verschiedenen Malverfahren und das Heranziehen von Beispielen aus der nachantiken Malerei von seiner durch eigene Schulung und eingehendes Studium der neueren Kunst erworbenen Kennerschaft.

Von den größeren Arbeiten, die er im Süden angefangen hatte, suchte er die über das Museum Bocchi in Adria und die über die griechischen Reliefs möglichst rasch zu beenden, um dann für die Baugeschichte von Pompeji freie Hand zu haben. Die Bocchi-Arbeit brachte er auch schon 1870 so weit, daß sie alsbald hätte in Druck gehen können. Da aber die Mittel dafür noch nicht sichergestellt und auch nicht bald zu erhoffen waren, mußte er sie zu seinem Leidwesen auf unbestimmte Zeit beiseite legen. Mehr Glück hatte er mit den griechischen Reliefs. Für sie gelang es ihm, von der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Zuschuß zu erhalten, der ihre Herausgabe in einer ihrem künstlerischen Werte entsprechenden Weise ermöglichte. Pfingsten 1872 konnte er das unter dem Titel „Griechische Reliefs aus athenischen Sammlungen“ erschienene Werk der Philologenversammlung in Leipzig vorlegen mit einem Vortrage, worin er Art, Bedeutung und kunstgeschichtliche Stellung der darin abgebildeten Weih- und Urkundenreliefs behandelte. Die auf den 37 Tafeln des Werkes in Steindruck wiedergegebenen Zeichnungen stammen mit drei Ausnahmen von seiner Hand. Drei Tafeln hat er selbst auf den Stein gezeichnet. Wenn H. N. Fowler in dem Werke *The Erechtheion* (S. 241, Anm. 3) die Zeichnungen nach den Bruchstücken des Erechtheionfrieses als „rather poor“ bezeichnet, so kann ich demgegenüber als einer, der sich gerade mit den Erechtheionfragmenten vielleicht mehr als irgendein anderer beschäftigt hat, von den anspruchslosen Zeichnungen nur sagen, daß sie jene Fragmente zwar nicht in voller Lebendigkeit, aber im ganzen treu und unbefangen wiedergeben, und mehr hat Schöne, wie er im Vorwort zu seiner Veröffentlichung sagt, auch nicht erstrebt. Das wissenschaftliche Verdienst beruht darin, daß er die erste sachgemäße Behandlung der bis dahin — zum Teil durch seine eigenen Bemühungen — entdeckten Bruchstücke des Erechtheionfrieses bot und eine stattliche Zahl von Weih- und Urkundenreliefs bekanntmachte, die teils wegen ihrer künstlerischen Vorzüge, teils wegen ihrer engen Beziehungen zu Kultus- und Staatswesen, teils wegen der Möglichkeit, die Zeit ihrer Entstehung genau oder annähernd zu bestimmen, besondere Beachtung verdienten. Die gründliche, aber nicht weitschweifige Erläuterung der Bildwerke, die sich auf ihren Inhalt, ihren Stil und die mit ihnen verbundenen Inschriften erstreckt, wurde seinerzeit als von streng kritischer Genauigkeit und feinem künstlerischem Sinn zeugend anerkannt und kann auch heute noch als vorbildlich gelten. Schöne selbst hatte an seiner Publikation auszusetzen, daß sie nach seiner Meinung der inneren Einheit ermangelte. Seine Hoffnung, die darin zusammengestellten Stücke mit den außerhalb Griechenlands vorhandenen zu vollständigen Reihen vereinigen und die einzelnen Kategorien unter kunstkritischen und sachlichen Gesichtspunkten behandeln zu können, hat sich leider nicht erfüllt.

Auch mit seiner Baugeschichte von Pompeji kam er nicht zum gewünschten Ziel. Zwar konnte er schon Anfang März 1872 fertiggestellte Abschnitte an Nissen zur Nachprüfung nach Pompeji schicken und zu Pfingsten mit ihm in Halle den Plan des gemeinschaftlich abzufassenden Buches besprechen, aber zum Abschluß seines Anteils ist er nicht gekommen. Erinnert man sich seines Briefes an Holstein über den Plan einer Geschichte der italisch-römischen Kunst im Rahmen einer Bau- und Kunstgeschichte von Pompeji, so kann man nur bedauern, daß er diese Absicht nicht hat verwirklichen können. Seine Entwürfe, Vorarbeiten und Auszüge hat er später Nissen für dessen 1877 erschienenen Buch „Pompejanische Studien zur Städtekunde des Altertums“ überlassen. Von den vierundzwanzig Kapiteln des Buches beruhen fünf zum größten Teil und zehn völlig auf seinen Aufzeichnungen. Über sie urteilte später Hans Schrader in einem Brief an Schöne (14. April 1907): „Ich habe im letzten Semester, bei der Vorbereitung auf ein Kolleg über Pompeji, immer wieder mit Freude gesehen, wie frisch und wegweisend alles das ist, was Sie zu Nissens Buch beigesteuert haben. Es ist, als wäre es heute geschrieben — freilich viel besser, als wir Jungen heute schreiben können.“

Von den kleineren wissenschaftlichen Arbeiten, die Schöne außer den bereits genannten in Halle verfaßte, betreffen die im Hermes erschienenen Inschriften und Textprobleme, die in den *Annali* und der *Archäologischen Zeitung* veröffentlichten eine schwarzfigurige aus Nola stammende Schale, die sich jetzt im Britischen Museum befindet, ferner praenestinische Cisten und Fragmente zweier plastischer Denkmäler. Außerdem erschien von ihm in der Zeitschrift *Im Neuen Reich* (1871, Bd. 2, S. 284 ff.) ein Aufsatz *Perikleische Bauten*. Wie dieser so wandten sich auch Vorträge, die er in Halle über die Akropolis, über die bildende Kunst des perikleischen Zeitalters und über Lionardo hielt, an einen größeren Zuhörerkreis. Über Lionardo hatte er sich während der Beschäftigung mit seinen Handschriften Aufzeichnungen gemacht. Max Jordan, dem er sie für dessen Habilitationsschrift „*Untersuchungen über das Malerbuch des Lionardo*“ zur Verfügung stellte, sagt darüber in seinem Briefe an ihn vom 4. Dezember 1872: „Du weißt, wieviel an dieser Schrift Dir gehört, weißt auch, wie dankbar ich Dir bin, daß Du mich auf diesen Sattel gesetzt.“

In den archäologischen Aufsätzen bedauert Schöne wiederholt, daß er aus Mangel an Belegen manche Frage ungeklärt lassen müsse. Dabei mag er sehnüchtig an die reichen Schätze gedacht haben, die ihm in Rom und Berlin zur Verfügung gestanden hatten. Zu der Fülle, die ihn dort umgeben hatte, gehörte auch der Verkehr mit den zahlreichen, ihm zum Teil nahestehenden Gelehrten und Künstlern. Halle konnte ihm diese Vorzüge nicht ersetzen, wenn es ihn auch nicht ganz ohne anregenden oder sonst wohltuenden Verkehr ließ. Fachleute, mit denen er in nähere Berührung kam, waren außer den Philologen Keil und Bernhardt der Historiker Dümmler, der Philosoph und Literaturhistoriker Ulrici und der Nationalökonom Schmoller. Mit einigen

davon gehörte er einem „Kränzchen“ an, in dem griechische Schriftsteller gelesen wurden. Auch an Freunden fehlte es ihm nicht, es war da der Polykliniker Ernst Otto Kohlschütter, der Schulkamerad von St. Afra in Meißen her, und der Chirurg Richard von Volkmann, Sohn einer Schwester von Hermann Härtel. Zu Volkmann, in dessen vielseitigem Wesen er den genialen Zug bewunderte, und dessen unter dem Namen Richard Leander erschienene „Träumereien an französischen Kaminen“ er sehr liebte, fühlt er sich besonders hingezogen.

Eine neue Lebensgefährtin fand Schöne in der Schwester seiner verstorbenen Frau, Helene Härtel. Die Achtundzwanzigjährige, die ihrem verwitweten Vater in Leipzig das Haus führte, hatte wie er ein schweres Erlebnis hinter sich, sie hatte sich nach kurzer Ehe scheiden lassen müssen. Ihr Herz war wohl schon länger für den um seiner Güte und seiner inneren Vornehmheit willen in der Familie Härtel und ihrem Freundeskreise hochgeschätzten Schwager eingenommen. Weihnachten 1872 kam es zur Verlobung. Ihren Briefwechsel kann man nur mit Bewegung lesen. Besonderen Raum nehmen darin Fragen über Religion und Kirche ein, wobei es dem tiefen Ernst, der inneren Freiheit und dem Zartgefühl Schönes gelang, die Grundlage für ein rückhaltloses gegenseitiges Vertrauen zu schaffen, das sich durch ein langes, in seiner Harmonie nie getrübt Leben bewähren sollte.

In denselben Wochen erfolgte eine entscheidende Wendung seines beruflichen Lebens, da er im November den Ruf als Kunstreferent an das Preussische Kultusministerium erhalten hatte und nach Berlin übergesiedelt war. Damit hatte sich schon seine Trennung von Antonie Härtel ergeben, wozu es auch sonst gekommen sein würde, da diese sich im Herbst mit Ernst Otto Kohlschütter verlobt hatte. Im Jahre 1874 sollte sie von dem gleichen Schicksal ereilt werden, dessen Opfer ihre Schwester Cäcilie geworden war: sie starb wie diese im ersten Kindbett.

Am 15. April 1873 fand Schönes Hochzeit mit der Härteltochter Helene statt, die seinem damals dreijährigen Söhnchen Hermann eine liebevolle Mutter wurde und ihrem Manne noch drei Töchter und zwei Söhne schenkte. Aber auch dieser Ehe blieb Leid nicht erspart: das erste 1874 geborene Kind, ein Töchterchen, starb ein halbes Jahr nach der Geburt. 1875 wurde Schönes Schwiegervater Hermann Härtel zu Grabe getragen.

Zweiter Teil

VORTRAGENDER RAT
IM PREUSSISCHEN KULTUSMINISTERIUM
1872—1880

Zweiter Teil

VORTRAGENDER RAT

IM PREUSSISCHEN KULTUSMINISTERIUM

1872-1880

DIE KUNSTVERWALTUNG IM MINISTERIUM

Berufung nach Berlin

Die Bearbeitung der Kunstangelegenheiten im preußischen, 1817 begründeten Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten hatte in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens als Nebenamt in den Händen von juristisch oder philologisch vorgebildeten Verwaltungsbeamten gelegen. Erst 1843 wurde dafür ein besonderes Referat eingerichtet und einem Fachmann in der Person des Kunsthistorikers Franz Kugler übertragen. Nach dessen Tode 1858 wurde Moritz Pinder Kunstreferent. Er war nicht wie sein Vorgänger Kunsthistoriker von Beruf, hatte sich aber neben seinem Studium der Philologie und Philosophie als Maler und Kupferstecher ausgebildet und war, ehe er in das Ministerium eintrat, viele Jahre an der Kgl. Bibliothek und der Universitätsbibliothek sowie an den Museen als Assistent bei der Abteilung der antiken Münzen tätig gewesen. Das Kunstreferat verwaltete er bis 1871, dem Jahre seines Todes (31. 8. 71). Ein geeigneter Ersatz war nicht sogleich zu finden. An der Suche danach nahm, wie sich aus dem in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin aufbewahrten Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und dem Kammerherrn von Normann ergibt, auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm Anteil.

Der Kronprinz, der kurz zuvor von seinem Vater zum Protektor der Kgl. Museen ernannt war, mußte Wert darauf legen, bei der Berufung eines Beamten mitzuwirken, der ihn in seiner Fürsorge für die Museen wirksam unterstützen konnte. Normann schreibt darüber am 27. Dezember 1871 an Freytag: „Das meinem Herrn übertragene Protektorat führte naturgemäß zu Verhandlungen mit dem Minister von Mühler und ebenso naturgemäß zu dem Gegenteil einer Verständigung. Namentlich war es die Besetzung der durch Pinders Tod erledigten Stelle eines Kunstreferenten im Ministerium, in betreff welcher abweichende Auffassungen zur Geltung kamen. Der Kronprinz empfahl Hettner^{o)}, und Mühler schützte Unkenntnis der Persönlichkeit vor; der Herr verschaffte ihm zuverlässige Mitteilungen über die Persönlichkeit und die bisherigen Leistungen seines Kandidaten. Mühler antwortete wiederum ausweichend;

^{o)} Hermann Hettner, Kunst- und Literaturhistoriker, war seit 1855 Direktor der Antiken- und historischen Sammlungen und Professor der Kunstgeschichte in Dresden.

der Kronprinz wurde dringender und erhielt nach langem Hin- und Herreden die Antwort, es liege überhaupt nicht in der Absicht, wieder einen ständigen Kunstreferenten einzustellen, sondern man wolle dies Referat in Stücke schlagen und auf mehrere Räte verteilen. Der Herr wandte sich an Bismarck, erklärte ihm, daß Mühler ihn geradezu getäuscht habe und daß die Absicht des Ministers den Interessen unserer Kunstinstitute entschieden widerstreite. Inzwischen hatte Mühler die Sache mit solcher Hast betrieben, daß der Brief des Kronprinzen (aus Wiesbaden) zu spät an ihn gelangte, um die Ernennung der neuen Räte zu verhindern. Bismarck ging aber sofort zum König und sagte ihm, daß er selbst völlig die Ansicht des Kronprinzen teile. Der König seinerseits forderte den Herrn auf, sich bei ihm über Mühler förmlich zu beschweren und nachträglich Remedur zu verlangen. Das ist geschehen, und vor wenigen Tagen hat der Reichskanzler dem Kronprinzen offiziell mitteilen lassen — er selbst ist noch krank —, daß Mühlens Entlassung beschlossen sei.“^{oo}) Freytag antwortete auf Normanns Brief am 4. Januar 1871: „In dem, was Sie über Mühler schreiben, ist nur eine düstere Stelle, der Vorschlag Hermann Hettners. Wenn es einen Menschen gibt, der für das Amt eines Kunstreferenten im Ministerium nicht paßt, so ist er es.“ Nach einer ausführlichen Begründung dieses Urteils schließt das Schreiben mit den Worten: „Hettner gönne ich das Beste, aber euch gönne ich ihn nicht. Macht ihn, wozu er sich irgend schickt, am Besten noch für Literatur nach Straßburg, aber setzt ihn nicht in eine Stelle, zu welcher Takt, feste Haltung, Beamtenroutine und gerade die Bildung gehört, die er nicht genügend besitzt, und wo er euch jede Woche kompromittieren wird.“ Dagegen wiederum Normann am 10. Januar 1872: „Mit dem armen Hettner sind Sie doch wohl ein wenig zu scharf ins Gericht gegangen. Ich habe keinen besonderen Grund, eine Lanze für ihn zu brechen und überlasse ihn im Weiteren seinen gelehrten Gegnern — aber was seine Befähigung zu der betreffenden Stelle betrifft, so muß ich doch darauf aufmerksam machen, daß sehr kompetente Richter sie nicht angezweifelt haben. In den Kreisen unserer Kunstverständigen würde seine Berufung mit überwiegendem Beifall aufgenommen werden — dessen habe ich mich bereits versichert.“ Freytag antwortet am 11. Januar: „Was ich Ihnen über Hettner schrieb, war milde ausgedrückt und nur was notorisch ist. Ach liebes Herz, die Kunstverständigen von Berlin! Wer ist das? Doch nicht Curtius? Hotho? Grimm? oder gar der verlotterte Lessing? Seit Waagen gestorben, der gute Nummer Zwei war, besitzt die Hauptstadt Germaniens sehr viele reich gebildete Kunstliebhaber, aber, soweit mir bekannt, keinen Mann, der das ganze Gebiet, Literatur und Kunstwerke, kritisch beherrscht. Leute wie Jakob Burckhardt, Schnaase, Springer, selbst Julius Meyer fehlen, sogar der — keineswegs geistvolle — Zahn, der jetzt in Dresden

^{oo}) Mühler wurde am 17. Januar 1872 verabschiedet. Normann bemerkt dazu in seinem Briefe an Freytag vom 19. Januar 1872: „Der König selbst hat wiederholt erklärt, er habe Mühler entlassen, weil er sich gegen den Kronprinzen benommen, wie kein Minister sich gegen einen Geheimen Rat benehmen dürfe.“

Hettner verdrückt hat, wäre noch ein Gewinn.“ Hierauf Normann am 19. Januar 1872: „Ihre Mitteilungen über Hettner lauten allerdings so bestimmt, daß sie zu äußerster Vorsicht mahnen. Es wird Ihnen, denke ich, Befriedigung gewähren, zu hören, daß wir nicht so weit engagiert waren, um nicht den Rückzug antreten zu können. Wir haben eine passende Gelegenheit benutzt, mit Hettner abzurechnen und suchen einen anderen Kandidaten, der übrigens schwer zu finden sein wird.“ Die letzte Bemerkung veranlaßte Freytag, seinen Freund auf Persönlichkeiten aufmerksam zu machen, die ihm für den zu besetzenden Posten geeignet erschienen. In seinem Schreiben vom 21. Januar nennt er an erster Stelle Albert von Zahn, jenen mehrfach erwähnten Freund von Richard Schöne. Zahn, damals fünfunddreißig Jahre alt, war Hofrat und vortragender Rat in der Generaldirektion der Kgl. Sammlungen für Wissenschaften und Künste in Dresden, leitete die „Jahrbücher für Kunstwissenschaft“, hatte „Dürers Kunstlehre“ verfaßt und ein „Musterbuch für häusliche Kunstarbeit“ herausgegeben. „Zahn hat seine schnelle Karriere einem ganz ungewöhnlichen Talent für Arrangieren und einer einzigen Rührigkeit zu verdanken. Er ist in dem ganzen Kunstgebiet wohl orientiert, von unermüdlicher Tätigkeit, und, was die Hauptsache ist, voll von Initiative, hat Einfälle, hört gut und weiß Alles geschickt zu machen. Für Einrichten und für Leistung einer Tätigkeit, durch die die Kunst mit dem Leben der Nation verbunden wird, dürfte kaum ein kräftigerer Mann zu finden sein. Ich kenne ihn persönlich sehr wenig, und er ist mir nicht grade sympathisch, aber es hilft Alles nichts, er ist, soweit ich ein Urteil habe, der geeignete Mann.“ An zweiter Stelle nennt Freytag Karl von Lützow, Schriftleiter der „Zeitschrift für bildende Kunst“, Sekretär und Bibliothekar der Akademie der bildenden Künste in Wien, der aber, wie er meint, wohl schwer von dort loszubekommen sei. Für diese Hinweise bedankt sich Normann in einem undatierten, aber wohl am 23. Januar geschriebenen Briefe: „Tausend Dank, lieber Freund, für Ihre Notizen, die gewiß beachtet werden sollen. Was die Pindersche Stelle betrifft, so scheint Usedom anderweitig angebündelt zu haben, ich weiß nicht, wie weit und mit welchem Erfolge. Heute nur zweierlei: 1. was halten Sie von Professor Schöne in Halle? Ich meine Aufsätze von ihm im Neuen Reich gefunden, freilich nicht gelesen zu haben. Würde er eventuell die Ratsstelle im Ministerium ausfüllen können? Man hat mir den Mann besonders gerühmt. 2. Falk ist gestern doch zum Minister ernannt.“

Hier ist also zum erstenmal Schöne genannt. Wer den Kammerherrn v. Normann auf ihn aufmerksam gemacht hat, geht aus dem Briefwechsel mit Freytag nicht hervor. Einer seiner Gewährsmänner dürfte Ernst Curtius gewesen sein. Die Angaben Bodes („Mein Leben“ I, 65), der hier die Namen Zahn, Meyer und Conze nennt, haben wenig für und viel gegen sich; sie beruhen wohl ebenso wie die von Adolf Erman im Deutschen Biographischen Jahrbuch 1922, 241 auf bloßer Vermutung. Schöne selbst konnte sich nur erinnern, daß er neben anderen dem Minister vorgeschlagen worden sei, und nahm an, daß

ihn Gustav Freytag empfohlen habe, zu dem er durch seinen Bruder und seinen Freund Max Jordan Beziehungen hatte. Dies wird durch Freytags Brief an Normann vom 25. Januar 1872 bestätigt: „Professor Richard Schöne — sein Bruder Alfred ist Professor der Philologie in Erlangen — kam von der Malerei zu der Philologie, hat in Italien und Griechenland sich um die Ausgrabungen bekümmert, ist Archäolog auf der Höhe unserer Wissenschaft, ein ernster, wenn auch nicht sehr produktiver Gelehrter, Gentleman in seiner Gesinnung, verständig, zuverlässig, nicht unpraktisch. Leider ist er kränklich, wenigstens fehlt ihm eine starke Lebenskraft. Längerer Aufenthalt in den kalten Zimmern und Museen des Südens ist für unsere jungen Philologen, zumal wenn sie in beschränkten Mitteln hausen, oft verhängnisvoll. Richard Schöne ist in Halle für seine Wissenschaft, Archäologie, übel placiert, hatte sich aber häuslich sehr glücklich mit einer liebenswerten Frau (Tochter des Dr. Härtel in Leipzig und wohlhabend) eingelebt, als er sie im ersten Wochenbett verlor. Das hat ihn noch ernster gemacht und stiller. Er wäre seiner Persönlichkeit nach ein ausgezeichnete Ersatz für Friederichs Vasensammlung, Antikenkabinett, ob er aber die Rührigkeit und das Verwaltungstalent für den Posten eines Ministerialreferenten besitzt, das möchte ich nicht bejahen. Er würde aber, wie er ist, solche Stellung auch nur dann annehmen, wenn er sich ihr gewachsen fühlte. Ich glaube, darauf könnte man es ankommen lassen. Obgleich er nicht schnell und leicht arbeitet, wird ihn doch die Wissenschaft ungern missen, denn wir haben unter den jungen Archäologen nicht viele, die so feste Philologen sind, wie denn überhaupt dieser Disziplin seit Jahns Tode der Häuptling fehlt. Seine größte Arbeit der letzten Zeit war die Herausgabe Pompejanischer Inschriften im letzten Band von Mommsens Corpus Inscript. Lat.“

An seinen Bruder Alfred schrieb Schöne am 23. Februar 1872: „Vor vierzehn Tagen hörte ich aus guter Quelle (via Freytag — Jordan), daß ich für die Stelle des alten Pinder in Berlin im Ministerium in Vorschlag sei. Es ging mir natürlich im Kopf herum. Indes eine Anfrage ist nicht gekommen, und so wird es wohl im Sande verlaufen. Vielleicht ist es auch am Besten so. Es wäre eine sehr ernste Frage, ob ich noch einmal einer Art von Berufswechsel mich unterziehen sollte. Die Bedenken dagegen liegen überhaupt so nahe, daß es sich mehr darum handeln würde, nicht vorschnell abzusagen. Indes da bis jetzt alles schweigt, vermute ich, daß eine Entscheidung in anderer Richtung getroffen ist. Ich wünschte sehr eine Gewißheit, da man sich doch natürlich einer gewissen Unruhe nicht erwehren kann. Zu einer hypothetischen Überlegung bin ich ohnehin nicht recht im Stande.“

Der Kronprinz scheint das Ergebnis der von seinem Kabinettssekretär angestellten Ermittlungen zunächst nicht an den Kultusminister weitergegeben zu haben. Jedenfalls machte dieser keinen Gebrauch davon, sondern berief im Frühjahr 1872 Friedrich Eggers, Professor der Kunstgeschichte an der Kgl. Akademie der Künste und der Gewerbe- und Bau-Akademie, als Hilfsarbeiter zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten in sein Ministerium. Ganz unbe-

teilt ist der Kronprinz dabei wohl auch nicht gewesen, denn am 23. Mai 1872 schreibt Normann an Freytag: „Sie werden aus den Zeitungen ersehen haben, daß Eggers ins Ministerium berufen ist. Es blieb, wie die Dinge lagen, in der Tat nichts Anderes übrig. Das ewige Suchen nach einem Besseren brachte die Gefahr mit sich, daß ein viel Schlimmerer gewählt würde.“ Als dann Eggers schon im August desselben Jahres starb, stand man von neuem vor der schwierigen Aufgabe, eine geeignete Persönlichkeit zu finden. Normann schrieb deshalb am 5. September an Freytag, indem er ihm ein Zusammentreffen in Gotha am 10. September vorschlug: „Zudem hätte ich Anlaß, Manches mit Ihnen zu besprechen und in einer durch den Tod des armen Eggers wieder brennend gewordenen Frage ihren Rat zu erbitten.“ Freytag dürfte bei dieser Zusammenkunft in erster Linie Zahn und in zweiter Schöne empfohlen haben, denn als Minister Falk um diese Zeit den Kronprinzen wissen ließ, daß er sich dessen Einverständnisses bei der Besetzung der Stelle zu versichern wünsche, teilte ihm dieser am 13. September mit, daß er auf Grund sorgfältiger Erwägungen und an berufener Stelle eingezogener Erkundigungen glaube, in erster Reihe auf Zahn aufmerksam machen zu müssen. Er kenne ihn zwar nicht persönlich, doch sprächen sämtliche ihm zugegangenen Berichte so sehr zu seinen Gunsten, daß er keinen Anstand nehme, dem Minister die Wahl zu empfehlen. „Man rühmt allgemein nicht nur seine ausgebreiteten Kenntnisse auf dem Gebiete der Kunst, sondern auch seine große praktische Erfahrung, seinen sicheren und raschen Blick, seine ungewöhnliche Arbeitskraft und geschäftliche wie soziale Gewandtheit. Wenn es aus einem oder dem anderen Grunde nicht gelingen sollte, Herrn von Zahn zu gewinnen, so würde ich raten, den Professor Dr. Schöne in Halle zu berufen, dessen Befähigung nach dem Urteil zuverlässiger Sachverständiger keinem Zweifel unterliegt.“

Mit den Sachverständigen wird der Kronprinz in erster Linie Curtius und Freytag gemeint haben. Zunächst verhandelte der Minister mit Albert von Zahn, ohne Ergebnis. Das Schreiben, in dem der Minister am 20. November 1872 dem Kronprinzen hierüber berichtete, besagt, daß Zahn abgelehnt habe, weil eine vorwiegend verwaltende Tätigkeit seinen Neigungen nicht entspräche und er es vorzöge, in einer Stellung zu verbleiben, die ihm die Möglichkeit gewähre, sich in ausgedehntem Maße wissenschaftlich zu betätigen.

Die Angaben Bodes (a. a. O. S. 64), daß sich nach Zahns im Oktober 1872 erfolgter Ablehnung die Verhandlungen über einen Nachfolger von Eggers noch einige Monate in die Länge gezogen hätten, trifft nicht zu. Bereits am 29. Oktober ordnete der Minister Falk an, „wegen Herrn Schöne die erforderlichen Verfügungen zu entwerfen“. Daraufhin verfaßte der als Jurist auch an der Kunstverwaltung beteiligte Geheime Regierungsrat Lucanus, der spätere Chef des Zivillabinetts Wilhelms II., ein auf den 31. Oktober datiertes Schreiben an Schöne, wodurch ihn der Minister mit Bezug auf seinen ihm bereits mündlich mitgeteilten Entschluß aufforderte, sich so bald wie möglich bei ihm zu melden, um die weiteren Bestimmungen entgegenzunehmen. Schöne folgte

dem Rufe und wurde am 14. November 1872 von dem Minister in seine Geschäfte eingeführt.

Der Amtsbereich

Ein Erlaß, ebenfalls vom 14. November 1872, machte im Ministerium bekannt, daß Schöne das durch Verfügung vom 8. Mai desselben Jahres dem Professor Dr. Eggers übertragene Referat übernommen habe.

Nach diesem Erlasse waren folgende Sachgebiete zu bearbeiten:

1. Erwerbung und Erhaltung von Kunstschatzen, Kunst- und Baudenkmälern;
2. die Personalien, die technischen und organisatorischen Angelegenheiten der Kunst- und Altertumsmuseen, der Kunstakademien, Kunst- und Gewerbeschulen;
3. der Kölner Dombau;
4. der Kunstfonds, die Wagenersche und National-Galerie;
5. die Kunstvereine und ähnliche Institute;
6. Unterstützung und Ausbildung von Künstlern;
7. Schutz von Werken der Wissenschaft gegen Nachdruck, Abschließung von Staatsverträgen darüber, der literarische Sachverständigen-Verein.

Diese Menge von Aufgaben, die, wie Bode (a. a. O. S. 62 ff.) berichtet, den empfindsamen Eggers sehr bedrückt und Zahn trotz seiner geschäftlichen Erfahrung abgeschreckt hatte, mag auch den noch nicht dreiundreißig Jahre alten, vom akademischen Lehrstuhl kommenden Schöne mit einigem Bangen erfüllt haben. Hatte er doch nach seinen Anlagen und Neigungen wie nach seinem Entwicklungsgang allen Grund, sich wie Eggers und Zahn in erster Linie für Kunst und Wissenschaft und nicht für Verwaltungstätigkeit bestimmt zu fühlen, und fehlte es ihm dazu noch, im Gegensatz zu Zahn, an jeglicher Erfahrung in Verwaltungssachen. Wenn er es trotzdem wagte, so bestimmte ihn sicher nicht die Aussicht auf eine ansehnliche Stellung, sondern die Hoffnung, an zentraler Stelle für Kunst und Wissenschaft förderliche Arbeit leisten zu können. Die Kraft dazu durfte er sich nach seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Vorbildung und der dabei bewiesenen Begabung wohl zutrauen. Gleichwohl bedeutete das Verlassen der für ihn aussichtsreichen Universitätslaufbahn und der abermalige berufliche Neubeginn einen gewichtigen Entschluß. Er nahm deshalb den Ruf in das Ministerium auch nur mit dem Vorbehalt an, innerhalb eines Jahres in die akademische Laufbahn zurückkehren zu dürfen. Nachdem er aber einmal den neuen Weg beschritten hatte, verfolgte er ihn zielsicher, willensstark und mit allem Einsatz seiner Fähigkeiten.

Am 13. Dezember 1872 ließ Ernst Curtius seinen Bruder Georg wissen^{*)}: „Schöne ist frisch und sehr tätig. Er scheint zum Geschäftsmann eine natürliche Befähigung zu haben und jetzt schon mit den Aktenbündeln in einem zärt-

^{*)} Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen, S. 622.

lichen Verhältnis zu stehen, so behaglich lagert er in ihrer Mitte.“ Wie rasch sich Schöne in die Verwaltungsarbeit hineinfand, zeigen die Schriftstücke, die er kurz nach seinem Eintritt in das Ministerium verfaßt hat. Sie beweisen Vertrautheit mit den behandelten Gegenständen, daneben aber auch schon eine so sichere Beherrschung der Form, wie sie mancher Vortragende Rat (jetzt: Ministerialrat), der wie Schöne nicht von Beruf Verwaltungsbeamter war, Zeit seines Lebens nicht erworben hat. Er scheute sich auch nicht, Kassenanweisungen, Verträge und andere Schriftstücke, die in der Regel von Bürobeamten und Juristen verfaßt wurden, selbst zu entwerfen. Die große Mehrzahl seiner Entwürfe zu Erlassen, Berichten an den Kaiser und den Kronprinzen, Schreiben an andere Minister und dergleichen schrieb er mit eigener Hand. Erst nach einigen Jahren fing er an, auch wichtigere Angelegenheiten nach den von ihm gegebenen Anweisungen durch die Geheime Kalkulatur, d. h. den zuständigen Geheimen expedierenden Sekretär erledigen zu lassen. Seine eigenen Entwürfe waren stets so geschickt abgefaßt und so gut in der Form, daß sie ohne weiteres vom Ministerialdirektor, vom Unterstaatssekretär und in wichtigeren Fällen vom Minister selbst gezeichnet werden konnten und nur sehr selten von dem einen oder anderen in Einzelheiten abgeändert wurden. In dem Immediatbericht vom 21. März 1873, mit der der Minister Falk die Ernennung Schönes zum Vortragenden Rat beantragte, heißt es von ihm: „Er ist ein feingebildeter, kunstsinniger und — was in solchen Fällen selten ist — ein in den praktischen Geschäften sehr brauchbarer Gelehrter.“ Aber mehr noch als der Fleiß, die Gewissenhaftigkeit, die geschäftliche und schriftliche Gewandtheit rechtfertigen die Berufung Schönes in sein verantwortungsvolles Amt die Tatkraft, mit der er die ihm entgegnetretenden Aufgaben anfaßte, und die Zähigkeit, mit der er ihrer Lösung zustrebte. Wie viel mehr es ihm dabei auf den Menschen und das Vertrauen zu ihm ankam als auf Verordnungen und Paragraphen, beweisen gleich die ersten großen Aufgaben, die er bald nach seinem Amtsantritt in Angriff nahm. Ob man deren Lösung in erster Linie oder sogar als alleiniges Verdienst von Schöne ansehen darf, ist eine Frage, um die man nicht herumkommt, wenn man die Tätigkeit eines Ministerialreferenten und ihre Erfolge zu schildern hat. Es sei deshalb hier einiges über die Vorgesetzten von Schöne, insbesondere seine Minister gesagt, denn die Minister sind es, die im allgemeinen den Ruhm von Erfolgen ihrer Verwaltung ernten; von ihren Referenten ist wenig die Rede.

Die Kultusminister und Ministerialbeamten

Den Anfang mögen Äußerungen Bodes machen („Mein Leben“, I, 62): „Wirkliche Unterstützung in unseren Plänen fanden wir zu dieser Zeit — es handelt sich um die siebziger Jahre, in denen Usedom mit der Leitung der Museen beauftragt war — auch im Ministerium. Minister Falk widmete sich

zwar höheren Zwecken und stand zudem der Kunst ganz fern, doch hatte er die Empfindung, daß ihre Pflege eine der großen Aufgaben des Staates sei, und war der Mann, um die Durchführung dieser Aufgabe energisch in Angriff zu nehmen. Aber den Ausschlag in unserer Sache gab sein Vortragender Rat für Kunst.“ Über Falks Nachfolger von Puttkamer (1879—1881) bemerkt Bode (a. a. O. I, 169): „Falks Nachfolger, der genial veranlagte, aber gegen Kunst sehr unempfindliche Herr von Puttkamer, interessierte sich nicht für die Museen.“ Von den vier folgenden Ministern, unter denen Schöne gedient hat, von Gossler (1881—1891), Graf Zedlitz und Trützschler (1891—1892), Bosse (1892 bis 1899) und von Studt (1899—1907) war Gossler ein Freund und eifriger Förderer der Kunst. Die Akten des Kultusministeriums enthalten viele eigene Anregungen zum Ankauf von Kunstwerken, zur Besichtigung von Denkmälern und dergleichen. Aber zu seiner Zeit und auch schon, als er noch Unterstaatssekretär im Kultusministerium war (1879—1881), hatte Schöne bereits seine beiden wichtigsten Aufgaben, die Umgestaltung der Akademie und die der Museen gelöst. Außerdem betrafen die von Gossler gegebenen Anregungen keine bedeutenden Angelegenheiten. Von seinen Nachfolgern war Graf Zedlitz, den Schöne hoch verehrte, zu kurze Zeit Minister und zu sehr von anderen Dingen in Anspruch genommen, als daß er auf dem Gebiete der Kunst Entscheidendes hätte tun können. Die beiden folgenden, Bosse und Studt, sahen die Kunstangelegenheiten, insbesondere die der Museen, bei Schöne so gut aufgehoben, daß sie sich im allgemeinen darauf beschränkten, sich des Rates des inzwischen bereits zu hohem Ansehen gelangten Fachmannes zu bedienen. Die Kehrseite ihres Mangels an ernstem eigenen Verständnis für die Dinge der Kunst war es aber leider auch, daß Schöne in entscheidenden Augenblicken von ihnen im Stich gelassen wurde.

Unter seinen sonstigen Vorgesetzten, den Unterstaatssekretären und Ministerialdirektoren, waren die von ihm am meisten geschätzten: Sydow (Unterstaatssekretär 1873—1879), Wever (Unterstaatssekretär 1900—1910) und Schwartzkopf (als Ministerialdirektor auch Leiter der Kunstabteilung 1899 bis 1903, für die Museen allein bis 1905). Von keinem hat Schöne entscheidende Anregungen empfangen. Am ehesten könnten sie von Sydow ausgegangen sein. Aber dann hätte er sie in den Unterhaltungen mit mir, in denen er von Sydow stets mit besonderer Achtung sprach, sicher erwähnt. Von Wever und Schwartzkopf kann ich aus eigener Erfahrung sagen, daß sie Schöne schlechthin als Autorität in Kunstdingen ansahen und als Persönlichkeit hoch verehrten, ihn wohl auf seinen Wunsch in wichtigen Fragen berieten oder auch stützten, aber selbst viel zu bescheiden waren, um auf dem ihnen im Grunde fernliegenden Kunstgebiete mit eigenen Ansichten hervorzutreten.

Wir werden sehen, daß Schöne niemals nur ausführendes Organ von Ideen und Plänen seiner Vorgesetzten gewesen ist. Schon die Art, wie er die Aufgabe der Umgestaltung der Akademie der Künste anfaßte, zeigt, daß er sie mit eigenen Augen ansah.

DIE AKADEMIE DER KÜNSTE

Notwendigkeit der Erneuerung

Am 20. Januar 1860 schrieb der Kultusminister von Bethmann-Hollweg an Peter Cornelius, den er für die Oberleitung der Akademie der Künste zu gewinnen hoffte, daß er für die neue Stelle eines geschäftskundigen Vizedirektors der Akademie den Maler Professor Daege in Aussicht genommen habe. Er halte ihn für ein geeignetes Werkzeug, um „die verfallene Unterrichtsanstalt“ in eine bessere Bahn zu lenken. Als der Minister dieses harte Urteil aussprach, hat er wohl nicht bedacht, daß es in gewissem Grade auf ihn und seine Vorgänger zurückfiel. Die Akademie war ja dem Minister unterstellt, und ihre Verbindung mit ihm war in damaliger Zeit viel enger als späterhin. Die Lehrpläne wurden für jedes Semester vom Ministerium geprüft und genehmigt, zuweilen mit kleinen Änderungen. Es wäre also Sache der Minister gewesen, die Lehranstalt nicht verfallen zu lassen. Das Urteil, das Bethmann-Hollweg über sie fällte, war auch wohl zu hart. Die Entwicklung der Akademie war von den vierziger Jahren ab, in denen ihr Leiter, Gottfried Schadow, achtzig Jahre alt wurde, und in der Zeit nach seinem Tode 1850, in der sie von Vizedirektoren geleitet wurde, sicherlich gehemmt, und auch die Berufung von Cornelius konnte daran nichts ändern, da dieser sein Amt ohne amtliche Verpflichtungen übernahm und es so bei der Herrschaft der Vizedirektoren blieb. Aber die Unterrichtsanstalt war in jener Zeit doch nicht ganz ohne brauchbare Lehrkräfte und hat auch manchen tüchtigen Künstler hervorgebracht. Die meisten davon sind allerdings dann in Vergessenheit geraten, werden aber zum Teil heute wieder in ihrem Wert erkannt. Die Schwäche der Anstalt lag in der allzu gleichförmigen akademischen Schulung, die zwar bei den Schülern ein gediegenes zeichnerisches Können erzielte, aber allmählich so erstarrte, daß die Schüler, insbesondere die Maler, von der Akademie fortstrebten, um sich in unabhängigen Werkstätten Berliner Maler oder auch an anderen deutschen Kunsthochschulen, am liebsten in Paris die nötige Ausbildung zu verschaffen.

Reformbedürftig wie ihre Unterrichtsanstalt war auch die Akademie selbst. Ihre Satzung von 1790 hatte schon lange viel von ihrem Sinn verloren und stand auch nicht mehr in Einklang mit den inzwischen erweiterten und ver-

änderten Einrichtungen der Akademie. Im Jahre 1809 war bei dieser eine eigene Musikbehörde durch Errichtung einer Professur angegliedert worden, die Zelter, Goethes Freund, erhielt. 1833 war daraus eine besondere Sektion für Musik entstanden, und 1834 war eine Schule für musikalische Komposition hinzugetreten. 1869 war die „Akademische Musikschule für ausübende Tonkunst“ gebildet und mit der Schule für musikalische Komposition zur „Hochschule für Musik“ vereinigt worden. Wie deren Abteilung für ausübende Tonkunst, so hatte auch die 1787 zunächst als Kunst-Zeichenschule gegründete Kunst- und Gewerkschule 1869 einen eigenen Direktor und eine selbständige Organisation erhalten. Mit dem so veränderten Zustand der Akademie war auf die Dauer nicht vereinbar, daß ihr Senat neben seinen Befugnissen als begutachtende Kunstbehörde zugleich die eines Lehrerkollegiums der Unterrichtsinstitute ausübte. Auch die Stellung des Akademiedirektors, der nicht nur den Kunstunterricht zu leiten, sondern zugleich den Vorsitz im Senat und damit einen wesentlichen Teil von dessen amtlichen Geschäften zu führen hatte, war, nachdem die Kunstschule und die Hochschule für Musik eigene Direktoren erhalten hatten, auf die Dauer nicht haltbar. Vor allem aber bedurfte der Unterricht in den bildenden Künsten einer gründlichen Erneuerung. Gerade ihr aber stand die alte Verfassung mit ihrer Verquickung der Aufgaben einer Kunstbehörde und der eines Lehrerkollegiums hindernd im Wege.

Daß diese Verfassung zu erneuern sei, hatte man schon lange Zeit vor Schönes Amtsantritt im Kreise der Akademie selbst erkannt. So hatte schon 1821 Gottfried Schadow „Bemerkungen und Vorschläge zu einer zeitgemäßen Einrichtung der Königlichen Akademie der Künste“ an das Ministerium gerichtet. Im Jahre 1844 wurde ein vollständig durchgearbeiteter Entwurf einer Satzung abgeschlossen. 1848 und 1849 beriet ein besonderer Ausschuß über eine neue Ordnung, auch für den Unterricht. Nach Schadows Tode machte der Vizedirektor Herbig Vorschläge. Aber weder alle diese Bemühungen noch Anregungen aus Kreisen der sonstigen Künstlerschaft noch auch die darüber im Ministerium gepflogenen Beratungen hatten bis zum Beginn der siebziger Jahre eine Änderung der Satzung von 1790 herbeizuführen vermocht.

Schöne hat gleich nach seinem Amtsantritt die innere Neugestaltung der Akademie in Angriff genommen und in der verhältnismäßig kurzen Zeit von zwei Jahren durchgeführt. Bereits am 2. Dezember 1872 schrieb er an seinen Bruder: „Aber da muß ins Fleisch geschnitten und ein halbes Dutzend unfähiger alter Herren pensioniert werden, für den, der nicht darin steckt, sehr einfach, für den, der es zu verantworten hat, eine ernste Sache.“

Begründung von Meisterwerkstätten

Von vornherein war es für Schöne klar, daß das Hauptziel der Neugestaltung die Hebung des Unterrichts in den bildenden Künsten sein müsse und

daß es dafür in erster Linie auf die Gewinnung bedeutender und anregender Lehrer ankomme. Er wußte aus seiner Lehrzeit bei Preller, wie wertvoll es für einen Anfänger sei, seine Arbeiten in unmittelbarer Nähe eines Meisters und in dauernder Verbindung mit ihm betreiben zu können. Besonderen Nutzen von solch engem Anschluß an einen Meister war für die reiferen Schüler zu erwarten, die den Weg zur selbständigen Ausübung ihrer Kunst finden wollten. Nun fehlte es gerade dafür an geeigneten Lehrern wie an Räumen und Mitteln.

Schöne betrieb deshalb als erstes die auch von der Akademie gewünschte Begründung von Meisterateliers. In dem von ihm entworfenen Schreiben an den Finanzminister vom 24. Juli 1873, mit dem für den Staatshaushalt für 1874 die Mittel für drei Meisterwerkstätten, je eine für Bildhauer, Geschichtsmaler und Genremaler angemeldet wurden, heißt es, daß vor allem der Mangel an Lehrern von anerkannter künstlerischer Bedeutung behoben werden müsse und daß es ohne die Bewilligung der zunächst für drei Meisterateliers erforderlichen Mittel dem Minister unmöglich wäre, die Neugestaltung der Anstalt ins Werk zu setzen. Mit demselben Schreiben wurden auch 600 Taler für Unterricht in den Elementen der Baukunst und im architektonischen Zeichnen für Maler und Bildhauer angemeldet. Er hatte vollen Erfolg. Der Finanzminister stimmte den Anträgen ohne Einschränkung zu, darunter auch denen, die eine Vermehrung der Werkstatträume der Akademie bezweckten.

Das neue Statut

Kurz nach der Zustimmung des Finanzministers erging am 20. Dezember 1873 ein von Schöne entworfenes Schreiben an eine Reihe angesehener Persönlichkeiten, bei denen Vertrautheit mit der Akademie und den Bedürfnissen des Kunstunterrichts anzunehmen war, mit dem Ersuchen, Wünsche und Vorschläge für die Umgestaltung der Akademie zu äußern. Weil für die Akademie eine lebendige Beziehung zu den außerakademischen Künstlerkreisen wichtig war, richtete sich das Schreiben nicht nur an Maler, Bildhauer und Architekten, die der Akademie als Lehrer oder Senatoren angehörten, sondern auch an hervorragende außenstehende Künstler sowie an Kunstgelehrte und Schriftsteller wie Herman Grimm, Julius Meyer und Karl Schnaase. Auf Grund des durch diese Umfrage gewonnenen und der bereits in den Akten befindlichen Unterlagen, arbeitete Schöne den Entwurf für ein neues Statut der Akademie aus. Währenddem faßte das Abgeordnetenhaus des Landtags bei der Beratung des Haushalts am 31. Januar 1874 den Beschluß, „die Staatsregierung aufzufordern, sowohl in bezug auf den Neubau wie auf die Reorganisation der Akademie der Künste im nächstjährigen Etat definitive Vorschläge zu machen“. Da der Beschluß auf einen Antrag von Rudolf Virchow hin gefaßt wurde und

dieser durch seinen Parteifreund Mommsen über Schönes Pläne unterrichtet sein konnte, ist es nicht unmöglich, daß er durch seinen Antrag die Absichten des Ministeriums unterstützen wollte. Schöne konnte jedenfalls für den Beschluß des Abgeordnetenhauses nur dankbar sein, weil es ihm dadurch leichter wurde, rasch zum Ziele zu kommen.

Schon zu Beginn des Sommers war der neue Satzungsentwurf so weit fertig, daß er in einer am 24. Juni im Ministerium abgehaltenen Sitzung besprochen und am 23. Juli der Akademie zur Begutachtung mitgeteilt werden konnte. Der Senat der Akademie erstattete das von ihm geforderte Gutachten am 5. Dezember 1874 unter Beifügung eines abgeänderten Entwurfs. Nachdem darauf der Schönesche Entwurf noch einmal überprüft worden war, wurde er vom Minister am 6. Februar 1875 dem Kaiser und König vorgelegt. Im beigefügten Bericht ist das neue Statut als provisorisches bezeichnet mit der Begründung, daß sich bei seiner Durchführung leicht die Notwendigkeit zu Änderungen ergeben könne. Unter Hinweis darauf, daß die Einführung des Statuts erst nach Feststellung des Staatshaushalts erfolgen könne, bittet der Minister um die Ermächtigung, es der Landesvertretung mitzuteilen. Als dann auch der Staatshaushalt mit den vom Landtag bewilligten Mitteln festgestellt war, wurde durch königlichen Erlaß vom 6. April 1875 das Reglement vom 26. Januar 1790 aufgehoben, das neue Statut genehmigt und der Minister ermächtigt, das Statut der Hochschule für Musik vom 12. Januar 1874 nach Maßgabe des neuen Akademiestatuts abzuändern.

Von den Bestimmungen, in denen das neue Statut von dem von 1790 und von den Zuständen, die sich seitdem herausgebildet hatten, abwich, war für Schöne sicher die wichtigste die, die das Verhältnis des Senats zu den Unterrichtsanstalten der Akademie neu regelte. Danach hatte der Senat fortan nicht mehr die Befugnisse eines Lehrerkollegiums für den Unterricht in den bildenden Künsten. An seine Stelle traten die Vorsteher der Meisterateliers und das Lehrerkollegium der „Allgemeinen Akademie der bildenden Künste“, also der späteren „Akademischen Hochschule für die bildenden Künste“, mit einem selbständigen Direktor an der Spitze, wie ihn die Kunst- und Gewerkschule und die Hochschule für Musik bereits besaßen. Der Senat hatte nur noch das Recht, aber auch die Pflicht, für die Besetzung der Vorsteherstellen der Meisterwerkstätten und der Direktorstellen der Unterrichtsanstalten dem Minister Vorschläge zu machen und die Vorschläge der Direktoren für die Besetzung der Lehrerstellen dem Minister mit seinem Gutachten einzureichen. In der Gestaltung des Unterrichts hatten die dem Minister allein verantwortlichen Vorsteher der Meisterateliers vollkommen freie Hand, die Direktoren der Unterrichtsanstalten innerhalb der vom Minister genehmigten Normallehrpläne.

Auch für die Akademie selbst war ihre Trennung von der Unterrichtsanstalt der wesentliche Punkt der Reform. Ihrem Grundgedanken nach eine in Kunstfragen sachverständig urteilende und beratende Körperschaft und seit 1809 als staatliche Vertretung der Kunst und der Wissenschaft in das Staatsganze ein-

bezogen, konnte sie sich jetzt den ihr aus dieser Stellung erwachsenden Aufgaben freier und tatkräftiger zuwenden. Mit der Aufhebung der Doppelstellung des Senats als begutachtender Behörde und als Lehrerkollegium und mit seiner Beschränkung auf den behördlichen Bereich war zugleich die Möglichkeit gegeben, die Zahl der aus der Wahl der Mitglieder der Akademie hervorgehenden Senatoren dem Wunsche der Künstlerschaft entsprechend zu vermehren. Diese Möglichkeit war von Schöne, der gemäß seiner auf praktischer wie auf wissenschaftlicher Einsicht beruhenden Kunstanschauung einen von Sonderinteressen möglichst freien Kunstbetrieb wünschen mußte, sicher gern benutzt worden, um den Senat nicht nur der Zahl, sondern auch der Art nach zu erweitern. Während bisher die Senatoren nur aus dem Kreise der Mitglieder der Akademie gewählt worden waren, konnten jetzt auch nichtakademische Künstler und Kunstgelehrte in den Senat kommen, diese nicht durch Wahl, sondern auf Grund ministerieller Ernennung. Ferner wurden die Leiter der Meisterwerkstätten und die der Unterrichtsanstalten zugleich Mitglieder des Senats.

Die dem Senat verbliebenen Aufgaben verteilten sich nunmehr auf seine beiden Sektionen, die für die bildenden Künste und die für die Musik. Diese Scheidung, die bereits tatsächlich bestanden hatte, jetzt aber erst in feste Form gebracht war, sicherte zugleich das Verbleiben der der Musik gewidmeten Einrichtungen im Rahmen der Gesamtakademie. Über diese Frage sagt der Immediatbericht, daß es dem Minister nicht wünschenswert erscheine, eine in den schwersten und zugleich größten Zeiten des preußischen Staates geknüpfte und durch mehr als ein halbes Jahrhundert fortgesetzte und gepflegte Verbindung zu lösen, die in vielen Beziehungen anregend und förderlich werden könne, während es andererseits möglich erscheine, etwaigen Nachteilen, die aus der Verbindung der musikalischen Interessen mit denen der bildenden Künste erwachsen könnten, dadurch zu begegnen, daß den einzelnen Teilen des Instituts und ihren Leitern eine möglichst freie Bewegung gesichert werde.

Die Absicht, die Akademie innerlich aufzulockern, äußert sich auch in den Bestimmungen, die den Schülern den Anschluß an die Werkstatt eines Meisters erleichtern sollten. Danach konnten nicht nur ordentlichen Lehrern der Akademie, sondern auch anderen hervorragenden Künstlern, insbesondere wenn sie eine in den Meisterateliers nicht vertretene Kunst ausübten, ein akademisches Atelier mit einem Schülerraum gewährt werden unter der Bedingung, daß sie sich zur unentgeltlichen Annahme zweier Schüler verpflichteten. Ferner war vorgesehen, daß einzelne Akademieschüler gleichzeitig auch ein Meisteratelier besuchen durften.

Akademie und Bauwesen

Von den bildenden Künsten, deren Pflege der Akademie oblag, war nach Schönes Auffassung die Architektur ein wichtiges Bindeglied und als Grund-

lage für ausschmückende Malerei und Bildnerei unentbehrlich. Schon ein halbes Jahr vor seinem Eintritt in das Ministerium hatte er am 22. April 1872 an seinen Bruder geschrieben: „Ich glaube nicht, daß etwas Ordentliches zu Stande kommt, wenn man nicht eine Art Minister für Kunst schafft, dem man die Museen, die Akademien und vor allem die Bauakademie samt Bauwesen (welche letztere beiden unter dem Handelsministerium stehen) unterstellt.“ Leider hatte die Akademie der Künste sich gerade auf dem Gebiet des Bauwesens die Führung ganz aus der Hand nehmen lassen. Die im Jahre 1799 zunächst als selbständige Anstalt errichtete, dann 1809 der Akademie der Künste unterstellte Akademie der Baukunst war 1824 wieder von jener getrennt und mitsamt dem Schinkelschen Bauakademiegebäude dem Bereiche des Ministers für Handel, Gewerbe und Bauwesen zugewiesen worden. Ihre Aufgabe war von da an die Heranbildung der Feldmesser und Landesbaumeister. Der Unterricht in den höheren ästhetischen Fächern der Baukunst war der Akademie der Künste verblieben. Deren Aufgabe wäre es nun gewesen, den ihr überlassenen künstlerischen Architekturunterricht durch reiche Ausgestaltung und Heranziehung hervorragender Baukünstler möglichst hoch zu entwickeln und dadurch anziehend zu machen. Wie wenig aber in dieser Richtung in den folgenden fünfzig Jahren geschah, zeigen die Angaben über die in dieser Zeit gehaltenen Vorlesungen und Übungen in der Festschrift zum Zweihundertjährigen Jubiläum der Akademie der Künste am 4. Mai 1896. Es war darum kein Wunder, daß die angehenden Architekten sich auf den Besuch der Bauakademie beschränkten und auf den der Kunstakademie verzichteten.

Dieser Zustand wirkte sich im staatlichen Bauwesen als Mangel an künstlerischen Leistungen aus, und ihn zu ändern, schien mit der Umgestaltung der Akademie der richtige Zeitpunkt gekommen. Schöne trug die Sache dem Minister vor und verfaßte ein Schreiben an den Handelsminister, das am 30. Juni 1874 abging. Es drückte das Bedauern aus, daß infolge der Maßnahmen von 1824 eine völlige Trennung der Architekten von den Malern und Bildhauern in der wichtigsten Zeit ihrer Ausbildung eingetreten sei. An den Universitäten verbrächten die Studierenden der verschiedenen Fakultäten die wichtigen Jahre ihrer Bildung in gemeinsamem Verkehr und gegenseitiger Anregung. Eine ähnliche segensreiche Wirkung sei von einer innigen Verbindung der jungen Leute, die sich den verschiedenen Zweigen der Kunst widmen, zu erwarten, und ebenso auch von einem engen Zusammenwirken der Lehrer der Architektur mit denen der übrigen Künste. Zum Vorteil der Kunst und des Kunstunterrichts sei deshalb Wert darauf zu legen, daß die Frage einer Prüfung unterzogen und einer gedeihlichen Lösung zugeführt werde. Auf die an den Handelsminister gerichtete Frage, ob er zu Verhandlungen über eine Änderung der bestehenden Einrichtungen bereit sei, antwortete dieser am 5. Juli zustimmend mit dem Ersuchen, der Kultusminister möge bestimmte Vorschläge machen, auf welche Weise die nähere Verbindung zwischen der Ausbildung der Architekten, Bildhauer und Maler herbeigeführt werden könne, „ohne die

Bauakademie in ihrer Wirksamkeit für die Ausbildung der Staats-Baubeamten zu beeinträchtigen“.

Mit diesem Schreiben war für den Kultusminister nicht viel gewonnen; denn die darin enthaltene Einschränkung ließ deutlich erkennen, daß der Handelsminister wenig geneigt war, die Ausbildung der Baubeamten und damit die Bauakademie aus der Hand zu geben. Auf jeden Fall konnten sich die Verhandlungen noch lange hinziehen und die bereits im Gange befindliche Umgestaltung der Akademie in unerwünschter Weise verzögern. Als nun im Herbst desselben Jahres bekannt wurde, daß im Handelsministerium eine Neugestaltung des Studiums der Architekten erwogen werde, ersuchte der Kultusminister mit Schreiben vom 28. September den Handelsminister, ihn bei den Verhandlungen darüber zu beteiligen und auch einige Mitglieder des Senats der Akademie der Künste hinzuzuziehen. Der Handelsminister erwiderte darauf ziemlich kühl, daß die Verhandlungen sich auf die Ausbildung der Staatsbaubeamten bezögen und daß er den Kultusminister benachrichtigen wolle, falls „etwas von einigem Belang“ für die von ihm vertretenen Interessen beschlossen werden sollte. Im Grunde handele es sich bei den schwebenden Erörterungen mehr um organisatorische als um Unterrichtsfragen, in der Hauptsache nämlich um die Verbindung der Bauakademie mit der Gewerbeakademie zu einer Technischen Hochschule (Polytechnikum).

Der Kultusminister nahm deshalb einen darüber am 17. März 1876 gefaßten Beschluß des Abgeordnetenhauses zum Anlaß, beim Handelsminister erneut anzuregen, die der Ausbildung der Architekten gewidmeten Anstalten mit denen der Maler und Bildhauer zu verbinden. Die Antwort des Handelsministers lautete, daß der auch von anderer Seite angeregte, von ihm übrigens nicht geteilte und auch mit den Beschlüssen des Hauses der Abgeordneten in vollem Widerspruch stehende Gedanke, das Architekturstudium von den technischen Studien zu trennen und der Kunstakademie zu überweisen, bei den Erwägungen über die Gründung einer technischen Hochschule gewürdigt werden würde. Den wiederholten Vorschlag des Kultusministers, die schwebenden Fragen durch beiderseitige Sachverständige beraten zu lassen, lehnte der Handelsminister mit der Begründung ab, daß er dafür allein zuständig sei. Von diesem Standpunkt war er auch durch weitere eindringliche Schreiben, die im Laufe der Jahre 1876 bis 1878 an ihn ergingen, nicht abzubringen. Immerhin ließ er sich allmählich herbei, auf die von der Akademie der Künste und dem Kultusminister gemachten Vorschläge mit Gegengründen einzugehen. Der einzige Gedanke, gegen den er dabei keine Einwendungen erhob, war der an die Einrichtung einer Meisterschule für Architektur, in der auf dem Polytechnikum vorbereitete Architekten sich künstlerisch weiterbilden könnten. Den Gedanken einer solchen Meisterschule in Form einer selbständigen, mit der Akademie zu verbindenden und im Gebäude der Bauakademie unterzubringenden architektonischen Hochschule vertrat auch eine an den Kultusminister ge-

richtete Eingabe von 69 Architekten, unter denen sich alle damals in Berlin angesehenen Baukünstler befanden.

Das Ergebnis dieser vielen Bemühungen war schließlich die Begründung eines, später eines weiteren Meisterateliers für Architekten bei der Akademie der Künste. Schöne hat dabei nicht mehr mitgewirkt. Seine Tätigkeit in der Sache schloß mit einer Aktenverfügung von ihm vom 17. Mai 1880, wonach der vom Senat der Akademie der Künste erforderte Bericht über die Errichtung einer Hochschule für Architekten abgewartet werden sollte.

Beschaffung der Mittel

Die Bemühungen Schönes um die Neugestaltung der Akademie der Künste hatten die Grundlage für ihre lebendigere und umfassendere Tätigkeit geschaffen. Nun galt es auf dieser Grundlage weiterzubauen. Da das ohne erhebliche Vermehrung der Mittel nicht möglich war, hatte Schöne bereits im Sommer 1874 deren Verstärkung zum Staatshaushalt für 1875 angemeldet. Der Anmeldung war der Entwurf eines Haushaltsplanes für die Akademie beigelegt, eine ungewöhnliche Leistung für einen Gelehrten, der noch nicht ganz zwei Jahre als Verwaltungsbeamter tätig war, und zugleich die Erfüllung einer Aufgabe, die hundert andere seelenruhig dem zuständigen Rechnungsbeamten überlassen hätten. Auf Grund der Anmeldung hatte Schöne dann in mündlichen Verhandlungen mit dem Sachbearbeiter des Finanzministeriums eine Erhöhung des Staatszuschusses für die Akademie um jährlich 40 000 Mark erreicht. Diese Verstärkung sollte die Mittel schaffen für die in der neuen Satzung vorgesehenen Stellen des Präsidenten, einer Anzahl neuer Mitglieder des Senats, je eines ständigen Sekretärs für dessen beide Abteilungen, eines weiteren Meisterateliervorstehers, des Leiters und einer Anzahl neuer Lehrer der akademischen Künstlerschule, ferner einen besonderen Fonds von 15 000 Mark für die Heranziehung außerordentlicher Lehrkräfte und eine Erhöhung der Sachausgaben der Künstlerschule. Durch den Landtag wurden für alle diese Zwecke mit Einschluß der erforderlichen Wohnungsgeldzuschüsse 50 000 Mark bewilligt. Bei der Beratung darüber im Abgeordnetenhaus war von einem Abgeordneten das Gehalt des Direktors der Künstlerschule als unzureichend bemängelt worden. Schöne hatte als Regierungskommissar darauf erwidert: „Man ist ja in einer seltsamen Lage auf seiten der Verwaltung dem Vorwurfe gegenüber, daß zu wenig gefordert sei.“ Die Bemängelung war für jene Zeit tatsächlich ungewöhnlich, denn damals paßte der Landtag noch scharf auf, daß die Staatsregierung die Steuerkraft des Volkes nicht übermäßig beanspruche. Schöne sah in dieser strengen Kontrolle auch später noch ein Zeichen gesunden Verfassungslebens, im Gegensatz zu den Mehrforderungen der Landtagsparteien, die im Laufe der Jahre immer mehr überhand nahmen.

Behebung der Raumnot

Durch das neue Akademiestatut waren nicht nur die Einrichtungen für den Unterricht in den bildenden Künsten erweitert worden, auch die Abteilung für Musik hatte durch die Eingliederung des Instituts für Kirchenmusik einen Zuwachs erhalten. Dadurch war die Raumnot, unter der die Akademie schon seit Jahren litt, außerordentlich gesteigert. Die Akademie befand sich zusammen mit der Akademie der Wissenschaften in dem alten Gebäude Unter den Linden. Die rückwärtigen Teile dieses Baublocks beherbergten eine Schwadron der Garde du Corps und die Kgl. Marstallverwaltung. Die Räume der Akademie der Künste waren zum Teil von der mit ihr verbundenen Kunst- und Gewerkschule eingenommen und dienten im übrigen neben den Zwecken der Verwaltung und des Unterrichts in den bildenden Künsten auch den jährlich stattfindenden Kunstausstellungen. Der Zustand war unhaltbar geworden. Ihn zu beheben, wäre die Errichtung eines eigenen Gebäudes für die Akademie der Künste oder für die beiden Akademien zusammen das beste gewesen. Daran war aber aus finanziellen Gründen nicht zu denken. So mußte der Raumnot auf andere Weise abzuhelfen versucht werden. In Betracht kam dafür: einmal die Beschaffung besonderer Räume für die Ausstellungen, zweitens die Hinausverlegung der Kunst- und Gewerkschule und drittens die Herstellung neuer Unterrichtsräume in dem Akademiegebäude selbst. Schon durch den Staatshaushalt von 1874 waren Mittel zur Herstellung von Oberlichträumen und zur Vermehrung der Werkstätten bewilligt worden. Weitere bauliche Maßnahmen, die auch die Errichtung von Werkstätten für den Meisterunterricht auf dem Hofe des Akademiegebäudes und von vier Malerateliers im Dachgeschoß für die neuen Lehrer der akademischen Künstlerschule zum Ziele hatten, wurden im Laufe der beiden folgenden Jahre durchgeführt, zum Teil ohne daß vorher die Zustimmung des Finanzministers zu der zu erwartenden Überschreitung der Mittel eingeholt wurde, was darum bemerkt zu werden verdient, weil es beweist, daß Schöne nicht nur über die von ihm erwartete Rührigkeit, sondern auch über das nötige Verantwortungsbewußtsein und den dazugehörigen Mut verfügte. Der Finanzminister stimmte der Überschreitung nachträglich zu.

Ein Ausstellungsgebäude

Ausstellungsräume zu schaffen, war besonders dringlich, da jedesmal der Unterricht längere Zeit ausgesetzt werden mußte. Man hatte deshalb schon geplant, auf dem der Universitätsstraße zugewandten Flügel des Akademiegebäudes einen einstöckigen Aufbau zu errichten. Auch die Mittel dafür waren bereits im Staatshaushalt für 1873 in einer ersten Rate von 70 000 Talern

vorgesehen und vom Landtag bewilligt. Die Tätigkeit Schönes in dieser Sache begann mit einem Schreiben an den Finanzminister vom 21. Juni 1873, in dem der Kultusminister vorschlägt, von der Aufstockung abzusehen und statt dessen ein besonderes Kunstaustellungsgebäude in der zwischen Sommerstraße und Königsplatz belegenen nordöstlichen Ecke des Tiergartens zu errichten. Der Finanzminister ging auf diesen Plan nicht ein, erklärte sich aber auf ein weiteres Schreiben des Kultusministers vom 8. Dezember 1873, das als Haupteinwand gegen die Aufstockung den Hinweis auf die mögliche Verwendung des Akademiegrundstückes für einen Neubau der Kgl. Bibliothek enthielt, bereit, sich an einer Besprechung über den Vorschlag eines für fünf- und zwanzig bis dreißig Jahre ausreichenden Ausstellungsgebäudes zu beteiligen. Die Besprechung fand am 14. Februar 1874 statt und erstreckte sich auch auf die Beschaffung genügender Räume für die akademischen Musikinstitute. Sodann einigte man sich auf die Errichtung eines behelfsmäßigen Kunstaustellungsgebäudes auf dem sogenannten Schmuckplatze östlich von der Alsenstraße. Für die Hochschule für Musik und für das Institut für Kirchenmusik wurde ein Anbau an die als Künstlerwerkstätten benutzten Eckbaue des Palais Raczynski am Königsplatz und der Anbau eines Konzertsaaes nach der Sommerstraße zu in Aussicht genommen. Bereits am 26. Februar gingen Schreiben an den Finanz- und den Handels- und Bautenminister ab, in denen der Kultusminister deren Zustimmung zu den Ergebnissen der Referentenbesprechung erbat. Das behelfsmäßige Ausstellungsgebäude sollte womöglich noch im Sommer 1874 fertiggestellt werden. Zur Deckung der Kosten, soweit sie die bereits bewilligten 70 000 Taler überstiegen, konnte der Kunstaustellungsgelderstock der Akademie dienen. Da so der Bau den Staat nichts weiter kosten sollte, stimmte der Finanzminister mit Schreiben vom 14. April zu. Auch mit den Plänen für die Musikinstitute erklärte er sich einverstanden, forderte aber, daß nur leichte Bauten errichtet würden, weil die in Aussicht genommenen Grundstücke voraussichtlich für wichtigere Zwecke — gedacht war offenbar bereits an das neue Reichstagsgebäude — gebraucht würden.

Schwierigkeiten machte von nun an nur noch die Frage des Platzes für das Ausstellungsgebäude. Sie zu überwinden, bedurfte es auf seiten des federführenden Kunstreferenten eines nicht geringen Maßes von Zähigkeit, Anpassungsfähigkeit und Geduld. Die zunächst geplante Bebauung des Grundstücks an der Alsenstraße scheiterte an dem Widerspruch des Handels- und Bautenministers, dem bekannt war, daß keine Aussicht bestand, für die Wahl dieses Platzes die königliche Genehmigung zu erhalten. Daraufhin wurde der Plan, das Ausstellungsgebäude in der nordöstlichen Ecke des Tiergartens zu errichten, wieder aufgenommen und mit großer Eile betrieben, sowohl bei der Akademie der Künste, die wegen der Kunstaustellungsgelder zustimmen mußte, wie bei dem Finanzministerium, das die Verwaltung des Tiergartens hatte und dessen grundsätzliche Bedenken gegen die Verwendung eines Teils des Parkes für Bauzwecke zu beheben waren. Nachdem dieser zweite Schritt

soweit geführt hatte, daß der Finanzminister bereit war, für den neuen Plan mit einzutreten, konnte der von Schöne entworfene Bericht, von beiden Ministern gezeichnet, am 17. Mai an den König abgehen. Fast umgehend kam er von diesem mit einem Randschreiben zurück: „Wiesbaden, d. 19. Mai 1874. Ich kann mich mit Errichtung eines provisorischen Ausstellungsgebäudes überhaupt nicht, am wenigsten an der vorgeschlagenen Stelle einverstanden erklären. Die Abholzung auch dieses Teiles des Tiergartens nur steht dem Projekt entgegen. Die durch die Ausstellungen gestörten Unterrichtsstunden sind zwar zu bedauern, doch hat man seit fünfzig Jahren diese Unannehmlichkeit ertragen, so daß sie wohl auch in diesem Jahre noch erduldet werden kann. Da somit sich nun noch zwei Jahre Zeit darbieten, um dem Projekte eines permanenten Ausstellungsgebäudes nachzugehen, so wird sich gewiß mit Muße ein anderes auffinden lassen.“

Nach dieser entschiedenen Ablehnung, die namentlich für die Hebung des akademischen Unterrichts eine schwere Hemmung bedeutete, galt es zunächst, ein neues Baugrundstück ausfindig zu machen. Eine Anzahl angesehener Künstler richtete am 10. Februar 1875 eine Eingabe an den König, bei deren Überreichung der Gedanke, ein Ausstellungsgebäude auf einem der Plätze an der Alsenstraße zu errichten, erneut ausgesprochen wurde. Die Eingabe ging dem Kultusminister am 16. März 1875 mit dem Bemerken zu, daß der Hinweis auf die Alsenplätze den Beifall des Königs nicht gefunden habe, daß dagegen zu erwägen sei, einen Teil des Geländes der ehemaligen Porzellanmanufaktur und den Herrenhausgarten dafür zu verwenden. Diese Anregung entsprach einem Vorschlag von Gropius (dem Direktor der Kunst- und Gewerkschule), sie konnte aber, obwohl vom König ausgegangen, wegen erheblicher Schwierigkeiten, die der Bautenminister geltend machte, nicht weiter verfolgt werden. Dafür kam es im Zusammenhang mit dem Preisausschreiben für die Bebauung der Museumsinsel zu neuen Überlegungen. Baurat Orth schlug vor, in Zusammenhang mit der Planung eines Akademie- und eines dauernden Ausstellungsgebäudes auf der Museumsinsel ein behelfsmäßiges Gebäude auf dem hinteren Teile der Insel zu errichten, wo jetzt das Kaiser Friedrich-Museum steht. Der Bau konnte gut fünf bis sechs Jahre stehen bleiben, ohne die Durchführung der auf der Insel geplanten Museen zu stören.

Diesmal gelang es verhältnismäßig rasch, den Finanz- und den Bautenminister zur Zustimmung zu dem neuen Plane zu bewegen. Auch die königliche Genehmigung wurde am 4. März 1876 erteilt. Obwohl dann noch Schwierigkeiten zu überwinden waren, wegen der Lage des Bauplatzes auf der Spitze der Insel, wurde das Gebäude im Laufe des Sommers fertig. Damit war ein Wunsch der Berliner Künstlerschaft erfüllt und zugleich von den Übelständen, die mit der Raumnot der Akademie der Künste zusammenhingen, ein gut Teil behoben.

Personalia: Anton von Werner und andere Künstler

Nach Einführung des vorläufigen Statuts der Akademie der Künste war eine Reihe von neugeschaffenen Stellen zu besetzen. Beim Präsidenten war das nicht ohne weiteres möglich. Zunächst mußte der über siebenzig Jahre alte Professor Daege, der seit 1861 kommissarisch Direktor und zugleich Vorsitzender des Senats war, zum Rücktritt bewogen werden. Das konnte man ihm aber nicht nahelegen, ohne ihm zugleich einen gewissen Pensionszuschuß in Aussicht zu stellen. Schöne bemühte sich, ihm diesen zu sichern, was auch gelang. Nach Daeges Rücktritt übernahm Baurat Hitzig am 1. Oktober 1875 das Amt des Präsidenten. Die Mitwirkung an der Besetzung der neuen Stelle des Direktors der Allgemeinen Akademie der bildenden Künste war für Schöne eine undankbare, ja kaum zumutbare Aufgabe. Denn von Anfang an scheint festgestanden zu haben, daß Anton von Werner der höheren Orts allein gewünschte Anwärter war, ein Mann, der für Schöne als Künstler und als Mensch gleich wenig bedeutete. Werner hatte sich, erst wenig über dreißig Jahre alt, durch seine Bilder aus dem Kriege 1870/71, durch das Velarium für die Siegestraße in Berlin zum 18. Juni 1871 und besonders durch die farbigen Kartons für die Siegessäule die Anerkennung des bei allen sonstigen guten Eigenschaften in künstlerischen Dingen doch nicht zuständigen alten Kaisers gewonnen. Hierdurch gestärkt, hatte er eine maßgebende Stellung in der Berliner Künstlerschaft erlangt und stellte dem Minister für die Übernahme der ihm angebotenen Direktorstelle sehr anspruchsvolle Bedingungen, die auf ein erträgliches Maß zurückzuschrauben, Schöne schließlich mit Geduld und Zähigkeit fertig gebracht hat. Die Ernennung Werners erfolgte am 6. April 1875. Zu verhindern war sie offensichtlich nicht gewesen.

Man muß sich in die siebenziger Jahre versetzen, um die Schwierigkeiten zu würdigen, die damals eine Sichtung der ausübenden Künstler Deutschlands auf ihre Eignung zur Übernahme einer der neugegründeten Lehrerstellen an der Kunstakademie boten. Vorschläge für die Besetzungen zu machen, war Sache des leitenden Direktors. Anton von Werner empfahl dabei die Maler Karl Gussow, Otto Knille, Paul Thumann und Albert Hertel. Da er nur zu dem Vorschlage Hertels bemerkte, daß er ihn „nach reiflicher Überlegung mit Herrn Geh. Rat Schöne über Personenfragen“ mache, bleibt die Frage, ob über die anderen Vorschläge eine Verständigung mit Schöne zustande gekommen war, zum mindesten offen.

Warum gleichwohl eine Berufung Hertels damals nicht erfolgt ist (Hertel übernahm erst zu einem viel späteren Zeitpunkt eine Meisterwerkstatt in Berlin), ist nicht mehr festzustellen. Eine künstlerische Kraft von überragender Bedeutung hat Schöne in ihm nicht gesehen. In Frage wäre für Hertel schon damals das Meisteratelier für Landschaftsmalerei gekommen, dessen endgültige Besetzung mit dem Karlsruher Maler Hans Gude erst 1880 zustande kam, nachdem Schöne deswegen vergeblich zunächst mit Andreas Achenbach,

11. Kapuzinerkloster bei Alatri. Federzeichnung von Richard Schöne, 1865

12. Ferentino. Federzeichnung von Richard Schöne, 1865

dann mit dessen Bruder Oswald verhandelt hatte, die sich aber beide nicht aus Düsseldorf lösen mochten oder konnten, obwohl der ältere, Andreas, anfangs nicht abgeneigt gewesen war, dem Rufe nach Berlin zu folgen.

Als einziger der von Anton von Werner Vorgeschlagenen wurde Otto Knille berufen. Bei ihm und dem schon ein Jahr zuvor mit der Leitung eines Meisterateliers betrauten Ludwig Knaus handelte es sich um Künstler, deren größere Schöpfungen (man denke an Knilles Bild „Tannhäuser und Venus“) zwar nicht von Schöne geschätzt wurden, die aber über ein gediegenes Handwerk sowie Begabung und Lust zum Lehramt verfügten. Sie waren charakterlich hochstehende, ernste Männer, deren günstiger Einfluß auf die Jugend sich zu bewähren versprach und bewährt hat. Wie Knaus seinen Lehrberuf auffaßte, schrieb er in einem Brief an Schöne vom 15. Dezember 1873: „Wenn ich Privatschüler von den Anfängen an zu unterrichten hätte, so würde ich allerdings wesentlich anders verfahren, als dies auf den Akademien üblich ist; ich würde sehr zeitig auf das Handwerk, auf die Überwindung der technischen Schwierigkeiten der Ölmalerei großen Wert legen. Eine frühe Geschicklichkeit der Hand unterstützt wesentlich alle ferneren Bestrebungen, und zu einer solchen absoluten Hingabe für diesen Zweck hat man nur in jungen Jahren die Ausdauer. Im allgemeinen werden die Schüler wohl auch zuviel mit dem jahrelangen Zeichnen nach dem starren Gips geplagt und abgestumpft, anstatt daß der Sinn für das pulsierende Leben und Charakteristik bei ihnen geweckt und das Auge geübt werde, von Hause aus plastisch und farbig zu sehen. Das an sich wichtige Studium der Antike wäre wohl fruchtbringender, wenn es nicht so früh abgemacht würde, ehe ein Verständnis dafür vorhanden sein kann. Mit einem Worte, der Unterricht sollte nach meinem Dafürhalten weniger trocken und schablonenhaft sein, so daß die Schüler sich nach ihrer eigentümlichen Begabung frei entwickeln können; es kommt eben das meiste auf die Intelligenz des Lehrers an.“

Lehrern, die so dachten, weitgehende Bewegungsfreiheit zuzugestehen, war für Schöne selbstverständlich. So heißt es auch bei der Ernennung von Knaus zum Meisterateliervorsteher in dem Erlaß des Ministers vom 27. Februar 1874: „Indem ich Ihnen meine lebhafteste Freude ausspreche, daß Sie sich entschlossen haben, dem meiner Fürsorge anvertrauten Institut Ihre Tätigkeit, an die ich die schönsten Hoffnungen knüpfe, zu widmen, wünsche ich es allein in Ihr eigenes Ermessen zu stellen, wie Sie Ihre Schüler anleiten wollen, und gebe Ihnen lediglich anheim, Ihren Unterricht so, wie Sie es für zweckmäßig und richtig finden, einzurichten.“ Man spürt an dieser ungewöhnlich entgegenkommenden Fassung, wie sehr es Schöne darum zu tun war, einer für den Lehrberuf als geeignet gehaltenen Persönlichkeit auch den nötigen Spielraum für ihre Wirksamkeit zu sichern.

Daß sich unter Anton von Werners Regiment auch gerade ein auf seinen Vorschlag berufener Lehrer wie Otto Knille wenig wohl fühlte, kommt in Knilles Briefen an Schöne zum Ausdruck, die von 1873 bis in die Zeit kurz vor

Knilles Tod im Jahre 1896 reichen und von seiner verehrungsvollen freundschaftlichen Gesinnung Schöne gegenüber zeugen. So schreibt er am 3. August 1879 (es ging um die Verbesserung des Akademiestatuts, zu der auch die Lehrer gehört werden sollten): „Bei unsrer schwankenden Basis [Knille und seine von ihm hier gemeinten Kollegen waren nicht lebenslänglich angestellt] haben wir nicht mit voller Schärfe aussprechen können, was wir nach Innen erstreben, wir haben es noch weniger in den Konferenzen erreichen können, in welchen A. v. Werner nicht daran dachte, Präsident zu sein, sondern lediglich und mit allen Mitteln für sein „Ich“ kämpfte. Er suchte uns durch redaktionelle und Paragraphenwidersprüche zu verwirren, kurz, er war so unloyal wie möglich.“ In demselben Brief steht über den Abgang des Ministers Falk: „Möchten Sie einen neuen Minister vorfinden, der von der Kunst gar nichts oder sehr viel versteht! Nur keinen Cavalier-Dilettanten! Ich fürchte eigentlich nicht, daß Ihnen durch den neuen Chef wesentliche Schwierigkeiten bevorstehen. Der Mann würde sich diese dadurch selbst bereiten — ich meine, was die Sache betrifft, aber ich empfinde es Ihnen nach, was Sie sagen: auf den Menschen kommt es zunächst an, und da begreife ich Ihre trübe Stimmung. Wie vieles mag Ihnen bei den Unerquicklichkeiten Ihres Amts erträglich geworden sein durch das Gefühl, Schulter an Schulter mit einem Ehrenmann wie Minister Falk zu arbeiten! Ob Alles richtig war, was er wollte, darüber mag man streiten, aber gentlemanlike war jeder Gedanke, jede Tat von ihm!“

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhange noch die Übertragung des Meisterateliers für Bildhauerei an Reinhold Begas 1878. Daß Schöne auch innerlich mit der Wahl dieses vom Senat der Akademie vorgeschlagenen Künstlers einverstanden war, wird nicht bezweifelt zu werden brauchen. Setzte doch die Übersteigerung dieser von Haus aus ungewöhnlichen bildnerischen Begabung in barockes Können mit dem Beigeschmack „wilhelminischer“ Theater-*ma*che erst etwa zwanzig Jahre später ein, während aus der fraglichen Zeit (1874) z. B. seine Gruppe „Merkur und Psyche“ in der National-Galerie stammt, deren Reiz bei aller kraftvollen Lebendigkeit sich auch heute niemand wird entziehen können.

Keinerlei Schwierigkeit machte die Besetzung der ebenfalls neu geschaffenen Stelle des Zweiten ständigen Sekretärs der Akademie, der die Geschäfte der Sektion Musik führen sollte. Schöne war mit Joseph Joachim, dem Direktor der akademischen Hochschule für Musik, schon ehe die neue Stelle bewilligt war, darin einig, daß für sie kein Besserer gefunden werden könne als der Musikhistoriker Philipp Spitta, der als Gymnasiallehrer an der Nikolaischule in Leipzig tätig war. Schöne kannte und schätzte ihn von dorthen, und Joachim wünschte ihn sich als Lehrer der Musikgeschichte an seine Anstalt. So wurde denn Spitta gleich nach Genehmigung des Provisorischen Statuts am 14. April 1875 zum Zweiten ständigen Sekretär der Akademie und zum Lehrer der Musikgeschichte an der Hochschule für Musik, Abteilung für ausübende Tonkunst, ernannt.

Theodor Fontane

Bald darauf mußte auch die Stelle des Ersten ständigen Sekretärs neu besetzt werden, da der bisherige, Professor O. F. Gruppe, am 7. Januar 1876 starb. Um die Stelle bewarb sich auch Theodor Fontane. Es ist anzunehmen, daß ihn sein dem Senate der Akademie angehöriger Freund, der Direktor der Bauakademie Richard Lucae, darauf aufmerksam gemacht hat. Lucae war wie Fontane Mitglied des „Tunnels über der Spree“ sowie des innerhalb dieser Gesellschaft bestehenden engeren Kreises „Rütli“ und des noch engeren „Ellora“. Vom Tunnel her war auch der inzwischen erstmalig gewählte Präsident der Akademie, der Architekt Hitzig, mit Fontane bekannt. An Schöne, mit dem Lucae ebenfalls befreundet war, schrieb dieser schon kurz nach dem Tode von Gruppe, am 12. Januar 1876: „Haben Sie schon die Neubesetzung der Akademischen Sekretärstelle ins Auge gefaßt. Wie wäre es z. B. mit Th. Fontane? Ich gestehe übrigens ganz ehrlich, daß ich gar nicht einmal weiß, ob er Lust dazu hätte, aber sehr viele Qualitäten hätte er nach meiner Meinung zu diesem Posten, ob alle, darüber will ich mir kein Urteil erlauben, da ich die Tätigkeit, die ihm obliegen würde, jedenfalls nicht in ihrem ganzen Umfange kenne.“

Lucae mag zu dieser Empfehlung durch seine Kenntnis der schwierigen wirtschaftlichen Lage Fontanes mitbestimmt worden sein. Wie sehr dieser darunter litt, zeigen die Worte, die er am 14. Juli 1875 an Wilhelm Hertz, den Verleger seines ersten großen Romans „Vor dem Sturm“ schrieb^{*)}: „Von all dem Bitteren, was darin liegt, mit fünfundfünfzig Jahren unter Ach und Krach eine kümmerliche Jahreseinnahme zusammenzuschreiben, will ich nicht sprechen“. Aber schwerer noch als auf ihm selbst hat nach allem, was wir von ihr wissen, auf Fontanes Frau die Unsicherheit ihrer Existenz gelastet. Sie wird deshalb wohl auch einen Druck auf ihren Mann ausgeübt haben, um ihn zur Bewerbung um die Sekretärstelle zu bewegen. Über die Art, wie es zu seiner Anstellung kam und wie sich die schon bald darauf erfolgte Niederlegung seines Amtes vollzog, enthalten die Akten des Kultusministeriums manches, was die eigenen Mitteilungen Fontanes, die in den Briefen an seine Frau und an Mathilde von Rohr enthalten sind^{**)}, zu ergänzen geeignet ist und wert sein dürfte, hier bekannt gemacht zu werden.

Wieviel Fontane an der Sache lag, zeigen zwei Briefe, die er an Schöne als den zu Verhandlungen mit ihm ermächtigten Referenten des Ministers gerichtet hat. In dem ersten vom 30. Januar 1876 (Autographensammlung der Staatsbibliothek Berlin) bittet er Schöne, bei der bevorstehenden Besetzung seine Entscheidungen zu seinen Gunsten treffen zu wollen. Er sei sich be-

^{*)} Briefe Theodor Fontanes, 2. Sammlung, 1. Bd., S. 358.

^{**)} Zusammengestellt in „Fontane oder die Kunst zu leben“, herausgeg. v. Ludwig Reiners, S. 121 ff.

wußt, daß seine bisher frei geübte literarische Tätigkeit kaum als eine ausreichende Vorbereitung zu Amt und dienstlicher Stellung angesehen werden könne, dennoch bitte er, wie er selber guten Mutes sei, es mit ihm zu versuchen, ihm zuvörderst mit Nachsicht zu begegnen, unter allen Umständen aber sich seines Ernstes und Eifers wie seiner vorzüglichen Ergebenheit gewiß halten zu wollen. In dem zweiten Brief vom 7. Februar sagt er, er freue sich, daß die Verhältnisse, in die er einzutreten habe, ihm wenigstens nach einer Seite hin — Schöne hatte ihm offenbar mitgeteilt, daß das Gehalt der Stelle erst Ende März frei würde — zu einem guten Beginn Gelegenheit biete. Er lege auf Empfang einer Entschädigung für die Wochen bis 1. April nicht das geringste Gewicht, stehe vielmehr auch ohne eine solche jederzeit zu Diensten der Akademie.

Der nun von Schöne entworfene Bericht des Ministers an den Kaiser vom 17. Februar 1876 besagt, daß der Präsident der Akademie die Aufmerksamkeit des Ministers auf Fontane gelenkt habe. Dieser habe sich durch seine Veröffentlichungen einen geachteten Namen erworben und erfreue sich des Rufs eines zuverlässigen und tüchtigen Mannes. Seiner gründlichen historischen und ästhetischen Bildung gehe eine nicht gewöhnliche Beherrschung des Wortes und der Feder zur Seite. Danach dürfe man erwarten, daß er den eigentümlichen Anforderungen des Amtes eines Sekretärs der Akademie gewachsen sein und daß es seiner gewinnenden und ansprechenden Persönlichkeit gelingen werde, die nicht unerheblichen Schwierigkeiten zu überwinden, die das Amt mit sich bringe. Der Kaiser ließ durch den Chef seines Zivilkabinetts von Wilmowski am 25. Februar 1876 antworten, daß er Fontanes Kriegsschriften kenne und ihn als einen sehr geschickten Darsteller der Ereignisse schätze, er wolle auch den Wert seiner übrigen literarischen Arbeiten nicht anzweifeln und ihm auch geschichtliche und ästhetische Bildung nicht absprechen, er finde aber, daß seine bisherigen Arbeiten nicht ausreichend bewiesen, daß ihm für die eigenartigen Aufgaben des Amtes eine so zweifellose Befähigung innewohne, daß man es ihm von vornherein endgültig übertragen könne. Er stelle deshalb dem Minister die vorläufige Übertragung, wie bei Gruppe, zur Erwägung.

Der Minister versuchte, Fontane zur probeweisen Übernahme der Stelle zu bestimmen. Schöne hat ihn bei dieser Gelegenheit, schon weil der Kaiser die eigenartigen Aufgaben des Amtes besonders betont hatte, zweifellos auf die Schwierigkeiten, mit denen er zu tun haben würde, aufmerksam gemacht. Fontane ließ sich leider dadurch nicht bewegen, das Amt versuchsweise zu übernehmen; andernfalls wäre ihm und seiner Familie viel Ärger und Kummer erspart geblieben. Er begründete seine Ablehnung des Provisoriums damit, daß es ihm gegebenenfalls schwer sein würde, seine freie literarische Tätigkeit in dem selben, seine Existenz sichernden Umfange wieder aufzunehmen. So berechtigt dieser Grund auf den ersten Blick erscheint, so kann man ihm doch entgegenhalten, daß die einstweilige Anstellung nicht nur der

Akademie, sondern auch Fontane selbst ermöglicht hätte, das eingegangene Verhältnis jederzeit wieder zu lösen. Das wäre auch nach den Eindrücken, die Fontane gleich nach dem Amtsantritt von seinen Aufgaben und den Verhältnissen in der Akademie empfing, von seiner Seite sicher schon nach höchstens vier Wochen geschehen. Wenn er trotzdem gleich fest angestellt zu werden wünschte, so hat wohl auch der bei ihm sehr tief sitzende Stolz und die daraus entsprungene Besorgnis mitgesprochen, man könnte ihn die Unsicherheit seiner Stellung fühlen lassen.

Der Minister ließ sich durch den vergeblichen Versuch, Fontane umzustimmen, nicht abhalten, seine feste Anstellung erneut beim Kaiser zu beantragen mit der Begründung, daß ihm die über Fontane eingezogenen Erkundigungen wie auch der Eindruck seiner Persönlichkeit das Vertrauen in eine gedeihliche Führung der Geschäfte eines Ersten Sekretärs zu rechtfertigen schienen. Der Kaiser entsprach dem Antrag noch an demselben Tage, an dem er ihm zuging, dem 29. Februar. Fontane und die Akademie erhielten davon am 7. März Nachricht. Wenn auch nicht nach vier Wochen schon, so doch nach zweieinhalb Monaten sandte Fontane sein Entlassungsgesuch an den Minister. Es geschah das einen Tag nach der Sitzung des Senats der Akademie vom 27. Mai 1876, in der es zu einem unerfreulichen Auftritt zwischen ihm und dem Präsidenten der Akademie gekommen war. In seinem Gesuch sagt Fontane, daß er sich durch die Vorgänge in der Sitzung gezwungen sehe, sein Amt niederzulegen. Der Präsident Hitzig habe ihm Zweideutigkeit vorgeworfen. Anton von Werner sagt darüber in „Erlebnisse und Eindrücke 1870—90“, S. 172: „Der Baurat Hitzig hielt die neugeschaffene Präsidentenstelle für eine Art Paschawürde. Er schlug einen auffallenden Ton rücksichtslosen Benehmens auch seinem alten Tunnelfreunde gegenüber an, und es dauerte nicht lange, so veranlaßte sein brüskes, geradezu beleidigendes Auftreten gegen den guten Fontane in einer Sitzung des Senats den feinsinnigen Mann zur Einreichung seines Entlassungsgesuchs.“

Auf das Gesuch hin verständigte Schöne Fontane, daß er sich mit seinem Antrage an den Kaiser zu wenden habe. Dem entsprach Fontane mit seiner Eingabe vom 19. Juni. Er sagt darin, er habe alsbald nach seiner Einführung in sein Amt wahrgenommen, daß er für die Stelle weder seinem Charakter noch seiner Geistesanlage nach berufen sei. Er habe erkannt, daß eine viele Jahre mannigfach geübte Tätigkeit keineswegs die Befähigung zu rascher und gewandter Behandlung geschäftlicher Fragen verleihe. Zur Protokollführung fehle es ihm an Umsicht, zur Abfassung von Berichten an der Gabe, auf die Gedanken anderer einzugehen.^{*)} Auch fühle er sich nicht imstande, den

^{*)} Hierzu bemerkt A. Amersdorffer in seinem Aufsatz „Die Akademie der Künste und die Dichter“ (Jahrbuch der Sektion für Dichtkunst der Preuß. Akademie der Künste 1929 S. 8 ff.), wo er auf die Fontane-Sache kurz eingeht (S. 17), daß der Dichter sich bitter Unrecht tue: „Seine Protokolle, die in seiner weitgeschwungenen Handschrift einen Schmuck der Sitzungsakten bilden, sind in ihrer Ausführlichkeit und

Unterbeamten ein Vorgesetzter zu sein, ihr Tun zu überwachen, ihre Streitigkeiten zu schlichten. Hierfür versage ihm die Natur den Dienst.

Über dieses Schreiben sagt Fontane in seinem Brief an Mathilde von Rohr vom 1. November 1876, er habe auf Wunsch des Ministeriums seinen diesem angegebenen Grund, die Verdächtigung seines Charakters, fallengelassen und sich wohlgemut als einen halben Imbecile dargestellt, der weder seinem Charakter noch seiner Begabung nach der Stelle gewachsen sei. Er fährt dann fort: „Dies war denn doch höchstens die halbe Wahrheit, und unter ein bißchen angenehmeren Verhältnissen hätt' ich ruhig bleiben und mein Leben als Akademiesekretär beschließen können.“ In der Erregung, in der Fontane diese letzten Worte schrieb, scheint er vergessen zu haben, was er früher an Fräulein von Rohr über die ihm „an sich widerliche Sekretärstelle“ geschrieben hatte. Er hat sich auch in seinem an sie gerichteten Brief vom 30. November 1876 wieder in dem früheren Sinne über die „dreimal geknotete Sekretärschlinge“ geäußert. Richtig ist jedenfalls, daß seine dem Kaiser gemachten Angaben nur die Hälfte der Gründe enthielten, die ihn zu seinem Rücktritt bestimmten; aber die andere Hälfte hätte er auch gar nicht angeben können, ohne die Akademie, die sich für ihn eingesetzt hatte, dem Kaiser gegenüber in ein schlechtes Licht zu stellen. Schöne scheint ihm das, als er ihn an den Kaiser verwies, klargemacht zu haben. Nach Fontanes Ausführungen in seinem Abschiedsgesuche blieb dem Minister nichts übrig, als die darin enthaltenen Angaben in dem Berichte vom 13. Juli 1876, in dem er die Genehmigung zur Entlassung von Fontane erbat, zu bestätigen. Der Kaiser wird von dem Bericht, auf den hin er am 17. Juli die Entlassung Fontanes genehmigte, nicht ohne eine gewisse Genugtuung Kenntnis genommen haben. Daß er seitdem Fontane nicht besonders wohlwollte, worüber sich dieser in dem Briefe vom 30. November 1876 Mathilde von Rohr gegenüber äußerte, ist verständlich. Schöne hat ihm sein Verhalten in der auch für ihn peinlichen Angelegenheit sicher nicht nachgetragen. Wie jeder Freund der deutschen Dichtung wird er sich gesagt haben, daß Fontanes zweiter Entschluß richtiger war als sein erster.

Genauigkeit wie in ihrer stilistischen Präzision mustergültig. Mit mehr Recht mochte er geltend machen, daß er den Anforderungen, die Verwaltungsgeschäfte zu führen, nicht gewachsen war.“

DIE HOCHSCHULE FÜR MUSIK

1869 war vom Kultusminister von Mühler bei der Akademie der Künste die Hochschule für Musik errichtet. Sie bestand seit 1870 aus zwei Abteilungen, der für musikalische Komposition und der für ausübende Tonkunst. Diese, deren Leiter ihr Mitbegründer Joseph Joachim war, hatte anfänglich nur Violin-, Cello- und Klavierklassen. 1871/72 kamen eine Orgelklasse, Klassen für Kontrabaß und sämtliche Blasinstrumente sowie Vokalklassen für Sologesang hinzu. Die Zahl der Schüler, die 1869 neunzehn betragen hatte, war bis 1871/72 auf fünfundsiebzig gestiegen. Sie wuchs im Laufe der Siebziger Jahre auf rund zweihundertfünfzig. Dieser Zunahme entsprechend stieg die Zahl der Lehrer von ursprünglich vier auf fünfunddreißig. Der ständig wachsende Umfang der Hochschule stellte ihren Leiter vor Aufgaben, die er nur mit Unterstützung durch das Ministerium lösen konnte. Es kam deshalb für Joachim, der mit Mühler zunächst sehr gut gestanden hatte, später aber in Schwierigkeit geriet, viel darauf an, daß sein Nachfolger Falk und — was vielleicht noch wichtiger war — dessen Kunstreferent den Aufgaben der Hochschule Verständnis und Hilfsbereitschaft entgegenbrachten.

Die erste Begegnung zwischen Joachim und Schöne fand am 8. Dezember 1872 statt. Joachim schrieb darüber an seine damals in Wien weilende Frau^o): „Eben war der neue Dezernent beim Kultus für Kunst bei mir, Dr. Schöne, Härtels Schwiegersohn. Wir hatten ein langes, Gutes prophezeiendes Gespräch.“ Was diese Unterhaltung versprach, hat sich in vollem Maße erfüllt. Schönes Liebe und feines Empfinden für Musik im Verein mit dem Willen, sie nach Kräften zu fördern, machten ihn für Joachim zu einem stets bereiten Helfer und Berater. Gegenseitige Wertschätzung verband beide Männer mit den Jahren in naher Freundschaft, wie sie auch darin zum Ausdruck kam, daß Joachim bei Schönes ältester Tochter Pate stand. Er empfand sein geniales Spiel wie eine Offenbarung. Von dem dienstlichen Verkehr mit ihm sagte er, daß er kaum jemand sonst begegnet sei, mit dem sich die amtlichen Beziehungen so wohltuend gestaltet hätten wie gerade mit ihm. Daß auch Joachim sich an diese Beziehungen gern erinnerte, zeigt sein Brief an Schöne vom 14. Juli 1903: „Hänge ich doch mit aller Treue und Dankbarkeit an der Zeit, wo mir das Glück ward, in meiner Arbeit durch Sie gefördert zu werden.“ In dem bedauerlichen Ehestreit Joachims stand Schöne auf dessen Seite. Diese

^o) Briefe von und an Joseph Joachim. Berlin 1913. S. 99.

Stellungnahme wurde ihm nicht leicht, denn von Frau Joachims Gesang war er sehr angetan. Die Arie aus „Il re pastore“ von Mozart und „Erbarme Dich“ aus der Matthäuspassion von Frau Joachim gesungen, dazu ihr Mann an der Violine, gehörten für ihn zu den Höhepunkten seines Lebens.

Stellenbesetzungen

Von Bedeutung waren auch die von Joachim geleiteten Vortragsabende in der Hochschule. Die erste Aufführung am 2. Mai 1872 hatte nur Streich- und Klaviermusik geboten. Bei der zweiten am 16. Dezember 1872, der das Kaiserpaar und Moltke beiwohnten, kam Gesang hinzu. Joachims Wunsch, auch den Chorgesang an der Hochschule zu pflegen, erfüllte sich bald. Zum 1. April 1873 konnten die Vokalklassen durch eine Chorschule erweitert und ein Jahr später ein vollständiger Vokalchor eingerichtet werden. Dann wurde als neues Lehrgebiet Partitur- und Ensemblespiel aufgenommen, nachdem dafür in Woldegar Bargiel (einem Stiefbruder von Klara Schumann) eine geeignete Kraft gewonnen war. Als Konzertdirektor in Rotterdam tätig, war der von Joachim als Künstler wie als Mensch geschätzte Musiker nicht leicht zu bewegen gewesen, einem Ruf an die Akademie als Lehrer für Kontrapunkt, Instrumental- und Vokalkomposition in der Abteilung für Komposition zu folgen, er hatte sogar seine bereits gegebene Zusage vor dem Tage seines auf den 1. April 1874 festgesetzten Dienstantrittes wieder zurückgezogen. Daß er die Stelle schließlich doch annahm, war ein freudig begrüßter Erfolg, auch für Schöne, da sich mit der Zeit zwischen seinem und Bargiels Hause freundschaftliche Beziehungen anbahnten.

An den Bemühungen, der Anstalt neue wertvolle Kräfte zuzuführen, war Schöne stets beteiligt. 1875 handelte es sich um die Gewinnung zweier hervorragender Künstlerinnen, der Sängerin Amalie Joachim und der Pianistin Klara Schumann, der Witwe von Robert Schumann. Als seltene künstlerische Erscheinungen von Schöne gleich hoch bewertet, waren ihm beide, die eine als Frau Joachims, die andere durch das Haus Härtel in Leipzig, auch menschlich vertraut. Es war ihm viel daran gelegen, sie an die Hochschule zu fesseln. Hier war zwar die von Adolf Schulze geleitete Gesangsabteilung gut besetzt, es fehlte ihr aber an einer Persönlichkeit von bedeutendem Ruf und der Fähigkeit, reiferen Schülerinnen, deren Talent sie auf den Konzertsaal oder die Bühne wies, den letzten Schliff und die für ihre Laufbahn entscheidende künstlerische Richtung zu geben. Als eine solche Persönlichkeit glaubte Adolf Schulze Frau Joachim empfehlen zu sollen. Da aber ihr Mann Bedenken trug, seine Frau an die von ihm geleitete Hochschule zu berufen, versicherte Schulze sich auf eigene Faust ihrer Bereitwilligkeit und bat Schöne, er möge den Minister zu einer vertraulichen Mitteilung an Joachim bewegen. Der Minister ließ Joachim sagen, er teile

dessen Bedenken nicht. Frau Joachim übernahm nun neun Stunden Unterricht in der Woche, gab sie aber nach kurzer Zeit wieder auf. An ihrer Stelle wurde 1876 die mitreißende Frau Anna Schultzen-von Asten in die eine der damals eingerichteten drei neuen ordentlichen Lehrerstellen berufen.

Klara Schumann, der in der Klavierabteilung die gleiche Stellung zugedacht war wie Frau Joachim in der Gesangsabteilung, ließ sich für die Hochschule leider nicht gewinnen. Im Grunde waren es wohl innere Widerstände, die sie abhielten, sich an Berlin fest zu binden. 1878 folgte sie einem Rufe an das neugegründete Hochschule Konservatorium in Frankfurt am Main. Ebendahin war kurz vorher der Sänger Julius Stockhausen gegangen, zum großen Bedauern von Joachim und Schöne, die ihn gerne an der Hochschule gesehen hätten und ihn auch zwei Jahre vorher schon beinahe fest in der Hand hatten, als er ihnen wieder entglitt. Stockhausen war für Schöne das Ideal eines Sängers. Dieser sei einmal in eine Gesellschaft gekommen, gerade in dem Augenblick, als Klara Schumann mit den Fingern über die Tasten glitt, suchend, was sie spielen sollte. Sie sah den Sänger in der geöffneten Tür, schlug die ersten Takte des „Flutenreichen Ebro“ von Schumann an, und Stockhausen sang das Lied zwischen Tür und Angel. So habe er nicht wieder singen hören.

Das Jahr 1875 war für die Hochschule dennoch nicht ohne dauernden Gewinn. In Philipp Spitta erhielt sie einen hervorragenden Lehrer der Musikgeschichte und zugleich einen vortrefflichen Leiter der Verwaltungsgeschäfte und Stellvertreter des Direktors. Die Anregung zu seiner Berufung ging, wie schon erwähnt, von Joachim aus. Auch Schöne hielt Spitta für die richtige Persönlichkeit und ermöglichte seine Einstellung. An Joachims Seite erwarb sich Spitta als ein Mann von unerschütterlichen Überzeugungen und dem Willen wie der Kraft, sie durchzusetzen, bald eine selbstverständliche Geltung. Wieviel er auch zur Vertiefung des Geistes der Hochschule im Sinne unserer großen musikalischen Vergangenheit beigetragen hat, ermißt man an seiner Bachbiographie, die heute noch in allem Wesentlichen ihre Bedeutung bewahrt hat.

1876 traten der Cellist Robert Hausmann und 1877 der Violinist Emanuel Wirth in den Lehrkörper ein, dieser als Ersatz für den sehr geschätzten Eduard Rappoldi, der einem Ruf als Konzertmeister der kgl. Kapelle nach Dresden gefolgt war, nachdem ihn der Kaiser auf Wunsch des Königs von Sachsen freigegeben hatte. Wirth wurde wie Hausmann Mitglied des Joachimquartetts, dem außerdem als Ersatz für Rappoldi der Lehrer für Violine an der Hochschule Heinrich De Ahna beitrug. Es wurde und blieb (auch als De Ahna in den neunziger Jahren durch Karl Halir abgelöst wurde) eine berühmte Vier, einzigartig in der von Joachim bestimmten geistigen Höhe ihres Zusammenwirkens. Schöne hat selten eine Gelegenheit versäumt, das Quartett zu hören, und hat seine Darbietungen vornehmlich klassischer Werke, einschließlich Brahms, aufs höchste genossen.

Neue Unterbringung

Während der Siebziger Jahre war die Raumnot der Musik-Hochschule, die am Königsplatz im Palais des Grafen Raczynski notdürftig untergebracht war, bedrückend. Sie zu beheben, wäre nur durch einen Neubau möglich gewesen. Pläne wurden entworfen, kamen aber wegen Mangels an Mitteln nicht zur Ausführung. Man mußte schon froh sein, als die Hochschule vorläufig ein besseres Unterkommen dadurch erhielt, daß der Staat ein in der Potsdamer Straße gelegenes Grundstück erwarb und an der stattlichen Villa einen Konzertsaal anbaute. Mit diesem Hause hatte es eine eigene Bewandnis^o). Der im Kultusministerium angestellte Rechnungsrat F. A. Schneider hatte es sich, nachdem er im Jahre 1834 in der Preußischen Lotterie das große Los gewonnen hatte (er gewann es später noch einmal!), bauen und auf dem Dach zwei Sternwarten errichten lassen. 1882 konnte die Hochschule das schöne Gebäude beziehen. Sie blieb darin bis zur Vollendung des Neubaus in der Hardenbergstraße 1902. Der Konzertsaal im alten Gebäude ist jedem, der darin Aufführungen unter Joachims Leitung beiwohnen durfte, gewiß in Erinnerung geblieben. 1903 fand in dem Gebäude die Berliner Akademie der Wissenschaften während der Errichtung des Neubaus Unter den Linden eine behelfsmäßige Unterkunft. 1915 wurde es das Heim des damals gegründeten Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht. Auf demselben Grundstück befand sich das der Akademie der Künste angegliederte Institut für Kirchenmusik in einem eigenen Gebäude.

^o) Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Bezirk Tiergarten, Berlin 1955, S. 146 f.

KUNST- UND GEWERKSCHULE

Ein neues Gebäude

Mit Schwierigkeiten war auch die neue Gestaltung der noch im Akademiegebäude untergebrachten Kunst- und Gewerkschule verbunden. Der Finanzminister erklärte sich mit der Errichtung eines eigenen Gebäudes für diese Schule im Frühjahr 1876 einverstanden, stellte aber wegen des Bauplatzes Bedingungen, so daß erst im Frühjahr 1878 auf dem Grundstück an der Klosterstraße mit dem Bauen begonnen werden konnte. Aus den Verhandlungen ist bemerkenswert, daß Schöne zwar die Möglichkeit einer späteren Vergrößerung des Kunstschulgebäudes offenhalten wollte, aber eine starke Erweiterung nicht für wahrscheinlich hielt, weil er meinte, daß es im Interesse der durch die Kunstschule zu fördernden Zwecke liegen werde, „nicht sowohl auf eine Vergrößerung der einen Anstalt als auf Errichtung kleinerer Filialen in verschiedenen Gegenden der großen Stadt Bedacht zu nehmen“. Schöne hat damit frühzeitig Verständnis und Blick für die Bedürfnisse des Handwerks bewiesen. In der Frage der Bauausführung vertrat er gegenüber der Bauverwaltung das Recht des Baukünstlers. Da seine Haltung in dieser Sache bezeichnend ist für sein Bestreben, schöpferischen Menschen, Künstlern oder Gelehrten die Bahn für selbständiges Schaffen frei zu machen, sei hier einiges aus den Verhandlungen über die Ausführung des Kunstschulgebäudes mitgeteilt.

Der Entwurf zu dem Gebäude war den Architekten Gropius und Schmieden übertragen. Da Gropius zugleich Direktor der Kunst- und Gewerkschule war, konnte er deren Bedürfnisse am besten beurteilen. Es lag deshalb in diesem Falle nahe, dem Schöpfer des Entwurfs auch die Ausführung zu übertragen. Da außerdem die Raumnot der Akademie eine Beschleunigung erforderte, beauftragte der Kultusminister die Ministerialbaukommission, den Bau an Gropius und Schmieden freihändig „in Generalentreprise“ zu übertragen. Dies Vorgehen wurde im Bautenministerium als Eingriff in seine Rechte angesehen. Das führte zu Auseinandersetzungen, in deren Verlauf Schöne durch geschicktes Nachgeben bei allem Festbleiben im Grundsätzlichen es dahin brachte, daß die Ministerialbaukommission selbst beantragte, es bei der freihändigen Übertragung der Ausführung an Gropius und Schmieden zu belassen. Der Bautenminister war freilich damit noch nicht beruhigt. In einem Schreiben an den Kultusminister

betonte er nochmals, daß er die Heranziehung selbständiger Baukünstler nur für Gebäude hohen Ranges anerkennen könne, nicht aber für so einfache wie die Kunstschule. Schöne ließ das Schreiben zu den Akten nehmen, und fügte noch hinzu, er wolle darauf hinweisen, „wie sehr gerade das mit der Kunstverwaltung befaßte Ressort Ursache hat, den Grundsatz wo immer möglich durchzuführen, daß der entwerfende Architekt auch der ausführende zu sein habe. Bei reinen Nutzbauten mag man von dem Grundsatz abgehen; daß aber jede gesunde Entwicklung der Architekten und der ganzen Architektur an der Durchführung dieses Grundsatzes hängt, steht außer Zweifel, und ein großer Teil der bei dem Staatsbauwesen beklagten Übelstände beruht im letzten Grunde auf der bei den jetzigen Einrichtungen vielfach unvermeidlichen Trennung von Projektierung und Ausführung“.

Über den Zeichenunterricht

Die Kunst- und Gewerkschule wurde seit 1869 von Martin Gropius geleitet. Nach seinen Vorschlägen wurde der Anstalt, die als allgemeine Zeichenschule der Vorbereitung auf den Besuch der höheren Kunst- und Gewerbeschulen diente, im Herbst 1872 ein Seminar für Zeichenlehrer angegliedert, um die Ausbildung der Zeichenlehrer an den allgemeinbildenden Schulen zu bessern. Schöne hielt es von Anfang an für seine Aufgabe, den Schulzeichenunterricht zu fördern. So sicherte er den Bestand des zunächst versuchsweise eingerichteten Zeichenseminars, das mit der Zeit die richtungsweisende Anstalt für den gesamten Zeichenunterricht in Preußen werden sollte, indem er für 1874 die Bereitstellung von Mitteln für eine Vermehrung der Lehrkräfte und Lehrmittel der Kunstschule erzielte. Weiter bewirkte er die Entsendung von Sachverständigen, die auf der Wiener Weltausstellung 1873 den Zeichenunterricht anderer Länder kennen lernen und darüber berichten sollten. Gropius als einer von diesen erhielt noch den Auftrag, sich an der Kunstakademie in Kassel darüber zu unterrichten, wie eine bessere und brauchbarere Einrichtung des Zeichenunterrichtes zu erreichen sein möchte.

Wie Schöne selbst über den Zeichenunterricht, seine Aufgabe und Bedeutung dachte, ergibt sich aus einem Vortrag, den er am 2. Februar 1878 im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten hat (abgedruckt im 41. Band der Preussischen Jahrbücher S. 283 ff.). Das Zeichnen, insbesondere das Freihandzeichnen, hatte erst durch die vom Minister Falk erlassenen Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 eine feste Stelle im Unterrichtsplan der preussischen Volksschule erhalten. Man erachtete seine Pflege als notwendig vor allem wegen des Wertes, den ein geübtes Auge und eine geschickte Hand für eine große Zahl von Berufen haben. Schöne hielt aber die Rücksicht auf den erheblichen und in alle Kreise dringenden Nutzen der Fertigkeit im Zeichnen „nicht für hinrei-

chend, um allein und in erster Linie uns zu bestimmen, ihn dem ganzen Volk gewissermaßen aufzudrängen“. Die Berechtigung hierzu erblickte er vielmehr in der allgemein erzieherischen Bedeutung, „die der Zeichenunterricht für alle Bildung, die bescheidenste wie die höchste, in Anspruch nehmen darf“.

Die Art, wie er dies begründete, war psychologischer Natur und für die damalige Zeit neu. Er ging davon aus, daß der moderne Mensch im Gegensatz zu früheren Zeiten, da es noch keine Buchdruckerkunst gab und auch das geschriebene und gelesene Wort noch nicht so verbreitet war, nur einen kleinen Teil der Dinge, die uns umgeben, wirklich wahrnehme und im Gedächtnis behalte, und zwar nur die, für die wir besonderes Interesse haben. Wir sind geradezu geübt, nur das, was wir brauchen können, zu sehen, das, was wir nicht brauchen können, nicht zu sehen. Eine Hauptquelle dieses Mangels an Beobachtungs- und Merkfähigkeit sei die „Alleinherrschaft des Lesens und Schreibens in den Grundlagen unserer Bildung“. Sie beginne sich schon bei den Schulanfängern auszuwirken. Sobald die Kinder hinreichend lesen können, um ohne große Mühe zu verstehen, was sie lesen, und somit gespannt auf den Inhalt aus eigenem Triebe zu lesen beginnen, nehme ihr Aufmerken an anderen sie umgebenden Dingen, ihre Empfänglichkeit für äußere Eindrücke merklich ab. Als Mittel gegen die Gewöhnung an ein dem Lesen gleichwertiges Sehen, gegen ein Sehen also, bei dem man alles unbeachtet läßt, was einen nicht gerade fesselt, reiche der sogenannte Anschauungsunterricht der Schule nicht aus. „Nur der Versuch, Formen nachzubilden, läßt sie uns recht sehen, und das eigene Auge, das an ihnen vorübergleiten möchte, zu ihrer genauen Beobachtung zwingen und schließlich gewöhnen.“ Daher sei das Zeichnen, wenn auch nicht als das erste und allgemeine, so doch als das sicherste Mittel gegen das Nachlassen des Beobachtungsvermögens anzusehen und deshalb der Zeichenunterricht nicht nur für einzelne, sondern für alle Schüler, und zwar von der untersten Stufe bis zur höchsten durchzuführen. Vor allem komme es darauf an, unsere Bildung vor einseitiger Abstraktion zu bewahren und Auge, Geist und Gemüt unserer Jugend für die Herrlichkeit, die sie umgibt, für die Geheimnisse schöner und lebendiger Formen in Kunst wie in Natur aufzuschließen.

Bezeichnend für diese im Grunde künstlerische Auffassung des Zeichenunterrichts ist auch die Stellung, die Schöne zu dem seinerzeit üblichen Ornamentzeichnen einnahm. In einem Gutachten sagt er über das damals in gewerblichen und Kunstlehranstalten verbreitete Vorlagenwerk von Jacobsthal „Grammatik der Ornamente“, es scheine ihm in allen diesen Dingen ein zu großes Gewicht auf das an solchem Schmuckwerk gelegt zu werden, was verstandesmäßig begriffen werden könne, und darüber das künstlerisch Wesentliche und das eigentliche Zeichnen und Ausdrücken der Form vernachlässigt zu werden. Anstatt nach dem Werk von Jacobsthal plastische Gebilde herzustellen, solle man lieber dergleichen von Denkmälern der besten Kunstzeitalter abformen lassen. Gegen die vorzügliche Schönheit auch dieser untergeordneten Schmuckteile, namentlich derer aus griechischer Zeit und aus der Frührenaissance, komme alles nicht

auf, was zur Zeit nachgebildet werde. Den Schülern aber dürfe man von vornherein nur das Beste vor Augen stellen. Schöne hat sich dann auch um die Beschaffung von guten Formen echter Bauverzierungen, insbesondere solcher aus Athen, bemüht.

DIE STAATLICHEN KUNSTLEHRANSTALTEN AUSSERHALB BERLINS

Die beiden Kunstakademien in Kassel und Düsseldorf waren fürstliche Gründungen, die eine 1777 gestiftet vom Landgrafen Friedrich II. von Hessen, die andere 1767 vom Herzog Karl Theodor von Berg, dem späteren Kurfürsten von Bayern. Mehr aus höfischem als aus wirtschaftlichem oder kulturellem Bedürfnis entstanden, lagen diese Anstalten an Orten, wo, abgesehen von den Aufträgen des Hofes, wenig Vorbedingungen für die Entwicklung eines Kunstlebens gegeben waren. Daran konnte auch der Staat, als er an Stelle der Fürsten die Sorge für die Akademien übernahm, nichts ändern. Düsseldorf gewann zwar mit der Zeit an dem wachsenden Reichtum des rheinisch-westfälischen Industriegebietes einen starken Rückhalt, aber noch 1874 empfand Gebhardt bei einem Besuche von München den Unterschied zwischen dem dortigen bewegten Künstlerleben, in dessen Mitte eine blühende Akademie stand, und dem viel weniger lebendigen in Düsseldorf, und Roßmann schrieb (Brief vom 16. September 1873) an Schöne, Düsseldorf sei die langweiligste, reizloseste Stadt, die er kennengelernt habe, imstande, alle Freudigkeit zu unterdrücken. Reizvoller wird damals auch das Leben in Kassel nicht gewesen sein, und wenn die Stadt auch in dem fürstlichen Kunstbesitz, vor allem in der herrlichen Gemäldegalerie, einen großen Vorzug vor ihrer rheinischen Schwester hatte, die dieses Besitzes durch seine Überführung nach München beraubt worden war, so entbehrte sie auf der anderen Seite eines wohlhabenden, von einer regsamen Bevölkerung bewohnten Hinterlandes. Ähnlich war die Lage der 1845 errichteten Kunstakademie in Königsberg. Nur kam dort zu dem Mangel an älterem Kunstbesitz noch die weite Entfernung von Städten mit künstlerischem Leben hinzu, ein Nachteil, den auch der größere Umfang der Stadt und die Universität nicht ausgleichen konnten. Etwas günstiger war die Lage der Kgl. Kunst- und Bau-schule in Breslau, der regen Handels- und Fabrikstadt und Hauptstadt einer Provinz mit viel altem Kunstbesitz, einer stark entwickelten Industrie und einer an künstlerischen Begabungen reichen Bevölkerung. Angesichts der Verhältnisse, in denen sich so die einzelnen Akademien befanden, versteht man, daß es dem Staate schwer fiel, vollwertige künstlerische Kräfte an Orte wie Kassel und Königsberg zu bringen, und, wenn es gelungen war, sie dort zu halten oder, falls sie blieben, vor dem Erstarren zu bewahren. Erfahrungen dieser Art blieben auch Schöne nicht erspart.

Düsseldorf

Die Kunstakademie in Düsseldorf stellte Schöne sogleich vor zwei dringliche Aufgaben. Einmal war für die Anstalt, deren Gebäude im März 1872 abgebrannt war, zunächst ein vorläufiges, dann ein endgültiges Unterkommen zu beschaffen. Zum anderen bedurfte der Unterricht auf allen Stufen einer Belebung durch neu einzustellende Lehrkräfte. Beide Aufgaben waren dadurch erschwert, daß die Akademie nicht wie die staatlichen Kunstlehranstalten in Berlin von einem dem Minister unmittelbar unterstellten Direktor geleitet wurden, daß vielmehr an ihrer Verwaltung mehrere Stellen beteiligt waren: das Lehrerkollegium, das aus dem Direktor und einem als Sekretär amtierenden Lehrer der Anstalt bestehende Direktorium und drittens das aus dem Regierungspräsidenten und zwei Verwaltungsbeamten zusammengesetzte Kuratorium. Von diesen drei Organen war das Lehrerkollegium vornehmlich für innere Angelegenheiten, insbesondere Unterrichtsfragen, das Kuratorium für die äußere Verwaltung zuständig und das Direktorium ausführendes Organ für die Beschlüsse des Lehrerkollegiums und die Verfügungen des Kuratoriums. Da die Befugnisse der drei Stellen leicht ineinander übergriffen, konnten Reibungen und Mißhelligkeiten nicht ausbleiben, zumal wenn frische Kräfte in den Lehrkörper eintraten und sowohl Raum wie Bewegungsfreiheit für ihren die gewohnten Gleise überschreitenden Unterricht beanspruchten. Die Verwaltungsmaschine trotzdem in ruhigem Gang zu halten, hätte es einer besonders geschickten Hand bedurft. Hermann Wislicenus, bekannt durch seine Wandgemälde im Kaiserhause zu Goslar, der seit 1868 die Direktorialgeschäfte führte, besaß diese Hand nicht. So kam es, daß die Mehrzahl der Schwierigkeiten, die durch die Neuordnung der inneren und äußeren Verhältnisse der Akademie entstanden, nicht in Düsseldorf behoben, sondern an das Ministerium und zunächst an Schöne herangetragen wurden. Die Briefe, die in den Jahren 1873 bis 1880 von Wislicenus, mit dem er von seiner Weimarer Zeit her befreundet war, von den neuen Lehrern und von den Regierungspräsidenten an ihn gerichtet wurden, zeigen, wie stark ihn die nicht an Ort und Stelle ausgetragenen Meinungsverschiedenheiten in Anspruch nahmen, zeigen aber auch, wie groß das Vertrauen ihrer Verfechter zu ihm war, und wie gern sie bereit waren, sich seinem Urteil oder den von ihm herbeigeführten Entscheidungen des Ministers zu fügen.

Nach dem Brande hatte die Akademie in dem für sie angemieteten sogenannten Wunderbau ein vorläufiges Obdach gefunden. In der Frage, ob sie an ihrer alten Stelle verbleiben oder auf einem größeren Grundstück einen geräumigeren Neubau erhalten sollte, gingen die Meinungen auseinander. Während das Kuratorium für den Wiederaufbau des alten Gebäudes war, trat der Lehrkörper entschieden für den Neubau ein. Nachdem die Streitfrage zugunsten des Neubaus entschieden und der Platz dafür (vor dem Ratinger Tor) durch Ver-

13. Richard Schöne
mit Frau und Sohn Hermann, 1873

14. Theodor Mommsen

15. Ernst Curtius

handlungen mit der Stadt gesichert war, begannen die Bauarbeiten im Herbst 1875. Im Oktober 1879 konnte Schöne bei der Einweihung des Neubaus den Dank der Akademie für die Mühe ernten, die er auf das Zustandekommen des stattlichen Gebäudes verwandt hatte. Als die Frage, ob Wiederaufbau oder Neubau, noch schwebte, schrieb Eduard von Gebhardt in einem Brief an ihn: „Der Zopf der Akademie, ich wage es zu behaupten, liegt noch unter dem Schutt der Brandstätte und würde früher auferstehen als der Neubau.“ Gebhardts Eintritt in die Akademie war damals noch nicht ganz gesichert. Schöne verhandelte noch mit ihm wegen der Übernahme einer Malklasse, die der Vorbereitung auf eine neue Meisterklasse für Maler dienen sollte, als deren Leiter er den mit Gebhardt befreundeten Wilhelm Sohn ins Auge gefaßt hatte. Am 1. April 1874 traten die beiden Künstler tatendurstig ihr Amt an.

Mit ihnen und dem Landschaftsmaler Eugen Dücker kam zwar Leben in den mit der Zeit erstarrten Lehrbetrieb; aber der alte „Zopf“ war damit noch nicht endgültig beseitigt. Er haftete vornehmlich dem Unterricht auf der Unter- und Mittelstufe an und machte sich sehr bald in der Klasse von Gebhardt spürbar. Die Schüler, die nach dem Besuch der Elementar- und der Antikenklasse zu ihm kamen, hatten bis dahin nur nach Vorlageblättern und Gipsabgüssen gezeichnet und waren zwar in einer bestimmten Zeichenmanier, aber nicht im Studium von Naturformen, insbesondere nicht im Zeichnen von Köpfen nach dem lebenden Modell geschult. Wegen dieses Mangels konnte sie Gebhardt nicht so fördern, wie er es für nötig hielt, und mußte sie, da er sie nicht über eine gewisse Zeit hinaus in seiner Klasse behalten konnte, zu seinem Leidwesen mit nicht völlig zureichender Ausbildung in die Meisterklasse von Sohn entlassen. Die beiden Lehrer sahen sich daher gezwungen, auf eine Änderung des Lehrbetriebs auf der Unter- und Mittelstufe zu dringen. Auf welchen Widerstand sie dabei stießen, beleuchtet eine Mitteilung von Sohn an Schöne. Danach hatte die Lehrerschaft nur ein unbestimmtes Gefühl von dem, was der Anstalt not tat. Als Sohn einmal sagte, daß er sich außerordentlich viel von einer nach Münchener Muster eingerichteten Klasse verspräche, in der nach dem Leben Köpfe oder Akte gezeichnet würden, meinte einer seiner Kollegen, das wäre ein Ruin für die Akademie.

Gebhardt und Wilhelm Sohn fanden mit ihren Klagen und Anregungen bei Schöne Verständnis und Gehör. Ihren Vorschlägen entsprechend setzte er sich für die Begründung von zwei neuen Klassen ein, die zwar — wahrscheinlich um ihre Einrichtung mit Überfüllung der unteren Klassen dem Finanzminister gegenüber begründen zu können — als Paralellklassen bezeichnet wurden, in Wirklichkeit aber sich von ihnen durch das Naturstudium nach dem Leben unterschieden. Auch in der Besetzung der Lehrerstellen folgte Schöne dem Rat von Gebhardt und Wilhelm Sohn. Im Gegensatz zum Regierungspräsidenten Bitter, der die Berufung eines älteren bewährten Meisters, des 1876 aus Weimar nach Düsseldorf übergesiedelten Geschichtsmalers Albert Baur, als das Gegebene ansah, und trotz Widerstrebens eines Teils der Lehrerschaft entschied

Schöne sich für die von Gebhardt und von Sohn vorgeschlagenen jüngeren Kräfte, den als Bildnismaler im guten Ruf stehenden Meisterschüler von Sohn Hugo Crola als Lehrer für die neue Vorbereitungsklasse und den begabten, durch seltenes Lehrtalent sich auszeichnenden Geschichtsmaler Peter Janßen, den späteren Direktor der Akademie, als Lehrer für die neue Antikenklasse. Die Wahl dieser beiden bewährte sich mit der Zeit ebenso wie die von Gebhardt und Wilhelm Sohn. Selbst unter den schwierigen Umständen, unter denen sie bis zur Vollendung des Neubaus zu unterrichten hatten, erzogen sie Schüler, die für die oberen Klassen gut vorgebildet waren, und trugen damit wesentlich zum Wiederaufblühen der Akademie bei. Um die Jahrhundertwende waren sie mit Gebhardt und den beiden Achenbachs die Hauptvertreter der Düsseldorfer Malerschule.

Für den Unterricht in Kunstgeschichte und Literatur gewann Schöne eine hervorragende Kraft. Es war der ihm wohl durch seine Beziehungen zum Hause Preller bekannt gewordene, an der Kunsthochschule zu Weimar als Lehrer der Kunstgeschichte tätige Kunsthistoriker W. Roßmann. Die Vorlesungen, in denen er im Sommer 1873 über alte Kunst sprach und ausgewählte griechische Dramen vortrug und erläuterte, fanden sehr starken Zuspruch von Schülern und Lehrern wie von Künstlern, Beamten und Offizieren aus der Stadt. Fast noch größerer Nutzen hätte der Anstalt aus seiner rasch gewonnenen Erkenntnis ihrer Reformbedürftigkeit und seinem sicheren Blick für die Mängel der Akademien überhaupt und die Mittel zu ihrer Behebung erwachsen können. In einem Brief an Schöne entwickelt er Ideen, die sich ihm aus der Beobachtung der üblichen akademischen Lehrweise ergeben hatten. Er machte Vorschläge, wie sie erst Jahrzehnte später auftauchten und an manchen Anstalten wie an der Berliner Kunsthochschule mit großem Erfolg durchgeführt wurden, z. B. jeden Akt und jede Antike, die ein Schüler gezeichnet hatte, gleich darauf aus dem Kopfe frei nachzeichnen zu lassen. Noch im Jahre 1873 folgte Roßmann leider einem Ruf nach Dresden, wo er an Stelle Albert von Zahns als Referent in die Generaldirektion der Kgl. Sammlungen eintrat. Sein Nachfolger wurde der in Heidelberg habilitierte Kunsthistoriker Karl Woermann, der spätere Direktor der Gemäldegalerie in Dresden.

Noch höheren Wert als der guten Besetzung der Lehrerstelle für Kunstgeschichte maß Schöne der Berufung eines tüchtigen Architekten an Stelle des im Juli 1879 verstorbenen Professors Lotz bei. Er nahm dafür den Stuttgarter Architekten Schill in Aussicht. Dieser kam 1881 an die Akademie und wurde ein wertvolles Mitglied des Lehrkörpers. Die endgültige Wiederbesetzung der Stelle des Sekretärs der Akademie, die Lotz innegehabt hatte, blieb Schönes Nachfolger im Kunstreferat überlassen.

Kassel

Die Kunstakademie in Kassel war zu einer ziemlich untergeordneten Zeichenschule herabgesunken. Der höhere Kunstunterricht lag darnieder. Der Leiter der Anstalt, Professor Friedrich Wilhelm Müller (1801—1875), seit 1867 stellvertretender Direktor, war als Künstler wie als Lehrer gleich schwach. Als er zum Abgang bewogen war, lehnte der als sein Nachfolger zunächst in Aussicht genommene Maler Albert Baur die ihm angetragene Berufung ab. Danach kam in erster Linie der ebenfalls in Düsseldorf lebende Louis Kolitz in Frage, der sich durch seine Bilder aus dem Kriege 1870/71 einen guten Namen gemacht hatte und sich des besonderen Wohlwollens des Kronprinzen erfreute. Dessen Kammerherr von Normann bezeichnet ihn in einem Brief an Schöne als einen jungen, talentvollen Maler, an dem man eine ungewöhnliche Gabe des Unterrichtes rühme und der sich in Düsseldorf eine ausnahmsweise gute gesellschaftliche Stellung zu erringen verstanden habe. Mit dieser Bewertung von Kolitz war, soweit sie seine künstlerischen Fähigkeiten betraf, eher zu wenig als zu viel gesagt. Denn der Maler war — was freilich erst bei späteren Gesamtausstellungen seiner Werke offenbar wurde — in den damaligen Jahrzehnten einer der kühnsten deutschen Impressionisten. In einem weiteren Briefe teilte Normann mit, wie Kolitz über die von einer Akademie wie der Kasseler zu erfüllenden Aufgaben dachte. Der Bedarf an Anstalten für die Ausbildung von Künstlern sei in Preußen durch die Akademien in Berlin und Düsseldorf gedeckt, die anderen Kunstanstalten hätten der Vorbildung auf die größeren Akademien und der Ausbildung für das Kunstgewerbe zu dienen sowie Teilnahme für Kunst in allen Schichten der Bevölkerung anzuregen.

Von diesen Gedanken versuchte Kolitz, als er im Jahre 1879 zum Direktor berufen war, vor allem den des Aufbaus des Unterrichts nach der kunstgewerblichen Seite zu verwirklichen. Er setzte dafür in erster Linie den bereits an der Anstalt tätigen Architekten Schneider ein und schlug, als eine Malerstelle frei wurde, dafür Hermann Knackfuß vor, der ihm besonders geeignet erschien, sich am Unterricht im Kunstgewerbe zu beteiligen. Diese Bemühungen kamen aber über den guten Willen nicht hinaus. Ein nennenswerter Einfluß auf das Kunstgewerbe ist von der Akademie nicht ausgegangen. Die ihr in dieser Richtung zuge dachte Aufgabe wurde von der seit 1869 bestehenden, 1880 reorganisierten und 1903 verstaatlichten Kunstgewerbe- und gewerblichen Zeichenschule und der Gewerbehalle übernommen.

Auch für die Verbreitung von Verständnis für Kunst unter der Bevölkerung ist unter Kolitz nicht viel geschehen. Weit stärker hat in dieser Beziehung der Archäologe und spätere Leiter des Hessischen Landesmuseums Johannes Boehlau gewirkt, etwa durch die von ihm mitbegründete Kurhessische Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft und die Umbildung des Ausstellungswesens des Kunstvereins. Schließlich hatte auch der von Kolitz mit Verständnis und gutem Willen aufgenommene Versuch des Kultusministeriums, die Akademie durch

Einrichtung einer Abteilung für angehende Zeichenlehrer nutzbar zu machen, keinen rechten Erfolg. Denn das von Koltz bevorzugte Zeichnen nach kleinsten Gegenständen ließ die Schüler nicht zu Leistungen kommen, wie sie die anderen preußischen Anstalten ähnlicher Art aufzuweisen hatten. Bei Koltz war eben schon eingetreten, was Gebhardt befürchtet hatte, als er bei dessen Berufung bedauerte, daß der begabte Mensch so in die Wüste geführt werde: er war nicht mehr gewachsen und eher zurückgegangen als stehengeblieben. Von den durch ihn herangezogenen Lehrern siedelte der Maler Joseph Scheurenberg, den er 1879 aus Düsseldorf mitgebracht hatte, schon 1881 nach Berlin über, und auch Knackfuß blieb schuldig, was man an belebender Kraft für die Akademie von ihm erwartet hatte. Durch seine Herausgabe der „Künstlermonographien“ und die Ausführung der Entwürfe Wilhelms II. zu gedankenvollen Zeichnungen ist sein Name bekannter geworden als durch seine künstlerischen Leistungen.

Königsberg

An der Kunstakademie in Königsberg hatte der Geschichtsmaler Ludwig Rosenfelder, der die Anstalt seit ihrer Begründung im Jahre 1845 geleitet hatte, 1874 sein Amt niedergelegt. Seitdem nahm der 1872 an die Akademie berufene Landschaftsmaler Max Schmidt vertretungsweise die Geschäfte des Direktors wahr. Leider mißlang der Versuch Schöne, den ihm von Rom her bekannten und dort noch lebenden Geschichts- und Landschaftsmaler Hermann Schlösser für die Leitung zu gewinnen. Auch für andere Künstler, die er vermutlich ins Auge gefaßt hatte, mag die Aussicht wenig verlockend gewesen sein, in dem weitabgelegenen Königsberg mit seinem für die Kunst schwer fruchtbar zu machenden Boden die Leitung einer in engen Grenzen sich bewegenden Anstalt zu übernehmen. So war es schon fast ein Glücksfall, daß es wenigstens gelang, einen geeigneten Nachfolger für den Maler Maksymilian Piotrowski, der 1875 starb, in dem Maler Ernst Günther in Weimar zu finden, von dem gerade die National-Galerie ein Bild „Der Witwer“ erworben hatte. Sein Unterricht in der Modellmalklasse ließ sich auch gut an, aber schon nach einem Jahre kam es zwischen ihm und seinen Kollegen, insbesondere Heydeck und Schmidt, zu Spannungen, die Günther allmählich völlig kaltstellten und ihn veranlaßten, 1880 nach Weimar zurückzukehren. Nach den Briefen, die er und Schmidt an Schöne richteten, scheint das Zerwürfnis seine Ursache in Günthers Empfindlichkeit und Mißtrauen gehabt zu haben. Im Grunde waren daran wohl weit mehr der unkünstlerische Beamtengeist und die engen Verhältnisse schuld, die an der Akademie herrschten. Sie zu beseitigen, leitete Schöne eine räumliche Erweiterung der Anstalt ein und war weiter bemüht, einen geeigneten Künstler als Leiter zu finden. 1880 wurde die Stelle mit dem tüchtigen Berliner Geschichts-, Tier- und Bildnismaler Carl Steffek glücklich besetzt.

Breslau

Die Kgl. Kunst- und Bauschule in Breslau war 1791 als Kunstschule gegründet und 1801 mit der Bauschule verbunden. Als Schöne 1874 ihre Umgestaltung in Angriff nahm, zählte man fünfundzwanzig Schüler. Die Anstalt war mit der Provinzial-Gewerbeschule und der Gewerblichen Zeichenschule in einem Gebäude untergebracht, verfügte aber nur über ein Drittel der Räume und hatte mit jenen nur einen Modellsaal und nur eine Sammlung von Modellvorlagen zur gemeinsamen Benutzung. Von Künstlern waren an der Schule der Geschichtsmaler Albrecht Bräuer, ein eigenartiger, geistig hochstehender Künstler und dazu ein geborener Lehrer, der Bildhauer Hermann Michaelis und der Ansichtenzeichner Friedrich Stüler. Der Erstgenannte hat Gerhart Hauptmann, der in den Jahren 1880/82 Schüler der Anstalt war, als Vorbild für seinen Michael Kramer gedient, ein anderer Breslauer, der Professor Marshall, für den Kollegen Crampton.

Bei der Vorbereitung der Maßnahmen, die auf Abtrennung der Bauschule und Umwandlung der Kunstschule in eine höhere Lehranstalt für freie und angewandte Kunst abzielten, bediente sich Schöne des Rates von Gropius. Mit ihm fuhr er im Herbst 1874 nach Breslau, besprach dort die geplante Umgestaltung der Anstalt mit den dafür zuständigen Persönlichkeiten und ließ dann durch Gropius den Organisationsplan für die „Kunst- und Kunstgewerbeschule“, wie die Anstalt heißen sollte, entwerfen. Zur Durchführung des Planes empfahl er dem Minister den in Breslau tätigen Baurat Karl Lüdecke. Zum Direktor der Anstalt ernannt, übernahm dieser am 1. Oktober 1875 ihre Leitung und behielt sie bis zum Jahre 1881.

REISEN

Wien (1873)

Wenn es Schöne als Kunstreferenten gelungen ist, die staatlichen Kunstlehranstalten und Museen mit neuem Leben zu erfüllen und sie auf einen Stand zu bringen, der dem Ansehen Preußens als führendem Staate des neuen Reiches entsprach, so hat das seinen Grund nicht zum wenigsten darin, daß er mit den Menschen und Dingen, auf die es ihm ankam, möglichst enge Fühlung zu gewinnen und sich über Einrichtungen, von deren Kenntnis er sich Nutzen für sein Amt versprach, durch Augenschein zu unterrichten suchte. Zu diesem Zweck machte er von den Reisemöglichkeiten, die ihm sein Dienst bot, vielfach Gebrauch.

Eine besonders ergiebige Reise konnte Schöne bereits im ersten Jahr seiner Tätigkeit im Ministerium unternehmen. Es war die zur Weltausstellung in Wien 1873, für die er an Stelle von Eggers zum Mitglied der preußischen Landeskommision und zum Referenten für Kunst- und Universitäts-Angelegenheiten ernannt war. In Wien, wo im Anfang der siebziger Jahre eine große Bautätigkeit auf Gewerbe und Industrie belebend wirkte, und wo das 1864 gegründete Österreichische Museum für Kunst und Industrie die ersten Früchte seiner auf die Verbesserung des Geschmacks in Handwerk und Industrie zielenden Tätigkeit reifen sah, konnte man mancherlei Erfahrungen sammeln und Beziehungen anknüpfen.

Es war bereits davon die Rede, auf welche Weise die für das wissenschaftliche und Kunststudium notwendigen Abgüsse von Kunstdenkmälern am besten beschafft werden könnten. Hiermit hat sich auch der auf der Wiener Weltausstellung abgehaltene Kunstwissenschaftliche Kongreß im September 1873 beschäftigt. Von den sonst auf diesem Kongreß behandelten Gegenständen war für Schöne die Frage wichtig, welche Anforderungen die Kunstwissenschaft an die Anordnung, Katalogisierung und Verwaltung der Museen zu stellen habe. Was hierzu Woltmann ausführte, bestärkte Schöne in den Ansprüchen, die er selbst an die Berliner Museen stellte. Auch die von Woltmann erhobene Klage, daß man von dem bei Gründung dieser Museen maßgebend gewesenen Grundsatz, die Leitung der Kunstmuseen Kunstgelehrten zu übertragen, an vielen Orten abgegangen sei, entsprach Schönes Auffassung, wie er sie bei der in jene

Zeit fallenden Besetzung der Direktorstellen des Kupferstichkabinetts und der Skulpturengalerie in Berlin und der Gemäldegalerie in Kassel vertrat. Ein weiterer Punkt der Tagesordnung des Kongresses betraf die Sicherung des heimischen Besitzes an Kunstdenkmälern durch gesetzliche Maßnahmen. Die Anträge, die auf Ausdehnung des Aufsichtsrechtes des Staates über die Gemeinden und Kirchen abzielten, wurden sämtlich zurückgezogen, nachdem Schöne das Bedenken geäußert hatte, daß ein unmittelbares Eingreifen der Staatsgewalt eher Widerstreben als Willfährigkeit in den beteiligten Kreisen erzeugen würde, ein Bedenken, das sicher berechtigt war.

Die Eindrücke, die Schöne in Wien von den Werken zeitgenössischer Künstler empfing, werden nicht verschieden gewesen sein von den in einem Aufsatz „Die Kunst auf der Wiener Weltausstellung“ geschilderten, den Anton Springer in der Zeitschrift „Im neuen Reich“ (Band II, 1873, 625 ff.) veröffentlichte. Dieser nennt darin als einzigen hervorragenden Bildhauer den damals fünf- undzwanzig Jahre alten Adolf Hildebrand und hebt unter den Malern Ludwig Knaus und Eduard von Gebhardt hervor. Hildebrand hat später mit Schönes Einverständnis dessen für die Berliner Museen bestimmte Büste geschaffen (1945 verbrannt). Knaus und Gebhardt wurden kurz nach der Wiener Weltausstellung an die Akademie nach Berlin und nach Düsseldorf berufen.

Von Gelehrten und Museumsbeamten, an deren Gewinnung für preußische Kunstinstitute Schöne beteiligt war, traf er in Wien seinen Fachgenossen und Hallenser Vorgänger Alexander Conze und den Kunsthistoriker Lippmann, der Kustos am Österreichischen Museum für Kunst und Industrie und bei der Beratung über Denkmälerschutz auf dem Kongreß einer der Referenten war. Mit Conze wird Schöne wohl damals schon die Frage einer Berufung nach Berlin erörtert haben. Die wertvollste neue Wiener Bekanntschaft war die mit dem Vorsitzenden des Kongresses, Rudolf von Eitelberger, dem Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Dieses, von ihm geschaffen und seit seiner Eröffnung geleitet, war das erste Institut in Mitteleuropa, das nach dem Vorbild des South Kensington Museums in London die Verbindung von Kunst und Gewerbe anstrebte. Durch seine Sammlungen, Ausstellungen, Vorträge und seine sonstige Werbetätigkeit hatte es sich die führende Stellung auf dem Gebiete des österreichischen und deutschen Kunstgewerbes errungen. Wenn das Wiener Gewerbe sich auf der Weltausstellung als frei von den gedankenlosen Nachahmungen französischer Vorbilder und auf eigenen Füßen stehend zeigen konnte, so hatte es das Eitelberger, seinem Museum und der 1868 damit verbundenen Kunstgewerbeschule zu verdanken. Der seit 1864 erzielte Fortschritt, durch den Wien ein Mittelpunkt der Kunstindustrie geworden war und die Wiener Ware sich mit ihrem spezifisch wienerischen Gepräge im Weltverkehr durchgesetzt hatte, fiel in der Ausstellung um so mehr ins Auge, als Österreich damit das neue Deutsche Reich überstrahlte, das sowohl mit der Gestaltung seiner Räume wie mit seinem Kunstgewerbe, insbesondere dem norddeutschen, weit hinter ihm zurückstand. Schöne, zu dessen Amtsbereich da-

mals das 1867 vom Großen Berliner Handwerker-Verein gegründete Deutsche Gewerbemuseum noch nicht gehörte, konnte die Lehre, die sich ihm aus dem deutschen Mißerfolg, aus dem Studium der Einrichtung und des Betriebes des Österreichischen Museums und vermutlich auch aus Gesprächen mit Eitelberger ergab, nicht unmittelbar praktisch verwerten. Sie hat aber nachgewirkt in seiner Denkschrift von 1889 „Über Staatsaufträge als Ergänzung des Unterrichts am Kgl. Kunstgewerbemuseum“. Wir werden auf diese Denkschrift, unter deren Anlagen sich eine über „Ausführung von Bestellungen durch das K. K. Österreichische Museum in Wien“ befindet, noch zurückkommen. Auch über den Zeichenunterricht wird sich Schöne mit Eitelberger unterhalten haben. Sah dieser doch in einem guten Zeichenunterricht der allgemein bildenden und der Gewerbeschulen die wesentliche Vorbedingung für eine neue Blüte des Kunstgewerbes und war deshalb um die Hebung dieses Unterrichts in Österreich eifrig bemüht. Seine Gedanken über die Aufgabe des Zeichenunterrichtes waren allerdings zu einseitig von der Auffassung des in der Schule erlernbaren Zeichnens als bloßer Fertigkeit bestimmt. Schöne hat diese Aufgabe in dem oben erwähnten Aufsatz weiter gefaßt und tiefer begründet.

London und Paris (1876/1878)

Mehr noch als in Wien glaubte Schöne für die allgemeine Kunstpflege und insbesondere für die Verwaltung der öffentlichen Kunstsammlungen Berlins in London und Paris lernen zu können. „Es ist nicht zu leugnen“, heißt es in dem von ihm entworfenen Schreiben, mit dem der Kultusminister im Jahre 1874 vom Auswärtigen Amt die Beschaffung von Statuten und Etats der öffentlichen Kunstsammlungen in London und Paris erbat, „daß die Verwaltung namentlich der Londoner Sammlungen diesen eine Ausdehnung und Bedeutung zu geben gewußt hat, die das Meiste, was anderwärts besteht, weit hinter sich zurückläßt, und es ist kaum eine Frage, daß dieser Erfolg nicht allein auf den bedeutenden Mitteln, die zur Verwendung gelangen, sondern auch auf den bei den Sammlungen bestehenden Einrichtungen beruht.“ Die erbetenen Unterlagen reichten nicht aus für das, worauf es Schöne ankam. Um die Befugnisse der leitenden Beamten, ihr Verhältnis zu den begutachtenden und überwachenden Kollegien oder Ausschüssen kennenzulernen, bedurfte es der Einsichtnahme und Aussprache an Ort und Stelle. Von den zu unternehmenden Reisen konnte die nach London 1876, die nach Paris erst zwei Jahre später ausgeführt werden. Was ihm der Aufenthalt in England eingebracht hat, der im besonderen der Information über das englische Museumswesen galt, und wie er die dort gewonnenen Eindrücke verwertet hat, wird uns in anderem Zusammenhang des näheren beschäftigen.

Die Reise nach Paris hatte sich wohl auch deshalb verschoben, weil dort für 1878 wieder eine Weltausstellung geplant war, die zu besichtigen und mit der Wiener Ausstellung von 1873 zu vergleichen, reizen mußte. Der Hauptzweck war das Studium aller wichtigen der Pflege der Kunst und des Kunstgewerbes dienenden Einrichtungen. Wie gründlich Schöne dies betrieben hat, zeigt der ausführliche, nahezu 150 Seiten umfassende Bericht, den er am 2. August seinem Minister vorlegte, eine umfassende und eingehende Darstellung der französischen Kunstverwaltung. Für eine Arbeit, an der es bis jetzt noch fehlt, eine vergleichende Schilderung nämlich des Einflusses, den die staatliche Kunstpflege auf die Entwicklung der Kunst bei den führenden Kulturnationen ausgeübt hat, würde man dem Bericht wertvolle Hinweise entnehmen können. Wir wollen hier nur das hervorheben, was in positivem oder negativem Sinn Schöne wichtig erschienen ist und so seine eigene Auffassung von den Aufgaben einer staatlichen Kunstpflege kennzeichnet. Dabei beschränken wir uns auf das, was Schöne hinsichtlich der Förderung der lebenden Kunst in Frankreich feststellte und als unbedingt lehrreiches Vorbild empfand, zumal er später einmal geäußert hat, er habe für die Reorganisation der Berliner Museumsverwaltung, die zum Schwergewicht seines umfassenden Aufgabengebiets werden sollte, in Paris nicht eben viel gelernt.

Seit den Tagen Ludwigs XIV. hätten alle Regierungen die Fürsorge für die Ausbildung, Leitung und Beschäftigung tüchtiger Künstler, für die Einführung der Kunst in das öffentliche Leben, für die Ausschmückung der öffentlichen Gebäude, Straßen und Plätze, für die Beschaffung künstlerischer Vorbilder und Veröffentlichung wie allgemeine Verbreitung bedeutender Kunstwerke als eine hervorragende Aufgabe der Staatsverwaltung angesehen und streng festgehalten. Man könne deshalb zu den bestehenden Einrichtungen, die auf langer und reicher Erfahrung und auf dem Ergebnis vieler, zum Teil sehr glücklich ausgeschlagener Versuche beruhten, Vertrauen haben. Zu ihren Erfolgen trügen drei Umstände wesentlich bei: Der Reichtum des Landes, das Kunstbedürfnis der Kirche und die Zentralisierung in Paris, diese besonders dadurch, daß die Staatsmittel nur für die besten Begabungen verwendet und so mit verhältnismäßig nicht zu großen Aufwendungen höhere Leistungen erzielt würden als in Deutschland mit ebenso großen, aber zersplitterten Mitteln. Einen wesentlichen Anteil an dem allgemeinen Aufschwung, der auf dem Gebiete der Bildhauerei noch mehr in die Augen falle als auf dem der Malerei, hätten die Architekten. Ihre Fähigkeit, innerhalb ihrer eigenen Schöpfungen den übrigen, zur selbständigen Mitarbeit herangezogenen Künstlern Aufgaben zu stellen, die fruchtbar, anregend und dankbar seien, sei gewiß zu einem Teile der natürlichen, allgemein verbreiteten Begabung der Franzosen, zum anderen aber auch der Art ihrer künstlerischen Erziehung zuzuschreiben. Während in Deutschland die Baumeister ihre Ausbildung völlig getrennt von den übrigen Künstlern empfangen, trieben sie in Frankreich ihre Studien gemeinsam mit den Kameraden, die auch die höchsten künstlerischen Ziele verfolgten, aber mit Aufgaben anderer

Art beschäftigt seien. So befänden sich unter den etwa 1400 Schülern der École des beaux arts rund fünfhundert Architekten. Das früh erweckte Gefühl der Zusammengehörigkeit aller bildenden Künste wirke sich auch auf das Kunstgewerbe günstig aus. Kunst und Kunstgewerbe würden als einheitliche Äußerung eines und desselben Produktionsvermögens angesehen. Das trete auch darin zutage, daß die École des beaux arts und die École des arts décoratifs nebst den kleineren ähnlichen Schulen und den Manufactures nationales — im Gegensatz zu der in Preußen herrschenden Zersplitterung — demselben Ressort, dem Département de l'instruction publique, des cultus et des beaux arts unterstellt seien. Innerhalb dieses Ministeriums bilde die Verwaltung der schönen Künste eine eigene verhältnismäßig selbständige Abteilung. Sie umfasse außer den genannten Einrichtungen die Académie de France in Rom, das Conservatoire de musique et de déclamation, das Theaterwesen und die Denkmalpflege. Auch die Veranstaltung der jährlichen Kunstaussstellung, des Salon, und der Ankauf der Werke lebender Künstler gehöre zu ihren Aufgaben.

In die Verfassung und den Betrieb der Kunstlehranstalten hat Schöne nicht überall so tief hineinblicken können, wie er gewünscht hätte. An der École des beaux arts erschien ihm außer dem auch sonst an französischen Schulen herrschenden System des Wettbewerbs um Aufnahme, Stipendien, Versetzung usw. besonders bemerkenswert, daß jeder neu Eintretende in ein Verhältnis zu einem der chefs d'atelier zu treten hatte, also in gewissem Sinne Schüler eines Meisters wurde, der ihn nur nicht allein unterrichtete, sondern seine Ausbildung mehr leitete als durchaus selbst bewirkte. Freilich hatte es den Anschein, als ob dieses System, das auf der Unentgeltlichkeit des Unterrichts und dem Prinzip beruhte, diese Wohltat nur ausgewählten Individuen zugänglich zu machen, nicht wirklich durchgeführt würde. Ein erheblicher Teil der Schüler arbeitete augenscheinlich in Privatateliers und besuchte in der École des beaux arts nur den Unterricht, den er im Privatatelier nicht haben konnte. Auch an der École des arts décoratifs begegnete Schöne einer an sich zweckmäßigen Einrichtung, der allgemeinen künstlerischen Vorbildung für alle möglichen kunstgewerblichen Arbeiten; er erfuhr aber zugleich, daß es sehr schwer sei, den jungen Leuten das Bewußtsein von der Notwendigkeit dieser Vorbildung zu erhalten und sie für den Unterricht zu gewinnen.

Eine Art Atelierunterricht wie an der École des beaux arts fand Schöne auch in der Abteilung für Deklamation des Conservatoire de musique, einem der seltenen Versuche einer staatlichen Vorbildung für Bühnenkünstler. Die Unterweisung in dieser Abteilung fand außerhalb aller Verbindung mit den bestehenden Bühnen statt. Den Schülern war sogar die Teilnahme an öffentlichen Aufführungen verboten. Man fürchtete, daß die Mitwirkung auf der Bühne die Lust und Neigung zur Teilnahme am Unterricht vermindern könnte. Offenbar suchten also auch hier die Schüler eigene Wege zu gehen, um schneller zu ihrem Ziele zu gelangen, als es in der wohlgeordneten Laufbahn der Schule möglich war. Über den Musikunterricht bemerkt der Bericht, daß die Leistungen der

Ensemblestunden der Instrumentenabteilung nicht erheblich und mit denen an den Übungsabenden der Hochschule für Musik in Berlin nicht entfernt zu vergleichen seien.

Die Einführung auch der Theater in die Kunstverwaltung erschien Schöne der Würde und Bedeutung des Theaters weit mehr zu entsprechen als der Zustand in Deutschland, wo sich der Staat aller Fürsorge für den künstlerischen Teil des Theaters entzog und es rein als Gewerbe behandelte. Von einer Regelung nach Art der französischen versprach er sich die Möglichkeit, durch regelmäßige Aufführungen der Hauptwerke der dramatischen Dichtkunst und Musik die noch nicht entschwundene Tradition zu erhalten und durch Staatssubvention in einigen großen Städten billige und anständige Theater zu unterhalten, die das Volk anzögen und unterhielten, ohne es zu verderben. In Frankreich gab es *Théâtres nationaux* nur in Paris. Es waren: die große Oper, das *Théâtre français*, die *Opéra comique*, das *Théâtre lyrique* und das *Théâtre de l'Odéon*. Sie wurden vom Staate als Zuschußanstalten behandelt. Zur Oberaufsicht über die Spielpläne und die künstlerische Leitung war eine *Commission du gouvernement près les théâtres subventionnés* bestellt, in der auch Senatoren und Deputierte zahlreich vertreten waren. Im übrigen beschränkte sich die Tätigkeit des Staates auf die Theaterzensur und eine mehr polizeiliche Aufsicht wie in Deutschland. Die Zensur wurde auch aus politischem Interesse als Machtmittel aufrechterhalten. Obwohl nicht sehr streng gehandhabt, war sie nach Schönes Ansicht für die moralische Wirkung des Theaters doch von Wert. Von den künstlerischen Leistungen der Pariser Theater war Schöne sehr entzückt. Er bewunderte das Können der Schauspieler, die Sorgfalt des Einstudierens, die Vollendung des Ensembles, den Geschmack in der Ausstattung, namentlich in der künstlerischen Vollendung und Zusammenstellung der Dekorationen und Kostüme.

Als die glänzendste Seite der französischen Kunstverwaltung bezeichnet der Bericht die den „*Monuments historiques*“ gewidmete Fürsorge. Die Basis der ganzen Einrichtung und ihrer Erfolge war ein seit Jahren auf 1 000 000 fr. bemessener, für 1877 auf 1 360 000 fr. erhöhter Fonds, der für 1879 wiederum um 100 000 fr. vermehrt werden sollte. Demgegenüber waren die im preußischen Staatshaushalt für Denkmalpflege zur Verfügung stehenden Mittel geradezu dürftig.

Sein Gesamturteil über die französische Kunstverwaltung faßt Schöne in die Worte: „Zahlreiche der Willkür und der Beeinflussung entzogene Faktoren haben zusammengewirkt, um der französischen Kunst, namentlich der bildenden, eine Höhe, Sicherheit und Verbreitung der technischen Ausbildung und des Geschmacks und ihren Werken eine Verbreitung und Wirkung zu geben, welche in Deutschland nicht entfernt erreicht ist.“ Dabei habe erheblich mitgewirkt „die Einsicht, die Zähigkeit und die Energie, mit welcher die Staatsregierungen Frankreichs die Pflege der Kunst in die Hand genommen, einheitlich organisiert und seit Jahrhunderten bis heute fortgeführt haben“.

EINZELAUFGABEN

Die sogenannte monumentale Kunst

Der im preußischen Haushaltsplan stehende Geldbetrag für künstlerische Aufträge und Erwerbungen betrug 50 000 Taler. Von den Aufgaben, die damit zu lösen waren, hatte die Pflege der sogenannten monumentalen Malerei und Bildnerei seit dem Tode Kuglers, also seit dem Ende der fünfziger Jahre, fast völlig geruht. Schöne brachte sie gleichzeitig mit der Umgestaltung der Kunstlehranstalten zu neuem Leben. Schon im Sommer 1873 gelang es, vom Finanzminister die Zustimmung zur Erhöhung des Kunstfonds auf 100 000 Taler zu erlangen. Als dieser Betrag auch durch den Landtag bewilligt war, legte Schöne „ex officio“, also ohne vorherigen Vortrag beim Minister, diesem den Entwurf zu einem Erlasse an die Oberpräsidenten vor, der auf die Vermehrung der staatlichen Mittel für Kunstzwecke hinwies und die Hoffnung aussprach, daß es gelingen werde, auch in den Provinzen Werke von Bedeutung ins Leben zu rufen. Die Oberpräsidenten möchten es sich angelegen sein lassen, etwa unter Zuziehung angesehener, durch Liebe und Verständnis für Kunst ausgezeichneten Personen, geeignete Aufgaben ausfindig zu machen. Die vorhandenen Mittel seien in erster Linie für staatliche Aufträge bestimmt; zur Ausschmückung nichtstaatlicher Gebäude könnten nur Zuschüsse gewährt werden.

Wie die vorsichtige Fassung des Erlasses zeigt, nahm Schöne an, daß auf die gegebene Anregung hin eher zu viel als zu wenig Aufträge eingehen würden. Der Erfolg entsprach jedoch nicht seinen Erwartungen. Das Bedürfnis nach ausschmückender Malerei war noch gering; der Versuch, es zu verstärken, hat sich aber mit der Zeit doch gelohnt: um die Jahrhundertwende hat es an Anträgen zur Ausschmückung öffentlicher Gebäude nicht mehr gefehlt. Aus dem Schriftwechsel, der sich an den Erlaß an die Oberpräsidenten knüpfte, verdient der aus der Kulturkampfzeit an den Oberpräsidenten in Königsberg gerichtete Erlaß vom 3. Dezember 1874 hervorgehoben zu werden, weil er zeigt, daß weder Schöne, der ihn entworfen, noch der Minister Falk, der ihn gezeichnet hat, sich durch Politik in ihrer sachlichen Behandlung von Kunstfragen beirren ließen: „... Um einem etwaigen Mißverständnis vorzubeugen, will ich nicht unterlassen, ausdrücklich zu bemerken, daß, wo es die Förderung der Kunst gilt, die oppositionelle Haltung des katholischen Klerus auch nicht hin-

dem würde, Anträgen, die im übrigen sachgemäß erscheinen und der Kunst förderlich zu sein versprechen, Folge zu geben.“

Die Arbeit, die aus der Wiederaufnahme der Pflege dieser Art von Kunst erwuchs, war mit viel Mühe und Schwierigkeiten verbunden. Sie hätte trotzdem erfreulicher sein können, wenn nicht die Verwendung der Mittel gebunden gewesen wäre an die Beschlüsse der „Commission zur Beratung über die Verwendung des Fonds für Kunstzwecke“, die aus Mitgliedern der Berliner Akademie der Künste, Vertretern auswärtiger Kunstakademien, einem Vertreter des Vereins Berliner Künstler und einigen die Kunst nicht ausübenden, aber beruflich mit ihr vertrauten Mitgliedern bestand. Man muß Beratungen dieser Ausschüsse miterlebt haben, um sagen zu können, daß Mißgriffe, die ein einzelner, sei es ein Fürst oder ein Minister oder ein Staatsoberhaupt bei der Vergebung großer künstlerischer Aufträge begehen kann, die Entwicklung der Malerei und Plastik weniger hemmen als die Meinungsverschiedenheiten, Nörgeleien und Eifersüchteleien in einer hauptsächlich aus Künstlern gebildeten Kommission. So nimmt es fast Wunder, daß während der siebziger Jahre in staatlichem Auftrag oder mit staatlicher Unterstützung doch eine Reihe größerer Schöpfungen entstanden ist, wie die Wandgemälde im Berliner Zeughaus von Friedrich Geselschap, die von Hermann Wislicenus im Kaiserhause zu Goslar, die von Peter Janssen im Rathause zu Erfurt, die Friese von Otto Knille in der Universitätsbibliothek zu Berlin, die Länderfiguren für die Gemäldegalerie in Kassel von Carl Echtermeyer.

Die National-Galerie

Ebenso wie die staatlichen Aufträge bedurften auch die staatlichen Ankäufe von Kunstwerken der Zustimmung der Kunstkommission, insbesondere die für die National-Galerie. Um so wichtiger war es, daß diese Sammlung, die aus Schenkungen, Vermächtnissen und Ankäufen zusammengekommen war und erst in dem für sie bestimmten Neubau lebendige Gestalt gewinnen konnte, einen sachkundigen, regsamen und zielbewußten Direktor erhielt. Leiter von Sammlungen neuzeitlicher Kunst waren damals in Deutschland nur in geringer Zahl vorhanden. Unter ihnen ragte Max Jordan, seit 1871 Direktor des Museums in Leipzig, als tüchtiger Organisator und Mehrer der ihm unterstellten Sammlung hervor. Seine Kraft für die preußische Kunstverwaltung nutzbar zu machen, hatte Gustav Freytag schon in dem Brief an den Kammerherrn von Normann vom 25. Januar 1872 angeregt, als er sich auf dessen Wunsch über Schöne äußerte. „Da ich im Schreiben von Signalements bin, möchte ich Ihnen noch einen Mann nennen, den Sie nicht jetzt zu dem erwähnten Amt, aber vielleicht bei Gelegenheit für ein Kunstinteresse verwenden können, als loyalen, diskreten, wohlorientierten Mann. Dies ist mein guter Jordan, jetzt Direktor des

Leipziger Museums. Vortrefflicher Preuße, obgleich geborener Dresdener, reich, geschickter Arrangeur, guter Geschäftsmann, und unseren lieben Herrschaften (d. i. den kronprinzlichen) ohne jede persönliche Prätention leidenschaftlich ergeben. Er schreibt zu kunstvoll, und sein Stil ist zuweilen etwas geziert, aber er ist dabei durchaus praktisch und gewandt, in unserer Kunstgeschichte, auch im Kunstgewerbe durchaus orientiert. Denke mir, es wäre der Mann, wenn Sie einmal eine Vertrauensperson brauchten, bei Kauf oder so etwas. Wird auch in einigen Jahren für jedes Amt in seiner Branche tüchtig sein. Wie denn überhaupt unser kleines städtisches Museum und die hiesigen bescheidenen Kunstverhältnisse gut geeignet sind, einen Sachverständigen in den Beziehungen zum Publikum auszubilden.“

Ob infolge dieses Briefes, wie Freytag angenommen hat (s. Brief vom 7. August 1888 in Gustav Freytag, Briefe an seine Gattin, Berlin 1912), der Kronprinz sich für Jordan eingesetzt, oder ob Schöne die Aufmerksamkeit des Ministers auf ihn gelenkt hat, kann dahingestellt bleiben. Schöne, der Jordan schon seit 1861 nahestand und seine Vorzüge wie seine Schwächen gut kannte, war von seiner Eignung für die Leitung der National-Galerie überzeugt, als er Anfang Oktober 1873 bei ihm anfragte, ob er bereit wäre, deren Direktorstelle zu übernehmen. Jordan antwortete am 8. Oktober: „Das Vertrauen, das Deine Anfrage erweist, ist mir zehnmal mehr Wert, weil es von Dir ausgeht. Ich danke Dir herzlich dafür; ob Du Dich täuschest, muß die Zukunft lehren; guten Willen bringe ich mit, wenn Ihr mich holt. Es wird mir unsäglich schwer, hier fortzugehen. Trotzdem komme ich, verlaß Dich drauf.“ Der Brief ist bezeichnend für das bedingungslose Vertrauen, das Jordan, der innerlich weniger Gefestigte, seinem drei Jahre jüngeren, aber besonneneren und ausgeglicheneren Freunde entgegenbrachte. Daß er in diesem Vertrauen sofort zugesagt hatte, ohne die Verpflichtungen zu bedenken, die für ihn der Stadt Leipzig gegenüber bestanden, und ohne nach dem Umfange seiner künftigen Befugnisse zu fragen, hat er nachträglich bereut. Besonders bedrückte ihn, daß er sich nicht über das Verhältnis des Galeriedirektors zur Landeskunstkommission unterrichtet hatte. So schrieb er am 14. März 1874 an Schöne: „In der Sache selbst habe ich mich gänzlich in Deine Hand geliefert. Wie Ihr die Kompetenz gestaltet, ahne ich kaum. Der Begriff der Kommissionen steht wie ein dunkles Schrecknis vor meiner Seele. Ich hoffe, Ihr machts gnädig.“ Und am 28. Juni: „Sehr hoffe ich, zuvor von Dir (mündlich) einige bestimmte Notizen über meine Kompetenz (Kommissionswesen) zu erfahren, damit ich kapitulieren kann.“

Auf die Mitteilungen Schönes hat sich Jordan offenbar beruhigt. Aber daß er sich als Direktor der National-Galerie, wozu er kurz darauf ernannt wurde, in seinen Plänen durch die Landeskunstkommission gehemmt fühlte, läßt ein Schreiben erkennen, das er am 21. August 1885, also zu einer Zeit, da er schon Kunstreferent an Stelle von Schöne war, an diesen richtete. Er teilt ihm mit, daß er für den äußersten Fall dem Minister die Genehmigung abgerungen habe, den Preis von 50 000 Lire für die in Rom anzukaufenden Fresken der

Casa Bartholdy ratenweise aus dem allgemeinen Dispositionsfonds für Kunstzwecke des Etats des Ministeriums zu decken, anstatt ihn in einer Summe aus dem zu Ankäufen von Kunstwerken für den Staat bestimmten Fonds zu zahlen. Dies wäre ihm aus dem Grunde am liebsten, weil er alsdann um die Befragung der Kunstkommission herumkäme, die natürlich ein ungünstiges Ergebnis ergeben würde. Dieselbe Kommission hat, wie Ludwig Justi in „Deutsche Kunst im neunzehnten Jahrhundert“ S. 39 berichtet, auch den Ankauf des Nachlasses von Peter Cornelius abgelehnt, der zahlreiche Studien aus allen Zeiten seines Schaffens enthielt.

Immerhin ist es Jordan trotz der ihm bereiteten Hemmungen gelungen, die erheblichen Lücken in den Beständen der National-Galerie während der siebziger und achtziger Jahre im wesentlichen auszufüllen und zugleich mit der Entwicklung der zeitgenössischen deutschen Kunst Schritt zu halten. Aus der stattlichen Reihe der Meister, von denen damals Gemälde und Bildwerke erworben wurden, seien nur genannt: Graff, Tischbein, J. A. Koch, Cornelius, Overbeck, Rethel, Preller, L. Richter, Feuerbach, Blechen, Rottmann, Spitzweg, Defregger, Knaus, A. und O. Achenbach, Gebhardt, Böcklin, Klinger, Schönléber, G. Schadow, Rauch, R. Begas, Ad. Hildebrand. Nimmt man noch dazu den Aufbau der Sammlung der Handzeichnungen, Aquarelle und Ölstudien deutscher Meister des neunzehnten Jahrhunderts, die Veranstaltung von zahlreichen Ausstellungen von Werken verstorbener Künstler, die Herausgabe von Verzeichnissen und Schriften über in der Galerie vertretene Künstler und die Verbreitung farbiger Lichtdrucke nach hervorragenden Werken der Sammlung durch die 1883 gegründete „Vereinigung der Kunstfreunde“, so kann man wohl sagen, daß Jordan, der die Galerie bis 1879 im Hauptamt und von 1880—1895 im Nebenamt leitete, den Erwartungen, die sich an seine Berufung knüpften, vollauf entsprochen hat. Besonders hoch anzurechnen ist ihm sein dauerndes und erfolgreiches Bemühen um die Erwerbung und Bekanntmachung von Werken Menzels und sein Eintreten für anders gerichtete, noch um ihre Anerkennung ringende Künstler wie Feuerbach und Böcklin. Wenn er in den späteren Jahren seiner Amtsführung, in denen die impressionistische Malerei immer mehr Boden gewann, der jüngeren Generation der Künstler nicht so entgegenkam, wie sie und ihre Vorkämpfer es von ihm erwarteten, so war das wohl nicht so sehr in seiner Kunstanschauung begründet als vielmehr darin, daß amtliche Überlastung und schwere persönliche Erlebnisse seine Aufnahmefähigkeit abschwächten und seine Tatkraft lähmten. Schöne, der um seines Freundes empfindliche Nerven Bescheid wußte, hatte, als Jordan sein Nachfolger im Kunstreferat wurde, vergeblich versucht, ihn zur Aufgabe der Direktorstelle der National-Galerie zu bewegen. Er meinte später gelegentlich, es seien wohl finanzielle Gründe gewesen, die Jordan bestimmt hätten, die Stelle zu behalten.

Die Errichtung des Gebäudes für die National-Galerie, 1866 begonnen, war Ende 1873 noch so im Rückstand, daß der Kaiser, unzufrieden damit, dem Kultusminister mitteilen ließ, er erwarte, daß, nachdem fast zehn Jahre seit der

Grundsteinlegung vergangen seien, der Bau 1874 und nicht erst nach zwei Jahren fertig werde. In einem daraufhin von Schöne entworfenen Bericht antwortete der Minister, daß die beiden Kriege von 1866 und 1870/71 sowie Arbeits-einstellungen den erst 1866 begonnenen Bau verzögert hätten. Der Bericht hatte den Erfolg, daß der Kaiser zwar auf der beschleunigten Fertigstellung des Baus bestand, sie aber nicht vor Ende 1875 erwartete. Am 26. Februar 1876 erfolgte die Übergabe des Gebäudes an Direktor Jordan; eingeweiht und eröffnet wurde es in Gegenwart des Landesherrn am 21. März 1876.

In demselben Jahre griff der Kaiser noch einmal in eine mit dem Bau zusammenhängende Frage ein. Es handelte sich dabei um das Denkmal Friedrich Wilhelms IV., für dessen Aufstellung der Architekt des Gebäudes, Heinrich Strack, die äußere Freitreppe vorgesehen hatte. Der Kaiser erhob dagegen Bedenken. Er meinte, der Platz sei für ein so bedeutendes Monument zu beengt, auch könne man von keiner Seite eine günstige Ansicht davon gewinnen. Der Kultus- und der Bautenminister schlugen daraufhin vor, zwei Modelle des Denkmals anfertigen und davon das eine oben auf der Treppe, das andere an ihrem Fuße aufstellen zu lassen. Der Kaiser stimmte zu, aber der Versuch, auf diese Weise zu einer Entscheidung zu kommen, mißlang. Die von der Akademie der Künste und der Technischen Baudeputation bestellten Sachverständigen konnten sich über die beste Art der Aufstellung nicht einigen. Angesichts ihrer Meinungsverschiedenheit traten die beiden Minister in einem wieder von Schöne entworfenen Bericht an den Kaiser vom 13. Februar 1878 für Festhalten an dem Plane des Architekten ein, während der Finanzminister sich für die Aufstellung am Fuße der Treppe aussprach und sich bereit erklärte, der Bereitstellung der Mehrkosten, die dadurch entstünden, zuzustimmen. Diesem Zugeständnis gegenüber verwies der Bericht auf die Notwendigkeit, wegen der Mehrkosten die Sache vor den Landtag zu bringen, weil dieser die Mittel für den ursprünglichen Plan bewilligt habe. Der Kaiser, dem die Minister die Entscheidung anheim stellten, vermochte sich anscheinend auch nicht zu entschließen; denn erst als nach seiner Verwundung durch den Attentäter Nobiling der Kronprinz seine Vertretung übernommen hatte, sprach sich dieser am 2. August für die Aufstellung des Denkmals oben auf dem Treppenabsatz aus. Er bemerkte dazu, daß durchschlagende Gründe für eine andere Aufstellung nicht vorlägen, und daß Weiterungen in der Sache vermieden werden müßten. Der Hinweis auf den Landtag, dessen Einmischung in diesem Falle dem königlichen Hause besonders unerwünscht gewesen wäre, hatte also seine Wirkung nicht verfehlt.

Künstlerausbildung in Rom

Schon um die Mitte der siebziger Jahre gab es für Schöne Grund genug, mit Befriedigung auf seine bisherige Verwaltungstätigkeit zurückzublicken. Gleich-

wohl war er um diese Zeit infolge von Verdrießlichkeiten, die ihm teils bildende Künstler, insbesondere Anton von Werner, und Musiker, teils die Generalverwaltung der Museen bereiteten, seines Amtes so überdrüssig, daß er daran dachte, es niederzulegen. Da mag ihm ein Auftrag des Ministers willkommen gewesen sein, der ihn von dem Ärger der Gegenwart ablenkte, indem er die Erinnerung an seine Studienzeit in Rom lebendig machte und ihm Gelegenheit gab, aus den damals gewonnenen Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Der Auftrag betraf den Plan, Wohn- und Arbeitsräume für deutsche Künstler in Rom einzurichten.

Der Gedanke, auf diese Weise namentlich jungen Künstlern, die zu ihrer weiteren Ausbildung nach Rom gingen, ein gesichertes Unterkommen und geselligen Aufenthalt zu bieten, war schon oft erwogen worden. Unter den Vorschlägen kehrte der des Ankaufs einer Villa, wie der Villa Malta oder der Villa Albani, besonders häufig wieder. Statt dessen regte der deutsche Botschafter in Rom, Robert von Keudell, 1875 an, auf einem dem Deutschen Reich gehörigen Grundstück auf dem Kapitol mit einer Aufwand von etwa 150 000 Talern ungefähr dreißig Werkstätten für bildende Künstler und etwa vierzig Wohnungen für sie und für Architekten teils durch Neubauten, teils durch Umbauten bestehender Baulichkeiten herzurichten. Um Stellungnahme zu diesem Vorschlag vom Reichskanzler (Auswärtiges Amt) gebeten, ließ Minister Falk zunächst Gutachten von der Akademie der Künste in Berlin und dem Lehrerkollegium der Düsseldorfer Akademie sowie von einigen mit den Verhältnissen in Rom besonders vertrauten Künstlern einziehen und beauftragte sodann Schöne mit der Abfassung einer dem Reichskanzler zu überreichenden Denkschrift.

In dieser heißt es, wie wenig den Künstlern mit dem Aufenthalt in Rom genützt sei, wenn sie wegen Mangels an Werkstätten oder wegen der hohen Preise, die dafür verlangt würden, keine Stätte fänden, an der sie selbst schaffen könnten. Bei den bisherigen Plänen sei nur an preußische oder in Preußen ausgebildete Künstler gedacht gewesen. Man habe dagegen nicht ohne eine gewisse Berechtigung eingewendet, daß ein allzu starker Zusammenschluß von engeren Landsleuten der freieren Ausbildung und der unbefangenen Aufnahme dessen, was Italien biete, schaden könne. Diese Gefahr bestehe nicht, wenn der Plan als Reichssache ausgeführt werde, ja es sei sogar von Vorteil, wenn sich verschieden geartete und verschieden ausgebildete Künstler zusammenfänden, wie sie aus den Kunstakademien von Berlin, Düsseldorf, Dresden, München, Weimar und Karlsruhe hervorgingen. Wieviel gegenseitige Anregung und Befruchtung aus dem Zusammensein mannigfaltiger deutscher Elemente auf fremdem Boden entspringen könne, dafür sei das Archäologische Institut in Rom der beste Beweis, das, auch ehe es Reichsanstalt geworden sei, immer den Mittelpunkt für alle deutschen Gelehrten gebildet habe. Keiner, der das Glück gehabt habe, an diesem Zusammenleben teilzunehmen, werde verkennen, was es ihm für seine eigene Bildung verdanke. Unter diesem Gesichtspunkt gewinne

7 Pallat, Schöne

der Plan auch für die Architekten und gewinne deren Beteiligung wiederum für die Maler und Bildhauer erhebliche Bedeutung. Das sei um so mehr zu begrüßen, als die heimischen Verhältnisse (damit spielt Schöne auf die oben erwähnten fruchtlosen Verhandlungen mit dem Bautenminister an) es mit sich brächten, daß die jüngeren Architekten ihre Ausbildung getrennt von den anderen bildenden Künstlern empfangen und so auch diese in den Jahren der Entwicklung des Umgangs mit den jungen Architekten meist entbehrten. Würden die Wohnungen und Werkstätten in unmittelbarer Nähe des Archäologischen Institutes errichtet, so ergäbe sich daraus der weitere Vorteil, daß die Künstler (was besonders für die Architekten wichtig wäre) die reiche Bibliothek des Institutes benutzen und die näheren Beziehungen zu den Architekten wiederum dem Institut von Nutzen sein könnten. Schließlich sprach Schöne, in Gedanken an die Förderung, die er selbst in Rom durch den Verkehr mit Künstlern erfahren hatte, die Hoffnung aus, daß es durch die Nachbarschaft der beiden Institute auch zu einer engeren Berührung der Künstler mit den Archäologen kommen werde, woran es leider sowohl in Berlin wie in Rom in der Regel fehle.

Die Denkschrift und die übrigen Gutachten gingen in Abschrift am 9. August 1875 an den Reichskanzler. In dem Begleitschreiben sagt der Minister, daß er sich den Ausführungen überall anschließen könne; er vermöge aber einer Verwirklichung des Planes lediglich im Interesse der preußischen Kunst nicht näherzutreten und stelle deshalb dem Reichskanzler die Entschließung anheim. Wenn Schöne, der damals wohl gerade im Urlaub war, das Schreiben selbst verfaßt hätte, wäre es sicher wärmer im Ton, klarer im Ausdruck und weniger hölzern im Stil ausgefallen. Der Reichskanzler verfolgte denn auch den Plan zunächst nicht weiter. Auf eine Erinnerung des Kultusministers antwortete er am 20. Dezember 1876, daß er die deutschen Regierungen, die Kunstakademien besäßen, zu dem Plane gehört und von ihnen verschiedene, zum Teil widersprechende Beurteilungen erhalten habe. Außerdem sei der Reichshaushalt für 1877 bereits durch die Ausgrabungen von Olympia stark belastet. Er werde aber die Sache für einen günstigeren Zeitpunkt im Auge behalten.

Im Jahre 1877 regte der Botschafter von Keudell von neuem die Schaffung eines deutschen Künstlerheims in Rom an, schlug aber diesmal nicht die Einrichtung von Bauten auf dem Kapitol, sondern den Ankauf des am Monte Pincio gelegenen Palazzo Zuccari-Bartholdy vor, in dem sich die Wandgemälde von Cornelius, Overbeck, Veit und W. Schadow befanden. Dem neuen Plan lag eine Denkschrift Jordans bei, die er nach einem römischen Aufenthalt im Mai 1877 verfaßt hatte. Die Sorge für die jungen Künstler in Rom hatte ihn dazu ebenso stark bestimmt wie der Wunsch, die Erhaltung der Fresken zu sichern. Seinen Ausführungen trat der Kultusminister in einem ausführlichen, von Schöne verfaßten Schreiben bei. Von den Wandbildern heißt es darin: „Sie sind das erste und zugleich vollendete Werk jener damals in Rom vereinigten Männer, die in der Folge auf die deutsche Kunst einen bestimmenden Einfluß gewonnen

haben, ein in Rom neben den Fresken der Villa Massimo (beim Lateran) einzig dastehendes Werk deutscher Kunst.“^o)

Den Plan, in dem Gebäude Wohnungen und Werkstätten für Künstler zu schaffen, begrüßt der Minister aus den bereits in seinem Schreiben vom 9. August 1875 angeführten Gründen. Zwar würden damit einige Vorteile verlorengehen, die durch entsprechende Einrichtungen auf den Reichsgrundstücken des Kapitols erzielt werden könnten, dafür sei aber die Lage des Gebäudes beim Mittelpunkt des römischen Kunstlebens günstiger. Der Reichskanzler folgte diesmal dem Vorschlage von Keudell, indem er in den Reichshaushaltsplan für 1879/80 325 000 Mark zum Ankauf und Ausbau des Palazzo Zuccari einstellen ließ. Der Plan scheiterte aber daran, daß der Reichstag sich der Bewilligung der beantragten Summe versagte und der Besitzer des Hauses das Kaufangebot des Botschafters zum Preise von 300 000 Lire als zu niedrig ablehnte. Daraufhin kam Keudell 1880 wieder auf seinen Vorschlag zurück, das Künstlerheim beim Archäologischen Institut zu errichten. Daß es trotz aller dafür angeführten Gründe nicht zu dem Bau auf dem Kapitol gekommen ist, braucht man heute nicht zu bedauern, denn er wäre dem Reich doch wie sein übriger Besitz an dieser Stätte schon durch den ersten Weltkrieg verlorengegangen. Zudem erhielten die deutschen Künstler in der Villa Massimo (vor Porta Pia) später ein sehr schönes Heim. Schöne hat dessen Stiftung durch den Geheimen Kommerzienrat Eduard Arnhold noch begrüßen können. Zu seinem Schmerze dagegen hat er auch noch die Vertreibung des Archäologischen Institutes vom Kapitol erlebt. Freude würde ihm wiederum gemacht haben, wenn er noch hätte erfahren können, daß der Palazzo Zuccari, wenn auch nicht den deutschen Künstlern, so doch den deutschen Kunstgelehrten zur Verfügung gestellt wurde durch Begründung der Bibliotheca Hertziana.

Der Schillerpreis

In der Berliner Akademie der Künste waren die bildenden Künste mit Ein-schluß der Architektur und der Musik vertreten, nicht dagegen die Dichtkunst und die Schauspielkunst. Es entsprach das der Stellung, die der Staat diesen beiden Künsten gegenüber einnahm: er suchte sie nicht zu beeinflussen und tat auch nichts zu ihrer Förderung. Demgemäß war der Aufgabenkreis des Kunstreferenten auf den Gebieten der Literatur und des Theaters (die polizeiliche Aufsicht über dieses übte der Minister des Inneren aus) sehr eng: er beschränkte sich im Bereich der Literatur auf die Einziehung von Gutachten über

^o) Vgl. Kurt Gerstenberg und P. O. Rave, Die Wandbilder der deutschen Romantiker im Casino Massimo zu Rom, Berlin 1934. — Werner Körte, Der Palazzo Zuccari in Rom, Leipzig 1935.

Dichtungen, die dem Landesherrn überreicht und durch ihn dem Kultusminister zum Bericht zugeleitet wurden, auf gelegentliche Unterstützung notleidender Dichter und auf die Bearbeitung der Angelegenheiten, die mit dem Schillerpreis zusammenhingen. Dieser Preis war 1859 vom Prinzregenten von Preußen (dem späteren Kaiser Wilhelm I.) gestiftet worden. Er betrug 3000 Taler Gold (= 3400 Mark) und sollte satzungsgemäß vom jeweiligen Inhaber der Krone jedes dritte Jahr dem Schöpfer des bedeutendsten Dramas verliehen werden, das in den drei vorausgegangenen Jahren erschienen war. Zu beantragen hatte den Preis der Kultusminister auf Grund des Vorschlages einer Kommission, die sich in der Hauptsache aus wissenschaftlichen Akademikern zusammensetzte. Die siebziger Jahre waren arm an dramatischen Meisterwerken. 1872 hätte der Preis verliehen werden sollen, aber die Kommission sah sich außerstande, ein dafür geeignetes Werk vorzuschlagen. Für die Verleihung des Preises 1875 wurde 1874 die Kommission neu gebildet. Es traten in sie ein die Berliner Akademiker Ernst Curtius, Treitschke, Herman Grimm, die Professoren Wilhelm Scherer (Straßburg), Hermann Hettner (Dresden), Adolf Schöll (Weimar), der Schriftsteller und Kritiker Julian Schmidt (Berlin), die Theaterintendanten Botho von Hülsen (Berlin) und von und zu Putlitz (Karlsruhe). Die Geschäfte des Vorsitzenden übernahm Curtius, die des Sekretärs Julian Schmidt. Auch diese Kommission hatte mit der Suche nach einem preiswürdigen Drama keinen Erfolg. Sie machte deshalb, wie es auch schon ihre Vorgängerin getan hatte, dem Minister Vorschläge für eine Satzungsänderung der Stiftung. Um den Kreis der Werke, unter denen die Wahl zu treffen war, und die Kenntnis davon zu erweitern, empfahl sie, die Wahl nicht auf die in den letzten drei Jahren vor der Preisverteilung aufgetauchten Werke zu beschränken und an größeren Theatern Deutschlands die dramatischen Erscheinungen durch eine größere Zahl von Personen beobachten zu lassen.

In der gleichen Richtung bewegten sich die Vorschläge, die Gustav Freytag, von Schöne um ein Gutachten gebeten, in dem an diesen gerichteten Brief vom 27. Oktober 1875 machte. Er erkannte die unleugbare Schwäche der neueren dramatischen Erzeugnisse an, hielt aber zur Ermunterung entwicklungsfähiger Talente die Vergebung des Preises für wünschenswert. Den wesentlichen Grund für die Nichtverteilung des Preises sah er in der Zusammensetzung der Kommission. Akademiker seien, so meinte er, in der Mehrzahl geneigter, das neu Geschaffene mit Abschätzung zu beurteilen. Sie besuchten auch zu wenig das Theater und hätten zu geringe Kenntnisse von den bei ihm eingehenden Neuigkeiten. Personen, die der Bühne und dem dramatischen Schaffen nahe stünden, wie Bühnenleiter, Regisseure und Schauspieler, würden den Preis williger erteilen. Freytag empfahl deshalb, die Kommission zu bilden aus nur einem Mitglied der Akademie der Wissenschaften, zwei bis drei Schriftstellern von hervorragender literarischer oder kritischer Begabung und vier bis fünf Fachmännern, die sich beruflich um die neuere dramatische Literatur zu kümmern hätten. Ferner empfahl er, die Zeit, auf die sich die Prüfung der Kommission zu

erstrecken hätte, zu verlängern. Der Minister trug in seinem von Schöne verfaßten Bericht vom 5. November 1875 dem Kaiser die Vorschläge Freytags als beachtenswert vor: Um sie auszuführen, brauche man die Satzung der Stiftung nicht abzuändern, sondern nur anders zu handhaben. Zum § 7 der Satzung, wonach das zu krönende Werk Dauer seines Wertes versprechen mußte, bemerkte der Bericht, daß diese Bestimmung nicht in einer Strenge aufzufassen sein dürfte, die vielleicht selbst hervorragende Werke unserer klassischen Literatur zur Zeit ihrer Entstehung von dem Preise ausgeschlossen haben würde. Für diese freiere Auslegung der Satzung und ihre veränderte Handhabung erbat und erhielt der Minister die kaiserliche Genehmigung.

In die darauf für 1878 zu bildende Kommission berief er neben den früheren Mitgliedern Curtius, Treitschke, Grimm, Julian Schmidt, Hülsen und Puttlitz: Gustav Freytag, Devrient, Regisseur am Großherzoglichen Hoftheater in Mannheim, und Förster, Direktor am Stadttheater zu Leipzig. Damit war das von Freytag gewünschte Übergewicht der Schriftsteller und Theaterfachleute über die Akademiker hergestellt. Die neue Zusammensetzung bewährte sich insofern, als die Kommission für den Preis, der, weil seit 1869 nicht verliehen, in dreifacher Höhe zur Verfügung stand, auch drei Dichter vorschlagen konnte, die denn auch den Preis erhielten. Daß sich darunter zwei befanden, von denen der eine, Franz Nissel, heute schon ganz und der andere, Adolf Wilbrandt, halb vergessen ist, mindert den Erfolg der Neubildung der Kommission um so weniger, als der dritte, den sie vorschlug, ein Dramatiker von höherem Range war: Ludwig Anzengruber. Von der Mühe, die sich die Kommission gegeben hatte, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, sagte Freytag in seinem Briefe an Normann vom 19. September 1878: „Wenn der selige Schiller wüßte, wieviel Not seine Nachfahren haben, die tausend Taler des Preises, der seinen Namen trägt, an den Mann zu bringen, er würde auch sagen, es wäre richtiger gewesen, mir bei meinen Lebzeiten das Geld selber zu geben.“

* *
*

Überblickt man, was Schöne während seiner Ministerialzeit für die Förderung der Kunst hat tun können, so gewinnt man den Eindruck, daß es eine recht schwierige und oft wenig dankbare Aufgabe war, die er 1872 übernommen hatte. Mit hohen Ansprüchen und Hoffnungen hatte sie der Verehrer von Josef Anton Koch, Cornelius, Overbeck und Dreber angefaßt — aber Berlin war nicht Rom und Preußen nicht Italien. Ihr harter Boden war schwer zu lockern, und die an sich schon saure Arbeit wurde nicht zum wenigsten durch die, denen sie galt, die Künstler, noch mehr erschwert. In der Enge der Verhältnisse, die auch in der neuen Reichshauptstadt sich nur langsam zu weiten begannen, störten Neid, Mißgunst und Eitelkeit von Gernegroßen oft die sachliche Bemühung um das Wohlergehen der Kunst. Aber auch auf seiten der regierenden Kreise gab es Widerstände. Die Einsicht, daß der Staat verpflichtet sei, wenn nicht aus

ideellen, so doch schon aus wirtschaftlichen Gründen die Kunst zu fördern, war noch wenig verbreitet. Als der Verfasser dieser Schrift 1898 in die Kunstabteilung des Kultusministeriums eintrat, hatte sich die Lage schon wesentlich gebessert: der Horizont war weiter und lichter geworden und der Tatendrang, namentlich in Berlin, mächtig gestiegen. Wenn trotzdem die Arbeit in der Kunstabteilung noch mit vielen Widerständen — die des Kaisers Wilhelms II. gar nicht gerechnet — zu kämpfen hatte, so kann man sich denken, was es für Schöne bedeutete, den Boden erst zu bereiten, auf dem wir fünfundzwanzig Jahre später weiter arbeiteten.

MUSEEN IN DEN PROVINZEN

So sehr die Förderung künstlerischen Schaffens und der ihm dienenden Einrichtungen und Anstalten Schöne am Herzen lag, entsprach doch die Fürsorge für die der Kunst und der Wissenschaft zugleich dienenden Museen noch mehr seiner den beiden Gebieten zugewandten Neigung und seiner für beide angeborenen Begabung. Die Aufgaben, die hier seiner harften, waren auch größer und schwieriger als die, mit denen wir ihn bisher beschäftigt sahen. Bevor wir die wichtigste von ihnen behandeln, die Kgl. Museen in Berlin, die sich zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe entwickeln sollte, sei hier vorweg der Museen außerhalb Berlins gedacht, deren Betreuung ebenfalls zum Bereich des von Schöne verwalteten (damals noch ungetrennten allgemeinen Kunst- und Museums-) Referats im Preußischen Kultusministerium gehörte.

Kassel

Von den in Frage kommenden Museen in den Provinzen standen die Kasseler Gemäldegalerie und das dortige Museum Fridericianum (das spätere Hessische Landesmuseum) unmittelbar unter der preußischen staatlichen Verwaltung, seitdem im Jahre 1866 das Kurfürstentum Hessen und das Herzogtum Nassau zu Preußen gekommen waren.

Für die Gemäldegalerie war der von dem Baurat Dehn-Rothfelser entworfene Neubau bereits im Gange. Schönes Interesse erstreckte sich vornehmlich auf seine künstlerische Ausstattung. Er sicherte dem in Dresden bei Hähnel ausgebildeten Bildhauer Carl Echtermeyer den Auftrag, für das Treppenhaus des Gebäudes acht Marmorstatuen zu schaffen, und unterstützte durch mannigfachen Rat den noch jungen Künstler bei der Gestaltung der Figuren, die die Hauptstätten der antiken und neueren Kunst verkörpern sollten.

1876 war die Stelle des Direktors der Galerie neu zu besetzen. In Frage kam dafür der in München ansässige Kunsthistoriker Dr. O. Eisenmann, den Schöne schon 1873 für den kunstgeschichtlichen Unterricht an der Akademie in Düsseldorf im Auge gehabt hatte. Seinetwegen und wegen der Besetzung der Direktorstelle überhaupt wandte sich der Oberpräsident in Kassel, Freiherr von Ende, auf eigene Faust an den preußischen Gesandten in München, Freiherrn von

Werthern. Dieser empfahl „im Einverständnis mit den künstlerischen Notabilitäten Münchens“ an Stelle von Eisenmann in erster Linie den Münchener Geschichtsmaler Ludwig Thiersch. Der Oberpräsident von Ende machte sich diesen Vorschlag zu eigen und bat Schöne brieflich, durch Vortrag beim Minister festzustellen, ob er mit Thiersch, der bereit sei, dem Ruf zu folgen, in weitere Verhandlungen treten dürfe. Schöne antwortete ihm, daß der Minister an der Kandidatur Eisenmanns festgehalten zu sehen wünsche, nachdem die Erkundigungen über ihn ein allseitig günstiges Resultat ergeben hätten. Gegen Thiersch lägen als Persönlichkeit keine Bedenken vor; der Minister glaube aber im Zweifelsfall der wissenschaftlichen Kraft den Vorzug geben zu sollen. Die weiteren Ausführungen des Briefes geben Schönes eigene Gründe für die Besetzung der Direktorenstellen von Kunstsammlungen mit Kunstgelehrten statt mit Künstlern wieder. Es sind dieselben, die er ein Jahr vorher in der Antwort des Kultusministers auf eine Frage der bayrischen Regierung nach den preußischen Erfahrungen mit der Leitung von Kunstsammlungen eingehend dargelegt hatte. In diesem Schreiben hatte es geheißen, daß es schwer sei, einen Künstler mit hinreichender Bildung zu finden, der einen den Ansprüchen der Wissenschaft entsprechenden Katalog herstellen könnte und über alle Ergebnisse der Kunstwissenschaft so gebiete, wie es von dem verlangt werden müsse, bei dem die Initiative für Vervollständigung und Anordnung der Sammlung zu liegen habe. Ein ausübender Künstler würde überdies für die Geschäfte, die mit Notwendigkeit am Tage erledigt werden müßten, wenig Zeit haben, ein nicht mehr schaffender aber das von ihm zu Fordernde schwerlich leisten können. In Preußen habe man seit der Gründung der Museen die andere, schon von Wilhelm von Humboldt empfohlene Methode befolgt und damit die besten Erfahrungen gemacht.

Auf den im gleichen Sinne gehaltenen Brief an den Oberpräsidenten von Ende hin scheint sich dieser nicht weiter für Thiersch verwandt zu haben; denn bald darauf wurde Eisenmann zum Direktor der Gemäldegalerie ernannt. Sein Wirken entsprach den auf ihn gesetzten Erwartungen. Mit Umsicht und Geschick entledigte er sich seiner Aufgabe, die Gemälde aus dem Bellevueschloß in das neue Gebäude überzuführen, dort aufzustellen und zu etikettieren. Er schuf den wissenschaftlichen Katalog der Sammlung mit einer Geschichte der Galerie, gab einen Führer sowie ein kurzes Verzeichnis der Gemälde heraus und veröffentlichte die bedeutendsten Gemälde in Photographien und Radierungen. Die Sammlung zu vermehren, war ihm wegen der geringen dafür zur Verfügung stehenden Mittel nur wenig möglich. Wohl aber gelang es ihm, die hauptsächlich von ihm selbst zusammengebrachte Gemäldesammlung Edward Habichs als Leihgabe für die Galerie zu erhalten.

Als 1890 der Direktor des Museum Fridericianum Dr. Pinder starb, wandte sich Eisenmann an Schöne mit der Bitte, dafür einzutreten, daß ihm das Amt des Museumsvorstandes mitübertragen werde. Schöne entsprach dem Wunsche, zumal Umfang und Inhalt der Sammlungen mannigfaltig waren: außer den im

Museum selbst befindlichen Antiken und Abgüssen griechisch-römischer Skulpturen umfaßten sie die seit 1880 im Untergeschoß der Gemäldegalerie aufgestellten Werke der Kleinkunst und des Kunsthandwerks, sowie Abgüsse von Skulpturen des Mittelalters und der Neuzeit. Daher setzte Schöne sich auch für die Bewilligung eines Assistenten ein und empfahl den am Joachimstalschen Gymnasium in Berlin tätigen Archäologen Johannes Boehlau. Wie glücklich dieser Griff war, zeigt neben dem, was wir bereits über die Verdienste Boehlaus um das Kunstleben in Kassel erfahren haben, die von ihm herbeigeführte Entwicklung des Museum Fridericianum, dessen Leitung ihm 1904 übertragen wurde, zum Hessischen Landesmuseum.

Für den von Boehlau verfolgten Plan der Errichtung eines Neubaus durch Theodor Fischer hat sich Schöne — nach einer mündlichen Mitteilung Boehlaus — zunächst nur lau erwärmt, seine Ausführung aber, die nicht mehr in seine Amtszeit fiel, dankbar begrüßt. Er habe damit wieder gutgemacht gesehen, daß der Staat Preußen sein Hessen gegebenes Versprechen, die landgräflichen Sammlungen weiter zu pflegen, nicht ausreichend eingelöst hatte. Wenn Schöne diese Ansicht tatsächlich in so scharfer Form geäußert hat, so mag ihn dazu das Gefühl mitbestimmt haben, daß er selbst als Museumsreferent Kassel mancherlei schuldig geblieben sei. Dabei hat er es in besonderen Fällen an Rat und Hilfe durchaus nicht fehlen lassen, so etwa bei der Erwerbung der besten Bilder aus der Sammlung Habich, als diese 1891 zum Verkauf stand, und bei dem Ankauf der Sternschen Münzsammlung 1899. Nicht im Sinne Kassels war es allerdings, daß die Preußische Regierung einer Reklamation der Badischen Regierung entsprechen zu sollen geglaubt hatte, indem sie von dem Erwerb der — heute im Karlsruher Museum befindlichen — beiden Grünewaldtafeln (ursprünglich Vorder- und Rückseite einer Tafel), die sich als Leihgaben aus der Habichschen Sammlung in der Kasseler Galerie befanden, Abstand nahm und sie an die Tauberbischofsheimer Kirche, von der sie 1876 an einen Ortsansässigen verpfändet worden waren, zurückgelangen ließ.

Wiesbaden

Im Gegensatz zu den Sammlungen in Kassel, die ihre Entstehung den Landgrafen von Hessen verdankten, war das Museum nassauischer Altertümer in Wiesbaden eine bürgerliche Schöpfung, ins Leben gerufen durch den 1821 gegründeten Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Als öffentliche Stiftung für das Herzogtum Nassau genoß es staatliche Unterstützung, die es auch durch den Preußischen Staat weiterbezog. Unter der Aufsicht des Vorstandes des Altertumsvereins wurde es von einem auf dessen Vorschlag vom Kultusminister ernannten Konservator verwaltet. Im Jahre 1869/70 bekleidete dieses Amt Schönes Freund, der seit 1868 an der Universität Bonn

habilitierte Archäologe Kekulé. Anders als er, der, mit Aufgaben aus dem Gebiet der antiken Kunst beschäftigt, sich für die Sammlung provinzieller Altertümer aus vorgeschichtlicher und römischer Zeit nicht zu erwärmen vermochte, nahm sich sein Nachfolger, von Cohausen, der Aufgaben des Museums sowohl wie der damit verbundenen des Altertumsvereins mit großer Liebe und Energie an. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Erforschung der Ringwälle des Taunus, der Steedener Höhlen und vieler Burgen des Mittelalters, vor allem aber durch die Begründung der Limesforschung und die Ausgrabung der Saalburg. Seine Tätigkeit im Museum dürfte in bezug auf Ordnung und Aufstellung der Sammlung Schöne weniger befriedigt haben. Da aber Cohausens übrige Wirksamkeit nach seinem Sinne war, wenn sie vielleicht auch nicht in jeder Hinsicht den Anforderungen der Wissenschaft entsprach, wird er damit zufrieden gewesen sein, daß ihn neben den großen und dringenden Aufgaben, die er in Berlin und sonst zu erfüllen hatte, das Museum in Wiesbaden nicht auch noch in Anspruch nahm. Seine bessere Unterbringung wäre allerdings damals schon am Platze gewesen. Im Jahre 1886, als Schöne sich zur Erholung in Wiesbaden aufhielt, dachte man auch im Ministerium an eine räumliche Erweiterung des Museums. Die Verhandlungen darüber zogen sich aber, da mit dem Museum auch die in demselben Gebäude befindliche Landesbibliothek, die Gemälde- und Naturaliensammlung ein besseres Unterkommen erhalten mußten, lange hin und her und kamen erst gegen Ende des Jahrhunderts richtig in Fluß. Ihr Ergebnis war die im Jahre 1900 erfolgte Übergabe des Museums an die Stadt Wiesbaden und das von dieser nach den Plänen von Theodor Fischer errichtete stattliche Gebäude, das mit den historischen Denkmälern auch die Gemäldegalerie und die Naturaliensammlung aufnahm. Als Nachfolger von Cohausen war ich selbst vom Herbst 1895 bis April 1898 Vorsteher des Altertumsmuseums.

Bonn und Trier

Schöne war im allgemeinen kein Freund von Zentralisation und einem übertriebenen Aufgebot von Verwaltung. Gleichwohl hielt er es für notwendig, daß der Schwerpunkt der Kunstverwaltung im Ministerium liege. Von den Provinzialbehörden war auf diesem Gebiete nach seiner Meinung nur wenig zu erwarten. Die Gründe dafür hat er Ende 1897 in einer Denkschrift, von der noch die Rede sein wird, näher dargelegt. Er stützte sich dabei auf die Erfahrungen, die er besonders in seiner Referentenzeit bei den provinziellen Museen, Kunstlehranstalten und Unternehmungen, bei der Ausschmückung öffentlicher Gebäude mit Wandmalereien und der Errichtung von Denkmälern gemacht hatte. Danach fehlte es den Provinzialbehörden in der Regel an sachverständigen Mitgliedern; auch zuverlässiger Beirat war ihnen nur ausnahmsweise zur Hand.

Die Anforderungen, die sie stellten, waren meist zu niedrig und das Urteil in Personenfragen häufig durch örtliche oder persönliche Einflüsse beeinflußt oder irregeleitet. Am Rhein und in Hessen-Nassau lagen die Verhältnisse günstiger, aber auch in der Rheinprovinz bedurfte es der Anregung und der Einwirkung des Ministeriums, um für die dort besonders wichtige Verwaltung der Altertümer Maßnahmen wie die Anstellung wirklich sachverständiger Direktoren an den Museen und die Beteiligung der Universität Bonn an ihrer Verwaltung durchzuführen.

In Bonn bestanden zwei rheinische Sammlungen nebeneinander: das mit der Universität verbundene, der Gipsabgußsammlung des Akademischen Kunstmuseums angegliederte Museum vaterländischer Altertümer und die Sammlung des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland. Auch in Trier gab es mehrere nebeneinander bestehende Sammlungen. Die Beschäftigung mit den Altertümern lag im wesentlichen in der Hand von Liebhabern. Es fehlte an einer Organisation, die, das ganze rheinische Gebiet umfassend, die gründliche Erforschung und Erhaltung der Denkmäler sicherstellte. Sie zu ermöglichen, regte der Kultusminister 1873 bei der Provinzialverwaltung die Gründung von Provinzialmuseen in Bonn und Trier an. Die Erkenntnis des wissenschaftlich und konservatorisch Notwendigen, der diese Anregung entsprang, läßt darauf schließen, daß die treibende Kraft Schöne war, zu dessen Arbeitsgebiet auch die Denkmalpflege gehörte. Er hat denn auch in der Hauptsache die Verhandlungen geführt, die zum Ergebnis hatten, daß als gemeinsame Schöpfungen der Staatsregierung und der Provinzialverwaltung 1876 in Bonn das Provinzialmuseum aus der Sammlung der Altertumsfreunde und dem Museum Vaterländischer Altertümer der Universität entstand und daß 1877 in Trier das bereits 1874 aus den dort vorhandenen Sammlungen gebildete Provinzialmuseum ins Leben trat. Schöne wurde für sein Verdienst um die Begründung des Bonner Museums dadurch geehrt, daß der Verein der Altertumsfreunde ihn 1877 zusammen mit dem Kultusminister Falk zum Ehrenmitglied ernannte.

Nachdem es durch die Begründung der beiden Museen möglich geworden war, die rheinische Altertumsforschung sachgemäß zu organisieren, galt es, Sicherheiten für ihren wissenschaftlichen Betrieb zu schaffen. Schöne trat deshalb entschieden dafür ein, daß die Direktorenstellen mit archäologisch geschulten Kräften besetzt und in die als Verwaltungsstelle für die rheinischen Museen vom Staat und der Provinz gemeinsam gebildete Kommission von seiten des Ministeriums nur Mitglieder der Universität Bonn entsandt wurden. Hierbei sowohl wie auch späterhin, besonders bei der Frage der Errichtung von Neubauten für die beiden Landesmuseen, waren mancherlei Schwierigkeiten und Hemmungen zu überwinden. Ihre Ursachen lagen zum Teil in lokalen und persönlichen Verhältnissen, zum Teil in gleichgültigem Verhalten der Provinzialverwaltung gegenüber Beschlüssen der Museumskommission. Im Falle des Bonner Museums kam es sogar zum Austritt der Universitätsprofessoren aus der Museumskommission, und zwar infolge von Meinungsverschiedenheiten

über die Frage, ob für das Museum das Gebäude, in dem es zunächst eingemietet war, anzukaufen oder ob statt dessen ein Neubau zu errichten sei. Für Schöne war das um so unerfreulicher, als es an sich schon nicht leicht war, die Universität für die örtliche Forschung zu gewinnen, der sie wegen der allzu unsachlichen Art, wie sie bis dahin betrieben wurde, wenig Neigung entgegenbrachte. Franz Winter, der den Bonner Lehrstuhl für Archäologie von 1912 bis 1928 innehatte, sagt darüber in dem Nachruf, den er Schöne in einer Sitzung des Vereins der rheinischen Altertumsfreunde gewidmet hat (Rhein. Tageszeitung vom 13. Mai 1922): „Zur Beseitigung dieses damals berechtigten Anstoßes wesentlich beigetragen, die Wege zur wissenschaftlichen Behandlung der Provinzialforschung geebnet zu haben, ist Schönes bleibendes Verdienst.“

DIE KÖNIGLICHEN MUSEEN IN BERLIN

Der kommissarische Generaldirektor Graf Usedom

Die ebenso mannigfachen wie umfassenden Aufgaben, die es bei der Neuorganisation der Berliner Kgl. Museen zu meistern galt, stellten an sich schon erhebliche Anforderungen an einen Mann wie Schöne, der sich als Neuling in Verwaltungssachen sofort damit zu befassen hatte. Ihre Lösung wurde noch durch die Hemmnisse erschwert, die durch den mit dem Amt des Generaldirektors der Museen kommissarisch betrauten Grafen Usedom entstanden.

Graf Usedom war wie sein Amtsvorgänger Olfers von Beruf Diplomat. Als Gesandter am italienischen Hofe hatte er das Mißfallen Bismarcks erregt und war von ihm in demselben Jahre 1869, in dem Olfers in den Ruhestand trat, abberufen worden. Es wäre darüber auch beinahe zum Abgang von Bismarck gekommen, denn Usedom, den er, ohne sich des Einverständnisses des Königs zu versichern, veranlaßt hatte, seinen Abschied einzureichen, war bei Wilhelm I. und der Königin als guter Unterhalter beliebt. Auch dem Kronprinzen war er gut bekannt und sympathisch. Über seine Persönlichkeit enthält der Briefwechsel zwischen dem Privatsekretär des Kronprinzen, Kammerherrn von Normann, und Gustav Freytag mancherlei, was im Hinblick auf sein Verhalten als Generaldirektor und die dadurch bedingte Tätigkeit Schönes als Museumsreferent mitgeteilt zu werden verdient. Zuvor sei bemerkt, daß der Kronprinz schon bald nach seiner im Juli 1871 erfolgten Ernennung zum Protektor der Kgl. Museen bei dem König und Kaiser beantragt hatte, dem damals beim Protektorat der Museen beschäftigten Grafen Usedom die Stelle des Generaldirektors der Museen kommissarisch zu übertragen, daß diese Übertragung aber erst durch Erlaß des Königs vom 18. Mai 1872 erfolgte.

Am 27. Dezember 1871 schreibt Normann an Freytag: „Was haben Sie denn zu Usedoms beabsichtigter Berufung gesagt? Zur Erklärung füge ich bei, daß sie voraussichtlich nur der Vorläufer seiner definitiven Anstellung sein wird. Es hat viel Mühe gekostet, ihn zur Annahme zu bestimmen — der Gute hatte bis zuletzt die Hoffnung, von Bismarck, dem intimsten seiner Feinde, rehabilitiert und abermals nach Italien geschickt zu werden. Ich habe ihn unausgesetzt gequält — c'est le mot —, bis er schließlich einwilligte. Ich hoffe, es soll ihm und uns zu Gute kommen. Abgesehen von allem anderen bringt er ein Element

in unsere Gesellschaft, das wir schmerzlich entbehrten.“ Freytag antwortet darauf am 4. Januar 1872: „Daß Usedom in Berlin ist, freut mich von Herzen. Vor allem aus den Gründen, die Sie selbst anführen.“ Aber schon wenige Tage danach, am 11. Januar, äußert er sich etwas skeptisch über ihn: „Freilich nichts leidiger als diese Personenfragen. Sie sind die Hauptsorge und schwerste Aufgabe der Fürsten. Darin fürchte ich, wird Ihnen Usedom wenig helfen. Denn dieser Mann, dem ich sehr zugeneigt bin, ist eine merkwürdige Mischung von Scharfsinn und harmlosem Sanguinismus, von großartigen Kombinationen und gemüthlichem Bedürfnis zu vertrauen. Daß ein alter Politiker so bleiben konnte, ist Beweis von der edlen Herzensgüte. Aber was sein Urteil über Menschen betrifft, die ihn persönlich affiziert haben, angenehm oder nicht, so möchte ich darauf nicht rechnen. Und von der Kunst versteht er gerade genug und das ist nicht wenig, um in die Tinte zu führen. Daß er seine Restitution durch Bismarck für möglich hält, wundert mich nicht. Er hat auch von Friedrich Wilhelm IV. lange manches Unmögliche erwartet. Man muß ihn freilich übersehen, um ihn so zu schätzen, wie er verdient. Denn er ist ein guter edelgeformter Mann, und in seinen Schwächen ist etwas Rührendes, denn sie kommen zum Teil daher, daß er immer in einer Wolke von beschaulicher Liebe zu Menschen und Dingen wandelt, still mit sich und anderen vergnügt. Der geborene Hausfreund.“^{o)}

Dieses im ganzen noch günstige Urteil Freytags und Normanns Freude über die Gewinnung Usedom sollten nicht lange vorhalten; einstweilen aber waren beide bemüht, Usedom in seiner neuen Stellung zu stützen. Anlaß dazu bot sich schon, als er noch nicht formell mit der Leitung der Museen betraut war. Am 5. Februar 1872 erschien in den Preußischen Jahrbüchern ein von ihrem Herausgeber Heinrich von Treitschke verfaßter Artikel, in dem es heißt (S. 238): „Der alberne Gemeinplatz *inter arma silent musae* fand in Preußen seit den Tagen Friedrichs keine Stätte mehr; heute scheint es oft, als ob der Lärm der Waffen ein Geschlecht von Banausen herangezogen, das Verständnis für Kunst und Wissenschaft ganz erstickt hätte. Wie ist es nur möglich, daß man in der Hauptstadt ernstlich über die Frage streitet, ob die wichtige Stelle des Generaldirektors der Museen als ein Hofamt einem vornehmen Dilettanten anvertraut werden soll oder einem Gelehrten, der der Kunstgeschichte sein Leben gewidmet hat? Warum spotten wir denn über die Russen, wenn sie Generale an die Spitze ihrer botanischen Gärten stellen? Jene herrlichen Sammlungen, ein hochherziges Geschenk des Königlichen Hauses an das Volk, können nur dann im Sinne des Stifters fortgeführt werden, wenn die Nation sie selber werk-

^{o)} Weiteres über Usedom's Persönlichkeit, seine Abberufung aus Florenz, die Bemühungen, ihn zum Nachfolger von Olfers zu machen, die schon im Jahre 1868 einsetzen, und Gustav Freytags Beteiligung daran findet sich in dem Briefwechsel Freytags mit dem General und Admiral Albrecht von Stosch (H. F. Helmolt, Gustav Freytag, Briefe an Albrecht v. Stosch, 1913, und Ulrich von Stosch, Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals v. Stosch, 1904).

tätig unterstützt, und wie darf man solche Teilnahme erwarten, wenn nicht das Vertrauen der Gelehrten und Künstler dem sachkundigen Leiter entgegenkommt.“

Normann schrieb über diese Äußerung am 24. Februar 1872 an Freytag, daß sie ihm bei der Stellung des Blattes und bei dem Namen des Verfassers eine Abwehr dringend zu fordern schiene, und fragte an, ob Freytag bereit wäre, in der von ihm neu gegründeten Zeitschrift „Im neuen Reich“ einen Aufsatz zu bringen, der geeignet wäre, die Öffentlichkeit über die Bestrebungen der neuen Museumsleitung aufzuklären. Unterlagen dafür könnten Freytag übermittelt werden. Der Brief enthält zwei Stellen, die wegen der späteren Ernennung Schönes zum Generaldirektor der Museen hier folgen sollen: „Treitschke hätte wissen sollen, wenn er überhaupt den Gegenstand berühren wollte, daß es gerade das Verdienst des Kronprinzen ist, die Mühlerei-Idee — die Leitung der Museen einem Manne des Hofes zu übertragen — energisch bekämpft und grundsätzlich beseitigt zu haben.“ Und weiter: „Es ist ein Grundirrtum in Treitschkes Auffassung, wenn er einmal meint, daß jemand, der das Studium der Kunst zu seinem ausschließlichen Lebensberufe gemacht, allein oder vorzugsweise für die Generalleitung der Museen in Betracht kommen dürfe. Kennte er die Verhältnisse wirklich, hätte er bei den zunächst Beteiligten sich gründlich umgesehen, so würde er nicht zweifeln, daß ein Gelehrter ohne weltmännische Bildung und Gewandtheit, ohne Erfahrung und Position in der Berliner Gesellschaft den eigentümlichen Schwierigkeiten dieser Stellung nicht begegnen kann.“

Freytag stellte auf diesen Brief hin sein Blatt bereitwillig zur Verfügung und gab Normann anheim, ob er durch den Berliner Mitarbeiter des Blattes, den Philologen Dr. Rudolf Schöll*), von dem er annehme, daß er im Vertrauen Usedom sei, die Sache als Aufsatz zurechtmachen lassen oder ihm selbst zur Bearbeitung übersenden wolle. Der daraufhin von Schöll verfaßte und von Freytag überarbeitete Aufsatz erschien in der Aprilnummer (2. Jahrgang 1872, 1. Bd. S. 632—639). Er geht davon aus, daß nach dem einstweiligen Zustand, in dem sich die Verwaltung der Museen drei Jahre befunden hatte — sie war nach dem Ausscheiden von Olfers durch eine Kommission der Direktoren ausgeübt worden — eine Neuorganisation unerläßlich sei. Die dann folgende Darlegung der Aufgaben, die der neuen Verwaltung harrten, gibt im wesentlichen die Pläne Usedom wieder, auf die wir später zu sprechen kommen. Für ihre Durchführung — so heißt es weiter — sei die Ernennung des Kronprinzen zum Protektor der Kgl. Museen von unschätzbarem Werte. Seine Persönlichkeit sowohl wie sein Verständnis und Interesse für die Pflege der Kunst und des Gewerbes böten die beste Gewähr für eine glückliche Entwicklung der ihm unterstellten Institute. Günstige Aussichten eröffne auch, daß zum Beirat des

*) Rudolf Schöll war von 1867 bis zu Usedom's Abberufung von Florenz Privatsekretär des Grafen und Lehrer von dessen Tochter gewesen.

Kronprinzen Graf Usedom berufen sei, dessen vielfache allgemeine Bildung und geschäftliche Routine, dessen reges Kunstinteresse und die zum wenigsten ungewöhnliche Terrainkenntnis, die er sich als Diplomat erworben habe, ihn durchaus geeignet erscheinen ließen, die Organisation der neuen Einrichtungen und die praktische Förderung der neuen Aufgaben in die Hand zu nehmen.

Zu der Ansicht, daß man die Oberleitung der Museen am besten einem Gelehrten vom Fach überweise, und daß die Ernennung eines Generaldirektors mit den herkömmlichen repräsentativen Qualitäten überhaupt nicht zu wünschen sei, heißt es mit Worten, die nach ihrem Inhalt wie nach ihrer Ausdrucksweise nur von Freytag herrühren können: „Es ist nicht ganz unmöglich, daß sich einmal ein Gelehrter findet, der auf jedem Gebiete unserer bildenden Kunst wohlbeschlagen und ohne besondere Vorliebe für ein bestimmtes Gebiet ist, der die volle persönliche Autorität besitzt, welche ihm bei den Verhandlungen mit hohen Personen und den verschiedenen Ministerien das nötige Gewicht gibt, der zugleich mit der geschäftlichen Erfahrung und der Arbeitskraft ausgestattet ist, welche für diese große administrative Leitung nötig sind, und der endlich die bei einem großen Gelehrten nicht berechnete Entsagung hätte, seine wissenschaftliche Tätigkeit für die administrative aufzugeben. Unmöglich ist dies nicht, wohl aber sehr unwahrscheinlich. Denn für Nebenarbeiten in Mußestunden sind die Aufgaben dieses Amtes viel zu umfangreich und zu wichtig.“ In den dann folgenden Worten verrät sich weniger deutlich Freytags Art; der erste Satz könnte von Usedom beeinflußt sein. Die ganze Stelle lautet: „Die Aufgabe des neuen Leiters wird vorzugsweise sein, die entgegenstehenden Ansichten und Interessen auszugleichen, die umfangreiche Administration zu übersehen und ihr praktische Aufgaben zu stellen, nicht zuletzt durch eine sichere und feste Haltung diesem großen Gebiet von Interessen unter vielen Kompetenzkonflikten geneigten Willen zu gewinnen und zu erhalten. Dafür dürfte ein Gelehrter oder ein Kunstforscher doch weniger geeignet sein als die wohlbekannte Persönlichkeit, welcher jetzt durch das Vertrauen des Kaisers die vorbereitenden Maßregeln für die Neuorganisation übergeben worden sind.“

Es wird sich später zeigen, ob die im ersten Abschnitt ausgesprochene Annahme, daß sich möglicherweise einmal ein für den Posten des Generaldirektors geeigneter Gelehrter finden werde, die richtigere war oder die andere, daß für die im zweiten Abschnitt genannten Aufgaben ein Gelehrter weniger geeignet sei als eine Persönlichkeit von der Art des Grafen Usedom.

Auf Usedom selbst gehen sicher die Stellen des Aufsatzes zurück, an denen betont wird, daß nach den Erfahrungen der letzten Zeit der Oberleitung der Museen eine größere Freiheit der Bewegung zugestanden werden müsse, und daß man vom neuen Unterrichtsminister erwarten dürfe, er werde dieser freieren Bewegung keine unnötigen Schranken setzen. Worauf es Usedom im einzelnen ankam, geht aus dem kaiserlichen Erlaß vom 18. Mai 1872 her-

16. Kaiser Friedrich

17. Robert Graf von Zedlitz und Trützschler

18. Adalbert Falk

KULTUSMINISTER

19. Das Kultusministerium Unter den Linden

20. Friedrich Hermann Sydow

21. Friedrich Althoff

vor, der ihm die kommissarische Verwaltung der Stelle des Generaldirektors übertrug und ihn mit den Worten „als Ausdruck meines besonderen Vertrauens“ ermächtigte, selbständig vorzunehmen: 1. Ankäufe im Werte von nicht mehr als 500 Talern nach Rücksprache mit dem Direktor der betreffenden Abteilung, darüber hinaus nur mit Vorwissen des Protektors, und von 1000 Talern ab nur mit Zuziehung der „Technischen Kommission“; für Ankäufe im Werte von mehr als 5000 Talern sei die Genehmigung des Kaisers nachzusuchen. In dringenden Fällen sei Usedom ermächtigt, seine Anträge direkt und ohne vorgängige Zuziehung der Technischen Kommission an den Protektor und die Minister zu richten. 2. Umstellung einzelner Kunstgegenstände innerhalb der verschiedenen Abteilungen. 3. Abfassung, Druck und Verbreitung der allgemeinen und besonderen Verzeichnisse.

Die „Technische Kommission“

Daß Usedom sich diese Befugnisse sicherte, ist einigermaßen verständlich angesichts der weitgehenden Rechte, die durch das Museumsstatut vom 25. Mai 1868 der zur Unterstützung des Generaldirektors in technischen Fragen eingesetzten Kommission eingeräumt waren. Diese aus fünf sachverständigen Mitgliedern, unter denen auch Abteilungsdirektoren der Museen sein konnten, und je einem Stellvertreter bestehende „Technische Kommission“ war gutachtlich zu hören bei 1. Erwerbungen; 2. Entfernung von in den Sammlungen befindlichen Gegenständen; 3. Aufstellung und deren Veränderung; 4. Restaurierungen; 5. Verwertung oder sonstiger Verwendung magazinierten Gegenstände; 6. Abfassung, Druck und Verbreitung der allgemeinen und besonderen Verzeichnisse. Den jeweils beabsichtigten Maßnahmen mußten wenigstens drei Mitglieder oder Vertreter der Kommission zustimmen. Danach waren also der Generaldirektor und die Abteilungsdirektoren im gesamten Umkreis ihrer musealen Aufgaben abhängig von den Beschlüssen dieser Kommission. Daß dies kein auf die Dauer haltbarer Zustand war, läßt sich begreifen. Fraglich ist aber, ob mit den Zusicherungen, von denen Usedom die Übernahme der Leitung der Museen abhängig gemacht hatte, die richtige Lösung gefunden war. Jedenfalls hat er von den ihm erteilten Befugnissen in einer Weise Gebrauch gemacht, daß die Abteilungsdirektoren nunmehr durch den Generaldirektor noch mehr als durch die Technische Kommission in ihrer Handlungsfreiheit eingeengt waren.

Auch Usedom's Vorgänger Olfers hatte die Museen selbstherrlich verwaltet, was ihm dadurch erleichtert wurde, daß Friedrich Wilhelm IV. die Tätigkeit der dem Generaldirektor beigegebenen Kommission, die damals noch die „artistische“ hieß, immer mehr beschränkt und schließlich ganz aufgehoben hatte. Unter Ausnutzung dieser Macht hatte Olfers durch den Eifer, womit er

sich der Erbauung des Neuen Museums, der Vermehrung der Sammlungen, insbesondere der Bildwerke der christlichen Zeit, der Begründung der Gipssammlung und der Gipsformerei, der Schaffung und Verwaltung der Museumsbibliothek und anderer Aufgaben annahm, den Museen viel genützt. Usedom trat sein Amt mit großen Plänen an. Sie beruhten, soweit sie nicht die Vermehrung der Sammlungen betrafen, auf dem auch in dem oben angeführten Aufsatz wiederholt ausgesprochenen Gedanken, den reichen Inhalt der Museen noch mehr als bisher zur Bildung, Erziehung und Belehrung der Nation fruchtbar zu machen. Der Gedanke war an sich richtig, aber Usedom besaß weder die organisatorischen Fähigkeiten noch die Stetigkeit und Tatkraft, deren es zu seiner Durchführung bedurfte. Seine Pläne umfaßten im Grunde auch nur die Beschaffung von Kopien von Gemälden, insbesondere der klassischen italienischen Meister, die von Photographien, Gipsabgüssen und Münzabdrücken und deren Verbreitung an Hochschulen, Kunstlehranstalten und höheren Schulen.

Was für einen Generaldirektor, der die Öffentlichkeit mit dem Inhalte der Museen vertrauter machen wollte, am nächsten gelegen hätte, die Sorge für eine hinreichende Beschriftung der ausgestellten Gegenstände sowie für die Herausgabe von Verzeichnissen und Führern, mußte Usedom förmlich aufgezungen werden. Wie nötig dieser Druck war, zeigt eine eigenhändige Bemerkung des Kronprinzen, die er an den Rand des Berichtes setzte, mit dem die Generalverwaltung die Jahresberichte der Abteilungsdirektoren vorlegte. Sie lautet: „Zu dem Abschnitt neue Bezeichnung der Bilder habe ich die Bemerkung zu machen, daß ich seit über drei Jahren vergeblich das Anbringen von Schildern auf den Rahmen für sämtliche Gemälde anrege.“ Die Erlasse, mit denen auch der Minister den Generaldirektor immer wieder an diese und die anderen nächstliegenden Aufgaben erinnerte, zeugen zugleich dafür, welch hohen Wert Schöne, der diese Schriftstücke teils selbst verfaßt, teils angeregt hat, von Anbeginn seiner Tätigkeit im Ministerium gerade auf die Maßnahmen legte, die den Besuchern und Benutzern der Museen von Nutzen sein konnten.

Die Abteilungsdirektoren

Von den Abteilungen der Museen bedurften namentlich die Gemäldegalerie und die Skulpturensammlung des Zuwachses an wertvollen Originalen. Graf Usedom bemühte sich denn zwar auch gleich nach Übernahme seines Amtes um die Erhöhung der für Erwerbungen bestimmten Mittel, und das nicht ohne Erfolg; er besaß aber angesichts der hohen Preise, die für Werke bedeutenden Ranges verlangt wurden, und der im Verhältnis dazu trotz ihrer Vermehrung immer noch geringen Mittel der Museen nicht den nötigen Wagemut und empfand, was noch schlimmer war, die lebendigeren Bemühungen

der Abteilungsleiter, insbesondere des kurz nach seinem Amtsantritt zum Direktor der Gemäldegalerie ernannten Dr. Julius Meyer und des ebenfalls im Jahre 1872 als Assistent bei der Skulpturenabteilung eingestellten, aber zugleich für die Gemäldegalerie tätigen Dr. Bode, als unbequemes Drängen und als Eingriff in seine Befugnisse als Generaldirektor. So ließ er, teils um seine Macht zu zeigen, teils aus Bedenklichkeit, teils aber auch aus reiner Bequemlichkeit manche Gelegenheit zur Erwerbung bedeutender Kunstwerke unbenutzt vorübergehen. Bode führt darüber in seinem Buche „Mein Leben“ bewegliche Klage. Unter den Beispielen, die er anführt, bezeichnet er als eins der schmerzlichsten den Verlust des nach seinem Urteil bedeutendsten Bildes von Giorgione, der sogenannten Familie von Giorgione. Sie entging dem Museum dadurch, daß Usedom die von Direktor Meyer ausgemachte Kaufsumme zu spät anwies. Geglückte Erwerbungen kamen oft nur dadurch zustande, daß Schöne, an den sich notgedrungen die Direktoren wandten, mit Umgehung von Usedom die von diesem oft monatelang verzögerte Sache in die Hand nahm und mit Hilfe des Ministers und des Protektors durchführte.

Wüßte man nicht, daß Schöne in dieser Zeit mit den Museen nur mittelbar zu tun hatte, so könnte man nach den zahlreichen an ihn gerichteten Briefen von Julius Meyer, Julius Friedländer, Bode, Lippmann, Sallet beinahe annehmen, er sei damals schon der verantwortliche Leiter der Museen gewesen. Die Briefe, die schon im Januar 1873, also zwei Monate nach Schönes Eintritt in das Ministerium und ein halbes Jahr nach Übernahme der Generalverwaltung der Museen durch Usedom einsetzen, sind voll von Mitteilungen über mögliche, geplante, gelungene und mißlungene Erwerbungen, über die Beschriftung der Kunstwerke, die Abfassung von Verzeichnissen, über Raum- und Umbaufragen, über Mängel in der Beaufsichtigung der Sammlungen und andere innere Angelegenheiten der Museen. Auch für das Ausfindigmachen von Kunstbesitz, der für die Museen in Betracht kommen könnte, und für das Ebnen der Wege, die zu seinem Erwerb führen konnten, wird gelegentlich Schönes Rat und Unterstützung erbeten. Die daneben immer wiederkehrenden Beschwerden und Bitten um Hilfe bei Unternehmungen, die durch die Umständlichkeit und Lässigkeit der Generalverwaltung gehemmt wurden, richten sich in den Briefen von Meyer und Bode schon vom Januar 1873 ab in erster Linie gegen den Grafen Usedom, in denen von Friedländer mehr gegen die „vis inertiae“ des Generalsekretärs Dielitz, der während des Interregnums von 1868—1872 über das Amt des Bürovorstehers hinausgewachsen war und sich auch noch unter Usedom bei dessen Bequemlichkeit und Passivität als Mitinhaber des Museumsregimentes fühlen durfte.

Wenn trotz aller Hemmungen, die von diesen beiden ausgingen, in den Jahren 1873—1879 bei den Museen viel erreicht und größerer Schaden verhütet wurde, so darf man Schöne unbedenklich das Hauptverdienst daran zuschreiben. Die Direktoren Meyer und Friedländer erkennen in ihren Briefen auch des öfteren das erfolgreiche Eintreten Schönes für ihre Sammlungen

dankbar an. So schreibt Meyer am 29. Januar 1873 von Italien aus, wo er sich mit Bode aufhielt, um Bilder zu kaufen: „Wir können Ihnen nicht dankbar genug sein, sowohl für uns als im Interesse der Sache, daß Sie diese“ — es handelte sich um die außerordentliche Bewilligung von 200 000 Talern für die Vermehrung der Sammlungen, insbesondere der Gemäldegalerie — „so wacker und eifrig vertreten, wozu zu unserer großen Freude und Beruhigung dies noch kommt, daß Sie der Galerie den Rest des Fonds von 1872 mit 50 000 Talern gesichert haben. Wir sagten es noch gestern, ein schöneres nachträgliches Weihnachtsgeschenk als Ihr Brief hätte uns nicht werden können.“ Aus derselben Zeit (Januar und Februar 1873) stammen fünf weitere, teils von Meyer, teils von Bode herrührende Briefe, in denen Schöne über schon getätigte und noch mögliche Erwerbungen unterrichtet, um Unterstützung gebeten oder dafür bedankt wird, in denen aber auch andere Museumsfragen, wie der geplante Umbau der Gemäldegalerie und die Errichtung eines Neubaus für die Sammlung der Gipsabgüsse erörtert werden. An diesen regen Briefwechsel mit Schöne scheint sich Bode nicht mehr erinnert zu haben, als er sein 1930 erschienenes Buch „Mein Leben“ verfaßte, wenn er darin sagt (I 65): „Nachdem wir gegen das Frühjahr (1873) aus Italien zurückgekehrt waren, fanden wir den Posten (d. i. den des Kunstreferenten im Ministerium) wieder besetzt, und zwar durch einen jungen Archäologen, den Hallenser Professor Richard Schöne.“ Wenn man das liest, ohne jene Briefe zu kennen, kommt es einem vor, als ob Schöne für Bode damals ein völlig unbeschriebenes Blatt gewesen sei. Ebenso wenig stimmt zu dem Vertrauen zu Schönes Person wie zu seinem Kunstverständnis, das aus jenen wie auch aus vielen späteren Briefen von Meyer und Bode spricht, wenn dieser (a. a. O. I 59) sagt: „Hätte Meyer im Generaldirektor oder im Referenten des Ministeriums einen kunstverständigen, energischen Vorgesetzten gehabt . . . leider traf gerade das Gegenteil zu.“ Da Meyer und Schöne ihre Ämter, der eine bei der Gemäldegalerie, der andere im Ministerium, fast gleichzeitig angetreten und bis zu Meyers Abgang im Jahre 1890 nebeneinander gewirkt haben, kann mit dem Kunstreferenten, dem es nach Bode an Kunstverständnis mangelte, nur Schöne gemeint sein. Dabei kann sich auch wieder nur auf Schöne beziehen, was man drei Seiten weiter (I 62) liest: „Wirkliche Unterstützung in unseren Plänen fanden wir (Bode und Meyer) in dieser schwierigen Zeit (1872/73) auch im Ministerium . . . den Ausschlag in unserer Sache gab sein (des Ministers Falk) Vortragender Rat für Kunst. Freilich, Eggers konnte nicht mehr mittun.“ Hiernach scheint sich Bode also doch an den von Italien aus zu Beginn des Jahres 1873 mit Schöne geführten Briefwechsel erinnert zu haben. Jedenfalls lehren diese Widersprüche, denen sich noch so manche andere aus Bodes „Mein Leben“ und „50 Jahre Museumsarbeit“ anreihen ließen, daß man seine Behauptungen und Urteile nicht unbesehen hinnehmen darf. Wer ihn persönlich gekannt hat, weiß, daß er auch im mündlichen Verkehr seine Aussprüche über die Verdienste oder Versäumnisse anderer nicht sorgfältig abzuwägen pflegte. So

wenig man geneigt sein wird, die großen Verdienste, die er sich um die Museen erworben hat, darum geringer einzuschätzen, so wenig darf man daher aber auch ungeprüft lassen, was er selbst darüber sagt oder, soweit andere dabei beteiligt waren, verschweigt oder leugnet.

Die Sammlungen Suermondt und Hulot

Von den Erwerbungen unter Usedoms Verwaltung war die bedeutendste die der Sammlung Suermondt. Die Gemäldegalerie wurde dadurch um eine Anzahl hervorragender Werke niederländischer, deutscher und spanischer Meister bereichert. Der Zuwachs war weder Usedom noch in erster Linie Bode und seinen Beziehungen zu verdanken, wie es nach „Mein Leben“ (I 91 ff. und 142) und „50 Jahre Museumsarbeit“ (16 ff.) den Anschein hat. Zunächst hat, wie ein Brief des Malers Ludwig Knaus an Schöne vom 3. Mai 1874 beweist, nicht Bode allein das Ministerium auf die zum Verkauf stehende Sammlung hingewiesen. Ferner hat nicht er, sondern wie er selbst bemerkt, der Galeriedirektor Meyer die schwierigen Kaufverhandlungen mit dem Besitzer der Sammlung durchgeführt; und schließlich ist auch die schwerste der mit der Erwerbung verbundenen Aufgaben, die Beschaffung der von Meyer als Kaufpreis vereinbarten Summe von einer Million Mark, nicht von Bode, sondern vom Ministerium gelöst worden. Daß es dabei den Widerstand des Finanzministers Camphausen, von dem Bode erzählt, zu überwinden galt, wird durch den genannten Brief von Knaus bestätigt. Aber ob das Verdienst an dem Nachgeben Camphausens allein dem Abgeordneten von Bennigsen, dem es Bode zuschreibt, anzurechnen ist, ist mehr als fraglich. Nach einem Briefe Normanns an Schöne vom 2. Mai 1874 hat an diesem Tag der Kronprinz sich bei dem Finanzminister dringend für die Sammlung verwandt. Am 9. Mai beantragte die Generalverwaltung der Museen die Erwerbung bei dem Minister, was am 11. in die Hände Schönes gelangte. Dieser entwarf sofort ein ausführlich begründetes Schreiben wegen der nötigen Mittel an den Finanzminister, das am 12. Mai abging. Am Eingang des Schreibens heißt es: „Eurer Exzellenz habe ich mir erlaubt, auf dem Wege einer Rücksprache der beiderseitigen Referenten eine Mitteilung davon zukommen zu lassen, daß vor einigen Wochen die bekannte Suermondtsche Gemälde-Sammlung, die gegenwärtig in Brüssel ausgestellt ist, den Kgl. Museen zum Ankauf angeboten worden sei, und daß es den Anschein gewonnen, als ob eine Realisierung des Ankaufes nur dann möglich sein werde, wenn es gelinge, die nötigen Mittel noch in der gegenwärtigen Sitzungsperiode von der Landesvertretung bewilligt zu erhalten.“

In den Vorverhandlungen also muß es Schöne bereits gelungen sein, die Zustimmung des Finanzministeriums zu erlangen; denn schon am 13. Mai erklärte sich der Finanzminister einverstanden. Zwei Tage darauf, am 15. Mai,

ging der Bericht mit dem Antrag auf Ermächtigung des Kultus- und des Finanzministers zur Einbringung des Gesetzentwurfes an den Kaiser nach Wiesbaden ab. Der beigefügte Erlaß kam von dort am 17. Mai zurück, und bereits am 21. war das Gesetz in beiden Häusern des Landtages, wo es Schöne zu vertreten hatte, angenommen. Eine solche Sache in so kurzer Zeit durch so viele Instanzen durchzubringen, war, zumal bei der Gewissenhaftigkeit und Rücksichtnahme auf alle Zuständigkeiten, mit der damals gearbeitet wurde, keine Kleinigkeit. Man darf den damit erzielten Erfolg schon als eine besondere Leistung der damaligen Verwaltung bezeichnen und ein großes Verdienst daran Schöne zuerkennen, der die Verhandlungen geführt und — abgesehen von einigen kurzen, vom Minister Falk selbst entworfenen Schreiben — alle übrigen verfaßt hat — nebenbei ohne Schreibmaschine und Schreibhilfe!

Eine andere sehr wertvolle Erwerbung war die der Sammlung Posony-Hulot, durch die das Berliner Kupferstichkabinett mit einem Male in die Reihe der an Dürerwerken reichsten Museen trat. Der Wiener Kunsthändler Posonyi hatte diese Sammlung, die einige vierzig Handzeichnungen Dürers, darunter solche von höchstem Rang, und die nahezu vollständigen Folgen seiner Holzschnitte und Kupferstiche in vorzüglichen, tadellos erhaltenen Abdrucken enthielt, zusammengebracht und im Jahre 1864 an A. Hulot, den Direktor der Münze in Paris, verkauft. Hier sah sie Lippmann, der sie von Wien her kannte, im Jahre 1877 wieder. Von einem Freunde auf die Möglichkeit des Erwerbes aufmerksam gemacht, sandte er an Usedom am 22. April ein Telegramm mit der dringenden Bitte um Ermächtigung zum Ankauf und Überweisung der dazu erforderlichen Mittel im Betrage von etwa 80 000 Mark. In einem Briefe legte er ausführlich die Gründe dar, die ihn zu seinem Antrage bestimmten und eine schleunige Entscheidung nötig machten.

Daß Usedom seine Bitte freundlich aufnehmen und rasch erfüllen würde, hatte Lippmann nicht zu erwarten, denn er war erst kurz vorher wider dessen Willen mit der Leitung des Kupferstichkabinetts betraut worden. Er schickte deshalb noch an demselben Tage den Entwurf des an jenen gerichteten Briefes an Schöne und bat ihn, alles aufzubieten, um die Durchführung der „herrlichsten Acquisition, die das Kabinett machen kann, zu ermöglichen“. Schöne erbat sofort vom Minister Falk die Zustimmung zum Ankauf. Da die dafür erforderlichen Mittel zur Verfügung standen, erklärte der Minister sich grundsätzlich einverstanden, machte aber seine Genehmigung davon abhängig, daß es Schöne gelinge, von Usedom eine den Ankauf billigende Äußerung zu erlangen. Schöne begab sich zu Usedom, der damals in der Neustädtischen Kirchstraße wohnte, traf ihn, wie er gerade ausgehen wollte, und wanderte mit ihm — so hat er es mir seinerzeit erzählt — ein und eine Viertel Stunde um den Häuserblock und erreichte schließlich von dem lange Widerstrebenden, daß er sagte, er wolle gegen den Ankauf nichts einwenden. Lippmann, hiervon benachrichtigt, hatte mit seinen Bemühungen bei Hulot Erfolg und konnte am 5. Mai die Sammlung übernehmen. Daß Hulot, wie Bode („Mein Leben“ I 159)

berichtet, die Bedingung gestellt habe, die Sammlung dürfe nicht nach Deutschland verkauft werden, und daß sie deshalb von einem französischen Händler in London pro forma übernommen und von da nach Berlin gesandt worden sei, wird durch die Briefe Lippmanns an Schöne nicht bestätigt. Danach hat vielmehr Lippmann selbst die Sammlung von Paris nach Berlin mitgenommen.

Die Sammlung der Gipsabgüsse

Eine der Aufgaben, die sich Usedom bei seiner Übernahme der Generalverwaltung der Museen gestellt hatte, war die Vermehrung der Gipssammlung. Sie ist aber weder durch ihn noch durch den zuständigen Abteilungsdirektor Boetticher entscheidend gefördert worden, sondern in erster Linie durch Schöne, dem als Archäologen die Beschaffung guter Abgüsse und Formen am Herzen lag. Der Anlaß, die Sache zu betreiben, war für ihn ein Schreiben des Reichskanzlers an den Kultusminister vom 1. Juni 1873. Das Schreiben bezog sich auf eines der belgischen Regierung, in dem diese mitteilte, daß auf der Pariser Weltausstellung 1867 in einer von den Direktoren des South Kensington Museums angeregten „Convention“ der Wunsch ausgesprochen sei, Ausschüsse für den Austausch von Kunstwerken und deren Nachbildungen zwischen den verschiedenen Ländern zu bilden. Dem Wunsche hätten sich die damals in Paris anwesenden Prinzen der regierenden Häuser, darunter der preußische Kronprinz, angeschlossen. In Belgien sei bereits eine solche Kommission gebildet, die gerne mit ähnlichen Ausschüssen in Verbindung treten möchte.

Schöne war sich darüber klar, daß man allein mit der Bildung von Ausschüssen dem Ziele nicht näher kommen könne. Er benutzte seine Teilnahme an dem Wiener Kunsthistorischen Kongreß 1873, um diese Frage, die auch in den Verhandlungen des Kongresses erörtert wurde, mit Eitelberger, dem sehr rührigen und erfahrenen Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, eingehend zu besprechen. Das Ergebnis faßte er in einer Denkschrift zusammen, die er am 9. November 1873 dem Minister vorlegte. Er äußerte sich zunächst über das Bedürfnis nach guten Abgüssen, besonders bei den Unterrichtsanstalten, und die Schwierigkeit ihrer Beschaffung. Aus Italien Abgüsse zu bekommen, sei wegen des von der dortigen Regierung erlassenen Verbotes des Abformens einheimischer Kunstdenkmäler zur Zeit überhaupt unmöglich. In Wien sei man zu dem Ergebnis gelangt, daß es erwünscht wäre, wenn zunächst Österreich und Preußen oder das Deutsche Reich innerhalb ihrer Grenzen Formen herstellen ließen und Abgüsse daraus miteinander austauschten, aber auch an andere Staaten abgäben. Ferner müßte die Aufhebung des italienischen Verbotes erstrebt werden, worüber er bereits in Wien mit dem Kaiserlichen Gesandten in Rom von Keudell gesprochen habe. Dieser sei

zu entsprechendem Vorgehen bei der italienischen Regierung zu ermächtigen. Auf diese Denkschrift hin wandte sich der Kultusminister an den Reichskanzler mit der Bitte um Einwirkung auf die italienische Regierung, die dann schon am 7. Dezember 1873 durch Kgl. Erlaß die Abformung in Italien wieder gestattete.

Auch die Anregung, Formen von in Preußen befindlichen Werken herstellen und Abgüsse daraus anfertigen zu lassen, fand bei dem Kultusminister und dem Minister für Handel und Gewerbe Anklang und führte zur Einsetzung eines Ausschusses, der Vorschläge über die Auswahl der abzuformenden Kunstwerke machen sollte. Der Ausschuß, der zunächst nur aus Schöne als Vorsitzendem, Boetticher und Bode bestand, schlug auch die Gründung einer größeren Gipsformerei im Anschluß an die bereits bestehende kleinere Formerei der Museen vor. Die zum Staatshaushaltsplan für das Jahr 1875 vom Kultusminister angemeldete Umwandlung der Gipsformerei in eine selbständige Staatsanstalt scheiterte am Widerspruch des Finanzministers. Dagegen gelang es, bei ihm für die Abformungsarbeiten in Italien die Einstellung von 120 000 Mark für 1875 zu erreichen. Nach Bewilligung dieser Summe durch den Landtag beauftragte der Minister Bode, die Verhandlungen wegen der Abformungen in Italien mit den Behörden an Ort und Stelle zu führen und alle notwendigen Anordnungen zu treffen. Zur Überwachung der Arbeiten empfahl Schöne im Einvernehmen mit Bode auf Vorschlag des Bildhauers Sußmann-Hellborn, eines bewährten Beraters der Museen, die Bildhauer Gebrüder Robert und Carl Cauer, die sich abwechselnd in Rom aufzuhalten pflegten, und den beim Archäologischen Institut tätigen Dr. Dressel, den nötigenfalls Dr. Mau vertreten sollte.

Bode nahm seine Tätigkeit im April 1875 auf. Während ihrer ganzen Dauer stand er, wie zahlreiche Briefe aus den Jahren 1875—1878 dartun, in enger Verbindung mit Schöne. Er hielt ihn über den Stand der Formungsarbeiten auf dem laufenden, richtete Fragen an ihn und erbat seine Zustimmung zu geplanten Maßnahmen. Angesichts dieser Briefe wundert man sich über seine Äußerung („Mein Leben“ I 98), daß die „Vielköpfigkeit“ der ihm beigegebenen „kleineren“ Kommission unnötige Scherereien und große Kosten gemacht und schließlich zu ihrer Auflösung geführt habe. Wenn der Ausschuß, der einschließlich Bodes aus drei Mitgliedern bestand und später, wie es scheint, nur noch durch Julius Lessing als Vertreter des Handelsministers erweitert wurde, im übrigen Bode nicht „beigegeben“, sondern übergeordnet war, tatsächlich unnötige Scherereien verursacht hätte, würde er sich darüber bei Schöne, den er wahrlich selbst in dessen Urlaubszeiten mit Beschwerden nicht verschonte, gewiß beklagt haben. In seinen Briefen findet sich aber nichts dergleichen. Kosten können durch den Ausschuß auch nicht entstanden sein, oder doch nur in geringem Maße, und aufgelöst wurde er sicher nicht wegen seiner Vielköpfigkeit, sondern weil die Mittel erschöpft waren. Bodes Briefe enthalten auch keine Klagen über Vorwürfe, die ihm wegen zeitweiligen Still-

standes der Arbeiten oder wegen mangelhafter Ausführung gemacht worden wären, wovon er (a. a. O. S. 152) spricht. Wenn er noch dazu sagt, daß die Brüder Cauer sich, abgesehen von ihrem Standquartier Rom, auf eine flüchtige, halbjährliche Revision, wenn sie von Rom nach Deutschland oder wieder zurückgingen, beschränkt und dafür an Gehalt und Diäten fast die Hälfte der ganzen für die Arbeiten in Italien bewilligten Summe verbraucht hätten, so steht das nicht nur im Widerspruch zu seinen Briefen, die keinerlei Beschwerde von Belang über die beiden Brüder enthalten, in denen er sogar noch Ende 1878 bescheinigt, daß sie sich noch nach Beendigung ihres Auftrages freiwillig der Formerei annähmen. Vielmehr ist der Vorwurf, daß sie die Hälfte der zur Verfügung stehenden Mittel für sich verbraucht hätten, eine immerhin erstaunliche Beschuldigung. Sie zu entkräften, dürfte schon der Hinweis darauf genügen, daß für die Formerei in Italien außer den für 1875 bereitgestellten 120 000 Mark noch 30 000 Mark für 1878, im ganzen also 150 000 Mark bewilligt worden waren; denn es ist nicht anzunehmen, daß die von Sußmann-Hellborn, wie Bode am 4. April 1875 an Schöne schrieb, als „durchaus ehrliche Charaktere“ empfohlenen Brüder in den dreieinhalb Jahren 75 000 Mark an Gehalt und Spesen bezogen hätten. Außerdem zeigen ihre eigenen Briefe an Schöne, daß sie es sowohl mit ihrer Aufgabe als auch mit der für sie als Künstler nicht ganz leichten Buchführung und Abrechnung genau genommen haben. Nachdem sie Ende 1879 die letzten Auszahlungen erledigt und damit ihre Tätigkeit für das Ministerium abgeschlossen hatten, bedankte sich Robert Cauer bei Schöne für das ihnen in so reichem Maße geschenkte Vertrauen, das sie nach besten Kräften zu rechtfertigen gesucht hätten. Sie seien dabei geleitet gewesen von dem Gedanken, dem Staate zu dienen und ohne alle Nebenrücksichten zu nützen.

Zahlreiche Aktenstücke, besonders aus den Jahren 1875 und 1876, beweisen im Verein mit den erwähnten Briefen, daß Schöne in dieser Zeit die Beschaffung guter Formen von italienischen Kunstwerken stark betrieben hat. Der Zuwachs, den die Gipsformerei der Museen dadurch und durch den allmählich in Gang kommenden Vertrieb von Ausgüssen erfuhr, machte eine Erweiterung ihrer Werkstatt- und Lagerräume immer dringender. Die Raumnot wurde noch gesteigert, als von 1877 ab die Abgüsse der in Olympia gefundenen Skulpturen, deren Originale vertragsgemäß in Griechenland verbleiben mußten, in Berlin einzutreffen begannen. Die Kosten ihrer Abformung waren aus den Ausgrabungsmitteln bestritten worden, in denen sie aber nicht vorgesehen waren. Besondere Gelder anzumelden, trug man im Reich Bedenken, da Bismarck ohnehin schon schwer zu bewegen war, Mittel für die olympischen Ausgrabungen in den Reichshaushaltsplan einzustellen. Diese Lage benutzte Schöne, um die Olympiaformen, über deren Verbleib und Ausnutzung sich der Bundesrat die Entscheidung vorbehalten hatte, für die Berliner Museen zu sichern. In Verhandlungen, wobei er sehr geschickt den preußischen Finanzminister gegen das Auswärtige Amt und dieses gegen jenen ausspielte,

erreichte er, daß der Finanzminister sich mit der Erstattung der verauslagten Mittel und der Übernahme der Kosten weiterer Formen auf den Haushalt der Museen einverstanden erklärte. Auch gelang es ihm, die Zustimmung des Finanzministeriums zu erhalten, daß in den Museumshaushalt ein besonderer Titel für die Beschaffung von Gipsformen und -abgüssen eingefügt wurde, was zugleich die Skulpturenabteilung von der bisher bedrückenden Einengung bei der Erwerbung von Originalen befreite. Der in dem neuen Titel vorgesehene Betrag konnte je nach Einnahmen der Formerei aus dem Vertrieb von Abgüssen laufend überschritten werden. Damit war auch der erste Schritt zur Verselbständigung der Formerei im Rahmen der Museen getan.

Um der Raumnot abzuhelpen, bemühte sich Schöne von 1875 ab zunächst um die Herrichtung von Räumen für die Formerei auf dem Grundstück des Kgl. Gießhauses in der Münzstraße, sodann um die Errichtung eines Erweiterungsbau es ebenda und im Zusammenhang damit um die Überwindung der dagegen vom Kriegsministerium und vom Magistrat, von diesem wegen der geplanten Kaiser Wilhelm-Straße, erhobenen Einwände. Alle zu diesem Zweck vom Kultusminister ausgegangenen Schreiben und Erlasse sind nicht, wie man erwarten sollte, von einem die äußeren Angelegenheiten der Museen bearbeitenden Verwaltungsbeamten, sondern von Schöne verfaßt.

Bei dem hohen Wert, dem man damals dem Studium nach Gipsabgüssen im wissenschaftlichen wie im künstlerischen Unterricht beilegte, ist es begreiflich, daß man sich auch um die Gewinnung eines Verfahrens zu ihrer Reinhaltung bemühte. In der Gipssammlung des Berliner Museums hatte deren Leiter Karl Boetticher die mit der Zeit verschmutzten Abgüsse mit einer Flüssigkeit überstreichen lassen, die, weil zu dick und ungleichmäßig aufgetragen, alle feineren Formen undeutlich machte oder zudeckte. Der Bonner Archäologe Reinhard Kekulé bezeichnete in der Zeitschrift „Im neuen Reich“ (2. Jahrg., 1872, 700) das Verfahren als unbegreiflich und schmerzlich für jeden Kenner von Werken antiker Kunst. Usedom nahm die Kritik sehr übel und berichtete an den Minister. Dieser verwies in einem Bescheid vom 17. Dezember 1872 darauf, daß auch von anderer Seite die vorgenommene Tränkung der Gipse als Antrich bemängelt worden sei, und verlangte eine Rechtfertigung des Verfahrens durch den Leiter der Sammlung. Anstatt diese Forderung einfach an Boetticher weiterzuleiten, bat Usedom den Minister, er möge ihm zunächst „die anderweitigen Personen“ bezeichnen, die sich über die „Tränkung“ tadelnd ausgesprochen hätten. Für Schöne war diese Antwort eine Probe der Ausweichtaktik, die ihm die Zusammenarbeit mit Usedom erschweren und verleiden sollte. Der Minister lehnte das Ansinnen mit der Begründung ab, daß er sich davon keinen Nutzen versprechen könne. Es verging dann beinahe ein halbes Jahr, bevor Usedom auf die Sache zurückkam. Mit Bericht vom 12. Juni 1873 legte er die Niederschrift einer Konferenz vor, an der unter seinem Vorsitz Schöne, Kekulé, der Chemiker Weber und die Bildhauer Albert Wolff und Wredow teilgenommen hatten. Das Ergebnis der von den drei Letzt-

genannten vorgenommenen Untersuchung der Gipse war dem Bericht beigelegt. Schöne und Kekulé hatten sich geweigert, das Protokoll, mit dem sie nicht einverstanden waren, zu unterzeichnen. Wredow hatte es unterschrieben mit dem Bemerkten, daß er den darin gezogenen Schlußfolgerungen nicht zustimmen könne. Obwohl also eine Einigung nicht erzielt war, richtete Usedom an den kronprinzlichen Protektor die Bitte, die weitere Anwendung des bisherigen Verfahrens zu gestatten. Zugleich beantragte er beim Ministerium eine Richtigstellung durch die Presse. Schöne war dadurch gezwungen, in einem ausführlichen Bericht an den Kronprinzen darzulegen, weshalb dem Antrag nicht stattgegeben werden könne. Der Bericht mündete in dem Vorschlag, einen größeren Ausschuß von Sachverständigen mit einer gründlichen Prüfung der für die Museen wie für die Unterrichtsanstalten gleich wichtigen Frage zu befassen.

Der Kronprinz stimmte zu, und die Kommission wurde gebildet, trotz des Widerstrebens Usedom, der mit einem Antrage auf Einholung der Willensmeinung des Kaisers über das geplante Vorgehen drohte. Sie trat unter dem Vorsitz des Direktors der Gewerbeakademie, Professor Reuleaux, am 21. April 1874 in Berlin zusammen. In ihren Beschlüssen, die Reuleaux am 28. April dem Minister vorlegte, erklärte sie die Tränkung von Gipsen für zulässig, nicht aber das Überziehen mit Farbe. Lasieren sollte nur bei alten, stark verschmutzten Abgüssen gestattet sein. Zur Gewinnung eines Reinigungsverfahrens, das die Abgüsse weder beschädigen noch ihren Farbton verändern dürfe, sowie zu der eines Verfahrens der Herstellung von Abgüssen, die die Vorteile von Gipsabgüssen besäßen, aber ohne vorhergegangene Behandlung reinigungsfähig wären, schlug der Ausschuß vor, Preise auszusetzen. Auf Grund dieser Beschlüsse untersagte der Minister der Generalverwaltung der Museen die weitere Anwendung des bisherigen Verfahrens und erließ am 16. Januar 1875 ein Preisausschreiben: 3000 Mark für ein zweckdienliches Reinigungsverfahren und 10 000 Mark für eine reinigungsfähige Abgußmasse. Unter den Lösungen der ersten Aufgabe wurden drei als völlig genügend befunden; aber bei den damit angestellten Versuchen erwies sich keine als in jeder Hinsicht brauchbar. Auch eine weitere, deren Erfinder alle Mängel, die jenen drei anhafteten, beseitigt zu haben glaubte, wurde bei näherer Prüfung zwar als Verbesserung, aber auch nicht als allein ausreichend anerkannt. Von den Lösungen der zweiten Aufgabe erhielt keine einen Preis. Das Preisausschreiben wurde deshalb im Jahre 1877 wiederholt. Unter den darauf eingesandten Lösungen befanden sich vier, die soweit geeignet erschienen, daß die Preisrichter Ende 1879 vorschlagen konnten, von den Bewerbern größere, nach ihrem Verfahren hergestellte Abgüsse zur Prüfung einzufordern.

Auf den weiteren Verlauf der Sache einzugehen, lohnt sich um so weniger, als noch etwa dreißig Jahre verflossen, ehe ein wirklich brauchbares Verfahren zur Reinigung von Gipsabgüssen entdeckt wurde, nämlich das mit Agar-Agar, das z. B. in der Gipssammlung der Universität Göttingen seit 1912 mit

tadellosen Ergebnissen angewandt wird. Aber gesagt werden muß noch, daß Bode („Mein Leben“ I 97) der großen Kommission von 1874 und der kleineren, die mit dem Preisausschreiben befaßt waren, Unrecht tut, wenn er sie als Beispiele dafür anführt, wie wenig häufig bei Ausschüssen über Kunstfragen allgemeiner Art herauskomme. Einmal handelte es sich bei der Reinigung der Gipsabgüsse überhaupt nicht um eine Kunstfrage, sondern um eine technische Angelegenheit, und zum anderen haben die Ausschüsse für die Lösung der Frage durchaus brauchbare Vorschläge gemacht.

Die Gipssammlung der Museen wurde, je mehr sie wuchs, zu einem Gegenstand der Sorge sowohl für die Museumsverwaltung wie für das Ministerium. Um ihren Raumbedarf zu befriedigen und zugleich für die Sammlung der Originale Möglichkeiten der Ausdehnung zu schaffen, plante Schöne die Errichtung eines großen Gipsmuseums. Er benutzte den Umstand, daß unter Befürwortung von Usedom ein Betrag von 30 000 Talern zur Errichtung einer „Gipsgalerie“, d. h. eines bescheidenen Anbaues an das Neue Museum, in den Staatshaushaltsplan für 1873 eingestellt worden war, um in einem für den Minister entworfenen Schreiben dem Kronprinzen in Form einer Bitte um Mitteilung seiner Absichten den Gedanken nahezulegen, daß die geplante Galerie nur als Vorstufe zu einem großen einheitlichen Gipsmuseum anzusehen sei und ihrer Erweiterung durch Anbauten je nach dem Bedarf der Sammlung keine Schranken gesetzt werden dürften. Der Kronprinz nahm den Gedanken auf. So konnte der Minister dem Finanzminister, von dem er mit Schreiben vom 23. Juni 1873 die Zustimmung zur Einstellung von 114 500 Talern an Stelle der für 1873 bewilligten 30 000 Taler in den Haushaltsplan von 1874 erbat, sagen, daß der Kronprinz die spätere Erweiterung des Anbaus zu einem einheitlichen Gipsmuseum wünsche.

Der Finanzminister antwortete mit starken Bedenken und verlangte zunächst einen genaueren Plan. Schöne entwarf darauf, ohne die Generalverwaltung noch einmal zu hören, von der er nach den mit Usedom bereits gemachten Erfahrungen weder eine zweckdienliche noch eine baldige Antwort erwartete, ein Schreiben, das nicht nur von seinem Weitblick zeugt, sondern auch beweist, daß er und nicht Usedom schon damals der eigentliche Sachwalter der Museen war. Auf zwölf eng beschriebenen Bogenspalten führte er aus, daß die Sammlung der Gipsabgüsse von vornherein bestimmt gewesen sei, einen Überblick über die gesamte Entwicklung der Plastik der antiken und neueren Zeit zu gewähren. Sie stehe schon jetzt durch ihre Reichhaltigkeit nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt einzigartig da. Völlig ausgebaut werde sie neben den Sammlungen der Originale eine eigene wichtige Bedeutung haben. Die Räume des Neuen Museums, in denen sie zur Zeit untergebracht sei, würden dringend für andere Zwecke gebraucht. Insbesondere bedürften das Antiquarium und das Münzkabinett der Befreiung aus schon lange unhaltbaren räumlichen Zuständen. Im Hinblick auf die auch sonst notwendige Erweiterung der Museen sei es für den Minister erwünscht zu

wissen, ob für die Folge an eine Verlegung des Packhofs (der damals noch den größten Teil der Museumsinsel einnahm) gedacht werde, damit dieses Gelände für die Museumspläne herangezogen werden könne, wie dies die Absicht des Königs Friedrich Wilhelms IV. gewesen sei.

Das Schreiben verfehlte nicht seine Wirkung. Der Finanzminister verstand es zwar falsch, wenn er meinte, daß der Kultusminister nicht auf die Hauptaufgabe des Museums, das Sammeln von Originalwerken, sondern vorzugsweise auf die Pflege und Vervollständigung der Gipssammlung entscheidenden Wert lege; er stellte aber seine Bedenken gegen den erweiterten Plan für die Gipsгалerie zurück und erkannte die Notwendigkeit der Überführung des Antiquariums und des Münzkabinetts in das Neue Museum an. Dagegen bemerkte er zur Frage nach der Verlegung des Packhofes, daß daran vorläufig nicht gedacht werden könne. Die Kaufleute der Stadt legten aus geschäftlichen Gründen größten Wert auf das Verbleiben des Packhofes an seiner bisherigen Stelle.

Danach bestand für eine spätere Erweiterung der Gipsгалerie zu einem selbständigen Museum zunächst wenig Aussicht. Der Plan wurde trotzdem weiter verfolgt, kam aber infolge Verschleppung durch Usedom so wenig von der Stelle, daß der Bau im Frühjahr 1875 noch nicht im Gange war; und auch in den zwei nächsten Jahren konnte er nicht beginnen, weil sich durch die Anlage der Stadtbahn, durch die Funde aus Olympia und die dadurch bedingten ausgedehnten Abformungsarbeiten sowie durch den Eintritt eines neuen Direktors der Skulpturenabteilung die Verhältnisse für die Gipssammlung so sehr änderten, daß ein neues Bauprogramm aufgestellt und dazu der neue Direktor gehört werden mußte. Obwohl dessen Bericht Ende 1877 vorlag, kam der Bau wieder nicht von der Stelle, diesmal allerdings aus einem an sich erwünschten Grunde. Wider Erwarten trat nämlich die Verlegung des Packhofes in Sicht und damit die Möglichkeit umfassenderer Pläne für die Bebauung der Museumsinsel. Wie es zu dieser für die Museen erfreulichen Wendung kam, hat mir Schöne seinerzeit erzählt. Danach hat Bismarck, um dem verschuldeten Grafen Hatzfeld, den er als Botschafter in London halten wollte, zu helfen, den Finanzminister Bitter bestimmt, dem Grafen das ihm gehörige Gelände am Lehrter Bahnhof abzukaufen, wo sich heute der Packhof befindet. Wie sich das auf die Baupläne für die Museen auswirkte, werden wir später sehen.

Umbau der Gemäldegalerie

So lange die Museumsinsel nicht vom Packhof befreit war, hatte unter dem Raummangel auch die Gemäldegalerie zu leiden, die ebenso dringend wie die Gipssammlung einer Erweiterung und Neuauftellung bedurfte. Ihre Not

war um so größer, als die Räume, die sie im oberen Stockwerk des Alten Museums innehatte, für ihre Zwecke an sich schon wenig geeignet waren. Deshalb hatte man auch schon vor dem Jahre 1872 an einen Umbau gedacht, der vor allem eine bessere Beleuchtung der Gemälde bewirken sollte. Nach dem Eintritt von Usedom und Schöne wurde der Gedanke wieder aufgenommen. Das Jahr 1873 verging mit der Aufstellung der Baupläne und Kostenanschläge. Eine Verzögerung trat dadurch ein, daß Usedom die ausgearbeiteten Entwürfe, anstatt sie sofort an den Galeriedirektor und die Technische Kommission zur Begutachtung weiterzugeben, mehrere Monate liegen ließ. Somit konnte die notwendige Verstärkung der für 1874 bewilligten Baumittel nicht mehr rechtzeitig für 1875 angemeldet werden. Während sich so der Baubeginn immer weiter hinauszog, entstanden im Kreise der Nächstbeteiligten so viele Meinungsverschiedenheiten und Gegenvorschläge, daß zeitweise der ganze Umbauplan gefährdet war.

Vor allem war es der Galeriedirektor Julius Meyer, der in zahlreichen Briefen an Schöne unausgesetzt Klagen und Wünsche vorbrachte, die ihren Hauptgrund darin hatten, daß er mit dem geplanten Umbau von vornherein nicht einverstanden war und statt seiner ein eigenes Gebäude für die Galerie wünschte. Für einen Neubau stand aber damals außerhalb der Museumsinsel kein für den Besuch der Galerie günstiger und ihrer Bedeutung entsprechender Platz zur Verfügung. Außerdem vertrat Schöne den Standpunkt und hatte dabei den Kronprinzen und den Minister auf seiner Seite, daß ein Neubau für die Galerie unbedingt in nächster Nähe der vorhandenen Museen, also auf der Insel errichtet werden mußte. Bis das aber durch Verlegung des Packhofs möglich wurde, bedurfte es von seiten Schönes einer Menge Geduld, Zähigkeit und Tatkraft, auch gegenüber Widerständen der Architekten, denen jedes Rühren an dem Werke Schinkels als ein Vergehen erschien. Daß der wertvolle Bestand dann besser als bisher zur Geltung kam, wird jeder bestätigen, der sich an die wohltuenden Eindrücke erinnert, die man beim Durchwandern der Galerie vor ihrer Verlegung in das Kaiser Friedrich-Museum empfing.

Die erfreuliche Wirkung des neuen Zustandes wurde auch in der Öffentlichkeit anerkannt. Soweit sie durch die Anordnung der Gemälde erzielt war, konnten Meyer und Bode sie sich als Verdienst anrechnen. Aber das neue Aussehen der Galerie war doch nur dadurch möglich geworden, daß Schöne die Schwierigkeiten überwand, die den Umbau bedrohten. Sein früherer Unterstaatssekretär Sydow schrieb ihm am 10. Dezember 1874 „zur glücklichen Vollendung des so überaus wohl gelungenen Umbaus, eines Werkes, das dauernd von dem Organisations-Talent, der Energie und Umsicht des Leiters der Museen Zeugnis geben wird“. Schöne hat an seinem Werk so sehr gehangen, daß er am liebsten die Gemäldegalerie dauernd im Alten Museum belassen hätte. Auch bedauerte er, als er schon im Ruhestand war, nicht rechtzeitig dafür gesorgt zu haben, daß die durch die Erbauung des Kaiser Friedrich-

Museums freigewordenen Räume weiterhin zur Aufhängung von Gemälden — er dachte dabei an die Ausdehnung der National-Galerie — benutzt würden. Für ihre Übergabe an das Antiquarium konnte sich selbst der Archäologe in ihm nicht erwärmen. Er sagte hierüber schon im Jahre 1874 in einem von ihm entworfenen Berichte des Ministers an den Kronprinzen, eine Unterbringung des Antiquariums und des Münzkabinetts im Obergeschoß des Alten Museums würde weder der Bedeutung eines der hervorragendsten Bauwerke von Schinkel noch seiner Lage entsprechen. Die beiden Sammlungen seien mehr für Gelehrte und Liebhaber als für die Gesamtheit der Gebildeten. Ob Schöne mit diesem Urteil trotz der demnächstigen gelungenen Aufstellung der antiken Kleinkunst im Alten und Neuen Museum nicht doch das Richtige getroffen hat?

Kunstgewerbemuseum, Kunstkammer und Völkerkundemuseum

Das Kunstgewerbemuseum, das ursprünglich den Namen „Deutsches Gewerbemuseum“ führte, verdankte seine Entstehung der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewonnenen Einsicht, daß man dem an technischer Minderwertigkeit und geschmacklosem Stilgemisch leidenden Kunstgewerbe gründlich aufhelfen müsse. Um es zu neuer Blüte zu bringen, empfahlen Führer dieser Bewegung wie Gottfried Semper, den Nachwuchs an Schöpfungen guter alter Handwerkskunst technisch und geschmacklich zu schulen. In London war schon 1852 als ein Teil des South Kensington-Museums eine Abteilung für ornamentale Kunst eingerichtet, und Handwerkerschulen waren mit ihr verbunden worden. Diesem Beispiele folgend, hatte Eitelberger in Wien die Begründung des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie durchgesetzt, das 1864 eröffnet und dem vier Jahre später eine Unterrichtsanstalt angegliedert wurde. In Berlin bildete sich um dieselbe Zeit ein Verein, der unter Anteilnahme des Kronprinzenpaares die Begründung eines eben solchen Museums betrieb. 1867 konnte das Deutsche Gewerbemuseum als eine vom Staat unterstützte und unter seiner unmittelbaren Aufsicht stehende Einrichtung mit Sammlungen, Bibliothek und Unterrichtsanstalt eröffnet werden. Im Laufe der folgenden Jahre wuchsen die Sammlungen durch Käufe, Überweisungen von Behörden, darunter eines großen Teils der 1875 aufgelösten Kunstkammer, durch Leihgaben und Geschenke rasch an. Den so stark vermehrten Beständen bereitete der Staat ein würdiges Unterkommen, indem er von 1877 bis 1881 durch Martin Gropius und Schmieden den stattlichen Bau in der Prinz Albrecht-Straße auf seine Kosten errichten ließ. 1885 übernahm er das Museum, das seit 1879 die Bezeichnung „Kunstgewerbemuseum“ führte, in eigenen Besitz und eigene Verwaltung und unterstellte es der Generalverwaltung der königlichen Museen.

An den das Kunstgewerbemuseum betreffenden Angelegenheiten und den staatlichen Maßnahmen zur Hebung des Kunstgewerbes war Schöne nur mittelbar beteiligt, da beides ursprünglich zum Amt des Ministeriums für Handel, Gewerbe und Öffentliche Arbeiten gehörte. Auch als im Jahre 1879 bei der Begründung eines besonderen „Ministeriums für Handel und Gewerbe“ das technische Unterrichtswesen und die Betreuung des Museums auf das Kultusministerium überging, wurden diese Angelegenheiten hier zunächst von dem aus dem Handelsministerium mitübernommenen Geheimrat Lüders weiterbearbeitet, bis dieser wieder ins Handelsministerium zurücktrat, als 1884 das Fortbildungsschulwesen, die gewerblichen und kunstgewerblichen Fach- und Zeichenschulen sowie die Verwaltung der Porzellanmanufaktur an das Handelsministerium zurückgingen. Beim Kultusministerium — nunmehr in Schönes allgemeinem Kunstreferat — verblieben damals das Kunstgewerbemuseum und die mit ihm verbundene Unterrichtsanstalt sowie die durch das Statut von 1882 von der Akademie der Künste losgelöste Kunstschule in Berlin sowie die in Breslau.

Schöne führte diese Regelung mit ihrem eigenartigen Hin und Her von einem Ministerium zum anderen auf den Staatssekretär des Inneren von Boetticher zurück, der für den Fall, daß er einmal bei Bismarck in Ungnade fallen sollte, sich im Handelsministerium einen Zufluchtsort habe zurechtmachen und ihm darum einen möglichst großen Umfang habe geben wollen. Er habe auch das Kunstgewerbemuseum hinüberzuziehen versucht; das habe aber der Kronprinz verhindert, indem er an den Reichskanzler, der damals auch Chef des Handelsministeriums war, schreiben ließ, er möchte vom Kunstgewerbemuseum absehen, worauf Bismarck geantwortet habe, ihm sei es gleichgültig, ob das Kunstgewerbemuseum beim Kultus- oder beim Handelsministerium sei. In diesem Zusammenhange erzählte Schöne weiter, Bismarck habe dem Minister v. Goßler, als der einmal bei ihm war, mit Stolz eine aus der Porzellanmanufaktur stammende Vase gezeigt, worauf Goßler gesagt habe, er freue sich, daß der Kanzler mit den Leistungen der Manufaktur zufrieden sei; ihm habe man sie immer als minderwertig hingestellt und behauptet, man müsse die Manufaktur, um sie wieder hochzubringen, dem Handelsministerium unterstellen. Bismarck habe darauf gefragt, ob das auf die Abgabe der Manufaktur an das Handelsministerium bezügliche Schriftstück seine Unterschrift trage, was Goßler verneinte. Schöne schloß daraus, daß Bismarck, den er doch so hoch verehrte, an allen diesen Dingen nicht wirklich interessiert gewesen sei.

Mittelbar war Schöne von Anfang an mit den Angelegenheiten des Kunstgewerbemuseums befaßt gewesen, so insbesondere bereits im Jahre 1874, nachdem der Kaiser durch Erlaß vom 30. Dezember 1873 genehmigt hatte, daß aus den Beständen der den Museumssammlungen eingegliederten „Kunstkammer“ die kunstgewerblichen Gegenstände mit Ausnahme der kleinen Altertümer dem Deutschen Gewerbemuseum überwiesen würden. Der für die Aussonderung der Gegenstände eingesetzte Ausschuß, zu dem auch ein Berliner Sammler,

22. Richard Schöne

23. Das Alte Museum am Lustgarten

24. Gustav Freytag

25. Theodor Fontane

26. Joseph Joachim

Assessor Robert Tornow, zugezogen war, konnte sich nicht einigen. Der Minister ersuchte deshalb die Generalverwaltung der Museen, Gutachten von Bode und der Technischen Kommission einzufordern und vorzulegen. Usedom fühlte sich durch diesen Auftrag, soweit er sich auf Bode bezog, in seiner Befugnis beeinträchtigt. Bode, so antwortete er auf den Erlaß, könne nicht über Tornow gesetzt werden und sei überhaupt nicht als besonders sachverständig anzusehen. Der Minister hielt dem Widerspruch gegenüber seine Anordnung aufrecht und bekam von Bode ein „ausgezeichnetes“ Gutachten, das den früheren Vorschlägen der Generalverwaltung widersprach, sich aber mit dem Urteil der technischen Kommission, dem Usedom jetzt beitrug, im wesentlichen deckte. Die endgültige Aufteilung der Kunstkammer, die wie die meisten fürstlichen Sammlungen dieser Art der inneren Einheit entbehrte, erfolgte im Jahre 1875 in der Weise, daß die kunstgewerblichen Gegenstände dem Kunstgewerbemuseum, die Bildwerke der christlichen Zeit der Skulpturenabteilung, die Andenken des königlichen Hauses dem Hohenzollernmuseum, die Modelle von Gebäuden der Bauakademie und die Waffen der Sammlung des Zeughauses überwiesen wurden. Die ethnologische Sammlung, eine seit 1856 selbständige Abteilung der Kunstkammer, verblieb zusammen mit der Abteilung für nordische Altertümer einstweilen noch im Neuen Museum, wo ihr außer den Räumen, die sie bereits innehatte, noch ein Teil der im Obergeschoß belegenen Räume der aufgelösten Kunstkammer zur vorübergehenden Benutzung überwiesen wurde.

Um diese noch nicht endgültig belegten Räume entspann sich bald ein zähes Ringen zwischen dem Direktor der ethnologischen Sammlung und den Direktoren des Antiquariums und des Münzkabinetts, die sich nicht damit abfinden wollten, daß ihre Sammlungen in den zum Teil feuchten Räumen des Kellergeschosses des Alten Museums verblieben, während das Kupferstichkabinett in der einen Hälfte der von der Kunstkammer bisher eingenommenen Räume ein schönes und ausreichendes Unterkommen fand. Von den dreien hatte Ernst Curtius, der Direktor des Antiquariums, dank seiner guten Beziehungen zum Kaiser und zum Kronprinzen die beste Kampfstellung. Bezeichnend dafür ist folgende Einzelheit. Auf einem Teeabend der Kaiserin Augusta beschwerte sich Curtius bei deren Gemahl, daß die Bleisachen des Antiquariums in der dort herrschenden Feuchtigkeit verdürben. Noch an demselben Abend schrieb der Kaiser an Usedom einen Brief, worin er verlangte, daß ihm bis zum nächsten Abend angezeigt werde, daß die Bleisachen in einem Raum untergebracht seien, in dem sie vor Schaden bewahrt blieben. So kam Curtius in den Besitz wenigstens eines der umstrittenen Räume. Julius Friedländer, der als Direktor des Münzkabinetts sich nicht nur durch die Feuchtigkeit und schlechte Belichtung seiner Räume, sondern auch dadurch beschwert fühlte, daß die Münzsammlung in zwei weit voneinander getrennten Räumen aufgestellt war, sah bald ein, daß er im besten Fall zweiter Sieger sein würde. Er suchte sich deshalb mit Curtius über eine Teilung der umstrittenen Räume zu verständigen, mußte sich aber

schließlich in die Entscheidung fügen, nach der das Antiquarium alle Räume erhielt. Das Münzkabinett blieb im Kellergeschoß des Alten Museums, konnte aber seinen gesamten Bestand in zusammenhängenden Räumen aufstellen. Außerdem wurden durch bauliche Maßnahmen die Räume in einen trockenen und auch sonst zweckdienlichen Zustand versetzt. Im Zuge dieser Maßnahmen kam es auch zu einer besseren Unterbringung der Generalverwaltung und der Museumsbibliothek. Alles dies geschah, als Usedom die Generalverwaltung schon nahezu aus der Hand gegeben hatte und Schöne zunächst über ihn hinweg und seit Ende 1878 als sein förmlich ernannter Stellvertreter in die Verwaltung eingriff.

Eine weitere Aufgabe war die Planung eines eigenen Gebäudes für die völkerkundliche Sammlung und die Abteilung für nordische Altertümer. Beide waren schon vor 1873 über die ihnen im Neuen Museum seit 1856 zur Verfügung stehenden Räume hinausgewachsen. Dessen ungeachtet drängte ihr rühriger Assistent und späterer Direktor Bastian unausgesetzt auf Erweiterung. Von ihm beeinflusst, richtete der Vorstand der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte eine Denkschrift an den Kronprinzen, in der er die Begründung eines Ostasiatischen Museums sowie die Erweiterung der bereits vorhandenen völkerkundlichen und anthropologischen Sammlungen anregte. Der Kronprinz übersandte eine Abschrift mit kurzer Befürwortung an den Minister Falk. Dieser berichtete ihm am 17. Juli 1873, daß es sich leider nicht habe ermöglichen lassen, für den nächsten Staatshaushaltsplan Mittel für eine entsprechende Gestaltung oder gar Neugründung der betreffenden Sammlungen zu beantragen, daß er sich aber mit dem Finanzminister wegen Bewilligung einer größeren Summe für Gelegenheitsankäufe, insbesondere der Sieboldtschen japanischen Sammlung, ins Benehmen gesetzt habe. Die Summe wurde dann auch für 1874 bereitgestellt.

Außerdem richtete der Minister an den Kaiser die Bitte um Mitteilung seiner Absichten zu der Frage, ob die völkerkundliche Sammlung nicht aus den Räumen der Museen herauszunehmen und in Verbindung mit einem Ostasiatischen Museum zu einer selbständigen Sammlung mit einem eigenen Gebäude auszubilden sei. Auf den Bericht erhielt der Minister ein Schreiben, in dem der Kaiser ihn wissen ließ, daß er von den Plänen, die auf Erweiterung der völkerkundlichen und anthropologischen Sammlungen, ihre Unterstellung unter einen eigenen Leiter und die Errichtung eines Gebäudes für ihre Zwecke abzielten, mit Befriedigung Kenntnis genommen habe und über den Fortgang der Angelegenheit laufend unterrichtet zu werden wünsche. Bei dem Neubau müsse auf lang hinreichenden Raum Bedacht genommen werden. Förmlich genehmigt wurde die Gründung des neuen Museums durch kaiserlichen Erlaß vom 12. Dezember 1873. Damit schien ein rascher Fortgang der Sache gesichert. Statt dessen tauchte eine Schwierigkeit nach der anderen auf.

Zunächst galt es, für das Museum einen geeigneten Bauplatz zu finden. Dem ersten Vorschlag, der sich auf das Grundstück des Lagerhauses in der Kloster-

straße bezog, stimmte der Finanzminister nicht zu. Alsdann kam der frühere Holzplatz der Porzellanmanufaktur in der Möckernstraße in Frage. Der Finanzminister hatte nichts dagegen, war aber nicht für Einstellung einer ersten Baurate von 100 000 Mark in den Haushaltsplan für 1876 zu gewinnen, sondern nur für die Bewilligung von 5000 Mark für die Ausarbeitung eines Bauplans. Nach mancherlei Hin und Her, das sich in zahlreichen Schreiben an die beteiligten Minister und Erlassen an die Generalverwaltung der Museen und die Ministerialbaukommission widerspiegelt, war die Sache soweit gediehen, daß eine erste Baurate für 1877 bereitgestellt werden konnte. Nun tauchte aber wieder die Platzfrage auf. Der Finanzminister machte im Sommer 1877 auf den Platz an der Ecke der Königgrätzer, spätere Saarland-, heutige Stresemannstraße aufmerksam. Der Platz werde für einen Neubau der Gewerbeakademie nicht mehr gebraucht, da diese mit der Bauakademie in der geplanten Technischen Hochschule vereinigt werden solle. Der Hinweis auf die gut gelegene Baustelle war dem Kultusminister sehr willkommen. Auch der Handels- und Arbeitsminister hielt sie für geeignet, glaubte aber darauf hinweisen zu müssen, daß der Kronprinz Gewicht auf diesen Platz lege, den er für eine etwaige Erweiterung des Gewerbemuseums, insbesondere für den Bau einer damit zu verbindenden Unterrichtsanstalt freigehalten wissen wolle. Mit Mühe nur gelang es, den Kronprinzen von diesem Gedanken abzubringen. Den Ausschlag gab der geschickt ins Feld geführte Grund, daß der Platz bei dem Mangel an staatlichen Grundstücken nicht lange unbenutzt bleiben könne, und daß dann möglicherweise das Gewerbemuseum einen völlig fremdartigen Bau als Nachbarn erhielte, während das völkerkundliche und das Gewerbemuseum sich in mancher Hinsicht berührten und ergänzten. Bei unerwartet starker Vermehrung beider Sammlungen könnte unter Umständen eine Überweisung beider Gebäude an eine von ihnen erfolgen und für die andere ein Neubau an einer anderen Stelle errichtet werden. Der Kronprinz erkannte die Gefahr eines fremdartigen Belangen dienenden Nachbarhauses an, stimmte mit Bedauern zu, machte aber zur Bedingung, daß das an der gegenüber liegenden Ecke befindliche Grundstück unbedingt für das Gewerbemuseum freigehalten werde. Auch der Kaiser erklärte sich mit dem Bauplatz einverstanden. So schien aufs neue die Bahn frei.

Inzwischen aber war die Staatsanleihe, aus deren Ertrag die erste Baurate entnommen werden sollte, zurückgezogen, so daß für 1878 erneut eine erste Baurate angemeldet werden mußte. Außerdem mußte sich das Kultusministerium, dem der vom Museumsbaumeister entworfene Plan für den jetzt an hervorragender Stelle beabsichtigten Bau nicht geeignet erschien, noch des Einverständnisses des Arbeitsministers mit der Übertragung des Baues an den Baurat Ende vergewissern und dieser wieder sich der Billigung seines Entwurfs durch den Direktor Bastian, den in dieser Sache sehr maßgebenden Abgeordneten Virchow und den Kronprinzen versichern. Als dann, noch ehe der Bau begonnen war, der Kultusminister die Bereitstellung einer zweiten Baurate für 1880 beantragte, stimmte der Finanzminister dem vergrößerten Entwurf zu, dessen

Ausführung statt 1 800 000 jetzt 1 995 000 Mark kosten sollte, wünschte aber den Baubeginn hinausgeschoben, bis das Flüssigwerden der noch erforderlichen Mittel in sicherer Aussicht stehe. Der inzwischen an Falks Stelle getretene Minister v. Puttkamer lehnte dieses Ansinnen entschieden ab. Da der Finanzminister auf seinem Standpunkt beharrte, ließ Schöne einen Schriftsatz über den ganzen Verlauf der Bauangelegenheit seit 1872 dem Minister vorlegen, damit er unterrichtet sei, falls die Sache im Abgeordnetenhaus zur Sprache käme. Der Vorlage fügte er hinzu, daß die Zustimmung des Finanzministers zur Einstellung der ersten Baurate und ihre Bewilligung durch den Landtag die Bereitstellung der folgenden Raten einschloße. Der Vorschlag des Finanzministers bedeute die Zurückziehung einer dem Vorgänger des Ministers gemachten Zusage. Ein weiterer Aufschub des Baubeginns sei unmöglich, da der Baurat Ende bereits die nötigen Hilfskräfte eingestellt habe. Der Kultusminister erklärte darauf im Haushaltsausschuß des Abgeordnetenhauses am 29. November 1879 auf eine Anfrage von Virchow, daß für 1880 keine weiteren Baumittel angemeldet seien, weil die bereits bewilligte erste Rate bei Inangriffnahme des Baus im nächsten Jahre ausreiche. Darüber sehr entrüstet, verlangte der Finanzminister, der Kultusminister solle, falls die Sache in der Sitzung des Abgeordnetenhauses berührt würde, eine Erklärung abgeben, die der Finanzverwaltung freie Hand lasse; andernfalls werde er die Sache vor das Staatsministerium bringen. Der Kultusminister antwortete, ohne auf die Zuständigkeitsfrage einzugehen, mit dem Antrag auf Einreichung einer weiteren Baurate in den Haushaltsplan für 1881. Wieder beharrte der Finanzminister auf seinem Widerspruch, stimmte aber im August 1880 dem Baubeginn unter der Voraussetzung zu, daß die für 1881 beantragte zweite Baurate zurückgezogen werde, was dann auch geschah. So war denn Schöne, der mittlerweile Generaldirektor der Museen geworden war, dank der Tatkraft, mit der er seinen Minister im Festhalten an dem Baubeginn bestärkt hatte, der Sorge, die ihn nahezu acht Jahre belastet hatte, endlich enthoben.

Vorweggenommen sei in diesem Zusammenhange, daß der Bau für das Völkerkundemuseum alsdann ohne Hemmungen fortschritt und 1885 soweit fertiggestellt war, daß der Auszug der völkerkundlichen und vorgeschichtlichen Sammlungen aus dem Neuen Museum und der Schliemann-Sammlung aus dem Kunstgewerbemuseum beginnen konnte. Die feierliche Eröffnung des neuen Museums durch den Kronprinzen fand am 18. Dezember 1886 statt. Die Anerkennung der Verdienste, die sich Schöne um den mit so viel Mühe zuwege gebrachten Bau und um das Völkerkundemuseum überhaupt erworben hatte, fand Ausdruck in seiner Beförderung zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat.

Personalia: Bode, Lippmann, Conze

Obwohl nicht Verwaltungsbeamter von Beruf, hat Schöne die Um- und Neubauten für die Kunstlehranstalten und die Museen eingeleitet und betrieben. Lockender aber und auch wichtiger erschien es ihm, durch neue Menschen neues Leben in die ihm anvertrauten Zweige der Kunstverwaltung zu bringen. Für die Museen wurde ihm dieses Bemühen durch Usedom's eigensinniges Festhalten an Fehlurteilen sehr erschwert. In einem Falle allerdings hat sich die Wahl eines von Usedom berufenen Mitarbeiters so hervorragend bewährt, daß man ihm ihretwegen viele von seinen Fehlern und die Entwicklung hemmenden Unterlassungen verzeihen kann. Gemeint ist die Wahl von Bode, den Usedom auf Empfehlung des Kunstreferenten Eggers und des Direktors des Kupferstichkabinetts Hotho in den Dienst der Museen stellte. Aber auch in diesem Fall ist die Hauptsache, nämlich Bodes Verbleiben bei den Museen, nicht Usedom's, sondern Schönes Verdienst. Wäre es nach jenem gegangen, hätten die Museen Bode im Jahre 1878 sicher verloren.

Bodes Stellung bei den Museen war von vornherein nicht klar geregelt. Obwohl er nach der Absicht von Eggers vor allem für die Gemäldegalerie gewonnen werden sollte, war ihm, weil es hier an einer Stelle fehlte, die freie Assistentenstelle bei der Sammlung der Bildwerke und Gipsabgüsse übertragen worden mit dem Auftrage, zugleich bei der Gemäldegalerie tätig zu sein. Der Direktor der Skulpturensammlung, Karl Boetticher, war dazu vorher nicht gehört worden und betrachtete deshalb Bode als nicht zu seiner Abteilung gehörig. Unter den Schwierigkeiten, die sich aus dieser unklaren Stellung ergaben, hat Bode zeitweise sehr gelitten. Als nach dem Ausscheiden von Boetticher Conze die Leitung der Sammlung übernahm, beantragte er schon bald nach seinem Amtsantritt gemeinsam mit Julius Meyer, Bode als Assistenten der Gemäldegalerie anzustellen und ihn mit möglichster Selbständigkeit bei der Abteilung der Skulpturengalerie sich betätigen zu lassen.

Dieser Antrag wäre auch ohne weiteres genehmigt worden, wenn nicht Usedom wieder Schwierigkeiten gemacht hätte. Befragt, ob er Bedenken gegen den Antrag hätte, stellte er am 7. August 1878 seinen Bericht in Aussicht und entschuldigte dessen lange Verzögerung mit dem massenhaften Material, das sich mit Bezug auf Bode in den Museumsakten gehäuft habe, und anderen Rücksichten. Dem energischen Befehl des Ministers, nunmehr sofort zu berichten, kam er am 12. September nach. Diesmal entschuldigte er sich mit dem Widerwillen, auf das dienstliche Verhalten von Bode, seine Streitereien und Angebereien einzugehen. In der Beurteilung der Fähigkeiten Bodes habe er sich nicht geirrt, aber dessen dienstlicher Charakter habe ihn enttäuscht. Schon bald nach seinem Eintritt bei den Museen seien Äußerungen von ihm bekannt geworden, die er, Usedom, nicht habe glauben mögen, weil sie ihm ans Krankhafte zu streifen schienen. Er habe sich dadurch höchst widerwärtig berührt gefühlt und

übergehe sie auch jetzt. Der Bericht führt dann eine Reihe von Fällen an, die Usedom als Beweise für Bodes Selbstüberschätzung und Eigenmächtigkeit ansah. Er erwähnt dabei, daß einem Bekannten von ihm gegenüber Bode maßlos über ihn geschimpft und behauptet habe, er hätte ums Haar den Ankauf der Suermondt-Sammlung verhindert. Er habe darüber nicht berichtet, weil er es unter seiner Würde gehalten habe. Für die Vorschläge von Conze und Meyer könne er die Verantwortlichkeit nicht übernehmen.

Vergleicht man den Inhalt des Berichtes mit dem, was die Akten des Ministeriums, die an Schöne gerichteten Briefe Bodes und dessen Lebenserinnerungen über die von Usedom angeführten Fälle enthalten, so ist man eher geneigt, auf die Seite Bodes zu treten; denkt man aber an die Charakterisierung Usedoms durch Gustav Freytag, so möchte man annehmen, daß der als gut und edelgeformt geschilderte Mann triftige Gründe gehabt haben müsse, um sich über Bodes Verhalten ihm und anderen gegenüber zu beklagen. Der Minister ging auf mündlichen Vortrag von Schöne hin in dem von diesem verfaßten Erlaß an die Generalverwaltung vom 21. Oktober 1878 auf die von Usedom vorgetragenen Fälle nicht ein; sie seien dem Minister bereits bekannt und stünden mit der Frage der Regelung der Assistentenverhältnisse bei der Gemäldegalerie und Skulpturensammlung in keinem Zusammenhang. Da kein anderer Antrag gestellt sei, nehme der Minister an, daß die Generalverwaltung an ihrem früheren Antrag festhalte. Bode sei also in die Gemäldegalerie zu versetzen. Er billige den Antrag Conzes, der die Sachkunde von Bode für die christlichen Bildwerke zu erhalten wünsche. Bode seien die Geschäfte dieser Abteilung zur selbständigen Wahrnehmung zu übertragen und ihm als Vergütung die Hälfte des Gehalts der Assistentenstelle bei der Skulpturengalerie zu gewähren. Das Verbleiben Bodes bei den Museen war durch diesen Erlaß gesichert und seine Stellung geklärt, was er auch Schöne gegenüber mit Schreiben vom 2. November 1878 herzlich dankbar anerkannte. Kurz darauf wurde auch seine Teilnahme an den Direktorenkonferenzen geregelt, und bei der Jubelfeier der Museen im Jahre 1880 erhielt er die Amtsbezeichnung „Direktor“.

Von den Abteilungsdirektoren der Museen starb Hotho, der Direktor des Kupferstichkabinetts, im Dezember 1873. Es war schwer, für ihn einen Nachfolger zu finden. Neben anderen Persönlichkeiten, die sich bei näherer Prüfung nicht als geeignet erwiesen, oder nicht zu gewinnen waren, kam Hermann Weiß in Frage, der Verfasser der „Kostümkunde“, der damals Assistent am Kabinett war. Usedom war für ihn, wie überhaupt für die Schwächlinge seiner Verwaltung, die sich zu ihm hielten. Weiß war auch von anderer Seite dem Minister Falk empfohlen. Dieser, der selbst ohne persönliche Teilnahme für die Dinge, aber überzeugt von ihrer Wichtigkeit war, wünschte im Jahre 1875 ein Gutachten über die zweijährige einstweilige Leitung des Kabinetts durch Weiß zu erhalten. Schöne wandte sich an Beckerath, den bekannten Sammler von Handzeichnungen, und erhielt von ihm ein Gutachten, das für Weiß vernichtend, aber im Ton zu scharf und zu grob war. Weiß hatte danach viele Fehler bei den

Ankäufen gemacht, Blätter weggegeben, die keine Doppelstücke waren, und Arbeiten nicht geleistet, deren er sich rühmte. Noch ehe Beckerath sein Gutachten erstattete, übersandte Bode den Entwurf einer Denkschrift über die Zustände im Kupferstichkabinett an Schöne mit der Bitte um Durchsicht. Der 28 Briefseiten umfassende Entwurf ist so voller abfälliger Kritik, daß das Urteil Beckeraths über die Tätigkeit von Weiß nicht gut vernichtender gewesen sein kann. Obgleich also dessen Gutachten Vertrauen verdiente, machte sein scharfer Ton den Minister mißtrauisch. Dadurch veranlaßt, sandte während Schönes Urlaub der damalige Ministerialdirektor Greiff, der als solcher nach Schönes Urteil ein arger Mißgriff von Falk war, das Gutachten an Weiß zur Äußerung. Schöne fand dessen Antwort bei seiner Rückkehr vor, beschwerte sich bei Falk über Greiff und erklärte, daß er sein Amt niederlegen müsse, wenn Weiß jetzt Direktor würde. Falk erkannte Schönes Beschwerde als berechtigt an und beauftragte ihn, eine andere Kraft zu suchen.

Schöne faßte jetzt Friedrich Lippmann ins Auge, den er 1873 beim kunsthistorischen Kongreß in Wien kennengelernt hatte. Er war ein wohlhabender junger Mann, war weit gereist, hatte viel gesehen, besaß einen guten Blick und wurde von Julius Meyer und Bode geschätzt. In Paris und London hatte er häufig in Sammlerkreisen verkehrt und war mit allen Kunsthändlern, ihren Umgangsformen, Gewohnheiten und Witzen vertraut. Dadurch hat er später den Museen außerordentlich genützt, auch Bode wurde durch ihn in diese Kreise gebracht. Für Schöne fiel noch besonders ins Gewicht, daß Lippmann mit den graphischen Verfahren vertraut war, da er sie selbst mit Geschick ausübte. In Wien lebte Lippmann als Privatmann, war aber am Österreichischen Museum für Kunst und Industrie beschäftigt, verstand sich jedoch nicht mit dessen Direktor Eitelberger und war deshalb geneigt, Wien zu verlassen. Seine Berufung nach Berlin durchzusetzen, war für Schöne nicht leicht. Der Bruder Lippmanns hatte, wie Bode (Mein Leben I 143 f.) erzählt, durch die in Wien nach der Weltausstellung von 1873 ausgebrochene Krise den größten Teil seines Vermögens verloren und war dadurch gezwungen gewesen, seine wertvolle Bildersammlung zu verkaufen. Friedrich Lippmann war ihm dabei, wie auch schon beim Zustandebringen der Sammlung, behilflich gewesen und dadurch in den Ruf geraten, sich auf Kosten seines Bruders bereichert zu haben. Bode konnte diesen Vorwurf entkräften auf Grund eines Briefes des von ihm befragten Wiener Kupferstechers William Unger vom 15. August 1876, der sich bei den Briefen Bodes an Schöne befindet.

Lippmann hatte seine kunstgeschichtlichen Studien nicht mit der Promotion zum Doktor abgeschlossen. Aber es war von vornherein klar, daß dieser Mangel wegen der sonstigen Schwierigkeiten, die der Berufung entgegenstanden, mehr als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, ins Gewicht fiel, ja die Berufung unmöglich gemacht hätte. Bode versäumt nicht, Schöne als Pedanten erscheinen zu lassen, da er sagt, die von Lippmann verlangte Prüfung sei „für das Herz eines Philologen wie Schöne“ unerläßlich gewesen. Nachdem er den Doktor-

grad erworben hatte und auch die übrigen Hemmnisse bis auf das hartnäckige Widerstreben Usedom überwunden waren, wurde über dessen Kopf hinweg Lippmann zunächst (1876) mit Vorbehalt und 1878 endgültig mit der Leitung des Kupferstichkabinetts betraut. Die auf ihn gesetzten Hoffnungen haben sich glänzend erfüllt. Er hat das vorher rückständige Kabinett zu einem der bedeutendsten der Welt gemacht.

Die Berufung von Alexander Conze zum Direktor der Sammlung der Skulpturen und Gipsabgüsse war einfacher. Es kam für die Stellung kein anderer Fachmann in Betracht. Trotzdem brachte es auch in diesem Falle Usedom fertig, Umstände zu machen. Usedom's Neigung, sich gerade für die minder tüchtigen Sammlungsleiter einzusetzen, hatte ihn auch wiederholt veranlaßt, Boetticher gegen berechnete Angriffe, wie den wegen des Anstreichens der Gipsabgüsse, in Schutz zu nehmen. Als Boetticher sich schließlich gezwungen sah, seinen Abschied zu nehmen, und der Minister an die Generalverwaltung die Frage richtete, ob gegen die Berufung von Conze Bedenken bestünden, antwortete Usedom, er nehme an, daß Curtius die Leitung der Skulpturensammlung an Stelle der des Antiquariums zu übernehmen wünsche, und bat um Bescheid, ob Curtius sich um die Stelle beworben habe oder ob sie ihm vom Minister angeboten worden sei. Er fügte noch hinzu, daß Conze ein entschiedener Gegner der von Boetticher bewirkten Ordnung der nachphidiasischen Skulpturen und Abgüsse nach Götterkreisen sei und statt ihrer die kunstgeschichtliche Anordnung verlange, während Curtius die gegenwärtige Aufstellung für die einzig mögliche halte. Als dieser Bericht durch die Hände des Kronprinzen ging, bemerkte dieser dazu, daß ihm von einem Wunsche des Professors Curtius, die Boettichersche Stelle einzunehmen, nichts bekannt sei, und daß für ihn kein Grund vorliege, von seiner Billigung der Berufung Conzes zurückzutreten.

Obwohl Schöne sich durch diese ihm von Normann mitgeteilte Äußerung des Kronprinzen gedeckt fühlen konnte, hielt er es wegen der Beliebtheit, deren Usedom und Curtius sich bei dem alten Kaiser erfreuten, doch für ratsam, in dem Bericht, durch den der Minister die Genehmigung der Berufung von Conze erbat, auf die Bedenken von Usedom einzugehen und zu betonen, daß Curtius sich selbst für Conze ausgesprochen habe und als Universitätsprofessor und Sekretär der Akademie der Wissenschaften viel zu beschäftigt sei, um den starken Anforderungen genügen zu können, die das ständige Anwachsen einer Sammlung an deren Leiter stelle. Die Vorsicht erwies sich als berechtigt, denn der Kaiser sprach bei Vollziehung des Berufungserlasses den Wunsch aus, es möge Curtius von dem Erlasse vor dessen Ausführung in Kenntnis gesetzt werden. Der Befehl, der in diesem Wunsche lag, konnte, wie der Minister an den Kronprinzen berichtete, nicht ausgeführt werden, da Curtius damals nicht in Berlin war und die Mitteilung der Berufung an Conze nicht länger hinausgeschoben werden konnte. Es war auch vorauszusehen, daß die nachträgliche Mitteilung an Curtius keine Schwierigkeiten zur Folge haben würde.

Pergamon

Schöne stand Conze, der sein Vorgänger in Halle gewesen war, fachlich und menschlich so nahe, daß er wohl auch ohne Bodes Hilfe (Mein Leben I 145) imstande gewesen wäre, ihn für Berlin zu gewinnen. Ihn vorzuschlagen bestimmte ihn außer Conzes wissenschaftlichem Ansehen und seinem in Wien bewährten Verwaltungsgeschick die glückliche Durchführung der beiden österreichischen Expeditionen nach Samothrake, mit denen Conze, wie Franz Winter in seinem Nachruf (Bonner Jahrbücher 1914, 75 ff.) mit Recht sagt, das erste Beispiel einer im eigentlichen Sinne wissenschaftlichen Grabung aufgestellt hatte. Es ist sehr wohl möglich, daß Schöne, als er gerade auf diese Leistung Conzes hinwies, ihn schon als die für die Erforschung von Pergamon geeignete Kraft ins Auge gefaßt hatte. Von dort hatte im Jahre 1873 der Ingenieur Karl Humann in zwei verschiedenen Sendungen drei Bruchstücke großer Hochreliefs, die sich später als Teile des Gigantenfrieses des großen Zeusaltars erwiesen, an das Berliner Museum gesandt, ohne dafür von Usedom oder Boetticher einen Dank, ja nicht einmal eine Empfangsanzeige erhalten zu haben. Schöne stellte fest, daß die Stücke in dem 1875 erschienenen gedruckten Bericht über die Erwerbungen der Museen seit dem Jahre 1872 als Geschenk des Konsuls Stannius in Smyrna verzeichnet waren, daß es aber einen Konsul Stannius in Smyrna nie gegeben hatte, daß vielmehr der Kanzler des Konsulats, der, wie sich später herausstellte, die Anzeige von der vom Konsulat bewirkten Absendung unterschrieben hatte, Stannius hieß. Aber auch dem falschen Konsul war nicht gedankt worden. Die Generalverwaltung, vom Minister zur Rechtfertigung aufgefordert, gab in einem von Dielitz verfaßten Bericht ihren Irrtum zu und entschuldigte in einem weiteren Berichte ihre vom Minister gerügte Versäumnis damit, daß Humann nur mit Curtius korrespondiert habe, der 1871 mit anderen bei ihm in Pergamon gewesen war, und daß dieser ihm sicherlich den Empfang des Reliefs angezeigt und dafür gedankt habe. Die Berichte, von denen der zweite erstattet wurde, ohne daß man es für der Mühe wert gehalten hatte, bei Curtius anzufragen, ob er tatsächlich Humann gedankt habe, werfen ein so bezeichnendes Licht auf die unter dem Regiment Usedom-Dielitz bei den Museen herrschenden Zustände, daß es sich schon deshalb verlohnte, darauf einzugehen. Bemerkenswerter aber ist noch, was darin über die Kunstwerke selbst gesagt ist. Es heißt da: „Sie fanden anfänglich, namentlich so lange die zuerst angekommenen Bruchstücke vorlagen, sehr wenig Beachtung und lagerten, als zur Aufstellung anscheinend kaum geeignet, lange Zeit im Magazin. Erst später, nach Eingang der zweiten Sendung und genauer Untersuchung, wurden sie behufs der Zusammenfügung zu zwei größeren Fragmenten und zur Restauration einiger Beschädigungen dem Bildhauer Wolff übergeben, in dessen Werkstätte sie sich mehrere Monate befanden.“

Conze, der sein Amt Ende September 1877 antrat, nahm sich der Aufgabe, die den Museen durch das Geschenk von Humann erwachsen, aber so lange ver-

schleppt worden war, alsbald tatkräftig an. Auf Grund eines sofort eingeleiteten Briefwechsels mit Humann richtete er am 3. Mai 1878 an den Kultusminister den Antrag, bei der türkischen Regierung die Erlaubnis zu Grabungen auf der Akropolis von Pergamon zu erwirken und 3000 Mark zur Feststellung des ursprünglichen Standorts und zur Vermehrung der Fundstücke zu bewilligen. Schon am 9. Mai ging ein von Schöne entworfenes Schreiben an den Reichskanzler ab mit dem Ersuchen, die Ausgrabungserlaubnis zu erwirken und Humann 3000 Mark durch den Konsul in Smyrna anweisen zu lassen. Gegen Mitte September teilte das Auswärtige Amt mit, daß der die Ausgrabungen genehmigende türkische Ferman an Humann ausgehändigt sei. Daraufhin berichtete der Minister an den Kronprinzen als damaligen Stellvertreter des Kaisers am 8. Oktober 1878 über die Einleitung des Unternehmens und die bis dahin gemachten Funde. Dabei legte er dem Kronprinzen nahe, einen mündlichen Vortrag von Conze entgegenzunehmen. Der Kronprinz verfügte am Rande des Berichts, daß mit allen aufzutreibenden Mitteln schleunigst die erforderlichen Schritte geschähen, um zu dem sicher großartigen Erfolge zu gelangen. Conze wurde von ihm am 10. und 11. Oktober empfangen, und bereits am 12. Oktober ersuchte der Kultusminister in einem von Schöne verfaßten, das geplante Unternehmen von allen in Betracht kommenden Gesichtspunkten her beleuchtenden und seine Kosten begründenden Schreiben den Finanzminister, mit ihm zusammen für die Fortsetzung der Grabungen in größerem Umfange die Bewilligung von 50 000 Mark aus den Verfügungsmitteln des Kaisers zu beantragen. Weitere 50 000 Mark könnten dem Museumsfonds entnommen werden. Besonders betont ist in dem Schreiben, daß, um die türkischen Behörden nicht die Bedeutung der Funde merken zu lassen, die ganze Sache streng geheimgehalten werden müsse. Deshalb könne auch die Generalverwaltung der Museen nicht beteiligt werden, weil diese satzungsgemäß die Technische Kommission hören müßte und das leicht zu Redereien führen könnte. Auch der Kronprinz war in diesem Sinne unterrichtet worden und hat dichtgehalten.

Der Finanzminister erklärte sich mit dem Vorschlag des Kultusministers einverstanden, und die 50 000 Mark wurden vom Kronprinzen als Stellvertreter des Kaisers noch an demselben Tage, an dem er den Antrag der beiden Minister erhielt, bewilligt. Damit war das Ausgrabungsunternehmen, das durch seine Ergebnisse das Berliner Museum in die erste Reihe der Antikenmuseen rücken und das Bild der Königsburg von Pergamon wieder ans Licht bringen sollte, in die Bahn geleitet, auf der es mehrere Jahrzehnte hindurch erfolgreich weiterging.

Änderung des Museumsstatuts

Als Lippmann berufen war und die Verhandlungen mit Conze schwebten, war es für Schöne klar, daß er nun der Tätigkeit der Abteilungsdirektoren freie

Bahn schaffen müsse. Wie sehr diese bis dahin durch die weitgehenden Befugnisse der Technischen Kommission und die Willkürherrschaft Usedom's eingeengt waren, haben wir gesehen. Um diesen Zustand zu beseitigen, galt es einmal, die Mitwirkung der Sachverständigen anders, als es durch das Statut von 1868 geschehen war, zu regeln, und zum anderen, Usedom's Machtbefugnisse einzuschränken, die er sich bei der Übernahme der Generalverwaltung gesichert hatte.

Ein Anlaß, in beiden Richtungen vorzugehen, hatte sich schon 1874 geboten durch den Beschluß des Abgeordnetenhauses, „die Staatsregierung aufzufordern, bei den Kunstmuseen in Berlin das Verhältnis zwischen dem Generaldirektor, den Abteilungsdirektoren und den Sachverständigen neu zu ordnen“. Sowohl die Fassung des Beschlusses wie auch die Begründung durch den Abgeordneten Virchow zeigen, daß dieser über die Zustände bei den Museen und die Art, wie sie gebessert werden könnten, genau unterrichtet war. Es konnte das durch Schöne geschehen sein, etwa auf dem Wege über Mommsen, der auch Landtagsabgeordneter war; aber wahrscheinlich ist das nicht, denn er liebte es im allgemeinen nicht, sich hinter Abgeordnete zu stecken, um etwas zu erreichen. Das entsprach nicht seiner Auffassung von den Zuständigkeiten der Staatsregierung und der Landesvertretung. Willkommen aber war ihm der Beschluß des Abgeordnetenhauses auf jeden Fall. Er machte ihn zum Ausgangspunkt eines am 9. März 1874 an die Generalverwaltung der Museen gerichteten Erlasses, worin der Minister darauf hinwies, daß die Abteilungsdirektoren in erster Linie die Verantwortung für die Verwaltung der sehr erheblich vermehrten Anschaffungsmittel der Öffentlichkeit gegenüber zu tragen hätten, und daß es deshalb nicht angemessen wäre, wenn die Generalverwaltung Ankäufe ohne ihre Zuziehung oder wider ihr Gutachten vornähme oder ihre Anträge nicht wenigstens der Technischen Kommission zur Stellungnahme vorlegte. Es sei darum zu überlegen, ob sich nicht eine Änderung des Statuts von 1868 in der Richtung empfehle, daß die Mitwirkung der Direktoren in allen ihre Abteilung angehenden Angelegenheiten gesichert werde, so auch ihre Ernennung zu ständigen Mitgliedern der Technischen Kommission. Die Generalverwaltung solle sich zu dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses unter Berücksichtigung der angegebenen Gesichtspunkte gutachtlich äußern und gegebenenfalls vorschlagen, wie der darin enthaltenen Aufforderung zu entsprechen sein möchte.

Auf den Erlaß, hinter dessen Einzelheiten man die Klagen verspürt, mit denen sich die rührigsten der Abteilungsdirektoren schon von Ende 1872 ab an Schöne gewandt hatten, antwortete Usedom erst nach drei Monaten. In seinem Berichte warf er dem Minister vor, daß er den auf unbegründete Annahmen gestützten Angriff gegen die Museen durch Stillschweigen im Plenum des Abgeordnetenhauses gleichsam sanktioniert und seinem, Usedom's, Wunsche nicht entsprochen habe, zu den kommissarischen Sitzungen des Landtages zugezogen zu werden. So habe die Opposition ihren Willen durchsetzen können. Das Ganze sei eine hinter dem Rücken der Generalverwaltung abgekartete Sache.

Er bedaure, der an ihn gestellten Zumutung nicht entsprechen zu können. Seine Vorschläge zur Reform des Museums und „die hierzu unentbehrlichen Veränderungen in den Attributionen der Oberleitung“ seien „durch allerhöchste Kabinettsorder“ festgestellt. Seit zwei Jahren werde nach diesen Bestimmungen gearbeitet, und es sei in dieser Zeit mehr geschehen als seit vielen Jahren. Da auch kein Mißstand oder Fehlgriff vorgekommen sei, wäre der Minister berechtigt, gerade diese Geschäftsorganisation als bewährt zu betrachten und zu schützen. Solange Seine Majestät die Prüfung der Frage nach dem Bedürfnis einer Abänderung nicht angeordnet und bejahend entschieden habe, brauche man die jetzige Einrichtung auch keiner Erörterung zu unterwerfen.

Auf diesen Bericht, aus dessen anmaßendem Ton der Hofmann spricht, der sich von oben her gedeckt fühlt, erhielt Usedom eine von Schöne entworfene Antwort „zur eigenhändigen Eröffnung“. Es heißt darin, der Beschluß des Haushaltsausschusses sei sachlich und berücksichtigungswert gewesen. Wen der Minister als Regierungskommissar bestellen wolle, sei seine Sache, es bestehe darauf keinerlei Anrecht. Usedom's Meinung, daß über das Bedürfnis einer Abänderung des Statuts der Kaiser entscheiden müsse, und seine Berufung darauf, daß dieser ihm die kommissarische Verwaltung der Stelle des Generaldirektors übertragen und deren Befugnisse festgesetzt habe, beruhe auf einer Verken- nung seiner Stellung. Er sei auf Antrag des Ministers berufen und habe ihn als seine vorgesetzte Behörde zu betrachten, deren Anordnungen er Folge zu lei- sten habe. Da er das im vorliegenden Falle nicht getan habe, werde der Mi- nister die Sache ohne ihn weiterbearbeiten lassen. Außerdem erteile er ihm wegen seiner ungehörigen Antwort und seiner Weigerung, dem Erlasse vom 19. März nachzukommen, eine disziplinarische Warnung. Abschrift des Erlasses ging an den Kronprinzen. In dem Übersendungsschreiben sprach der Minister die Hoffnung aus, daß es den Absichten des Kronprinzen entspreche, wenn er die Ordnung der Verwaltung mit Entschiedenheit aufrechtzuerhalten gedenke. Eine Antwort des Kronprinzen hierauf ist in den Akten nicht enthalten, es ist aber anzunehmen, daß er einverstanden war.

Ende 1874 ersuchte der Minister, um Unterlagen für eine Abänderung des Statuts von 1868 zu erhalten, die Direktoren Lepsius, Friedländer, Curtius, Meyer und Boetticher um Vorschläge. Die Erstattung der Gutachten zog sich geraume Zeit hin. Anscheinend hat auch Schöne keinen Wert darauf gelegt, daß sie rascher eingingen. Er sagte sich wohl, daß es, um zum Ziele zu kom- men, besser sei, den Abgang Usedom's abzuwarten. Endlich schien es damit Ernst zu werden. Usedom reichte am 16. Februar 1875 beim Kaiser sein Ab- schiedsgesuch ein, das dem Minister Falk zum Bericht zuing. Schöne schrieb darüber am 21. März 1875 an seinen Bruder Alfred in Paris: „Die sehr uner- freulichen Verhandlungen der Budgetkommission waren sehr zeitraubend, da- zu Usedom's Abschiedsgesuch, das einen sehr umfangreichen Bericht an den Kaiser erforderte, eine schwierige und sehr verantwortliche Arbeit. Die Sache ist noch nicht entschieden, aber ich kann den Ausgang nicht als zweifelhaft an-

sehen.“ Schöne versprach sich also von dem an demselben Tage abgegangenen Immediatbericht, daß er den Kaiser zur Genehmigung des Abschiedsgesuchs bestimmen werde. Der aber ließ dem Minister mitteilen, daß er sich nicht entschließen könne, Usedom „pure“ die ihm kommissarisch übertragene Verwaltung der Museen abzunehmen. Der Minister möge ihm den Entwurf zu einem Erlaß vorlegen, in dem Usedom seine Versäumnisse und Fehler, wenn auch schonend in der Form, vorgehalten und die Erwartung ausgesprochen würde, daß er die Mängel seiner Verwaltung abstellen und sich künftig zu den Anordnungen des Ministers verhalten werde, wie es seiner dienstlichen Stellung entspräche. Der von Schöne entworfene Erlaß ging als Bescheid des Kaisers an Usedom, und Schöne konnte dies als eine Rechtfertigung der von ihm dem Minister geratenen Maßnahmen gegen Usedom ansehen.

Gleichwohl war er durch die kaiserliche Entscheidung enttäuscht. Er hatte wohl auch das Gefühl, mit schuld daran zu sein, daß der Minister durch die Ablehnung seines Antrags auf Genehmigung des Abschieds von Usedom eine Schlappe erlitten hatte, und dachte deshalb an seinen eigenen Abschied. Wenn er dies auch nicht in die Tat umsetzte, so verspürte er doch fürs erste wenig Lust, sich mit den Museumsfragen weiter zu beschäftigen, die ihm unlösbar erschienen, solange Usedom in der Gunst des Kaisers stand. Er hatte auch um diese Zeit genug andere Arbeiten und Schwierigkeiten. Die Änderung des Museumsstatuts einstweilen ruhen zu lassen, mag er auch deshalb für ratsam gehalten haben, weil er sich zunächst einmal über die Ordnung des Museumswesens in London und Paris unterrichten wollte.

Von den Reisen war ihm insofern vor allem die nach London (1876) außerordentlich lehrreich. Die Engländer hatten schon länger eingesehen, daß die Museen für die Öffentlichkeit da seien und hatten deshalb planmäßig für Führer, erklärende Beischriften und dergleichen gesorgt. Nützlich in dieser Richtung war auch der Zwang, alljährlich an das Parlament zu berichten. Die Ankäufe bedurften der Genehmigung der „Trustees“, eines aus etwa fünfzig Mitgliedern verschiedener Art bestehenden Ausschusses, dessen Genehmigung allerdings in der Regel nur Formsache war. Die Kunsthändler hatten sich daran gewöhnt, ihr Geld erst nach längerer Zeit zu bekommen. Wie überall gab es auch bei den Museen in England verwickelte Bestimmungen auf dem Papier, aber eine vernünftige Handhabung. Starken Eindruck muß auf Schöne gemacht haben, wie erfolgreich die Sammlungen des Britischen Museums vervollständigt wurden, sowie ihre vorzügliche Ordnung und der Reichtum dessen, was für ihre Ausnutzung und Veröffentlichung geschah. Er hat das in dem noch zu erwähnenden Bericht an den Kaiser besonders hervorgehoben.

Wenn Schöne geäußert hat, die Reise nach Paris habe ihm wenig für die Museen Verwertbares eingebracht, so erklärt sich das zunächst daraus, daß es zu dieser Reise erst 1878 kam, also zu einer Zeit, wo er sich über die Art der Änderung des Museumsstatuts schon im wesentlichen klar geworden war, zum

anderen daraus, daß das von ihm bei den Musées nationaux angetroffene Verhältnis von Directeur und Conservateurs etwa dem des Generaldirektors und der Abteilungsdirektoren nach dem von Usedom so zäh verteidigten Muster entsprach. Wenn in Wirklichkeit auch der Pariser Generaldirektor (Directeur) die Befugnisse der Conservateurs mit ausgespochener Zurückhaltung und Hochachtung schonte, und wenn auch bei wichtigeren Angelegenheiten und zur Beilegung von Meinungsverschiedenheiten hier noch das sogenannte Conservatoire eingeschaltet war, das aus dem Directeur und den Conservateurs adjoints bestand, so verfügten doch die Conservateurs bei weitem nicht über den Grad von Selbständigkeit und Selbstverantwortung, wie ihn Schöne den Abteilungsdirektoren zudachte, in dem Vertrauen, daß richtig ausgewählte Persönlichkeiten davon den richtigen Gebrauch machen würden. Die damals ebenfalls schon von Schöne ins Auge gefaßte und demnächst durchgeführte, für die Direktoren besonders wertvolle Einrichtung, daß sie zu Beginn jedes Haushaltsjahrs bestimmte Mittel für Erwerbungen und andere Beschaffungen zu ihrer Verfügung erhielten, sowie die Bildung eines Reservefonds für größere Erwerbungen, begegneten Schöne in Paris nur an der Bibliothèque nationale.

Gerühmt wird in dem von Schöne erstatteten umfassenden Reisebericht an der Verwaltung der Pariser Museen, insbesondere des Louvre, die liberale Zugänglichmachung und die geradezu vorbildliche Regelung des Dienstes der Unterbeamten, der in Berlin viel zu wünschen übrig ließ. Im ganzen fand Schöne aber, daß die Pariser Museen bei Behandlung der Sammlungsgegenstände, ihrer Ordnung, Verzeichnung, Beschriftung, Veröffentlichung, Erläuterung und Erhaltung weit hinter dem Britischen Museum zurückständen. Nur zwei Sammlungen machten davon eine Ausnahme: das Musée Gallo-Romain in St. Germain-en-Laye, das durch Modelle, Karten, Nachbildungen und ausführliche Beischriften zu einer auch für eine größere Öffentlichkeit lehrreichen und ohne weiteres zugänglichen Einrichtung ausgestaltet war, und das ähnliche Vorzüge aufweisende Conservatoire des arts et métiers. Beide Sammlungen fänden nur in ähnlichen englischen Einrichtungen ihresgleichen und könnten den großen Kunstsammlungen zum Vorbild und zur Anregung dienen.

Anfang des Jahres 1877, also schon geraume Zeit vor der Pariser Reise, sehen wir nun Schöne wieder mit der Abänderung des Museumsstatuts beschäftigt. Er schreibt am 21. Januar an seinen Bruder: „Ich sitze jetzt über dem Organisationsplan für die Museen, eine böse Aufgabe, an der leider Hopfen und Malz verloren ist, solange Usedom nicht geht. Davon ist immer die Rede, ohne daß es geschieht. Indes ist die Reorganisation vielleicht doch ein Weg, ihn zu beseitigen.“ Nach zwei Monaten war es so weit, daß Schöne seine Vorschläge dem Minister vorlegen konnte. Sie erstreckten sich nicht auf das ganze Statut, sondern nur auf die Bestimmungen, die die Stellung der Direktoren und die Verwendung der sächlichen Mittel betrafen. Der Minister ließ sie Usedom zugehen mit dem Ersuchen, etwaige Bedenken binnen vierzehn Tagen zu äußern. Gleichzeitig berichtete er an den Kronprinzen.

Usedom gab sich mit der Beschränkung der Statutenänderung auf die Befugnisse der Direktoren nicht zufrieden. Er bat den Minister, ihm die geplanten Bestimmungen über die dienstlichen Pflichten und Rechte des Verwaltungschefs mitzuteilen und ihm zugleich die von den Direktoren angeforderten Äußerungen über ihre amtliche Stellung „in extenso“ zugehen zu lassen. Den zweiten Wunsch lehnte der Minister ab. Die Berichte der Direktoren seien für ihn allein bestimmt und könnten schon deshalb Usedom nicht mitgeteilt werden. Sie seien auch nicht allein oder vorzugsweise maßgebend gewesen für den vorliegenden Entwurf. Zu dem ersten Wunsch sagte der Erlaß, daß die Aufgaben des Generaldirektors nicht im Besonderen bezeichnet seien. Die Bestimmungen brauchten nur insoweit abgeändert zu werden, als dies durch die Änderung der Bestimmungen über die Tätigkeit der Direktoren bedingt sei. Im übrigen blieben die Befugnisse des Generaldirektors unberührt. Auf diesen Erlaß schwieg Usedom trotz wiederholter, immer dringender werdender Erinnerung über zwei Monate. Als dann dem Minister wieder eine Erinnerungsverfügung vorgelegt wurde, bemerkte er dazu, daß nichts übrig bleibe, als ohne Usedom vorzugehen.

Schöne ließ darauf eine Reinschrift der „Bestimmungen über die Stellung der Abteilungsdirektoren und die Verwendung des sächlichen Fonds bei den kgl. Museen in Berlin“ anfertigen und legte sie mit einem Bericht an den Kaiser dem Minister vor. Der Bericht, der am 2. August 1877 abging, beginnt damit, daß der Organisationsplan dem Kronprinzen vorgelegen und dessen Billigung gefunden habe. Da jedoch eine Änderung der Museumsverwaltung nicht durchführbar erscheine, solange Usedom im Amt sei, glaube der Minister, die vorzuschlagenden Änderungen auf die dringendst notwendigen beschränken zu sollen. Es werden dann ausführlich die Gründe dargelegt, die es notwendig machten, den Direktoren eine ihrer erhöhten Verantwortung entsprechende Bewegungsfreiheit zu verschaffen, zumal auch die Anforderungen an die Direktoren gesteigert werden müßten. Man höre Klagen, daß die Schätze der Museen nicht hinreichend durch erklärende Beischriften, durch Verzeichnisse, die dem Stand der Wissenschaft entsprächen, und andere Veröffentlichungen dem gelehrten wie dem größeren Publikum zugänglich gemacht seien. Zum Teil fehle es sogar an vollständigen Inventaren. Es seien deshalb Schritte unternommen worden, um die noch bestehenden nebenamtlichen Direktorstellen in hauptamtliche zu verwandeln. Diese Stellen dürften angesichts des Ranges der Berliner Sammlungen nur mit Männern zu besetzen sein, die sich als hervorragende Kenner ihres Fachs bewährt hätten und in dieser Beziehung eine Stellung einnehmen, die der der ordentlichen Professoren der Berliner Universität entspräche. Mit einem solchen Manne habe jüngst die Stelle des Direktors der Skulpturensammlung besetzt werden können.

Zur Frage, wie die Befugnisse der Direktoren zu regeln seien, heißt es, man könne den Direktoren entweder völlig freie Hand lassen oder sie an die Zustimmung einer eigenen Verwaltungsbehörde binden (wie das am Britischen

Museum der Fall sei) oder ihnen Fachkenner des jeweiligen Gebietes an die Seite stellen. Dies sei die Absicht bei der Einsetzung der Technischen Kommission gewesen. Ihre Zusammensetzung habe dem Willen Friedrich Wilhelms III. entsprochen, nach dem die damals verfügbaren beschränkten Mittel wesentlich zur Erweiterung der Gemälde- und Skulpturengalerie verwandt werden sollten. Nachdem sich aber auch die übrigen Zweige der Museen weiter entwickelt hätten, erweise sich die bisherige Zusammensetzung der Kommission immer mehr als unzumutbar. Es erscheine deshalb unerlässlich, die Sachverständigen für jede Abteilung besonders auszuwählen und ihre Zahl zu beschränken, was sich auch schon darum empfehle, weil es für manche Sammlungsgebiete nur sehr wenig Sachverständige gebe. Einzelne der Bestimmungen über die Tätigkeit der Direktoren sei zum Teil bewährten Einrichtungen des Britischen Museums nachgebildet. Es habe den Zweck, die Wirksamkeit der höheren Museumsbeamten zu steigern und die schleunige Durchführung der Arbeiten zu gewährleisten, von denen die Sicherung und Nutzbarmachung der Sammlungen abhängen.

Der Bericht hatte insofern nicht den gewünschten Erfolg, als statt der erhofften Genehmigung der neuen Bestimmungen aus dem Geheimen Zivilkabinett am 28. November 1877 ein Erlaß kam, durch den der Kaiser den Minister wissen ließ, daß er infolge einer Eingabe von Usedom seine Entschließung auf den Bericht vom 2. August ausgesetzt und an Usedom den in Abschrift beigefügten Erlaß gerichtet habe, auf den hin der Minister das Weitere veranlassen möge. In diesem Erlaß wies der Kaiser die Beschwerden Usedom über den Minister zurück und erkannte dessen Vorgehen als in allen Punkten berechtigt an. Zugleich teilte er ihm mit, daß er den Minister beauftragt habe, ihn zu einer Äußerung über die neuen Bestimmungen aufzufordern, die er nach Beratung mit den Direktoren binnen drei Monaten zu erstatten habe. Auf diese Aufforderung antwortete Usedom Anfang Januar 1878, daß er zur Begutachtung der neuen Bestimmungen eine Dienstreise nach Paris und London für notwendig halte. Die Reise wurde ihm bewilligt — ein Beweis für die schonende Behandlung, die man ihm angedeihen ließ. Freilich ohne Erfolg, denn wieder vergingen mehr als sechs Monate, ohne daß Usedom berichtete. Da er sich damit eine Nichtachtung des Kaiserlichen Befehls hatte zuschulden kommen lassen, wurde ihm durch Erlaß vom 29. Juli 1878 eine Geldbuße von 300 Mark auferlegt und für den Fall, daß er nicht binnen dreißig Tagen berichte, mit weiteren Maßnahmen gedroht. Seine Bitte um Erlassung der Strafe lehnte der Minister ab, desgleichen seinen Antrag, die Frist der Berichterstattung hinauszuschieben bis zur Wiederaufnahme der Regierungsgeschäfte durch den Kaiser, der sie nach seiner Verwundung durch den Attentäter Nobiling in die Hände des Kronprinzen gelegt hatte. Der Minister bezeichnete diesen Antrag „als in jeder Beziehung unstatthaft“. In dem Bericht, den darauf Usedom am 21. September 1878 erstattete, behauptete er in völliger Verkennung der neuen Bestimmungen, daß sie die Wirksamkeit des Museumschefs aufheben und eine kollegiale Selbstverwaltung der Direktoren

an die Stelle setzen sollten. Des weiteren erging er sich in Ausführungen, die an den oben erwähnten Aufsatz in der Zeitschrift „Im neuen Reich“ über die nationale Bildungsaufgabe der Museen erinnern, deren Erfüllung seiner Meinung nach durch die gelehrten Neigungen der fachmännischen Direktoren nicht gefördert werde. Dieser Absicht gegenüber sei eine kräftige Leitung und Aufsicht durch die Spitze der Museen notwendig. Die Direktoren hätten nicht den Beruf wissenschaftlicher Forschung, wenn sie auch bei neuen Erwerbungen nicht umhin könnten, ihn auszuüben. Zuletzt sei aber der Chef für die Echtheit der Ankäufe verantwortlich, und dabei komme es nicht auf Gelehrsamkeit an, sondern auf Erfahrung und Sehen und Kunstblick. Die neuen Bestimmungen entzögen ihm gerade die Befugnisse, auf die es ankomme, sie seien zum Teil unausführbar. Dem Bericht waren die gutachtlichen Äußerungen der Direktoren beigelegt, die Usedom von ihnen, anstatt mit ihnen zu beraten, eingefordert hatte. Sie sprachen sich im allgemeinen für den Entwurf aus und enthielten keine wesentlichen Änderungsvorschläge.

An Usedom's Bericht ist besonders bezeichnend die ihm auch von Gustav Freytag bescheinigte geradezu rührende Selbstzufriedenheit. Es wäre aber ungerecht, wenn man deshalb den gesunden Kern unterschätzen wollte, der in seiner Auffassung von dem Bildungszweck der Museen steckte. Klar war ihm freilich nicht, daß sein Programm nur auf eine der Aufgaben eingestellt war, die die sehr verschiedenartigen Sammlungen zu erfüllen hatten, die der Generalverwaltung unterstanden. Auf diesen bedenklichen Fehler hat Schöne in einem ausführlichen Gutachten zu dem ersten allgemeinen Teile des Usedom'schen Berichtes nachdrücklich hingewiesen. Das Votum trägt in der Reinschrift die Bezeichnung: „Über Entstehung und Aufgaben der Museen. Über die Stellung des Generaldirektors und die Aufgabe der Abteilungsdirektoren.“ Sein Hauptinhalt sei hier mitgeteilt, weil er die wesentlichen Gedanken enthält, die Schöne's spätere Tätigkeit als Generaldirektor bestimmt haben.

Die Einseitigkeit des Usedom'schen Programms wird von Schöne dahin gekennzeichnet, daß es nur dem einen der den Museumssammlungen gestellten Ziele Rechnung trage, dem nämlich, durch Erweiterung und Organisation der Sammlungen jenem allgemeinen Interesse an schönen und belehrenden Werken zu dienen, wie es durch die Kunstliebhaberei von Dynastien und vornehmen Familien, der ein großer Teil der Museen Europas seine Entstehung verdanke, gerettet und Allgemeingut geworden sei. Daneben aber gebe es Sammlungen, die einem ganz anderem Zwecke dienen, nämlich dem, künstlerisch oder wissenschaftlich wertvolle Gegenstände vor dem Untergang oder dem Verkommen zu bewahren. Als Beispiele dafür nennt er die Gemäldegalerie im Vatikan, die gebildet wurde, um bedeutende Ölgemälde dem Verderben zu entziehen, dem sie in Kirchen ausgesetzt waren, ferner den größten Bestandteil der Museen Pio Clementino, Chiaramonti und Braccio Nuovo ebenda sowie das Museum im Lateran, das eigens zu dem Zwecke geschaffen wurde, die bei zufälligen oder in bestimmter Absicht unternommenen Grabungen zu-

tage tretenden antiken Skulpturen vor Verzettlung und Beschädigung zu bewahren. Die Aufgabe dieser und ähnlicher Museen entspreche der, die auf anderen Gebieten Bibliotheken und Archive zu erfüllen haben. Besonders deutlich zeige sich diese Verwandtschaft bei den völkerkundlichen, den Kupferstich- und den Münzsammlungen, ohne die der größte Teil der für die Völkerkunde, die Kunst- und Kulturgeschichte höchst wertvollen Bestände rettungslos verlorengehe.

An Beispielen wird gezeigt, wie hervorragende wissenschaftliche Werke nur durch das Vorhandensein großer öffentlicher Sammlungen möglich geworden sind und wie gewisse Studien überhaupt nur auf Grund vergleichender Erforschung größerer Reihen von Denkmälern betrieben werden können. Weil so die öffentlichen Museen als Grundlage für wissenschaftliche Forschung nicht zu entbehren sind, müssen für ihre Vermehrung, Anordnung und gesamte Einrichtung wissenschaftliche Gesichtspunkte mit maßgebend sein, wenn auch nicht bei allen in erster Linie. So hat die Gemäldegalerie vor allem vorzügliche, in jeder Beziehung hervorragende Werke zu erwerben und zur Geltung zu bringen. Aber da ihr besonderer Vorzug darin liegt, daß sie sich planmäßig über alle Zeitfolgen der Malerei ausdehnt, so besteht für sie, worauf Wilhelm von Humboldt schon hingewiesen hat, die Verpflichtung, bei den Ankäufen auf die Erhaltung und Steigerung dieses Vorzuges besonders Bedacht zu nehmen. Die Aufgabe der Museen, der Wissenschaft zu dienen, läßt sich sehr wohl vereinen mit der anderen, die auf den Genuß und die Belehrung abzielt, die sie weiteren Kreisen zu bieten haben: „Man soll alles irgend Mögliche tun, um für die Museumssammlungen, mögen sie nun vorwiegend wissenschaftlichen oder vorwiegend künstlerischen Interessen dienen, bedeutende und dem Verständnis weiter Kreise zugängliche Objekte zu gewinnen und diese durch erläuternde Beischriften, durch Kataloge, durch geschickte Aufstellung und Gruppierung dem allgemeinen Interesse und Verständnis so nahe wie möglich zu bringen; aber man soll andererseits ebenso sorgen für eine systematische Vermehrung und Vervollständigung der Sammlungen im Interesse wissenschaftlicher Erforschung der betreffenden Gebiete, für Konservierung dieser Objekte auf alle Zeiten, für Erleichterung ihres Studiums wie überhaupt für die Wahrnehmung der Interessen derjenigen, die durch ihren Beruf auf Benutzung jener Sammlungen angewiesen sind.“

Nach diesen programmatischen Sätzen, denen er hinzufügt, daß er sie nicht frei ausgedacht, sondern in den großen Londoner Sammlungen bereits verwirklicht gefunden habe, geht Schöne auf die Gründe ein, aus denen Usedom die Notwendigkeit einer vom Generaldirektor ausgeübten scharfen Aufsicht über die fachmännischen Abteilungsdirektoren folgerte. Schöne wirft ihm vor, daß er eine Karikatur des Fachmanns als Abteilungsdirektor hingestellt habe, um sie zu bekämpfen, eine Karikatur, der in der Wirklichkeit nichts entspräche. Daß die persönliche Spezialkenntnis und Neigung eines Direktors einen gewissen Einfluß auf seine Tätigkeit ausübe, liege in der Natur der

ausg. 1871 12

Sache; aber wenn dadurch auch vielleicht hie und da der Sammlung Eintrag geschehe, so falle ihr auf der anderen Seite Gewinn zu aus der Kennerschaft des Direktors, die vielleicht auf solchem Gebiet einzig dastehe. Das Sammeln an sich sei eine Kunst, die in der Geschicklichkeit und dem Talent bestehe, alle Mittel und Wege zu benutzen, und in der Fähigkeit, die Lage der verfügbaren Mittel und die Verhältnisse des Kunstmarktes und die Bedeutung des Objektes an sich und für die Sammlung richtig gegeneinander abzuwägen. Diese Erfordernisse hätten bei allen Museen dahin geführt, die wesentliche Verantwortung für die Ankäufe in die Hand jeweils eines Mannes zu legen. Wenn man ihm dabei eine gewisse Beschränkung auferlegen wolle, so könne das nur durch eine Instanz geschehen, die ihre Machtvollkommenheit als ein Sicherheitsventil ansehe, von dem sie nur im äußersten Notfalle Gebrauch mache, im gewöhnlichen Laufe der Dinge aber völlig davon absehe. Daß ein Generaldirektor sich diese Selbstbeschränkung auferlege, sei nach der fünfzigjährigen Erfahrung bei den Berliner Museen nicht zu erwarten. Einen segensreichen Erfolg von einem beständigen Eingreifen des Generaldirektors könne nur der erwarten, der nicht wisse, wie schwer es sei, auch nur auf einem der Sammlungsgebiete wirklich etwas zu verstehen. Welche Gewähr für die Echtheit der Ankäufe unter diesen Umständen die Einwirkung des Generaldirektors bieten solle, sei nicht abzusehen. Wenn man dem Abteilungsdirektor möglichst klar und offen die Verantwortlichkeit für die Erwerbungen auferlege und damit sein Gewissen schärfe, so sei das die beste Vorsicht. Einen Ersatz für mangelnde Befähigung eines Abteilungsdirektors könne ein Generaldirektor ebensowenig darstellen wie das Ministerium.

Die wesentlichen Gedanken dieses Schreibens kehren in dem von Schöne entworfenen Bericht an den Kaiser wieder, womit der Minister am 6. November 1878 die Genehmigung der neuen Bestimmungen abermals beantragte. Sie wurde vom Kronprinzen als Stellvertreter des Kaisers am 13. November 1878 erteilt mit dem Zusatz, daß das Statut vom 25. Mai 1868, soweit es nicht durch die „Bestimmungen über die Stellung der Abteilungsdirektoren und die Verwendung der sächlichen Fonds bei den Museen“ berührt werde, in Geltung bleibe. Zugleich wurde der Minister ermächtigt, wegen Ausführung der Bestimmungen das Erforderliche zu veranlassen, auch, wo sich im einzelnen Lücken und Schwierigkeiten im Gebrauch herausstellen sollten, die nötigen ergänzenden oder abändernden Bestimmungen zu treffen. Über das Zustandekommen hat Schöne mir erzählt, daß der Kronprinz, obwohl das Vorgehen mit ihm vereinbart war, Bedenken getragen habe, während der Regentschaft eine so wichtige Sache zu unterzeichnen. Er habe sich aber von Friedberg, dem späteren Justizminister, dazu bestimmen lassen, der ihm sagte, wenn er unterzeichne, werde der Kaiser unzufrieden sein, wenn er es nicht tue, aber erst recht, weil er sich dann ärgere, daß ihm der Kronprinz die heikle Sache nicht abgenommen habe.

Abgang Usedoms

In seiner Annahme, daß die Statutenänderung, wenn es gelänge sie durchzusetzen, den Abgang Usedoms herbeiführen könnte, hat sich Schöne nicht getäuscht. Die Bestimmungen vom 13. November 1878 entzogen dem Generaldirektor gerade die Befugnisse, die sich Usedom ausbedungen hatte. Daß diese Befugnisse in unrechte Hände gelegt waren und daß die Berufung Usedoms überhaupt besser unterblieben wäre, das haben seine Gönner schon 1873 eingesehen. Gustav Freytag schrieb am 1. November 1873 an Normann: „Die Schwäche der gegenwärtigen Museumsverwaltung ist die einer nicht orientierten, eigensinnigen, bürokratischen Kopflosigkeit. Leider haben wir uns auch in dem mäßigen Vertrauen, das wir auf Usedom setzten, gründlich getäuscht. Er ist die absolute Unfähigkeit.“ Hierauf antwortete Normann am 10. November 1873: „Was unseren guten Usedom betrifft, so muß ich freilich zugeben, daß ich mich gründlich in ihm getäuscht habe. Ich glaube mit Ihnen, daß die Sachen so nicht lange gehen können, und werde jede Gelegenheit willkommen heißen, die dem jetzigen Zustand in anständiger Weise ein Ende macht.“ Weiter schrieb er am 14. November 1873 an Freytag: „Es vergeht nicht eine Woche, ohne daß mir aufs neue der Beweis geliefert würde, wie der gute Usedom unsere Museen jetzt mit seiner Gattin zusammen verwaltet. Das kann unmöglich lange fortgehen.“ Ferner am 12. März 1874: „Die Museumssachen gehn bei uns immer schlechter und schlechter. Wären nicht Falk und Schöne beide voll Rücksicht für den alten Usedom, es wäre längst zum offenen Bruch gekommen.“

Daß auch der Kronprinz die Notwendigkeit des Abgangs von Usedom erkannt hatte, zeigt ein Brief, den Bode am 21. Mai 1875 von Mailand aus an Schöne richtete: „Beim Abschied gestern in Venedig sagte mir der Kronprinz, wir möchten uns auf einen heißen Sommer in Berlin gefaßt machen. Wenn U., was er als anständiger Mann müßte, jetzt nicht abginge, würde er aus seiner bisher peinlich gewährten Reserve heraustreten und mit dem Minister zusammen von den Rechten seines Protektorates in umfassender Weise Gebrauch machen.“ Dazu ist es nicht gekommen, obwohl Usedom zunächst nicht daran dachte, sein Abschiedsgesuch zu erneuern. Erst im Sommer 1876 äußerte er dem Kronprinzen gegenüber den bestimmten Entschluß, von seinem Posten zurückzutreten. Bode schrieb am 20. November 1876 an Schöne: „Gestern sagte mir Normann im Neuen Palais, daß Graf U. jedenfalls abgehen werde. Er unterhandle schon seit längerer Zeit mit dem Auswärtigen Amte wegen seiner Pensionierung; leider macht man ihm dort Schwierigkeiten, die fünf Jahre seiner Tätigkeit am Museum mit einzurechnen.“ Diese Schwierigkeiten haben sich anscheinend nicht überwinden lassen. Usedom blieb deshalb trotz der Bekundung seines Abschiedsentschlusses im Amte und suchte sich nun für den Fall, daß er die Museen verlasse und damit die seinem früheren Gesandten-

gehalt entsprechenden Bezüge in Höhe von 18 000 Mark verlöre, auf anderem Wege ein möglichst hohes Einkommen zu sichern. Im Frühjahr 1878 richtete er an Bismarck die Bitte um Wiederverwendung im diplomatischen Dienst. Er begründete sein Gesuch mit seinen bedrängten Verhältnissen, die es ihm, seiner Gattin und Tochter unmöglich machten, in einer größeren Stadt standesgemäß zu leben, während seinen Damen doch der Aufenthalt auf dem Lande nicht zugemutet werden könne (!). Bismarck drückte dem Grafen seine Teilnahme aus. Usedom glaubte darin ein Entgegenkommen zu sehen und trug seine Bitte um Wiederverwendung dem Kaiser vor. Auf dessen Anfrage ließ Bismarck antworten, daß er Usedom nichts zugesagt habe und ihn zur Wiederverwendung nicht für geeignet halte. Wieder wandte sich Usedom am 28. Januar 1879 an den Kaiser und bat um unbestimmten Urlaub bis zu seiner erneuten Verwendung im diplomatischen Dienst.

Sein Amt bei den Museen war ihm offenbar durch die vielen Verweise, Warnungen, Ablehnungen, Übergehungen und nicht zum wenigsten durch die Statutenänderung, die seiner Alleinherrschaft die Grundlage entzogen hatte, endgültig verleidet. Er hatte sich wohl deshalb schon vor Absendung seines Gesuches im November 1878 vom Minister beurlauben lassen und sich nach Wiesbaden begeben, wo sich damals auch der Kaiser aufhielt. Von dort aus beantragte er gegen Ende des Jahres eine Verlängerung seines Urlaubs. Der Minister hatte dem Antrag entsprochen und Usedom zugleich mitgeteilt, daß er, weil die Durchführung der neuen Bestimmungen eine einheitliche Führung der Museumsgeschäfte unerläßlich mache, Schöne mit der Vertretung beauftragt habe. Den Urlaub abermals zu verlängern und Schöne mit der weiteren Vertretung zu beauftragen, bot das Gesuch Usedom vom 28. Januar 1879 erwünschten Anlaß. Es blieb als solches unerledigt, weil Usedom wohl auf andere Weise, nämlich durch den Kaiser selbst, Kenntnis von der ablehnenden Haltung Bismarcks erhielt und mit seinen daraufhin wieder aufgenommenen Bemühungen um ein ausreichendes Ruhegehalt bei dem Kaiser Erfolg hatte. Am 1. Juni 1879 richtete er an diesen eine Eingabe, in der er seine Pensionierung und Enthebung aus seiner Stellung erbat und sich zugleich für die beabsichtigte Ausgleichung seiner finanziellen „Belänge“ bedankte. Der Minister erhielt den Auftrag, Usedom von der Verwaltung der Stelle des Generaldirektors zu entbinden, was durch Erlaß vom 16. Juni geschah. Der Minister bat den Kaiser, sich den Bericht wegen Wiederbesetzung der Stelle vorbehalten zu dürfen, und fügte hinzu, daß er seinen Absichten zu entsprechen hoffe, wenn er die Verwaltung der Stelle inzwischen in gleicher Weise wie während der Beurlaubung von Usedom dem Geheimrat Schöne übertrage. Dieselbe Hoffnung sprach er in einem an den Kronprinzen gerichteten Schreiben aus. So war mit Usedom's Verabschiedung endlich der Druck behoben, der sieben Jahre lang auf allen gelastet hatte, denen es um eine gedeihliche Entwicklung der Museen zu tun war.

Die Wirkung der neuen Bestimmungen

Die Bedeutung der Bestimmungen vom 13. November 1878, deren Durchführung die erste Aufgabe war, die Schöne als Vertreter des Generaldirektors zu erfüllen hatte, lag vor allem darin, daß sie die Verantwortung für die Sicherung, Pflege, Vermehrung und Nutzbarmachung der Sammlungen deren Direktoren übertrugen. Nur für die Ankäufe und für die Veräußerung von Dubletten und sonst entbehrlichen Gegenständen machten sie sie nicht allein verantwortlich: sie banden sie an die Zustimmung eines Ausschusses von Sachverständigen. Für jede Sammlung war ein solcher Ausschuß aus ihrem Direktor als Vorsitzendem und zwei oder vier weiteren Sachverständigen und deren Stellvertretern zu bilden. Der Minister hatte sie dem König zur Ernennung vorzuschlagen. Für Ankäufe, denen der Ausschuß zustimmte, konnte der Direktor die Zahlung selbständig anweisen, also ohne vorherige Genehmigung durch den Generaldirektor. War Gefahr im Verzuge, so durfte er bis zu 1000 Mark ohne Befragung des Sachverständigenausschusses zahlen lassen, er hatte aber nachträglich dessen Zustimmung einzuholen. Für die Veräußerung von Doppelstücken war nach Zustimmung des Ausschusses die Genehmigung des Ministers durch die Generalverwaltung zu beantragen.

Wie begrüßenswert die Einsetzung dieser Fachausschüsse an Stelle der für alle Sammlungen zuständigen Technischen Kommission sein mußte, lehrt ein Brief des Direktors des Münzkabinetts Julius Friedländer an Schöne von 1875 über den Entschluß, seinen Abschied einzureichen. „Denn es ist natürlich eine Ehrenkränkung, daß fünf Männer, die notorisch nichts von Numismatik verstehen, und von denen drei meine jüngeren Kollegen sind, über meine Gutachten zu Gericht sitzen. Dagegen wäre ich ganz einverstanden, daß, wo ein Superarbitrium nötig erscheint, wirkliche Sachverständige gefragt werden.“ Für die Direktoren, die unter der Technischen Kommission zu leiden gehabt hatten, war also die Einsetzung der Fachausschüsse eine Art Befreiung. Man kann verschiedener Meinung darüber sein. Bode empfand es als schwerfälligen Apparat und schätzte den Nutzen gering ein. Er sagt aber auch (50 Jahre Museumsarbeit, 25), daß trotzdem hervorragende Erwerbungen zustande gekommen seien, und (Mein Leben I 169), daß bei ihnen die Neigung, die Leitung der Sammlung und namentlich die Entscheidung über die Erwerbungen sich anzumaßen, sich nie geltend gemacht habe. Schöne, ihr Schöpfer, hielt sie trotz manchem, was man dagegen einwenden könnte, für richtig, weil sie unter allen Umständen eine Mahnung für die Direktoren sei. Außerdem wäre es ohne Ausschüsse in den siebziger Jahren, in denen der Landtag noch argwöhnisch alle Maßnahmen der Regierung unter die Lupe nahm, gar nicht gegangen. Der Parlamentarismus war noch neu und suchte sich überall durchzusetzen. Die Machtvollkommenheit in die Hand eines einzelnen Direktors zu legen, wäre unmöglich gewesen.

Die Direktoren gewannen weiterhin freie Hand durch die neuen Bestim-

mungen über die Verwendung der sächlichen Mittel, indem von dem Fonds zur Vermehrung der Sammlungen (325 000 Mark) ein Teil (125 000 Mark) als Reservefonds für größere, aus den laufenden Mitteln der einzelnen Abteilungen nicht wohl zu bestreitende Ankäufe abgezweigt wurde. Der Rest (200 000 Mark) sollte jährlich den Abteilungen zur freien Verwendung überwiesen werden, und zwar auf Grund eines von der Generalverwaltung vor Beginn des Haushaltsjahres nach Anhörung der Direktorenkonferenz aufzustellenden Verteilungsplans. Ersparnisse konnten zugunsten der Abteilung, die sie gemacht hatte, auf das nächste Jahr übertragen werden. Aufwendungen aus dem Reservefonds waren bei der Generalverwaltung zu beantragen. Diese hatte nach Anhörung der Direktorenkonferenz an den Minister zu berichten, der seinerseits die königliche Genehmigung einzuholen hatte. Auch für die anderen sächlichen Mittel, mit Ausnahme der für Heizung, Beleuchtung und Reinigung, war vor Beginn des Jahres von der Generalverwaltung nach Anhörung der Direktorenkonferenz ein Voranschlag aufzustellen und dem Minister zur Genehmigung vorzulegen. Über eine Pauschsumme für kleinere und regelmäßige Ausgaben sollte jeder Direktor selbständig verfügen können.

Der Leitgedanke für die Einrichtung der Direktorenkonferenz war nicht die Absicht, durch eine Art parlamentarischer Hoheit die Machtvollkommenheit des Generaldirektors einzuschränken. Sie bezweckte vielmehr, den Direktoren Gelegenheit zu geben, die Bedürfnisse ihrer Abteilungen in mündlicher Beratung geltend zu machen und zu Fragen Stellung zu nehmen, die alle Abteilungen angingen. Die Konferenz sollte unter dem Vorsitz des Generaldirektors allmonatlich zusammentreten. Über alle wichtigen Angelegenheiten sollte namentlich abgestimmt und das Ergebnis niedergeschrieben werden. Die Konferenz war ferner zu hören über Neubauten und erhebliche Umbauten, über Abänderungen in den Museumsräumen, die mehr als eine Abteilung betrafen, über Anschaffungen für die Bibliothek, über Änderungen der Besuchs- und Benutzungsordnung, über die Dienstanweisungen für den Baumeister, den Bibliothekar, die mittleren und Unterbeamten und über alle auf die Sammlungen bezüglichen wissenschaftlichen Unternehmungen und Veröffentlichungen. Der Generalsekretär hatte die Niederschrift zu führen. Mitzuberaten und mitabzustimmen war er nicht befugt. Von den Rechten, die sich der damalige Inhaber der Stelle, Geheimrat Dielitz, über das Maß der ihm als Bürovorsteher zustehenden hinaus (unter Duldung des Grafen Usedom) angeeignet hatte, blieb nach den neuen Bestimmungen überhaupt nichts mehr übrig. Die Befugnisse, den Generaldirektor während seines Urlaubes zu vertreten, war ihm gegen den Wunsch Usedoms schon seit 1875 nicht mehr zuerkannt worden.

Das neue Amt

Die neuen Bestimmungen wurden durch Erlaß vom 22. November 1878 den Direktoren mitgeteilt, und zwar wegen der Beurlaubung Usedoms unmittel-

bar. Zu ihrer Durchführung erhielt Schöne am 7. Dezember den Auftrag, die Vertretung von Usedom und damit den Vorsitz in der Direktorenkonferenz zu übernehmen^{o)}. Ohne diese Maßnahme wäre es gewiß nicht möglich gewesen, die neue Regelung gegen Dielitz durchzusetzen. Aber nicht nur mit dessen Widerstand war zu rechnen, es mußte auch die auf seinem Büro lastende „vis inertiae“ behoben werden. Schöne schlug deshalb in der ersten Konferenz des Jahres 1879 als dringendste Maßnahme zur Verbesserung des Geschäftsganges bei den Museen eine von ihm entworfene Geschäftsordnung vor, mit der sich die Direktoren einverstanden erklärten.

Von den Beschlüssen, die in weiteren Konferenzen 1879 gefaßt wurden, führten drei zu wichtigen Veröffentlichungen der Museen, nämlich einer laufenden und zweier einmaliger. Die laufende vorzuschlagen, war Schöne durch eine Eingabe bestimmt worden, in der der Direktor der National-Galerie Max Jordan im Verein mit Bode, Lippmann, Herman Grimm und Robert Dohme vom Kultusminister einen Zuschuß zur Begründung einer kunstgeschichtlichen Fachzeitschrift bat. Die Zeitschrift sollte unter dem Titel „Jahrbücher für Kunstwissenschaft“ in Berlin erscheinen und umfassen: 1. Forschungen und Urkunden aus dem gesamten Bereich der Kunstgeschichte, 2. Berichte über das Fachschrifttum, 3. in einem Beiblatt Übersichten über Bestand, Vermehrung und Bearbeitung der Kunstsammlungen des Preußischen Staates. Die Eingabe, die ein Unternehmen von überwiegend wissenschaftlichem Charakter betraf und für die deshalb der Referent für wissenschaftliche Angelegenheiten, Geheimrat Göppert, in erster Linie zuständig gewesen wäre, wurde, wohl weil sie von Museumsbeamten ausging und das „Beiblatt“ für die Museen von Belang war, Schöne zur Bearbeitung vorgelegt. Glücklicherweise entstand daraus kein Ressortstreit, sondern Schöne und Göppert verständigten sich rasch dahin, daß man die Gelegenheit benutzen müsse, für die Museen eine eigene Zeitschrift zu schaffen. Einen Zuschuß zu gewähren, erschien ohnehin nicht angängig, weil das Ministerium bereits das in Stuttgart erscheinende „Repertorium für Kunstwissenschaft“ unterstützte.

Schöne trug die Sache in diesem Sinne dem Minister vor und wurde von ihm ermächtigt, mit den Antragstellern und der Direktorenkonferenz über das geplante Beiblatt als selbständige Zeitschrift zu beraten. Er teilte in der nächsten Konferenz mit, daß der Minister geneigt sei, gerade auf den Teil der Eingabe Jordans einzugehen, der sich auf das „Beiblatt“ beziehe. Es sei daran gedacht, an die einfachen Berichte über die neuen Erwerbungen auch Abhandlungen über die Gegenstände in den Museen anzuschließen. Die Direktoren stimmten dem Plan im wesentlichen zu. Der Minister zeigte durch Erlaß vom 21. Juli 1879 sein Entgegenkommen. Er sei dazu bereit, wenn der Plan der neuen Zeitschrift dahin abgeändert werde, daß sie zwei Teile vor-

^{o)} Die erste von ihm geleitete Direktorenkonferenz fand am 13. Dezember 1878 statt. Die 25jährige Wiederkehr dieses Tages wurde im Jahre 1903 von den Direktoren zum Anlaß genommen, das 25jährige Jubiläum ihres Generaldirektors zu feiern.

sähe, einen amtlichen mit Mitteilungen über Bestand, neue Erwerbungen und Arbeiten in den Museumssammlungen und einen nicht amtlichen mit Erläuterungen und Veröffentlichungen von Kunstwerken und sonstigen Aufsätzen aus dem Gebiet der Kunstgeschichte im näheren oder weiteren Anschluß an die Bestände der Sammlungen. Der Minister sprach weiter die Erwartung aus, daß die Antragsteller gegebenenfalls bereit sein würden, für den zweiten Teil der Zeitschrift als Herausgeber zu wirken. Die Schriftleitung wünschte er in die Hände des Assistenten bei der National-Galerie, Dr. Dohme, gelegt zu sehen. Da sich Schöne schon vorher der Zustimmung Jordans und der übrigen Antragsteller zu allen diesen Punkten versichert hatte, konnte die Zeitschrift als „Jahrbuch der Königlichen Preussischen Kunstsammlungen“ alsbald ins Leben treten. Das erste Heft erschien Dezember 1879. Sonderdrucke der in der Zeitschrift enthaltenen amtlichen Berichte über die Kunstsammlungen gingen an die Präsidenten des Abgeordneten- und des Herrenhauses zur Verteilung an die Mitglieder der beiden Häuser. So war das Jahrbuch noch vor Ablauf von Schönes erstem Vertretungsjahr in Fahrt gebracht. Alle darauf bezüglichen Schriftstücke stammen von seiner Hand, ein Zeichen, wieviel ihm daran lag, daß alles sachgemäß erledigt wurde, was das sowohl für die Museen wie für ihre Beziehungen nach außen überaus wichtige Organ betraf.

Gleichzeitig kam die von Schöne angeregte Festschrift in Gang, die als Gemeinschaftsarbeit der Direktoren zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Kgl. Museen 1880 erscheinen sollte. Sie war als Beitrag zur Geschichte der Museen gedacht. Schöne übernahm die Darstellung ihrer Gründung und Organisation. Eine weitere Gemeinschaftsarbeit des Jahres 1879 war die schon im Frühjahr begonnene Herstellung eines allgemeinen Führers durch die Museen.

Im Gegensatz zu Usedom, der wohl zu kommandieren, aber nicht zu regieren verstanden hatte, war Schöne trotz der den Direktoren eingeräumten weitgehenden Befugnisse tatsächlich ihr Führer. Ihm die Leitung der Museen endgültig zu übertragen, hatte der Minister Falk wohl schon lange vor Usedom's Abgang beabsichtigt. So richtete er schon acht Tage danach, am 5. Juli 1879, ein Schreiben an den Kronprinzen, in dem er ihm seine Gesichtspunkte für die Regelung der Museumsverwaltung und seine Absicht mitteilte, Schöne für die Stellung des Generaldirektors vorzuschlagen.

Der erste Teil dieses Schreibens ist von Schöne verfaßt und gibt in der Hauptsache wohl seine eigenen Gedanken über die Regelung der Museumsverwaltung wieder. Die Bestimmungen vom 13. November 1878 seien auf die Annahme gegründet, daß die Leitung der einzelnen Sammlungen nur Männern von erprobtem Sachverständnis und wissenschaftlicher Geltung anvertraut werden könne, und daß es notwendig sei, diesen Männern eine weitgehende Selbständigkeit und Freiheit zu gewähren und damit auch die Verantwortung zu überlassen. Andererseits mache schon die Vereinigung so vieler verschiedener Sammlungen in zwei eng verbundenen Gebäuden eine Zentral-

verwaltung unentbehrlich. Das Verhältnis zwischen den Direktoren und der Generalverwaltung scheine sich auch zu bewähren; es würde jetzt nur klar und genau festzustellen sein. Der Chef der Generalverwaltung würde an der Spitze der Museen zu stehen haben, der nächste Vorgesetzte ihrer sämtlichen Beamten sein und ihnen gegenüber die disziplinarischen Befugnisse einer Provinzialbehörde haben. Er würde die Museen nach außen vertreten. Alle Erlasse des vorgesetzten Ministers hätten an ihn, dann durch ihn an die übrigen Beamten zu gehen, während diese umgekehrt sich nur durch ihn an den Minister zu wenden hätten. Ihm würde die oberste Fürsorge für Sicherheit, Erhaltung, Reinheit und Zugänglichkeit der gesamten Gebäude und Sammlungen zustehen. In Notfällen würde er alle Anordnungen zu treffen befugt und verpflichtet sein. Er würde sich vom Gange der gesamten Verwaltung und mindestens einmal im Jahre auch vom Stande der Arbeiten in den einzelnen Abteilungen zu überzeugen und darüber an den Minister zu berichten haben. Er hätte ferner die Oberaufsicht über die Kasse und die Verwaltung zu führen, alle eingehenden Sachen den zu ihrer Bearbeitung verpflichteten Beamten zuzuleiten und die pünktliche Erledigung aller Geschäfte zu überwachen. Endlich hätte er die mittleren und Unterbeamten, jene mit Genehmigung des Ministers, anzustellen und für die Besetzung der Stellen der höheren Beamten dem Minister Vorschläge zu machen. Wenn ungefähr in dieser Weise die Befugnisse des Generaldirektors bemessen würden, so sei anzunehmen, daß gegenüber den weitgehenden Rechten, die den Direktoren eingeräumt seien, die Einheitlichkeit und der regelmäßige Gang der Verwaltung gesichert sei.

Um ein besseres Einvernehmen zwischen der Generalverwaltung und dem Ministerium, als es bisher bestanden habe, zu erzielen, müßte der an der Spitze der Museen stehende Beamte deren Angelegenheiten selbst im Ministerium als Referent bearbeiten können. Dem Ansehen und der Bedeutung der Stelle des Generaldirektors würde es aber nicht entsprechen, wenn man etwa die Stelle in die eines vortragenden Rats im Ministerium verwandeln und ihren Inhaber mit der Verwaltung der Museen beauftragen wollte, vielmehr sei der umgekehrte Weg der richtige, die Stelle des Generaldirektors aufrechtzuerhalten und ihrem Inhaber die Stelle eines vortragenden Rats für Museumsangelegenheiten als unbesoldetes Nebenamt zu übertragen. Nur wäre es wünschenswert, dem Generaldirektor einen besonderen Justitiar beizugeben, der für den Abschluß der zahlreich vorkommenden Verträge und anderer Rechtsgeschäfte unentbehrlich erscheine. In der Stellung der übrigen Beamten brauche sich gegenüber dem Statut von 1868 und den Bestimmungen von 1878 nichts zu ändern.

Nach diesen Darlegungen sollte der Generaldirektor der Museen also zugleich Museumsreferent im Ministerium sein. Ohne Verbindung der beiden Ämter wäre Schöne schwerlich bereit gewesen, die Stelle des Generaldirektors zu übernehmen. Mußte er doch nach den Schwierigkeiten zwischen dem Mini-

sterium und dem Generaldirektor, wie sie sowohl unter Usedom wie unter dessen Vorgängern an der Tagesordnung gewesen waren, befürchten, daß es auch zwischen ihm und einem neuen Museumsreferenten zu Meinungsverschiedenheiten und Mißhelligkeiten kommen könnte. Er hatte sich deshalb schon vom Unterstaatssekretär Sydow und dem Minister Falk zusichern lassen, daß er, wenn er Generaldirektor würde, das Referat im Ministerium behielte. Falks Nachfolger Puttkamer war ebenfalls überzeugt, daß es dabei bleiben müsse. Auch die Arbeitersparnis spielte dabei eine Rolle. Die Museen brauchten nicht so viel zu fragen und brächten ihre Angelegenheiten besser vorbereitet an das Ministerium. Nützlich für den Generaldirektor sei ferner, daß er als vortragender Rat die Forderungen der Museen vor dem Landtag und dem Finanzminister zu vertreten habe. Er sei dadurch in der Lage, die Wünsche der Direktoren auf das richtige Maß zurückzuführen, im anderen Falle sei er leicht zu nachgiebig.

Nach Schönes Meinung hätte die gleiche Einrichtung auch für die Kgl. Bibliothek getroffen werden sollen, aber Althoff sei immer dagegen gewesen; er habe in der Einrichtung einen Sonderfall erblickt, jedoch mit Unrecht, denn der Generaldirektor der Staatsarchive sei zugleich Referent im Staatsministerium. Nach Althoffs Ausscheiden aus dem Ministerium ist denn auch für die Museen, die seit dem im Jahre 1905 erfolgten Abgang Schönes nicht mehr im Ministerium vertreten gewesen waren, die Einrichtung wieder aufgelebt, indem von 1911 ab der damalige Generaldirektor Bode und der Direktor der National-Galerie Ludwig Justi als Korreferenten für die Angelegenheiten der ihnen unterstellten Institute im Ministerium nebenamtlich tätig waren. Auch Schöne war seit dem Jahre 1890, in dem der bis dahin als Justitiar und Verwaltungsrat bei den Museen beschäftigte Regierungsrat Erich Müller das Museumsreferat im Ministerium übernahm, nur noch als Korreferent bei der Bearbeitung der Museumsangelegenheiten beteiligt. Nachteile haben sich daraus nicht ergeben; denn Müller, der von seiner Tätigkeit bei den Museen her in einem engen Vertrauensverhältnis zu Schöne stand, arbeitete mit ihm durchaus Hand in Hand. Wie nützlich die von Schöne so hoch bewertete Ämterverbindung auch in der Form sein kann, daß ein Ministerialrat eine dem Ministerium unterstehende Anstalt im Nebenamt leitet, habe ich selbst erfahren, da ich als Referent für das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zu gleich dessen Gesamtleiter war.

In dem an den Kronprinzen gerichteten Schreiben vom 5. Juli 1879 sprach der Minister den Gedanken aus, daß viel dafür spreche, gelegentlich der geplanten Organisationsänderung die National-Galerie der Generalverwaltung zu unterstellen. Das könne allerdings ohne Personalveränderung nicht geschehen. Denn ein Direktor, der die Galerie bisher völlig selbständig geleitet habe, werde schwerlich geneigt sein, sich einem größeren Organismus einzuordnen und sich dem Generaldirektor in der bei aller Selbständigkeit der Abteilungsdirektoren unentbehrlichen Weise unterzuordnen. Eine solche Ände-

rung sei aber möglich, wenn der Vorschlag, Schöne zum Generaldirektor der Museen zu ernennen, die Billigung des Königs fände. In diesem Fall könnte der Direktor der National-Galerie (Jordan) als vortragender Rat in das Ministerium berufen werden, um dort an Stelle von Schöne das Kunstreferat mit Ausnahme der Museumsangelegenheiten zu übernehmen. Das Schreiben schließt, eines Lobes der beiden Männer bedürfe es nicht. Schöne als der vielseitigere sei für die Stellung eines Generaldirektors besonders geeignet. Mit wie glücklicher und geschickter Hand er bereits seit einer Reihe von Monaten die Geschäfte des bisherigen Chefs der Generalverwaltung führe, sei dem Kronprinzen bekannt.

In seiner Antwort vom 8. Juli 1879 erklärte sich der Kronprinz mit den Vorschlägen einverstanden. Insbesondere müsse die Generalverwaltung, an der man im Landtag zu rütteln versucht hatte, unbedingt beibehalten werden, weil eine solche Zentralstelle unerläßlich sei, um die allgemeinen Belange der Museen wahrzunehmen und vorkommende Mißhelligkeiten in deren Auffassung und Behandlung auszugleichen. Die Befugnisse des Generaldirektors halte er für ausreichend bemessen. Er habe darin nichts gefunden, was der wünschenswerten Selbständigkeit und Verantwortlichkeit der Abteilungsdirektoren widerspräche. Der Besetzung der Stellen durch Schöne und Jordan stimmte er vollkommen zu.

Acht Tage nach der Antwort des Kronprinzen, die eine baldige glückliche Lösung aller für Schöne damals wichtigen Fragen erwarten ließ, kam es zum Abgang des ihm wohlgeneigten Ministers Falk und dessen Ersatz durch den Oberpräsidenten von Schlesien Robert von Puttkamer, der sein Amt am 31. Juli 1879 antrat. Ministerwechsel können es einem tatkräftigen Ministerialrat schwer, ja unmöglich machen, den von ihm im Einverständnis mit seinem bisherigen Chef eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Das mußte auch Schöne befürchten, zumal die Ablösung des liberalen Ministers Falk durch den hochkonservativen Puttkamer einen politischen Systemwechsel bedeutete. Glücklicherweise erwies sich seine Besorgnis als unbegründet. Durch Bericht an den König vom 11. Oktober 1879 beantragte Puttkamer die Ernennung Schönes zum Generaldirektor unter Belassung in seiner Stellung als vortragender Rat als unbesoldetem Nebenamt.

Der alte Kaiser ließ sich zunächst nicht bewegen, dem Antrage des Ministers zu entsprechen. Vielleicht war es ihm unangenehm, zur Verabschiedung seines Schützlings Usedom gedrängt worden zu sein, und er glaubte, daß Bismarck, um den Grafen auch aus seiner Stellung bei den Museen zu verdrängen, den Minister Falk gegen ihn scharf gemacht habe. Bestimmter behauptet Bode (Mein Leben I 182), der Kaiser habe seine Zustimmung zur Ernennung Schönes so lange verweigert, weil er die jahrelangen Streitigkeiten zwischen Usedom und Falk auf Schönes Streben nach der Stelle des Generaldirektors zurückgeführt habe. Unmöglich ist es nicht, daß der Kaiser Schöne als mitschuldig an der Verdrängung Usedoms aus seinem Amte ansah. Dafür konnte Usedom

selbst sehr wohl gesorgt haben. Schrieb doch Normann in seinem Briefe vom 10. November 1873, also bereits sechs Jahre vor dessen Verabschiedung, an Gustav Freytag: „Die jetzige Anwesenheit seines (Usedoms) unglückseligen Weibes in Berlin wird nicht dazu beitragen, die Sache günstiger zu gestalten — sie posaunt überall mit vollstem Aufwand ihrer mächtigen Lungen aus, was der friedliche Gatte nur leise geflüstert hatte, daß Falk eine schwarze Seele und Schöne ein schändlicher Intrigant sei.“ Von dieser Seite konnte also Schöne auch des Strebens nach der Stelle des Generaldirektors der Museen verdächtigt worden sein. Dahingestellt sei, ob Bodes weitere Behauptung zutrifft, der Kaiser habe auf dem Posten einen Kavalier von künstlerischem Sinne gewünscht und ihn daher dem Grafen Wilhelm Pourtalès angeboten, der ihn aber abgelehnt habe.

Am 1. Februar 1880 erhielt Minister Puttkamer vom Chef des Geheimen Zivilkabinetts von Wilmowski ein Schreiben, der Kronprinz habe den Bericht des Ministers vom 11. Oktober 1879 unter Erklärung seines vollen Einverständnisses dem Kaiser überreicht. Wilmowski habe die Sache wiederholt vortragen, aber stets ohne Erfolg, da der König sich nicht habe entschließen können, eine bestimmte Entscheidung zu treffen. Er müsse deshalb das Weitere dem Minister selbst anheimstellen. Dieser stand damit vor der Frage, ob er seinen Antrag zurückziehen oder persönlich versuchen solle, den Kaiser zu einer Entscheidung zu bringen. Er hat sich anscheinend doch bald entschlossen, die Sache weiter zu verfolgen. Er ließ sich eine neue Reinschrift der Ordre machen, die seinen Antrag genehmigen sollte, und steckte sie immer zu sich, wenn er sich zum Kaiser begab. Aber erst am 16. April gelang es ihm, dem Kaiser die Gründe vorzutragen, die ihn zum Festhalten an seinem Antrage vom 11. Oktober 1879 bestimmten, und die Erlaubnis zu erhalten, sie in einem neuen Bericht eingehend zu entwickeln.

In dem am 19. April 1880 erstatteten Bericht betonte der Minister, daß man den Direktoren der Museen als angesehenen Fachmännern, die auf der gleichen wissenschaftlichen Stufe stünden wie die Universitätsprofessoren, nur einen Leiter überordnen könne, der als solcher ihnen nicht bloß ebenbürtig, sondern überlegen sei, also einen Mann von hervorragender archäologischer und kunstwissenschaftlicher Durchbildung und Erfahrung und von erprobtem Verwaltungstalente. Ein solcher müsse außerdem befähigt sein, die Museen vor den Häusern des Landtags mit gediegener Sachkenntnis und parlamentarischem Geschick zu vertreten. In allen diesen Richtungen habe Schöne sich bereits vorzüglich bewährt. Seit länger als einem Jahre führe er die Geschäfte des Chefs der Generalverwaltung in ausgezeichnet sachkundiger und umsichtiger Weise. Seiner Einsicht und seinem hingebenden Eifer sei vielfach der hocherfreuliche Zuwachs in den Sammlungen zu verdanken. Er glaube ihn deshalb mit voller Zuversicht empfehlen zu dürfen, durchdrungen von der Überzeugung, daß diese Entscheidung auch von dem Landtage mit ungeteilter Zustimmung aufgenommen werden würde.

Diesen Schlußworten des vom Ministerialdirektor Greiff entworfenen Berichts fügte Puttkamer hinzu: „während ich auf der anderen Seite die Besorgnis nicht zu unterdrücken vermag, daß eine länger dauernde Hinausschiebung dieser Angelegenheit oder eine Lösung in einer Richtung, die die Stellung des Generaldirektors ihres notwendig vorwiegend fachmännischen Charakters zu entkleiden geeignet wäre, in den leitenden Kreisen des Abgeordnetenhauses nicht als ein Fortschritt begrüßt werden würde.“ Diesen Zusatz mußte man, wenn der Kaiser wirklich, wie Bode behauptet, die Absicht gehabt haben sollte, die Stelle des Generaldirektors wieder mit einem Hofmanne zu besetzen, dem Minister Puttkamer als ein Verdienst um die Museen um so höher anrechnen, als man von einem konservativen Minister, der dem Parlamentarismus sicher nicht besonders hold war, alles andere hätte erwarten können, als daß er es wagen würde, seinem streng auf die Rechte der Krone achtenden König gegenüber den Landtag und noch dazu das Abgeordnetenhaus auszuspielen. Seine kühne Tat läßt darauf schließen, daß es Schöne gelungen war, ihn von der Notwendigkeit, die Stelle des Generaldirektors einem Fachmanne zu übertragen, zu überzeugen. Demgegenüber ist es sonderbar, wenn Bode im Anschluß an seine Bemerkung, der Kaiser habe die Stelle zunächst dem Grafen Pourtalès angeboten, sagt: „Die Erfahrung eines Menschenalters hat gezeigt, daß Kaiser Wilhelm die richtige Empfindung hatte.“ Wäre es wirklich besser gewesen, wenn der Kaiser an Stelle von Schöne einen Hofmann zum Leiter der Museen ernannt hätte? Es ist auch sehr zu bezweifeln, ob Bode im Sinne Schönes spricht, wenn er fortfährt: „Sowohl Richard Schöne wie ich mußten zur Erkenntnis kommen, daß die Stellung des Generaldirektors der Berliner Museen einen Mann verlangt, der schon durch seine Geburt dem Hof und besonders dem König nahesteht und dadurch wie durch sein Ansehen und Vermögen dem vorgesetzten Kultusminister gegenüber seine Ansichten und Entschlüsse mit Erfolg geltend zu machen und durchzusetzen imstande ist.“ Gerade Schöne, von dem Normann am 23. Januar 1873 an Gustav Freytag schrieb: „Im übrigen gefällt Schöne (dem Kronprinzen und seiner Gattin) außerordentlich gut“, ist der beste Beweis dafür, daß auch ein Mann, der nicht von Geburt dem Hofe nahesteht, sich das Vertrauen seines Fürsten, in diesem Falle des Kaisers Friedrich, erwerben und sich auch dem Kultus- und dem Finanzminister gegenüber durchsetzen konnte. Andererseits fragt es sich, ob er, wenn er ein geborener Hofmann gewesen wäre, schon allein dadurch zu dem Nachfolger des Kaisers Friedrich, der leider für ihn wie für die Museen viel zu früh starb, das gleiche gute Verhältnis gewonnen hätte. Auch Hofleute sind nicht, ja sie vielleicht am wenigsten, davor sicher, daß sie ihre Vertrauensstellung durch einen Thronwechsel verlieren. Jedenfalls hat der alte Kaiser, wenn auch vielleicht nicht „die richtige Empfindung“, so doch, wie die Zukunft lehren sollte, die richtige Einsicht gehabt, als er sich durch die von Puttkamer angeführten Gründe bestimmen ließ, für Schöne die Bestallung als Generaldirektor der Kgl. Museen am 24. April 1880 zu vollziehen.

Dritter Teil

SCHÖNE ALS GENERALDIREKTOR DER KÖNIGLICHEN MUSEEN IN BERLIN

Erster Abschnitt

DIE ACHTZIGER JAHRE

1. Die ersten Jahre

Die Schöne übernahm die Verwaltung des Museums als Leiterin. Sie war nicht ohne die nötige Erfahrung, denn sie hatte schon in der Zeit, als sie in Berlin war, die Verwaltung des Museums in der Provinz geleitet. Sie war eine Frau von Energie und Entschlossenheit, die sich nicht von Schwierigkeiten lassen ließ. Sie war eine Frau, die die Verwaltung des Museums in der Provinz geleitet hatte, und die nun in Berlin die Verwaltung des Museums übernahm. Sie war eine Frau, die die Verwaltung des Museums in der Provinz geleitet hatte, und die nun in Berlin die Verwaltung des Museums übernahm. Sie war eine Frau, die die Verwaltung des Museums in der Provinz geleitet hatte, und die nun in Berlin die Verwaltung des Museums übernahm.

2. Die ersten Jahre

VERWALTUNGSARBEIT

Mit der Ernennung Schönes zum Generaldirektor verlegte sich zwar der Schwerpunkt seiner Tätigkeit (nicht nur äußerlich) vom Kultusministerium Unter den Linden nach den Museen am Lustgarten. Sein Arbeitsplatz im Ministerium blieb ihm aber erhalten und wurde weiter täglich von ihm auf dem Weg zum Museum (den er quer durch den Tiergarten Jahrzehnte hindurch stets zu Fuß zurücklegte) aufgesucht, weil er auch nach seinem mit der Ernennung zum Generaldirektor verbundenen Ausscheiden aus dem allgemeinen Kunstreferat die Bearbeitung der Museumsangelegenheiten als Ministerialreferent beibehielt. Die Geschäfte des Kunstreferats übernahm im übrigen der Direktor der National-Galerie Max Jordan, der unter Belassung in seinem Hauptamt zunächst als Hilfsarbeiter ins Kultusministerium berufen und im September 1880 dort endgültig zum Vortragenden Rat ernannt wurde. Die, wie erwähnt, von Falk befürwortete Unterstellung der National-Galerie unter die Generalverwaltung der Museen blieb einem späteren Zeitpunkt vorbehalten.

Anteil an Kunstfragen

Für Schöne bedeutete die Niederlegung des Kunstreferates wohl eine Lockerung, nicht aber die völlige Lösung seiner Beziehungen zur lebenden Kunst. Er nahm auch weiter Anteil an ihrer Entwicklung und hielt an den Freundschaften fest, die ihn im Laufe der siebziger Jahre mit bildenden Künstlern und mit Musikern wie Joachim und Heinrich von Herzogenberg verbunden hatten. Im Ministerium stand er in enger Fühlung mit seinem Freunde und Nachfolger Jordan. Wie dieser, so zogen ihn der Abteilungsdirektor, der Unterstaatssekretär und der Minister auch weiterhin in wichtigen Kunstangelegenheiten zu Rate. Auch an den Arbeiten von Ausschüssen blieb er weiter beteiligt. Bezeichnend für den Wert, den man auf seine Mitarbeit legte, ist, daß Ende 1880, als er infolge eines Unfalls wochenlang ans Haus gebunden war, der Kronprinz bestimmte, daß eine Sitzung der Kommission für den Bau der Fürstengruft (Campo santo), die er selbst zu leiten beabsichtigte, in Schönes Wohnung stattfinden solle. Weihnachten 1883 erhielt Schöne nach

Vollendung des Zeughaus-Umbaus den Roten Adlerorden. Der Kriegsminister hatte die Auszeichnung beantragt wegen der „vollen Hingabe und Aufopferung“ Schönes und seiner Verdienste bei der Einrichtung und Ausschmückung der sogenannten Ruhmeshalle. In späteren Jahren sicherte sich auch die Reichsregierung seine Mitwirkung, indem sie ihn in die Kommission für die Ausschmückung des Reichstagsgebäudes berief und ihn bei der Herausgabe des Werkes über die Sixtinische Kapelle beteiligte.

Das Universitätsreferat und Althoff

Zu den alten Aufgaben kam bald noch eine schwierige und verantwortungsvolle hinzu. Am 18. Mai 1882 starb der Bearbeiter der persönlichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten der Universitäten Geheimrat Göppert. Schöne ist mit ihm nah befreundet gewesen und hat ihn sehr geschätzt. Nach seinem allzu frühen Tod (im Alter von vierundvierzig Jahren) übernahm Schöne im Ministerium vertretungsweise dessen Geschäfte. Als er diese nach fünf Monaten infolge der Berufung Althoffs zum Nachfolger Göpperts niederlegte, sagte Minister Gossler in dem Bericht (mit dem er beim König die Verleihung eines Ordens beantragte), daß er ihm die einstweilige Verwaltung des Universitätsreferats übertragen habe, weil kein anderer der dem Ministerium angehörigen Räte in gleichem Maße dazu geeignet erschienen sei. Schöne habe das ihm geschenkte Vertrauen gerechtfertigt durch Verständnis für die besonderen Aufgaben wie durch geordnete, rasche und sachgemäße Führung der Geschäfte. Angesichts dieser Begründung einer hohen Auszeichnung fragt man sich, weshalb Gossler nicht Schöne, der sowohl Göppert wie schon dessen Vorgänger Olshausen wiederholt vertreten hatte, zum Universitätsreferenten gemacht hat, ferner ob Schöne selbst es wohl zu werden gewünscht hätte und, wenn er es geworden, auf welche Ziele sein Wirken gerichtet gewesen sein würde.

Zweifellos war ein bestimmender Grund für Gossler, Schöne das Universitätsreferat nicht für dauernd zu übertragen, daß er froh war, ihn an der Spitze der Museen und im besten Einvernehmen mit deren Protektor, dem Kronprinzen, zu wissen. Und es wäre für ihn ja auch viel schwieriger gewesen, eine geeignete Persönlichkeit für diese Stelle zu finden als für die des Universitätsreferenten. Vielleicht wünschte er sich als solchen in erster Linie einen Juristen. Sein allerdings vergeblicher Versuch, den Professor Adolf Wach in Leipzig dafür zu gewinnen, spricht dafür.

Selbst Universitätsreferent zu werden, hat sich Schöne wohl nicht gewünscht. Schon das Gefühl der Verpflichtung, die Neugestaltung der Museen, die er eingeleitet hatte, auch durchzuführen, wird ihn davon abgehalten haben. Aber der Gedanke, wieviel breiter als bei den Museen er als Universitätsreferent wirken könnte, hat ihn sicherlich beschäftigt. War er doch durchdrungen von der

Überzeugung, daß zu einer Zeit, da in Deutschland die außenpolitischen Erfolge, die zunehmende Industrialisierung und die dadurch bewirkte Zunahme äußerer Güter eine veräußerlichte Gesinnung und Genußsucht im Gefolge hatten, das Kultusministerium vor allem dafür zu sorgen habe, unsere inneren Besitztümer zu wahren und zu mehren. Die Frage, was dabei vor allem die Universität zu leisten hätte, lag ihm deshalb sehr am Herzen. Als Idealbild des Hochschullehrers dachte er sich einen Mann, der sein Fach gründlich beherrscht, ihm aber nicht enge Grenzen steckt, sondern stets seinen Zusammenhang mit anderen Geistesgebieten im Auge hat, einen Mann, der Forscherarbeit leistet, aber auch mit ganzer Seele Lehrer ist, innerlich frei, in Urteil und Lehre durch keinerlei irdische Rücksichten bestimmbar. Wissenschaft ohne philosophischen Grundzug war für Schöne nicht denkbar. Mit Sorge sah er, daß sie diesen inneren Halt zu verlieren und sich mehr und mehr auf rein fachlichen Betrieb zu beschränken schien. Der wissenschaftlichen Arbeit an den Universitäten wünschte er vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit, wie für die Professoren so auch für die Dozenten und Studenten. Druck von oben, sei es vom Ministerium auf die Lehrer, sei es von diesen auf den Nachwuchs, war ihm zuwider. Er konnte sich in diesem Punkte scharfe Kritik erlauben. Denn in seinem eigenen Bereiche, dem der Museen, gewährte er seinen Mitarbeitern, den alten wie den jungen, weitgehende Freiheit, überzeugt, daß namentlich die Jungen sich nur dadurch, daß man ihnen viel zutraue, zu selbständigen Persönlichkeiten entwickeln könnten.

Den Mangel an solchen Persönlichkeiten im öffentlichen Leben seiner Zeit hat Schöne oft beklagt. Er sah, daß ihre Zahl auch unter den Universitätsprofessoren mehr und mehr abnahm. Diesem Schwinden aufrechten Bekenntertums zu steuern, hätte er, wenn er Universitätsreferent geworden wäre, für wichtiger gehalten als alle äußerliche Verbesserung. Selbstverständlich hätte er sich auch um diese und nicht minder um Erhaltung und Steigerung ihrer wissenschaftlichen Höhe bemüht, und das mit Umsicht und Zähigkeit. In der Wahl seiner Mittel wäre er allerdings kritischer gewesen als der Mann, der den Ruf genießt, der erfolgreichste Förderer der preußischen Hochschulen seit Wilhelm von Humboldt gewesen zu sein, Friedrich Althoff^{*)}. Denn während dieser unter Umständen skrupel- und rücksichtslos verfuhr, legte Schöne unbedingt Wert auf Lauterkeit und Schonung begründeter Ansprüche anderer. Sachliche Ziele auf geradem Wege mit lauterem Mitteln zu erreichen, war sein Grundsatz. Um solcher Ziele willen mehr Macht und Einfluß zu erstreben, als er kraft seines Amtes, seiner Leistung und Persönlichkeit besaß, war nicht seine Art. Unsachliche Mittel dafür angewendet zu sehen, erregte seinen Unmut. So gesinnt mußte er die krummen und bedenklichen Wege, die ihm Althoff oft einzuschla-

^{*)} Vgl. Georg Schreiber, Friedrich Althoff und die deutsche Wissenschaftspolitik, in: Aus der deutschen Forschung der letzten Dezennien. Festschrift für Dr. Ernst Telschow, Stuttgart 1956, S. 15—22.

gen schien, mißbilligen und mit der Zeit mit dem robusten und verschlagenen Kollegen, dessen Arbeitsgebiet sich mit dem seinigen vielfach eng berührte, in scharfen Gegensatz geraten.

Baupläne für die Museumsinsel

Die dringendste Aufgabe bei den Museen war die Behebung der Raumnot, die in den Sammlungen bereits lange bestand und neuerdings durch die Funde aus Olympia und Pergamon verschärft war. Ihr abzuhelfen, waren schon 1873 und 1875 Mittel bereitgestellt worden. Die damals geplante Gipsgalerie kam aber nicht zustande, weil die Überführung der Stadtbahn über die Museumsinsel und andere Umstände die Sachlage vollkommen veränderten. Das gleiche Schicksal erlitt der 1875 von Baurat Orth ausgearbeitete Plan, der eine Überbauung des Packhofs und der Stadtbahn mit einer großen Treppe vorsah. Der Vorschlag, der nur einen Notbehelf darstellte, fand zwar viel Beifall, auch bei dem Kronprinzen und dem Kultusminister Falk. Er wäre aber, auch wenn die Technische Baudeputation ihn nicht abgelehnt hätte, schwerlich verwirklicht worden, weil bald danach die Befreiung der Museumsinsel von dem Packhof in Sicht kam. Die Möglichkeiten, die sich hierdurch für die Erweiterung der Museen ergaben, waren nicht nur diesen selbst willkommen, sie reizten auch die Baukünstler, sich mit der Frage der Bebauung der Insel zu beschäftigen. Im Verein der Berliner Architekten kam es zu dem Plan, die Errichtung von Museumsgebäuden auf der Insel als Aufgabe für den Schinkelpreis 1881 auszuschreiben. Anreger scheint Baurat Adler gewesen zu sein, der mit Curtius die Ausgrabungen in Olympia geleitet hatte. Er war es, der sich an Schöne mit der Bitte wandte, ihn die Ansicht der Museumsverwaltung über die Art der Bebauung der Museumsinsel als Unterlage für das Preisausschreiben wissen zu lassen.

Schöne machte hiervon in der Direktorenkonferenz vom 2. November 1880 Mitteilung und ersuchte die Abteilungsleiter um Vorschläge für die nächste Sitzung. In dieser Sitzung (4. November) führte er aus, daß für die Erweiterung der Museen zwei Möglichkeiten bestünden: entweder könne man ein sämtliche antiken Bildwerke, Originale und Abgüsse sowie das Antiquarium umfassendes Museum vorsehen und die Renaissanceskulpturen, Originale und Abgüsse in ihren jetzigen Räumen und in den übrigen des Erdgeschosses des Alten Museums aufstellen; oder man könne einen Anbau an das Neue Museum für die pergamenischen Funde planen, der auch die Abgüsse der olympischen und sonstigen Antiken aufzunehmen hätte, während die übrigen antiken Bildwerke im Erdgeschoß des Alten Museums zu belassen wären. In diesem Falle wäre für die Originale und Abgüsse der Renaissance ein Neubau erforderlich, in dem auch Räume für eine spätere Aufnahme der Gemäldegalerie vorzusehen wären.

Von den beiden Möglichkeiten fand nur die zweite bei den Direktoren Anklang. Julius Meyer führte aus, daß über kurz oder lang doch eine neue Gemäldegalerie oder eigentlich ein Renaissancemuseum erbaut werden müsse, während Conze einen Neubau für Pergamon und Olympia als unerläßlich bezeichnete und den Gedanken willkommen hieß, das ganze Alte Museum der Antike zu überlassen. Auf die Frage Schönes, ob sämtliche Sammlungen der Kunst und des Altertums auf der Museumsinsel vereint bleiben sollten, erklärten sich alle mit Ausnahme von Bode dafür. Als Ergebnis stellte Schöne fest: 1. daß neben dem Neuen Museum ein Neubau für Pergamon und Olympia und zur Erweiterung der Sammlung der Gipsabgüsse zu errichten sei, 2. daß für die Kunst der Renaissance ein Neubau nördlich der Stadtbahn zu schaffen und die beiden vorhandenen Museen vorzugsweise der Antike zu überlassen seien, und 3. daß das ganze Obergeschoß des Neuen Museums dem Kupferstichkabinett und vielleicht der Bibliothek, das untere Stockwerk der Ägyptischen Abteilung und den asiatischen Skulpturen überlassen werde. Der dann noch von Schöne aufgestellte Grundsatz, nach dem möglichst eine Zusammenlegung der einzelnen Gruppen in zwei Abteilungen, antike Kunst und christliche Kunst, anzustreben sei, wurde einstimmig angenommen.

Vergleicht man diese Beschlüsse mit der Darstellung, die Bode (Mein Leben, I 189 f.) von der Entwicklung des Planes für die Bebauung der Museumsinsel gibt, so zeigt sich, daß er im Widerspruch zu den Tatsachen bemüht ist, sein eigenes Verdienst um das Zustandekommen des Renaissancemuseums zu vergrößern. Unrichtig ist es schon, wenn er sagt, daß auf seine Anregung hin sich die Konferenz „nach wiederholten langen Sitzungen in den Jahren 1880 und 1881 schließlich einstimmig auf einen Neubau für die nachantike Kunst und Einrichtung des Alten und Neuen Museums für die antike Kunst“ geeinigt habe. Als geradezu unwahr aber erweist sich seine Behauptung (a. a. O. 190), daß Schöne „trotz der abweichenden Ansicht sämtlicher Direktoren“ felsenfest davon überzeugt gewesen sei, „daß die hohe Kunst zusammen bleiben müsse“, und daß man sich, da er die Direktoren nicht zu seiner Ansicht habe bekehren können, zu einem großen Konkurrenzausschreiben für die Museumsbauten entschlossen habe. Wenn Bode, der in der Konferenz vom 4. November 1880 die Frage, ob sämtliche Sammlungen der Kunst und des Altertums auf der Museumsinsel vereint bleiben sollten, als einziger verneint hat, an der angeführten Stelle sagt, daß er als Bauplatz für das Renaissancemuseum das Grundstück der alten Porzellanmanufaktur gegenüber dem damals im Bau begriffenen Kunstgewerbemuseum befürwortet habe, so scheint er sich später doch zur Ansicht Schönes und der seiner Kollegen bekehrt zu haben. Denn am 3. August 1900, also Jahrzehnte bevor er sein Buch „Mein Leben“ verfaßte, schrieb er an Schöne: „Die Staatsmuseen bilden nun einmal die große Anziehung für alle Welt, auch für die Künstler und Kunstliebhaber! Selbst das Kunstgewerbemuseum und das Völkermuseum würden weit mehr besucht sein, wenn sie unmittelbar neben den alten Museen lägen.“

Um die Zeit, da sich Adler wegen des Schinkelpreises für 1881 an Schöne wandte, erwog man auch schon im Kultusministerium den Gedanken, die Lösung der schwierigen Aufgabe, die das Erweiterungsbedürfnis der Museen stellte, durch Veranstaltung eines Wettbewerbs, und zwar eines engeren, anzubahnen. Man konnte aber die dafür heranzuziehenden Architekten nicht eher bestimmen, als bis die Errichtung einer neuen Packhofanlage und damit die Räumung der Museumsinsel gesichert war. Für die Gesetzesvorlage wünschte der Finanzminister Bitter, der den Museen freundlich gegenüberstand, Ausführungen, die begründeten, warum die Erweiterung notwendig und die Museumsinsel dafür der geeignete Platz wäre. Schöne verfaßte eine Denkschrift, der er das in der Konferenz vom 4. November erzielte Ergebnis zugrunde legte. Außer dem Raumbedürfnis betonte er die Notwendigkeit, auch für die Erweiterung der National-Galerie ein Gebäude zu schaffen, das insbesondere für ihre wechselnden Ausstellungen und zugleich für die der Akademie zu dienen hätte. Diesen Ausführungen fügte der Vortragende Rat für Bausachen im Kultusministerium, Geheimrat Spieker, technische Erläuterungen bei, in denen er an Hand zweier von ihm entworfenen Lagepläne darlegte, wie der gesamte Raumbedarf auf der Museumsinsel nach Beseitigung des Packhofes befriedigt werden könnte. Die Baukosten schätzte er auf zwölf bis dreizehn Millionen Mark. Der Finanzminister war mit der Denkschrift zufrieden und erklärte sich nach einem Schriftwechsel über die Beschaffung der für den geplanten engeren Wettbewerb erforderlichen Mittel damit einverstanden, daß dafür die rund 20 000 Mark verwendet würden, die von den im Staatshaushalt für 1876 bereitgestellten Mitteln „zu Vorarbeiten für ein Projekt zur Bebauung des nördlichen Teils der Museumsinsel“ noch übrig waren. Der Kultusminister erbat nunmehr unter Vorlage der Denkschrift die Zustimmung des Kronprinzen und des Kaisers zur Veranstaltung des Wettbewerbs und beauftragte die Generalverwaltung und den Direktor der National-Galerie, Programme dafür aufzustellen. Außerdem ersuchte er den Senat der Akademie der Künste um einen Vorschlag für ein Ausstellungsgebäude. Das Programm, das Schöne auf Grund der Vorschläge der Direktoren aufstellte, war so gehalten, daß es als Unterlage für den Wettbewerb dienen konnte. Seine Fassung aber machte, ehe es zum Preisausschreiben kam, noch mehrere Entwicklungsstufen durch, in denen es zuerst Schöne selbst, dann die dazu gehörte Akademie des Bauwesens umarbeitete, bis schließlich Schöne und Spieker ihm die endgültige Form gaben.

Mittlerweile hatte die dem Landtag unterbreitete Vorlage wegen der Verlegung des Packhofes Gesetzeskraft erlangt. Dem Wettbewerb stand also nichts mehr im Wege. Es kam aber nicht dazu, denn in der Baufachpresse wurde jetzt der Wunsch laut, statt des beabsichtigten engeren Preisausschreibens ein allgemeines zu veranstalten. Da das Verlangen im Ministerium, besonders bei Spieker, Unterstützung fand, gab der Minister nach und schrieb, nachdem er sich des Einverständnisses des Kronprinzen und des Kaisers versichert hatte, am 12. Juli 1883 den allgemeinen Wettbewerb aus. Zweck war, Vorschläge für

Zahl, Art und Lage der auf der Museumsinsel zu errichtenden Gebäude zu erhalten. Erst wenn dies gelungen, sollte die eigentliche Bauplanung erfolgen, gegebenenfalls nach Veranstaltung eines engeren Ausschreibens. Ausführliche Entwürfe für die einzelnen Bauten wurden also zunächst nicht verlangt. Es war vielmehr den Bewerbern überlassen, die raumbedürftigen Sammlungen, sei es in neuen Gebäuden, sei es in den dadurch freiwerdenden Räumen unterzubringen. Eine Einschränkung lag für sie nur darin, daß nicht ein einzelnes großes Gebäude gefordert war, sondern mehrere Bauten, die für den dienstlichen Verkehr untereinander und mit den vorhandenen verbunden sein sollten. Nicht verlangt waren Räume für die National-Galerie und die Ausstellungen. Man hatte davon abgesehen, weil man sich inzwischen klar geworden war, daß dafür der auf der Insel vorhandene Platz nicht ausreichen würde. Auch die Frage der Architekturabgüsse war nur durch die Forderung von zwei großen glasüberdeckten Höfen für griechische und römische Bauteile und Großbildwerke berührt. Der Gedanke, darüber hinaus Räume für weitere Dinge der gleichen Art vorzusehen, hatte bei den Direktoren wenig Anklang gefunden. Nach ihrer Meinung war dafür ein besonderer Bau in einer mehr Raum bietenden Gegend am Rande der Stadt ins Auge zu fassen.

Die Aufgabe, die man den Bewerbern stellte, war sehr reizvoll, aber auch ungemein schwierig. Das lag zum Teil an der Aufgabe selbst, die mehr Geschick für Raumbeschaffung und -verteilung als für Raumgestaltung verlangte. Im einzelnen erschwerten ihre Lösung die mannigfaltigen, ineinandergreifenden Bedürfnisse der verschiedenen Sammlungen, der Anschluß an die vorhandenen, voraussichtlich keine Änderungen zulassenden Gebäude und nicht zuletzt die eigenartige Grundform des von der Stadtbahn durchschnittenen Bauplatzes. Diese Erschwernisse mögen mit dazu beigetragen haben, daß die Beteiligung an dem Wettbewerb, für den vier Preise zu je 5000 Mark ausgesetzt und Ankäufe von weiteren, durch die Preisrichter empfohlenen Entwürfen zu je 1500 Mark in Aussicht gestellt waren, nicht so stark war, wie man wohl erwartet hatte. Bis zum vorgeschriebenen Zeitpunkt, dem 1. Februar 1884, liefen immerhin 52 Entwürfe ein. Auf Grund ihrer Prüfung konnte das Preisgericht vier Bewerber für die Preise und sechs weitere für den Ankauf ihrer Entwürfe empfehlen.

Bode (Mein Leben II 15) sagt über dieses Ergebnis: „Die Lösungen in den 52 zur Konkurrenz eingelieferten Plänen hatten sich nur zum Teil an die von uns aufgestellten Grundlagen gehalten, und gerade diese waren nüchtern und unbefriedigend. . . . Im übrigen verlief diese in großartiger Weise inszenierte Museumsbaukonkurrenz genau so resultatlos wie die Konferenzen über das Gipstränkungsverfahren und wie die langjährige Vorbereitung eines Riesengipsmuseums für Architektur und Skulptur: allen diesen Plänen fehlte die gesunde sachliche Basis.“ Wie unbedacht diese abfällige Äußerung von Bode hingeschrieben ist, braucht für die Bemühungen um die Gewinnung eines geeigneten Gipstränkungsverfahrens nach dem oben Gesagten nicht dargelegt zu

werden. Auch dem Plan eines Gipsmuseums für Architektur und Skulptur kann man angesichts des entsprechenden, großartigen Museums in Paris eine „gesunde sachliche Basis“ nicht gut absprechen, wenn auch vielleicht zu der Zeit, da Bode seine Erinnerungen niederschrieb, die Notwendigkeit der Beschaffung von Architekturabgüssen nicht mehr so stark empfunden wurde wie zuvor. Vollends unberechtigt ist seine Behauptung, daß der Wettbewerb ergebnislos verlaufen sei und der gesunden sachlichen Grundlage entbehrt habe. Er vergißt und erkennt dabei, daß man von dem Ausschreiben nicht mehr erwartete als veranschaulichte Vorschläge, wie die in dem Programm angegebenen Raumbedürfnisse der einzelnen Sammlungen auf der Museumsinsel am zweckmäßigsten befriedigt werden könnten. Wollte Bode an diesem Vorhaben Kritik üben, so hätte er sagen können, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn man, statt einen Ideenwettbewerb auszuschreiben, sich innerhalb der Museumsverwaltung und des Ministeriums zunächst selbst über die notwendigen Bauten schlüssig geworden wäre, wie es ja durch die Konferenz vom 4. November bereits vorbereitet war, und dann die Baukünstler vor bestimmte, fest umrissene Aufgaben gestellt hätte. Man wäre dadurch vielleicht eher zum Ziele gekommen als durch den Wettbewerb. Aber so etwas sagt sich hinterher leichter als zu der Zeit, da die Art der Bebauung der Museumsinsel noch eine offene Frage war.

Über das Ergebnis des Wettbewerbs dachte das Preisrichterkollegium jedenfalls im Jahre 1884 wesentlich anders als Bode im Jahre 1930. Sein Vorsitzender sagte darüber in dem von ihm am 9. Januar 1885 dem Kultusminister erstatteten Endbericht, die Konkurrenz sei von Anfang an gewissermaßen nur als eine Generalprobe auf das Bauprogramm betrachtet worden; und daß dieses jetzt in einer bedeutend durchsichtigeren Fassung vorliege, verdiene hervorgehoben zu werden. Danach sei an der Forderung einzelner selbständiger Gebäude festzuhalten. Eine Überbauung der Stadtbahn sei nicht zu empfehlen, höchstens eine Überbrückung. Für das sogenannte Renaissance-museum sei der auch in den meisten Entwürfen gewählte Platz an der Nordspitze der Insel nach wie vor der gegebene, für die Antikensammlungen der Platz südlich der Stadtbahn. Die antiken Originale seien von den Abgüssen zu trennen und für diese sei mit Einschluß der olympischen Funde ein möglichst einfaches Gebäude zu fordern. Zur Aufstellung des Altars von Pergamon äußerte sich der Bericht dahin, daß von einer Wiederaufrichtung des ganzen Altars abzusehen sei. Offen gelassen blieb die Frage, ob man nach dem Vorschlage von Schöne von dem Gesamtbau des Altars nur das vordere Drittel, den Sockel mit dem Friesen aber ganz aufbauen und darüber einen Saal für die Aufstellung anderer pergamenischer Altartümer vorsehen oder nach dem Vorschlage von Conze zwar das vordere Drittel des Altars aufbauen, die übrigen Friesskulpturen aber in einem über der Altarterrasse zu errichtenden, über die Altartreppe zu erreichenden Saal ohne strenge Rücksicht auf ihre ursprüngliche Reihenfolge im Friesen aufstellen solle. Für Schönes Vorschlag war günstig, daß es um dieselbe Zeit Puchstein gelang, den ursprünglichen Zusammenhang des Frieses herzustellen.

Um auf Grund der Ergebnisse, die von dem Wettbewerb zu erwarten waren, die Entwürfe für die Neubauten in Gang bringen zu können, hatte der Kultusminister die Einstellung von 50 000 Mark in den Staatshaushalt für 1884 beantragt und beim Finanzminister erreicht. Es war das dieselbe Haushaltsstelle, die die Forderung von zwei Millionen Mark zum Ankauf alter Gemälde und Bildwerke des christlichen Zeitalters und von weiteren zwei Millionen Mark für den Ankauf der beiden am rechten Spreeufer beim Garten des Schlosses Monbijou belegenen Aktienspeichergrundstücke für Zwecke der Unterrichts- und Kunstverwaltung enthielt. Für die Erwerbung dieser Grundstücke, die zum Teil auch zur Erweiterung der Museen dienen sollte, hatte sich der Kronprinz schon 1881 erwärmt und den Minister des Königlichen Hauses zu ihrem Ankauf aus dem Kronfideikommiß zu bewegen gesucht. Während er damals keinen Erfolg hatte, scheint im Jahre 1883 seine Befürwortung den anfänglich stark widerstrebenden Finanzminister mitbestimmt zu haben, die zwei Millionen Mark in den Haushaltsplan für 1884 einzustellen. Die Teilnahme des Kronprinzen an dem Ankauf ging so weit, daß er durch seinen Kabinettsrat von Sommerfeld Schöne am 15. Januar 1884 bitten ließ, ihn über das Wann und Wo einer nochmaligen Einwirkung auf den Landtag aufmerksam zu machen, und sogar daran dachte, bei Besichtigung des Speichergrundstückes durch den Haushaltsausschuß des Abgeordnetenhauses „zufällig“ anwesend zu sein. Seine Unterstützung war der Regierung um so willkommener, als sie der Annahme ihrer Forderung durchaus nicht sicher war. Im Zentrum gönnte man der Stadt Berlin nicht die Bereicherung durch Kunstbauten, deren Kosten zum größten Teil durch die Steuerzahler des ganzen Landes zu bestreiten waren, und der überwiegende Teil der Konservativen scheute davor zurück, durch Bewilligung der Mittel für den Ankauf der Speichergrundstücke und für die Planung der Museumsbauten den ersten Schritt zu tun zu einer womöglich ins Ungemessene steigenden Ausgabe. Die Bedenken namentlich der Konservativen zu beschwichtigen, war der Hauptzweck der Rede, die Schöne als Regierungskommissar in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 11. Februar 1884 hielt und mit der Bemerkung schloß, daß beabsichtigt sei, die Erweiterung der Museen schrittweise und nach Maßgabe der jeweiligen Finanzlage in Angriff zu nehmen. Die beiden Forderungen wurden denn auch bewilligt. Nachdem dann der Wettbewerb entschieden war und das Preisgericht seine daraus gezogenen Schlüsse dem Kultusminister vorgelegt hatte, begann Spieker, sich mit der Anfertigung von Entwurfsskizzen zu beschäftigen. Sie sollten bei dem Vortrage, den der Minister dem Kronprinzen zu halten gedachte, die Möglichkeiten veranschaulichen, die sich aus dem Wettbewerb für die Feststellung des endgültigen Bauvorhabens ergeben hatten. Die Arbeit an diesen Entwürfen zog sich so lange hin, daß der Vortrag bei dem Kronprinzen erst am 24. Juli 1886 stattfinden konnte. Danach verging über neuen Erwägungen und Planungen wieder mehr als ein Jahr, und das Ergebnis war schließlich die Einsicht, daß zwar die Nordspitze der Museumsinsel für das Renaissance-museum zur Not ausreiche, daß aber der Platz südlich der Stadt-

bahn für die dort unterzubringenden Sammlungen, Verwaltungsräume und Dienstwohnungen zu eng sei. Danach konnte das Bauprogramm, das dem Wettbewerb zugrunde gelegen hatte, nicht aufrechterhalten werden, ein neues mußte an seine Stelle treten.

BEDEUTENDE ERWERBUNGEN

Mittlerweile war ein Teil der Raumnot der Museen behoben worden, einmal durch den Umbau der Gemäldegalerie, der 1884 zum Abschluß kam, zum anderen durch den 1886 vollendeten Neubau des Museums für Völkerkunde. Durch die Übersiedlung der völkerkundlichen Sammlungen in das neue Gebäude wurden die bisher von ihnen eingenommenen Räume für die Ägyptische Abteilung und für die Abteilung der Bildwerke des christlichen Zeitalters verfügbar. Räumlich beengt blieben die in den Altbauten verbleibenden Abteilungen auch so noch. Aber ihre Leiter ließen sich dadurch nicht abhalten, die ihnen durch die Bestimmungen vom 13. November 1878 gewährte Freiheit und Selbständigkeit zur Erweiterung der Sammlungen nach Kräften auszunutzen. Schöne nahm an diesen Bestrebungen teil, beschaffte, wo es nötig war, außerordentliche Mittel und setzte sich bei wichtigen Unternehmungen selbst tatkräftig ein. Seine Fürsorge war dabei allen Abteilungen in gleichem Maße zugewandt. Zu seinen Vorschlägen für die alljährliche Verteilung der laufenden Mittel für Erwerbungen und Inventarbeschaffung und -erhaltung auf die einzelnen Abteilungen hörte er jedesmal die Direktorenkonferenz, und nur mit ihrer Zustimmung bewilligte er Gelder für besondere Anschaffungen aus dem Reservefonds. Die Direktoren hatten gegen seine wohlerwogenen, ihren Bedürfnissen nach Möglichkeit Rechnung tragenden Vorschlägen im allgemeinen so wenig einzuwenden, daß, wie Bode (Mein Leben I 166 f.) mitteilt, ihre Zustimmung mit der Zeit zur reinen Formsache wurde.

Als die Vollendung des Gebäudes für das Völkerkundemuseum in Sicht kam und dessen überaus rühriger Direktor Bastian bestrebt war, seine Sammlungen dem zu erwartenden Zuwachs an Raum entsprechend zu vermehren, stellte sich heraus, daß die dafür erforderlichen Mittel dem allgemeinen Erwerbungs fonds nicht ohne Schädigung der anderen Abteilungen entnommen werden konnten. Schöne suchte deshalb von 1883 ab einen eigenen Erwerbungs fonds für die Völkerkunde zu beschaffen; er hatte damit zwar Jahre hindurch kein Glück, erreichte aber, indem er seinen Antrag ständig wiederholte, daß von 1889 ab jedes Jahr im Staatshaushalt gesondert 60 000 Mark bereitgestellt und schließlich seit 1898/99 die allgemeinen Ankaufsmittel um denselben Betrag erhöht wurden, von denen 50 000 Mark für die völkerkundliche Sammlung und 10 000 Mark für die vorgeschichtliche bestimmt waren.

Die Sammlung Hamilton

Eine erste bedeutende Erwerbung betraf die Handschriftensammlung des Herzogs von Hamilton für das Kupferstichkabinett. Die Sammlung umfaßte etwa 750 lateinische, griechische, hebräische, persische, koptische, arabische, italienische, spanische, französische, englische und auch etliche deutsche Handschriften aus dem 6. bis 18. Jahrhundert. Darunter befanden sich etwa hundert Codices mit Miniaturen und etwa ebenso viele mit wundervoller Schrift der italienischen Schreibschulen vom Ende des 15. Jahrhunderts. Das Glanzstück, auf dessen Erwerbung es Lippmann vor allem ankam, war die Dantehand-schrift mit den Zeichnungen von Botticelli, eins „der bedeutendsten Kunstdenkmäler der Renaissance, das die Welt besitzt“ (Lippmann an Schöne 10. August 1882). Diese Handschrift allein zu erwerben bestand keine Aussicht: man mußte es entweder auf Glück bei der Versteigerung der Handschriften, die im November 1882 stattfinden sollte, ankommen lassen oder die ganze Sammlung zu erwerben suchen.

Um ein Urteil über deren Wert zu erhalten, wurden Lippmann und Bode nach London gesandt. Ihnen schlossen sich an als Gutachter für den künstlerischen Wert der Sammler Adolf von Beckerath und als Gutachter für den wissenschaftlichen und bibliothekarischen Wert Schönes Bruder Professor Alfred Schöne, der damals in Paris für die Berliner Akademie der Wissenschaften tätig war und besonders viel mit Handschriften zu tun hatte. Die vier Sachverständigen kamen auf Grund eingehender Prüfung zu dem Ergebnis, daß es sich nicht empfehle, die Sammlung, die 80 000 Pfund Sterling kosten sollte, als Ganzes anzukaufen, man solle lieber versuchen, die wichtigsten Stücke bei der bevorstehenden Versteigerung zu erwerben. Alfred Schöne schrieb aber an seinen Bruder, sein amtliches „vorläufiges“ Gutachten habe zwar nicht so günstig lauten können, wie er es aus anderen Gründen wohl gewünscht hätte, je mehr er sich indessen mit der Abfassung des Hauptgutachtens beschäftigte, desto mehr bestärke er sich in dem Wunsche, daß man die ganze Sammlung dennoch kaufen solle. Sammlungen von Handschriften kämen so gut wie gar nicht mehr vor, und Berlin müsse die Gelegenheit benutzen, gerade in dieser Hinsicht etwas zu tun, auch wenn es sich nicht um Stücke von höchstem wissenschaftlichem Range handle. Die Sammlung sei ziemlich vollständig, die Handschriften fast ausnahmslos von bester Erhaltung, teils in schönsten Originalbänden, teils in aufwandvollem englischem Liebhabereinband. Sie würden aufgestellt einen großen Saal füllen, in dessen Mitte man die achtzig Blätter von Botticelli als Hauptstück anbringen könnte. Nehme man dazu den Weltruhm der Sammlung Hamilton, so könne man sicher damit rechnen, daß das Ganze in Berlin eine große und günstige Wirkung haben werde. Aus kunstpolitischen Rücksichten wäre der Handstreich daher wohl zu wagen. In einem weiteren Briefe, mit dem er sein Hauptgutachten übersandte, teilte Alfred Schöne seinem Bruder noch mit,

daß er bei näherem Durcharbeiten einen günstigeren Eindruck von dem wissenschaftlichen Wert der Sammlung gewonnen habe und nun ihren Ankauf dringend empfehlen könne. Gründe ähnlicher Art mögen es gewesen sein, die nach Einholung weiterer schriftlicher Gutachten in einer mündlichen Besprechung, zu der Schöne außer allen Beteiligten noch Lepsius als Direktor der Kgl. Bibliothek und andere Gelehrte geladen hatte, dazu führten, daß einstimmig, also auch unter Zustimmung von Lippmann und Bode, beantragt wurde, die Sammlung im ganzen zu erwerben.

Der Kauf war freilich noch nicht vollzogen; erst mußte noch das Geld dafür beschafft werden. Da die Kgl. Bibliothek sich nur in sehr beschränktem Umfange beteiligen wollte und die Museen auch nur einen Teil der Kaufsumme aus eigenen Mitteln bestreiten konnten, mußte versucht werden, den ganzen Betrag auf anderem Wege aufzubringen. Schöne erwärmte durch einen vom Kronprinzen befürworteten Bericht den Minister für den Plan und bewog ihn, sich dafür beim Finanzminister einzusetzen. Das Finanzministerium war damals seit kurzem in der Hand des Ministers Scholz, der früher in derselben Behörde als vortragender Rat den Haushalt der Museen bearbeitet hatte. Er war sehr unbequem gewesen, aber sachlich, klug und als Minister in großen Sachen zugänglich. Gossler fand denn auch bei ihm so viel Entgegenkommen, daß er Schöne beauftragen konnte, über die Einzelheiten selber mit ihm zu verhandeln. Der Grund für das Entgegenkommen lag darin, daß das Finanzministerium beim Allerhöchsten Dispositionsfonds jahrelang zurückgehalten hatte, weil der alte Kaiser zu leicht geneigt war, alten Generälen oder deren Witwen Gnadengeschenke aus diesem Sonderfonds zu bewilligen, wofür er nicht bestimmt war. Infolgedessen hatte die Stelle einen Bestand von etwa einer Million Mark. Man befürchtete deshalb, daß der Landtag davon Kenntnis erhalten und die Mittel kürzen könnte, und begrüßte daher die Möglichkeit, für eine große Sache einen beträchtlichen Posten ausgeben zu können. Mit den 600 000 bis 700 000 Mark, die der Finanzminister vom Kaiser erbitten wollte, war der Sache freilich längst nicht gedient. Denn wenn man auch hoffen konnte, bis 200 000 Mark aus anderen Mitteln flüssig zu machen, so blieben doch noch etwa 700 000 Mark ungedeckt. Der Finanzminister schlug nun vor, nach dem Ankauf der ganzen Sammlung, wofür der Minister die geforderte Summe vorstrecken wollte, von den Handschriften so viele wieder zu verkaufen, daß vom Kaiser nicht mehr als 700 000 Mark zu erbitten wären. Um die Ausführung dieses Planes zu sichern, wurde ein Verzeichnis von etwa hundert Handschriften, die für England von besonderem Wert waren, aufgestellt, um sie durch einen Unterhändler dem Britischen Museum anzubieten. Noch ehe dies geschehen war, erbat sich die Kronprinzessin durch Normann das Verzeichnis. In der Abschrift, die ihr übergeben wurde, war noch eine Handschrift aus der Karolingerzeit enthalten, die in dem Verzeichnis, das nach England ging, weggelassen wurde, weil man sie wegen ihres Interesses für Deutschland gern behalten wollte. Als dann die Handschriften dem Britischen Museum angeboten wurden, stellte man dort

fest, daß eine fehlte, die mit abgegeben werden sollte. Die Kronprinzessin hatte offenbar das Verzeichnis nach England geschickt. Die Folge war, daß der Ankauf durch das Britische Museum nicht zustande kam und daß infolgedessen auch der Händler Morrison, nach Lippmann der beste in Betracht kommende Käufer, den Verkauf ablehnte. Auch die an sich günstige Aussicht auf eine erfolgreiche Versteigerung hielt Lippmann durch „das stolze Refus“ des Britischen Museums für beträchtlich vermindert. So blieb nichts übrig, als in England weitere Versuche zu machen und zu hoffen, daß es gelingen werde, zu gelegener Zeit alle die Stücke zu verkaufen, die sich nach eingehender fachmännischer Prüfung als entbehrlich erwiesen. Unter solchen Umständen war der Ankauf der ganzen Sammlung ein großes Wagnis. Als er endlich geglückt war, rechtfertigte aber sowohl der kostbare Besitz wie der starke Eindruck, den die Sammlung bei Fachleuten und Laien hervorrief, die Erwerbung in vollem Maße.

Für die Gemäldegalerie

Eine andere Erwerbung, die zu Anfang der achtziger Jahre viel Staub aufwirbelte, war die des großen Bildes von Rubens „Neptun und Amphitrite“ aus dem Besitz des Grafen Schönborn in Wien. Bode hatte bereits 1873 die Aufmerksamkeit Schönes, der sich damals auf den Kunsthistorikerkongreß nach Wien begab, auf das Bild gelenkt, wobei er es als eins der schönsten von Rubens bezeichnete. Als es im Herbst 1880 zum Verkauf kam, erklärten sich die Mitglieder des Sachverständigen-Ausschusses Herman Grimm, Max Jordan und die Maler Oskar Begas und Louis Spangenberg einstimmig mit der Erwerbung einverstanden. Im März 1881 begannen die Anfechtungen des Bildes in der Presse. Zu den Angriffen, die namentlich von Künstlern ausgingen und in der Behauptung Anton von Werners gipfelten, daß das Bild eine wertlose Fälschung sei, bemerkte Schöne in dem Bericht, den er am 28. März 1881 erstattete, daß die eigene Ausübung der Kunst noch keineswegs zu einem Urteil über die wissenschaftliche Frage befähige, ob ein Gemälde von einem bestimmten Maler herühre oder nicht. So habe auch Wilhelm von Humboldt in seinem Bericht über die Museumseinrichtung vom 21. August 1830 geurteilt. Der Meinung von Ludwig Knaus, daß die Ausführung in manchen Stücken nicht von Rubens sei, träten Meyer und Bode nicht bei. Er selbst, der sich freilich in keiner Weise für einen Bilderkenner ausgeben dürfe, aber wenigstens fremdem Urteil mit eigenem Auge folgen zu können glaube und sonst die Urteile von Knaus auf diesem Gebiet meist als einleuchtend habe anerkennen können, sei außerstande, sich in seine Beurteilung des vorliegenden Gemäldes zu finden. Das Bild, ein Jugendwerk des Meisters, sei strenger aufgebaut und sorgfältiger ausgeführt als spätere Werke und zeige akademische Anklänge. Die Kunst der

aufsteigenden Linie, z. B. die des Quattrocento, werde zur Zeit nicht geschätzt. Vor fünfzig Jahren sei das Gegenteil der Fall gewesen, da habe man etwa Jugendwerke von Raphael besonders hoch bewertet. Auf solche Geschmackswandlungen könne die Galerie keine Rücksicht nehmen. Man müsse den Streit sich austoben lassen. Wie zur Verteidigung des Bildes trug Schöne auch zu seiner Erklärung bei, indem er die bis dahin Amphitrite genannte Gestalt richtiger als Libya, eine Verkörperung der afrikanischen Landschaft, ansprach. Julius Meyer nahm diese Deutung in seinen im Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen (II, 1881, S. 113—130) erschienenen Aufsatz über das Bild auf.

Bilder wie das von Rubens und andere, die Anfang der achtziger Jahre erworben wurden, darunter die Halbfigur Friedrichs des Weisen von Dürer, waren für Schöne als Bereicherungen der Gemädegalerie erwünscht, entsprachen aber nicht den Anforderungen, die man nach seiner Überzeugung stellen mußte, wenn man die Galerie in ihrem künstlerischen Range den altberühmten Sammlungen anderer Hauptstädte näherbringen wollte. Wie hoch seine Ansprüche gingen und wie er damit selbst auf einen Kenner wie Bode richtunggebend eingewirkt hat, bezeugen dessen Briefe. In dem vom 27. Juli 1897, in dem er sich bei Schöne für den Glückwunsch zu einem Dienstjubiläum bedankt, schreibt er: „Wenn mir in den fünfundzwanzig Jahren manches gelungen ist, so habe ich ja das Meiste Ihrer Unterstützung nicht nur, sondern Ihrem künstlerischen Geschmack zu verdanken. Sie haben uns von vornherein darauf aufmerksam gemacht, das Geld nur für das Beste, für wirkliche Kunstwerke auszugeben, das hat unsere Sammlung so rasch vorwärts gebracht.“ Und weiter am 29. November 1905: „Eure Exzellenz wissen, daß ich Ihre Ansicht über neue Erwerbungen stets am höchsten geschätzt habe, und wie sehr ich es stets anerkannt habe, daß ich selbst durch Ihr strenges künstlerisches Urteil das richtige Verständnis für das, was unserer Galerie bei der Frage von Neuerwerbungen Not tut, erst gewonnen habe.“

Indem Schöne so hohe Anforderungen stellte, war er sich zugleich bewußt, daß sie mit den laufenden Mitteln der Museen nicht zu erfüllen waren. Er entschloß sich deshalb, wohl weil er bei der günstigen Lage des Staates auf ein Entgegenkommen des Ministers Scholz hoffen zu dürfen glaubte, den Versuch zu machen, zur Erwerbung bedeutender Kunstwerke einen großen außerordentlichen Betrag in die Hand zu bekommen. Er verfaßte eine Denkschrift, in der er den Bedarf an solchen Werken begründete und auf die Möglichkeiten zu ihrer Erwerbung auf Grund von Unterlagen hinwies, die ihm Meyer und Bode lieferten. Der Finanzminister enttäuschte Schönes Erwartungen nicht. Er erklärte sich bereit, zwei Millionen Mark als Sondermittel in den Haushaltsplan für 1884 einzustellen. Es war das derselbe Plan, durch den zwei Millionen Mark für die Erwerbung des Aktienspeichergeländes zugunsten der Museen angefordert wurden.

Bei der Beratung im Landtag gab es Schwierigkeiten. Der Haushaltsausschuß erklärte sich zwar mit der Bewilligung der zwei Millionen einverstanden, im

Saale aber erhob sich Widerspruch von seiten der Konservativen und Windthorsts, des Führers des Zentrums. Gleichzeitig entbrannte ein heftiger Zeitungskrieg, der sich bis in den Februar 1884 hinzog. Da hierbei die Provinzen gegen Berlin und die Lebende Kunst gegen die der Vergangenheit ins Feld geführt wurden, trat eine Gruppe Düsseldorfer Künstler unter Führung Bendemanns, des Akademiedirektors, für den Regierungsantrag auf den Plan. Sie richtete eine Eingabe an das Haus der Abgeordneten, in der sie der von verschiedenen Seiten ausgesprochenen Meinung beitrug, daß die Staatsregierung für die Heranbildung von Künstlern und Erteilung von Aufgaben in umfassenderer Weise als bisher sorgen müsse, zugleich aber betonte, daß sie eine wesentliche Förderung der Kunst auch darin sehe, daß durch Beschaffung hervorragender Kunstwerke alter Meister der Kunstsinn der Allgemeinheit sowohl wie der Geschmack und das Studium der Künstler angeregt werde. Die Eingabe schloß mit der Bitte, der Staatsregierung für die Förderung der Kunst nach allen Richtungen hin ausreichende Mittel zur Verfügung zu stellen und dafür Sorge zu tragen, daß auch für Düsseldorf eine Sammlung wirklich ausgezeichnete alter Kunstwerke geschaffen werde, um den Verlust der herrlichen alten Düsseldorfer Galerie einigermaßen auszugleichen.

Die zwei Millionen wurden schließlich vom Landtag bewilligt. Schöne hatte erwartet, daß diese ungewöhnliche Zuwendung für die Berliner Museen in der Provinz ähnliche Wünsche wie die der Düsseldorfer zur Folge haben werde. Er hatte deshalb beizeiten von Meyer und Bode eine Liste der Bilder aufstellen lassen, die leihweise an Kunstanstalten, Kirchen und Behörden außerhalb abgegeben werden konnten. Das endgültige, vom Sachverständigenausschuß und dem Kronprinzen gebilligte Verzeichnis überreichte er, noch bevor die zwei Millionen gesichert waren, am 31. März 1884 dem Kultusminister. Auf dessen von Schöne verfaßten Bericht genehmigte der Kaiser die Abgabe der vorgeschlagenen Bilder. Bei der dann vorgenommenen Verteilung von im ganzen 489 älteren Gemälden wurde Düsseldorf besonders berücksichtigt.

Um dieselbe Zeit wurde die Erwerbung des Bildnisses des Hieronymus Holzschuher von Dürer betrieben. Julius Meyer schätzte das Bild besonders wegen seiner saftigeren und reizvolleren Behandlung und seiner größeren Freiheit bei schönster Vollendung höher als das 1883 erworbene Bildnis des Jakob Muffel von Dürer. Das Bild gehörte als gemeinschaftlicher Besitz der Familie Holzschuher und konnte nur veräußert werden mit Zustimmung aller ihrer Mitglieder, von denen einige in Amerika und auf Java wohnten. Gerüchtweise hatte schon früher verlautet, daß auf das Bild von französischer Seite ein hoher Betrag geboten worden sei. Als dann im Frühjahr 1884 bekannt wurde, daß das Oberhaupt der Familie, der Geheime Oberregierungsrat Holzschuher in Augsburg, nicht abgeneigt sei, sich für den Verkauf bei seinen Verwandten einzusetzen, kam es zu Verhandlungen mit ihm, die zunächst von Meyer geführt wurden und alsdann wegen der juristischen Schwierigkeiten, die beim Abschluß des Kaufvertrages zu überwinden waren, von dem Geheimen Regierungsrat Po-

27. Alexander Conze

28. Adolf Erman

29. Friedrich Lippmann

lenz, der Vortragender Rat im Kultusministerium und zugleich Justitiar bei den Museen war. Schöne selbst brachte sie im Spätherbst 1884 zum guten Ende. Der Holzschuh kam für 350 000 Mark in den Besitz der Galerie. Bei der Untersuchung ergab sich, daß der schokoladenfarbige Hintergrund nachträglich aufgestrichen war. Der ursprünglich blaue Hintergrund war zwischen den Haaren sichtbar. Der von München geholte Restaurator Hauser brachte ihn tadellos heraus.

Als die Gemäldegalerie nach vollendetem Umbau am 10. Dezember 1884 durch den Kronprinzen wieder eröffnet wurde, befand sich darin auch ein Werk, das Schöne im Anschluß an seinen Aufenthalt in London von Zandvoort aus für 10 000 Pfund hatte erwerben können: das Triptychon des jüngsten Gerichts von Fra Angelico da Fiesole aus der Sammlung Dudley. Bode schrieb darüber am 5. August 1884: „Wenn ich in dem ganzen Geschäft sowie jetzt bei den neuen Anträgen an den Kaiser die Hauptarbeit Ihnen aufhalsen muß, so dürfen Sie das nicht mir allein als Schuld anrechnen: der Minister wünschte es ausdrücklich.“ Der Minister legte offenbar Wert darauf, sich bei Ankäufen, die der landesherrlichen Genehmigung bedurften, durch die Autorität Schönes zu decken. Der alte Kaiser achtete nämlich genau auf die Preise, die für die Bilder gezahlt wurden. So ließ er z. B., als er 1883 die Anzeige von der Erwerbung des Muffel von Dürer und der Susanna im Bade und der Vision Daniels von Rembrandt erhielt, dem Minister mitteilen, daß er die Preise zu wissen wünsche.

Sammlung des Herzogs von Marlborough

Unter den englischen Privatsammlungen, deren voraussichtliches „Lockerwerden“ mit ein Grund war, die Bereitstellung außerordentlicher Mittel zu beantragen, stand in erster Linie die des Herzogs von Marlborough in Blenheim. Sie enthielt neben Stücken minderen Wertes eine stattliche Anzahl von Werken ersten Ranges, darunter von Raphael die Madonna Ansidei, von Sebastiano del Piombo die sogenannte Fornarina, von van Dyck das Reiterbildnis Karls I., von Rubens das Bildnis der Helene Fourment, den Garten der Hesperiden, die Andromeda und das Bacchanal. Der Herzog hatte eine übertriebene Vorstellung vom Werte seiner Sammlung und verlangte dafür sehr hohe Preise. Die Erwerbungen für Berlin wurden noch dadurch erschwert, daß die Londoner National Gallery, die belgische Regierung, Alphonse Rothschild und andere als Bewerber auftraten. Im Juli 1884 reiste Schöne, nachdem er bereits im Februar desselben Jahres mit Bode eine Vorwahl getroffen hatte, mit Meyer und Knaus nach London, um mit ihnen und Bode, der sich bereits dort befand, die in engere Wahl kommenden Bilder zu bestimmen. Da die National Gallery die Madonna Ansidei von Raphael und das Bild Karls I. von van Dyck unter keinen Umständen außer Landes gehen lassen wollte und für die Madonna angeblich

bereits 70 000 Pfund geboten hatte, entschied man sich für den Ankauf der vier oben genannten Gemälde von Rubens, das Frauenbild von Sebastiano del Piombo und das Bildnis eines jungen Mannes von Joos van Cleve.

Auf Grund dieser Wahl führte Schöne selbst die Verhandlungen mit dem Kunsthändler Davis, der von dem Herzog mit dem Verkauf seiner Sammlung beauftragt war. Auf sein Angebot von 42 000 Pfund für die sechs Bilder antwortete Davis, daß der Herzog 100 000 Pfund dafür verlange und daß für die Helene Fourment ein anderer Bewerber (gemeint war Alphonse Rothschild) einen großen Preis zahlen wolle. Schöne ließ sich darauf von Zandvoort aus, wohin er sich zur Erholung begeben hatte, drahtlich vom Kultusminister ermächtigen, für die Bilder ohne die Hesperiden 30 000 Pfund zu bieten. Davis erwiderte auf dieses Angebot, daß der Herzog wegen des geringen Angebots für die sechs Bilder sich nicht länger für verpflichtet gehalten habe, sie für Berlin freizuhalten; er habe daher das Bildnis der Helene Fourment für annähernd 30 000 Pfund verkauft. Der Käufer war Alphonse Rothschild. Für die übrigen fünf verlangte der Herzog 75 000 Pfund. Schöne teilte Davis mit, daß er dafür höchstens 32 000 zahlen könne. Nach weiteren Verhandlungen kam der Kauf für 20 000 Pfund ohne das Hesperidenbild zustande.

Sammlung Sabouroff

Die Bewilligung der zwei Millionen wirkte sich mittelbar auch für die übrigen Abteilungen des Museums günstig aus; denn sie ermöglichte es den Direktoren der Gemäldegalerie, in besonderen Fällen auf eigene Ansprüche an die ordentlichen Haushaltsmittel zu verzichten. Eine Gelegenheit zu solch kollektiver Zusammenarbeit und damit zugleich zur Bewährung der neuen Organisation bot sich, als sich 1884 für die Antiken-Abteilung und das Antiquarium die Aussicht eröffnete, in den Besitz besonders wertvoller Stücke zu gelangen. Der russische Botschafter Graf von Sabouroff besaß eine mit Sorgfalt und Geschmack zusammengebrachte Sammlung antiker Marmorwerke, Bronzen, Terrakotten und Vasen. Als er von Berlin abberufen wurde, bot er sie den Museen mit einem gewissen Vorbehalt für die Ermitage in Petersburg an. Ihre Bedeutung für Berlin lag darin, daß sie zum größten Teil aus griechischen, in Griechenland selbst erworbenen Originalen bestand, während die Abteilung antiker Bildwerke außer denen aus Pergamon fast nur römische Arbeiten enthielt, und die Vasen des Antiquariums überwiegend aus Mittel- und Unteritalien stammten. Nur auf die Terrakotten konnte man verzichten, da das Antiquarium mit solchen aus Tanagra und anderen griechischen Fundorten reichlich versehen war. Sabouroff verkaufte denn auch die Terrakotten an die Ermitage. Die Hauptstücke des übrigen (größeren) Teils der Sammlung waren die lebensgroße Bronzefigur eines Jünglings aus dem 5. Jahrhundert, zwei trauernde weibliche Figuren

von einem Grabe in Attika aus dem 4. Jahrhundert, aus derselben Zeit stammende attische Grabreliefs, attische Weihreliefs, darunter ein altberühmtes Stück aus Oropos, eine Reihe lebensgroßer Marmorköpfe, darunter mehrere von attischen Grabmälern, ein altlakonisches Marmorrelief aus der Nähe von Sparta und eine Reihe Vasen von hohem Kunstwert und besonderer inhaltlicher Bedeutung. Sabouroff war nach längeren Verhandlungen bereit, alles für 340 000 Mark den Museen zu überlassen. Da diese Summe auf andere Weise nicht beschafft werden konnte, erklärten sich aus Gefälligkeit für Conze die übrigen Direktoren damit einverstanden, daß der Betrag in vier Jahresraten aus dem Reservefonds entnommen und ihre eigenen Mittel gekürzt würden. Auf Antrag von Schöne und Bericht des Ministers hin genehmigte der Kaiser die Erwerbung und die Art der Bezahlung.

Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer

Ein Zuwachs, dessen Bedeutung vor allem im geschichtlichen Bereich lag, weil er aus einem bis dahin völlig unbekannten Kulturgebiete stammte, wurde den Museen durch Heinrich Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer zuteil. Die Sammlung umfaßte zwar nicht alle von dem Entdecker in Troja gemachten Funde (einen großen Teil davon verwahrte er in seinem Hause in Athen); sie enthielt aber sämtliche Gegenstände aus Gold, die in seinem Besitz geblieben waren, sowie die ganze zusammen gefundene Gruppe von Gegenständen, die unter der Bezeichnung „Schatz des Priamos“ bekannt geworden ist. Die Bestände füllten im South Kensington Museum in London, wo sie zunächst ausgestellt waren, dreiundzwanzig Schränke und Schautische. Schliemanns Wunsch war, daß die Sammlung in Deutschland an einer ihrer würdigen Stelle als Ganzes dauernd erhalten und mit seinem Namen verbunden bliebe. In diesem Sinne schrieb er am 11. Dezember 1879 an Rudolf Virchow als Vorsitzenden der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte: „Ganz im Geheimen teile ich Ihnen mit, daß ich beabsichtige, meine trojanische Sammlung schon ein oder zwei Jahre nach Publikation meines Buchs [sein 1880 erschienenes Buch 'Ilios'] ans Berliner Museum zu verschenken unter der Bedingung, daß das Lokal, wo sie aufgestellt wird, d. h. die Säle schön und passend sind und auf immer meinen Namen tragen, was vom deutschen Parlament bestätigt werden muß. Ich selbst will sie aufstellen; es muß nur ganz verschwiegen bleiben, denn es würde mir sehr in England schaden.“

Schliemanns Absicht, die Sammlung dem Berliner Museum, gemeint war das im Bau begriffene Museum für Völkerkunde, zu schenken, war mit seiner Forderung, daß seine Bedingungen von dem deutschen Reichstag bestätigt werden müßten, nicht leicht in Einklang zu bringen. Denn für die Genehmigung der

Schenkung an ein preußisches Kgl. Museum und der daran geknüpften Bedingungen war allein der preußische König zuständig. Auch sonst war auf seiten von Schöne, als Schliemann seine Sammlung schon 1880 anbot, viel Geschick und Geduld, auch in der persönlichen Behandlung des eigenartigen Mannes erforderlich, um mit ihm zu einem Ergebnis zu gelangen, das die Sammlung den Museen sicherte und zugleich Schliemanns Forderungen genügte. Zunächst gelang es, ihn zu bestimmen, daß er auf die Bestätigung seiner Bedingungen durch den Reichstag verzichtete. Da er aber seine Stiftung im Grunde nicht als ein Geschenk an die Museen, sondern als ein solches an das deutsche Volk angesehen wissen wollte, wünschte er, daß der Kaiser sie genehmigte, und zwar in einem an ihn persönlich gerichteten Erlasse. Daraufhin wandte sich, beraten von Schöne, Minister v. Puttkamer an den Reichskanzler und kam mit ihm überein, Schliemanns Schenkung an das deutsche Volk als für das Reich bestimmt anzusehen, die Sammlung selbst aber der Verwaltung der preußischen Staatsregierung zu unterstellen. Die Allerhöchste Genehmigung dieser Maßnahmen sowie der sonstigen von Schliemann an die Schenkung geknüpften Bedingungen sollte gemeinsam beantragt und der Kaiser gebeten werden, es dem Gelehrten mitzuteilen und ihm für seine Schenkung zu danken. Der von Schöne entworfene Immediatbericht wurde von Bismarck mit mehreren Zusätzen versehen und gezeichnet. Die Zusätze unterstrichen den hervorragenden Wert der Sammlung und betonten, daß ihm gegenüber alle Bedenken, die aus der von Schliemann für seine Schenkung gewählten Form hergeleitet werden könnten, zurücktreten dürften.

Dem Bericht war ein ebenfalls von Schöne verfaßter Entwurf zu einem Schreiben an Schliemann beigelegt. Dieses Schreiben, das der Kaiser ebenso anstandslos wie die Genehmigung der Annahme der Schenkung am 24. Januar 1881 unterzeichnete, lautete: „Aus einem Bericht des Reichskanzlers und des Ministers der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten habe Ich mit Genugtuung ersehen, daß Sie Ihre bis jetzt in London ausgestellt gewesene Sammlung trojanischer Altertümer dem deutschen Volke als Geschenk zu ewigem Besitz und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt bestimmt haben. Ich habe in Genehmigung der von Ihnen an diese patriotische Schenkung geknüpften Bedingungen gern Meine Zustimmung dazu erteilt, daß dieselbe für das Deutsche Reich angenommen und daß die Sammlung der Verwaltung der Preußischen Staatsregierung unterstellt werde. Auch habe Ich genehmigt, daß dieselbe in der Folge in dem im Bau begriffenen ethnologischen Museum in Berlin in so viel Sälen, als zu ihrer würdigen Aufstellung erforderlich sind, aufbewahrt werde und daß die zu ihrer Aufbewahrung dienenden Säle für immer Ihren Namen tragen. Bis zur Vollendung des ethnologischen Museums wird die Sammlung in dem Ausstellungssaale des neuen Kunstgewerbemuseums aufbewahrt und auch dieser Saal für die Dauer der provisorischen Aufstellung mit Ihrem Namen bezeichnet werden. Zugleich spreche Ich Ihnen Meinen Dank und Meine volle Anerkennung für diese von schöner An-

hänglichkeit an das Vaterland zeugende Schenkung einer für die Wissenschaft hochbedeutenden Sammlung aus und gebe Mich der Hoffnung hin, daß es Ihnen auch ferner vergönnt sein möge, in Ihrem uneigennütigen Wirken der Wissenschaft zur Ehre des Vaterlandes gleich bedeutende Dienste zu leisten wie bisher.“

Schliemann war mit dieser Art der Erfüllung seiner an die Schenkung geknüpften Bedingungen und Wünsche zufrieden. Weniger dürfte ihm genügt haben, daß er statt der von ihm gewünschten Friedensklasse des Ordens Pour le mérite den Kronenorden II. Klasse erhielt. Seine Sammlung wurde 1886 in den Neubau des Museums für Völkerkunde übergeführt und in Verbindung mit der vorgeschichtlichen Abteilung aufgestellt. 1902 erschien, von den Museen herausgegeben, das Werk „Heinrich Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer“.

Wie sich Schönes Verkehr mit Schliemann im einzelnen abgespielt hat, ist in dem Buch von Ernst Meyer „Briefe von Heinrich Schliemann“ (Berlin 1936 S. 74 ff.) anschaulich geschildert. Meyer betont dabei, daß in den Briefen Schliemanns an Schöne und aus den Akten des Völkerkundemuseums das Bild des über den Verhältnissen stehenden großzügigen Verwaltungsbeamten und klugen Menschenkenners leuchte. Die Trojanische Sammlung sei so nicht nur ein Denkmal für ihren Entdecker und Stifter, sondern auch für Schöne, der seinen stillen, aber bis zum Reichskanzler hinauf wirksamen Einfluß in selbstloser Weise für Schliemann und die Nutzbarmachung seiner Entdeckungen für die Berliner Museen eingesetzt habe.

AUSGRABUNGS-UNTERNEHMUNGEN

Troja, Olympia und Pergamon waren die Stätten, die Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Vordergrund der archäologischen Forschung standen und durch ihre glänzenden Ergebnisse die Anteilnahme weiter Kreise erweckten. Schöne brachte die Arbeit an allen drei Orten in enge Beziehung zu den Museen und führte so für diese eine neue Epoche ihrer Geschichte herauf. Bisher in der Hauptsache nur Sammelstellen, traten sie jetzt zugleich in den Dienst der wissenschaftlichen Forschung.

Troja

In Troja konnten die Grabungen in den Jahren 1882 und 1890 durch Schliemann und nach dessen Tode 1893 und 1894 durch Dörpfeld weitergeführt werden. Jedesmal setzte sich Schöne mit Erfolg für die Erlangung der türkischen Ausgrabungserlaubnis ein, desgleichen, als nach Schliemanns Tode die von seiner Witwe gestifteten Mittel zur Fortsetzung der Grabungen nicht ausreichten, für die Gewährung von Staats- und Reichszuschüssen. Auch um die Gewinnung geeigneter Mitarbeiter war er bemüht. Von dem erfolgreichsten unter ihnen, Wilhelm Dörpfeld, schrieb Schliemann am 18. Dezember 1890, sechs Tage vor seinem Tode, an Schöne: „Wenn Sie Dr. Dörpfeld stets während meiner Ausgrabungen in Troja bei mir lassen und nie abberufen, so können Sie zuversichtlich noch gar viel größere Erfolge erwarten. Ohne ihn kann ich nämlich in Troja gar nicht arbeiten. Kann ich also wegen Dr. Dörpfeld auf Sie rechnen?“ Schliemanns Erwartung hat sich glänzend bestätigt. Bei den Grabungen in den Jahren 1893 und 1894 deckte Dörpfeld in der sechsten Schicht des Berghügels das homerische Troja auf, das Schliemann irrtümlich in der zweiten Schicht angenommen hatte, die den „Goldschatz des Priamos“ barg. Daß neuerdings die amerikanischen Archäologen nicht die Bauten der sechsten Schicht, sondern die Schicht 7 a als das homerische Troja ansehen, ändert nichts an der Bedeutung von Dörpfelds Entdeckung der auf alle Fälle aus der mykenischen Periode stammenden Burg der sechsten Schicht. Die bei den Grabungen gemachten Funde kamen, soweit sie ausgeführt werden konnten, in das Berliner Museum.

Das Olympia-Werk

In Olympia waren die Grabungen seit 1881 abgeschlossen. Schöne hatte die Formen der gefundenen Bildwerke und das Recht, daraus Abgüsse herzustellen und zu verbreiten, den Museen gesichert. Nunmehr galt es, die Veröffentlichung der Grabungsergebnisse in die Wege zu leiten. Ein dafür von der Leitung der Ausgrabungen an den Reichskanzler gerichtetes Gesuch, Mittel für die abschließende Veröffentlichung zu bewilligen, hatte keinen Erfolg. Der Reichskanzler antwortete dem Kultusminister, der das Gesuch befürwortet hatte, daß die Aufgabe des Reiches mit der Ausgrabung als solcher erfüllt sei. Ihre wissenschaftliche Auswertung sei Sache der Bundesstaaten, insbesondere Preußens, für das der Kultusminister in seinem Schreiben die Überweisung des gesamten Studienmaterials angeregt habe. Falls die Verhandlungen mit dem preußischen Finanzminister zum Ziele führten, sei er bereit, die Überlassung der gesamten auf die Ausgrabungen bezüglichen Bestände an Akten und Zeichnungen beim Bundesrat zu beantragen. Finanzminister Scholz machte keine Schwierigkeiten. Mit seinem Einverständnis konnte der Kultusminister dem Reichskanzler mitteilen, daß die preußische Regierung bereit sei, der Ausführung des Unternehmens auf preußische Kosten näherzutreten, die voraussichtlich auf den Allerrhöchsten Dispositionsfonds zu nehmen seien. Ein zur Prüfung des Planes der Veröffentlichung und der Kostenanschläge ernannter Ausschuß kam unter dem Vorsitz von Schöne zu dem Ergebnis, daß die Gesamtkosten 80 000 Mark betragen würden.

Gegen den Vorschlag des Kultusministers, diesen Betrag in fünf Jahresraten und außerdem 20 000 Mark zum Ankauf von Freistücken, die in der Hauptsache zur Verteilung an wissenschaftliche Anstalten benötigt würden, vom Kaiser zu erbitten, erhob der Finanzminister das Bedenken, daß in den 80 000 Mark Ausgaben für Nachprüfungen in Olympia enthalten seien, für die Preußen nicht aufkommen könne. Da auch der Reichskanzler sich weigerte, diese auf 30 000 Mark geschätzten Nachprüfungskosten zu übernehmen, mußte Schöne, der bisher die Sache vom Kultusministerium aus betrieben hatte, versuchen, auf anderem Wege die Mittel zur Kostendeckung zu beschaffen. Über das Ergebnis seiner Bemühungen konnte er am 8. September 1885 dem Kultusminister berichten. Danach waren die Gesamtkosten des Olympiawerks auf 195 000 Mark zu veranschlagen. Von dieser Summe, in der 9000 Mark für Reisen nach Olympia und 6800 Mark für die Bearbeitung und Faksimilierung der dort gefundenen Inschriften enthalten waren, war die Ashersche Buchhandlung in Berlin bereit, 115 000 Mark zu tragen. Somit blieben für die Veröffentlichung 80 500 Mark und für die anzukaufenden Exemplare 19 500 Mark zu beantragen. Der Finanzminister war mit der Erwirkung von 100 000 Mark in fünf Jahresraten aus dem königlichen Dispositionsfonds einverstanden, weigerte sich aber, den ihm zur Mitzeichnung vorgelegten Immediatbericht zu vollziehen, weil nach der dem Vertrage mit Asher beigefügten Erklärung die Kosten der

örtlichen Vorarbeiten nicht von den sonstigen Kosten geschieden seien, also aus Staatsmitteln mitgedeckt würden, besonders bei der ersten Rate. In erneuten Verhandlungen gelang es Schöne, Asher zu bewegen, einer Änderung des Vertrags zuzustimmen, wonach die örtlichen Kosten vom Verlag allein zu tragen waren. Auf den von ihm darüber erstatteten Bericht ging der Antrag der beiden Minister an den Kaiser ab und wurde von ihm mit Erlaß vom 23. Juni 1886 bewilligt. In demselben Jahr regte Schöne an, über den Reichskanzler die Zustimmung der verbündeten Regierung dafür zu erlangen, daß die Dubletten der olympischen Originalfundstücke in preußischem Besitz, d. i. in den der Kgl. Museen übergingen. Jede deutsche Universität sollte dafür ein Exemplar des Olympiawerkes erhalten. Der in diesem Sinne vom Reichskanzler gestellte Antrag wurde am 25. März 1889 vom Bundesrat angenommen. Damit war nach vielen Mühen das Gesamtergebnis der Ausgrabungen von Olympia den Berliner Museen überwiesen, mit ihm zugleich aber auch die Sorge für die Veröffentlichung, die Schöne noch geraume Zeit belasten sollte.

Pergamon

In Pergamon gingen die 1878 begonnenen Grabungen auf der Hochburg als Unternehmen der Museen unter der Oberleitung von Conze und unter der örtlichen Leitung von Humann in den nächsten Jahren weiter und kamen 1886 zum vorläufigen Abschluß. Kurz vorher, im Herbst 1885, war Schöne in Pergamon. Den Weg dahin hatte er über Griechenland genommen, sich einige Zeit in Athen aufgehalten und mit seinem Freunde Nissen, den er dort vorfand, und Dörpfeld einen Ausflug nach Mykenä, Tiryns, Argos und Olympia gemacht. Am 25. Oktober traf er in Pergamon ein, wo ihn Conze und Humann freudig begrüßten. Der erste Eindruck, den er von der Lage und dem Umfang des alten Pergamon empfing, überraschte ihn, wie er am 27. Oktober seiner Frau schrieb, aufs höchste. Er fand alles viel größer und weiter, als er es sich nach Zeichnungen und Photographien vorgestellt hatte. Staunend überblickte er vom Burgberg aus die Großartigkeit der ganzen einstigen Stadtanlage und ihre gewaltige Ausdehnung auf einem Gelände mit sehr starken Höhenunterschieden. „Entsprechend großartig ist der Eindruck von der Ausdehnung der hier bei den Ausgrabungen geleisteten Arbeit. Es ist keine Kleinigkeit gewesen, in dieser Höhe, wo Sonnenbrand, Sturm, Regen, Kälte sich in ganzer Stärke fühlbar machen, so viele Jahre lang alles zu leiten, zu überwachen und gewissenhaft zu verzeichnen.“

In dem Buche von Wiegand „Der Entdecker von Pergamon Carl Humann“ finden sich lebendige, meist von Humann herrührende Schilderungen des Verlaufs der Grabungen und der Bergung der dabei gefundenen Schätze. Was Humann dabei geleistet und welch hohes Verdienst er sich um die Wissenschaft

und die Berliner Museen im besonderen erworben hat, tritt in diesen Schilderungen deutlich zutage. Conzes nicht minder hoher Anteil an den Erfolgen geht daraus weniger klar hervor. Um so lebhafter wird es der, der darum weiß, begrüßen, daß Schuchhardt in seinem Beitrage zu dem Buche (S. 105) darauf hinweist, wie hoch Humann selbst Conzes Verdienst um Pergamon eingeschätzt hat. Wenn es dann aber weiter heißt, daß Conze in Humanns Augen turmhoch über allen gestanden habe, die sich sonst um Pergamon bemüht hätten, so hat Schuchhardt dabei jedenfalls nicht an Schöne gedacht, ohne dessen unermüdlige tatkräftige Hilfe weder Humann noch Conze ihr Werk so erfolgreich hätten durchführen können. Daß beide sich dessen in Dankbarkeit und Verehrung für Schöne voll bewußt waren, bezeugen ihre Briefe. So schreibt Humann zu Weihnachten 1879 an Schöne: „Als vor beinah zwei Jahren Sie und Conze Pergamon ins Werk setzten, hatten wir alle keine weitschweifenden Hoffnungen, aber was wir im vorigen Jahr um diese Zeit gehofft und gewünscht, das hat sich ja mehr als reich erfüllt. Immer habe ich bei Ihnen beiden jede Hilfe gefunden, jedes Eingehen auf meine Wünsche und stets das vollste Vertrauen. Nie haben Sie mich den Vorgesetzten fühlen lassen, nie von dem in Freiheit Aufgewachsenen die ganze Akkurateesse des preußischen Dienstes verlangt, gegen die ich oft genug mag gesündigt haben. Den Dank, den ich Ihnen dafür im Herzen trage, fühle ich in Tage- und Zeit-Abschlüssen wie heute mehr als sonst. Ich finde meinen Namen in allen Zeitungen, während Sie, den auch Herr Conze ‚den Vater des Ganzen‘ nennt, zurücktreten. Sie waren es, wie ich aus den Zeitungen ersehe, der am Winkelmannsfeste mir unverdiente Ehre zuteil werden ließ, über die Herr Conze sich noch freute, der darin gerade so ist, wie Sie.“

Die Akten über das Pergamonunternehmen mit einer Menge eigenhändiger Entwürfe Schönes zu Erlassen, Berichten und Briefen zeigen, daß seine verständnisvolle und umsichtige Mitwirkung für die Ausgrabungserlaubnis, für die Gewinnung, Sicherung und Überführung der Funde, für die wissenschaftliche Durchführung des Ganzen und schließlich für die Bearbeitung und Veröffentlichung der Ergebnisse von großer, oft entscheidender Bedeutung war, und daß somit sein Verdienst um Pergamon hinter dem von Conze und Humann kaum zurücksteht. Aber er betreute und förderte nicht nur das Unternehmen, er sorgte und mühte sich auch um die dabei Beteiligten, vor allem um Humann und dessen langjährigen Mitarbeiter, den Architekten Bohn.

Humann war um seiner Gesundheit willen 1861 in den Orient gekommen und hatte bisher von der Übernahme von Straßen- und Brückenbau gelebt. Dabei hatte er Türken und Griechen ihrer Eigenart und ihren Bräuchen entsprechend behandeln gelernt und sich durch seine Leistungen wie durch seine Zuverlässigkeit bei der Bevölkerung Kleinasiens sowohl wie bei den leitenden Stellen in Konstantinopel ein großes Maß von Ansehen und Vertrauen erworben. Nachdem er sich in dem ersten pergamenischen Unternehmen auch als Ausgrabungsleiter bewährt hatte, stand für Schöne fest, daß er diese für alle weiteren Forschungen und Erwerbungen in der Türkei überaus schätzenswerte

Kraft für die Museen nutzbar machen müsse. Sein zunächst verfolgter, auch vom Kronprinzen unterstützter Plan, Humann das Konsulat in Smyrna zu verschaffen, führte nicht zum Ziel. Auch zur Bereitstellung eines regelrechten Gehalts für einen „Kunstagenten“ in Kleinasien, wofür der deutsche Botschafter in Konstantinopel Graf Hatzfeld den Reichskanzler zu gewinnen hoffte, kam es nicht. Wohl aber erreichte Schöne, daß durch den Staatshaushaltsplan für 1884 die Stelle eines Direktors bei den Museen mit dem Sitz in Smyrna begründet wurde. Mit der Übernahme dieser Stelle am 1. August 1884 war Humann dauernd für die Museen gewonnen.

Richard Bohn hatte sich in siebenjähriger Arbeit (1879—1886) besonders um die Rekonstruktion des Zeusaltars, des Athenaheiligtums mit der Bibliothek, des Dionysostempels und des jonischen Tempels auf der Theaterterrasse sowie durch Anfertigung des großen Planes der Burg und der Stadtentwicklung von Pergamon verdient gemacht. Dank Schönes Bemühungen konnte er im Jahre 1887 die Stelle eines Direktors der Baugewerkschule in Nienburg antreten.

Nordsyrien und Mesopotamien

Um dieselbe Zeit, da die Museen in Kleinasien festen Fuß faßten, lenkte Schöne ihre Tätigkeit auf ein Gebiet, um das sie sich bis dahin so gut wie gar nicht gekümmert hatten. In der Direktorenkonferenz vom 6. Mai 1884 wies er auf das mehr und mehr hervortretende Bedürfnis hin, den Altertümern Vorderasiens, insbesondere Assyriens, eine größere Aufmerksamkeit als bisher zuzuwenden. Damit die Sammlungen eine Vervollständigung nach dieser Richtung hin erhielten, erscheine es ratsam, dem Minister hierüber Vortrag zu halten. Voraussichtlich werde die Entsendung einer Expedition, wie sie früher für Ägypten, dann für Olympia unternommen worden seien, am ehesten zum Ziele führen. Für deren Ergebnisse möchte dann eine eigene Abteilung zu gründen sein, wenn es nicht genügend erscheine, eine solche einer der bereits bestehenden Abteilungen unter einem besonderen Assistenten anzugliedern. Die Direktoren erklärten sich mit dem Plan einverstanden. Mit der Durchführung wurde der Ägyptologe Adolf Erman betraut, der im Januar 1885 als Nachfolger von Richard Lepsius die Leitung der Ägyptischen Abteilung übernahm. Im Juli dieses Jahres hatte er mit dem Minister Gossler eine Unterredung wegen der von Schöne angeregten Expedition. Der Minister wünschte, daß sie zustande käme, und gab der Museumsverwaltung Vollmacht, sie in irgendeiner Weise durchzusetzen. Als ihren Leiter dachte sich Erman den Anthropologen Felix von Luschan oder den Archäologen Otto Puchstein; falls keiner von beiden zu gewinnen wäre, wollte er selbst die Leitung übernehmen.

Die weiteren Vorbereitungen wurden durch ein Zwischenspiel gestört, über das Erman in seinem Buche „Mein Werden und Wirken“ (Leipzig 1929, S. 230 f.)

berichtet. Er verlegt dort das Geschehen in das Jahr 1886; in seinen Briefen an Schöne kommt aber die Hauptfigur, der später als Schwindler entlarvte „Professor Dr. B. Maimon“, schon vom Juli des Jahres 1885 an vor. Damals war Maimon in Berlin und suchte dort seine Sammlung assyrischer und anderer vorderasiatischer Altertümer an die Museen zu verkaufen. Die Sammlung enthielt angeblich die Ergebnisse einer von ihm geleiteten Expedition nach Babylonien, tatsächlich hatte er sie in Bagdad zusammengekauft mit geliehenem Geld, das er nun wieder einbringen wollte. Außerdem strebte er danach, mit der Führung der geplanten preußischen Expedition beauftragt zu werden. Da er in Berlin über gute Beziehungen, namentlich in kirchlichen und damit auch in Hofkreisen verfügte und da auch eine Kommission der Berliner Akademie der Wissenschaften — in Abwesenheit von Conze — Maimons Vorschläge für Ausgrabungen in Babylonien unter der Voraussetzung guthieß, daß ihm ein Assyriologe und ein Ingenieur beigegeben würden, bestand für die Museen die Gefahr, die Expedition aus der Hand zu verlieren oder nur eine untergeordnete Rolle dabei zu spielen. Die Gefahr, die sich für Erman und Schöne durch wachsendes Mißtrauen gegen Maimon immer mehr steigerte, wurde überraschend dadurch behoben, daß dieser eines Tages auf Nimmerwiedersehen aus Berlin verschwand. Zuvor aber hatte das Museum seine Sammlungen zu einem zwar herabgedrücktem, aber im Verhältnis zu ihrem Werte immer noch zu hohem Preise kaufen müssen, da, wie Erman berichtet, Gossler, der leicht zu begeisternde Kultusminister, Maimon den Ankauf zugesagt hatte. Von vorderasiatischen Denkmälern besaß das Museum damals in der Skulpturenabteilung eine Reihe assyrischer Palastreliefs, das Siegesdenkmal des Königs Sargon aus Zypern und Gipsabgüsse weiterer Reliefs, die Puchstein auf dem Nimrud Dagħ entdeckt hatte. Der um die Sammlung Maimon vermehrte Bestand wurde, als im Neuen Museum durch die Übersiedlung der ethnographischen Sammlung in das neue Museum für Völkerkunde Raum frei wurde, zunächst der Ägyptischen Abteilung überwiesen.

Im Jahre 1886, in dem dies geschah, ging die erste von einem Privatmann, dem Bankier James Simon, finanzierte, aber von einem Museum geleitete Expedition unter Führung des Orientalisten Dr. Moritz nach Babylonien. Sie hatte zwar nur die Aufgabe, geeignete Ausgrabungsplätze zu erkunden, doch unternahm der dabei beteiligte Architekt Robert Koldewey auch Grabungen in den uralten Städten Surghul und El Hibba, deren Ausbeute den Museen zufließ.

Im März 1888 entsandte das inzwischen von Professor Richard von Kaufmann gegründete Orientkomitee eine Expedition zu Ausgrabungen in Nord-Syrien. Veranlassung dazu hatte ein Bericht Humanns über eine merkwürdige, bis dahin unbekannte Gattung von Skulpturen gegeben, die der Direktor des Kaiserlichen Museums in Konstantinopel Hamdi Bey in Sendjirli entdeckt hatte. Mit Luschan und dem Archäologen Franz Winter als Mitarbeitern übernahm Humann in seiner Eigenschaft als Beamter der Museen die Leitung der Grabung in Sendjirli, mußte sie aber, nachdem er das untere Burgtor freigelegt und

das Stadttor entdeckt hatte, wegen Störung seiner Gesundheit an Luschan abgeben. Über die bei der Grabung zu erwartenden Funde war Teilung auf halb und halb zwischen der Türkei und den Ausgräbern vereinbart. Die Verhandlung darüber hatte Humann mit Hamdi Bey zu führen, ein Geschäft, das für ihn um so schwieriger und unerfreulicher war, als die Herren des Orientkomitees, an ihrer Spitze Professor von Kaufmann, sehr hohe Ansprüche stellten, ohne dabei zu berücksichtigen, wie mit Türken und mit Hamdi im besonderen umzugehen war, wenn man etwas von ihnen erreichen wollte.

Die Schwierigkeiten und Ärgernisse, die für Humann aus dieser Stellung zwischen Orientkomitee und Hamdi Bey erwuchsen, haben sich später, als an die Stelle des Orientkomitees die Deutsche Orientgesellschaft und an Humanns Stelle Theodor Wiegand getreten war, in verstärktem Maße wiederholt und oft auch eine unmittelbare Einwirkung Schönes, sei es auf die unzufriedenen oder ungeduldigen Berliner Herren, sei es auf Hamdi Bey nötig gemacht. Es sei deshalb die Schilderung der Wesensart Hamdis, die ein Brief Humanns an Schöne vom 18. Dezember 1888 enthält, hier wiedergegeben: „Man muß den Mann und sein ganzes Wesen sehr genau kennen, um sein Handeln zu begreifen. Nach Geld haschend, und wenn er es hat, es fortwerfend, hoch von seinen Pflichten redend, um im nächsten Satze sich über die ganze Türkei einschließlich deren Museen lustig zu machen, über Kleinigkeiten sich in Wut redend und nach zehn Minuten Cancan tanzend, bald den Großwürdenträger herausbeißend, bald den leichtfertigen Maler, eine Sache hoch verschwörend, um nach einer Stunde das Gegenteil zu tun, gutmütig wie ein Kind und boshaft wie ein Affe, eine Sache auf Ehrenwort versprechend und den nächsten Tag das einfach ableugnend, so ist mein Duzfreund Hamdi. Wenn ich je den Himmel verdiene, so ist es darum, daß ich mit einem solchen Manne pflichtgemäß Freundschaft halte und pflege.“ Dieser Herzenserguß Humanns war dadurch veranlaßt, daß er infolge einer die Sachlage ändernden Disposition, die Hamdi unmittelbar vor der endgültigen Abmachung getroffen hatte, auf die assyrische Stele verzichten mußte, an der dem Professor von Kaufmann besonders viel lag und derentwegen er brieflich Humann in höfliche Worte gekleidete Vorwürfe gemacht hatte. Um Hamdi nicht ganz Unrecht zu tun, fügte Humann als Grund für dessen im letzten Augenblick vollzogene Schwenkung seiner Charakterschilderung hinzu, daß die Sache unglücklicherweise von dem Hamdi feindseligen Minister Munif in den Ministerialrat gebracht worden sei und Hamdi sich vor diesem wegen der Teilung der Funde habe verantworten müssen.

Der Gewinn der Expedition für die Museen, für den sie dem Orientkomitee die Selbstkosten zu erstatten hatten, bestand vor allem in aramäischen Inschriften aus dem 8. Jahrhundert v. Chr., großen Reliefs nordsyrischer Könige und dem Siegesdenkmal des Assyrierkönigs Asarhaddon. Durch diesen Zuwachs erhielt die Sammlung vorderasiatischer Altertümer einen solchen Umfang, daß mehrere Säle damit gefüllt und Ende Juli 1888 eröffnet werden konnten. Die vom Orientkomitee im Frühjahr 1890 unternommene, von Luschan unter Mit-

wirkung von Koldewey durchgeführte zweite Grabung in Sendjirli bereicherte das Museum durch weitere Reliefplatten, fünf große, in Dolerit gehauene Löwen und eine Kolossalstatue mit aramäischer Inschrift; die Ausbeute der im Herbst desselben Jahres durchgeführten dritten Expedition war auch eine wichtige Bauinschrift. Die Sicherung aller dieser wertvollen Fundstücke für Deutschland war wieder Humann zu verdanken. 1893 bewilligte der Kaiser auf Antrag der Museumsverwaltung für den Abschluß der Grabungen in Sendjirli und zur Abholung der Funde früherer Expeditionen 25 000 Mark.

NEUBELEBUNG DER MUSEUMSVERWALTUNG

Im Vergleich mit den außerordentlichen Erwerbungen, den großen Grabungsunternehmungen und der Beschaffung der dafür erforderlichen Mittel ist die im laufenden Betriebe der Museen zu leistende Arbeit scheinbar von geringerer Bedeutung und fällt auf jeden Fall weniger in die Augen. Aber wie der Mensch zu hervorragenden Leistungen nur fähig ist, wenn seine Organe in Ordnung und Übung sind, so kann auch ein Museum Außerordentliches nur vollbringen, wenn sein laufender Betrieb in Ordnung und ständiger Bewegung ist — und gerade daran fehlte es, als Schöne die Leitung der Museen übernahm, in vieler Hinsicht.

In der Generalverwaltung

Es lag nicht nur an Usedom, sondern auch an der vom Generalsekretär Dielitz geleiteten Kanzlei der Generalverwaltung, daß die Direktoren oft über Verschleppung wichtiger Angelegenheiten zu klagen hatten und daß sich sogar der Minister zum Eingreifen genötigt sah. Hemmend wirkte dabei die Zwitterstellung von Dielitz, der, ursprünglich Hauslehrer bei dem Generalintendanten Graf Brühl, dem Vorgänger von Olfers, auf dessen Vorschlag Generalsekretär bei den Museen geworden war und, obwohl nicht höherer Beamter, sich als Geheimer Regierungsrat sehr als solcher fühlte. Daß er unter Usedom schließlich der eigentliche Leiter des Betriebes war, machte auch die Arbeit der einzelnen Abteilungen weitgehend von ihm abhängig. Das hörte zwar auf, als Schöne die Leitung der Museen übernahm; aber Dielitz blieb auch für ihn eine Belastung, zumal damals noch die Geschäfte eines Justitiars nur nebenamtlich durch den im Ministerium als Vortragender Rat tätigen Geheimrat Polenz wahrgenommen wurden. Erst 1886 gelang es, die Versetzung von Dielitz in den Ruhestand zu erreichen und bei der Generalverwaltung die Entlastung Schönes durch eine Neuordnung herbeizuführen.

Außer dem Ersatz von Dielitz durch einen ersten Bürobeamten sollte ein höherer Beamter als selbständiger Helfer für die Verwaltungsgeschäfte eingestellt werden. Für beides setzte sich, während Schöne sich im Frühjahr 1886 wegen einer Gesundheitsstörung in Wiesbaden aufhielt, sein Vertreter Polenz

verständnisvoll und tatkräftig ein. Am 15. März 1886 teilte Lucanus an Schöne mit, daß die Pensionierung von Dielitz in die Wege geleitet sei und zum nächsten Haushalt die Stelle eines Justitiars und Verwaltungsrats angemeldet werde. Bis diese besetzt werden könne, werde Polenz mit drei Vierteln seiner Arbeitskraft Schöne weiter zur Verfügung stehen.

Für die Stelle des Justitiars und Verwaltungsrats hatte Polenz den beim Provinzialschulkollegium in Koblenz tätigen schon genannten Regierungsrat Erich Müller empfohlen, der mit ihm Richter in Bunzlau und sodann sein Nachfolger in Koblenz gewesen war. Schöne begab sich auf diese Empfehlung hin von Wiesbaden aus nach Koblenz und empfing dort einen so günstigen Eindruck von Müller, daß er, Anfang April nach Berlin zurückgekehrt, beim Minister die Genehmigung erwirkte, mit Müller wegen Übernahme der ihm zugedachten Geschäfte zu verhandeln. Am 8. Mai 1886 trat Müller zunächst als Hilfsarbeiter bei der Generalverwaltung ein. Am 1. April 1887 erhielt er die inzwischen durch den Staatshaushaltsplan für 1887/88 geschaffene Stelle eines Justitiars und Verwaltungsrats.

Gleichwohl verblieb Müller in der Stellung als Verwaltungsrat bei der Generalverwaltung nicht lange. Es war Schöne selbst, der ihn nach den guten Erfahrungen für eine andere Aufgabe gewinnen zu sollen glaubte, für deren Wahrnehmung Müller als durchaus geeignet erschien. Die sich immer mehr erweiternde Tätigkeit der einzelnen Sammlungen, die Ausgestaltung der völkerkundlichen zu einem eigenen Museum, das Hinzukommen des Kunstgewerbemuseums, die Grabungsunternehmen im Orient und nicht zuletzt die Vorbereitung der Museumsneubauten erbrachten eine Fülle von Arbeit. Sie nahm in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre an Umfang in dem Grade zu, daß Schöne das Bedürfnis nach einer Entlastung auch im Ministerium empfand, wenn er sich seinem Doppelamte als Generaldirektor der Museen und als Referent im Kultusministerium auf die Dauer gewachsen fühlen sollte.

Er beantragte deshalb am 23. Juli 1889 beim Minister, Müller nebenamtlich im Ministerium zu beschäftigen und zu dessen Entlastung bei den Museen einen Assessor als Hilfsarbeiter einzustellen. Der Minister befürwortete es bei dem Finanzminister mit einem Schreiben, worin er auf das starke Anwachsen der Museumsgeschäfte hinwies und betonte, daß Schöne im Ministerium nicht zu entbehren sei, weil er sich nur so zwischen der Generalverwaltung der Museen und der Zentralbehörde die erforderliche Einheitlichkeit in der Bearbeitung der Geschäfte und die notwendige Fühlung zwischen den noch sonst in Preußen bestehenden Museumsverwaltungen und den Kgl. Museen wahren lasse. Der Finanzminister erklärte sich damit einverstanden. Daraufhin traten Anfang Mai 1890 Regierungsrat Müller als Hilfsarbeiter beim Ministerium und Gerichtsassessor Dr. Schauenburg als eben solcher bei den Museen ein.

Müllers Stellung im Ministerium war vorerst die eines Korreferenten neben Schöne als dem Verwalter des Museumsreferats. Bei der glücklichen Zusammenarbeit der beiden Männer bewirkte Schöne bald eine endgültige Lösung

im umgekehrten Sinne, so daß er selbst sich mit dem Korreferat begnügte und das bisher von ihm wahrgenommene Museumsreferat auf Müller übertragen wurde. Damit schuf Schöne auch die Möglichkeit, daß Müller zum planmäßigen Vortragenden Rat und Geheimen Regierungsrat ernannt werden konnte, was im Jahre 1891 geschah.

Auswertung der Sammlungen

Als besonderes Anliegen empfand Schöne die Auswertung der Museumschätze für wissenschaftliche und allgemeinbildende Zwecke und damit die Erfüllung einer Aufgabe, die sich jedes Museum, auch das noch so regsam sammelnde, stellen muß, wenn es als lebendiger und kulturell wertvoller Organismus angesehen werden will.

Die Inventarisierung und Beschriftung der Sammlungsgegenstände war bis 1880 in den meisten Abteilungen sehr mangelhaft, ebenso bei der Museumsbibliothek die Katalogisierung. Schöne feuerte die Direktoren zur Behebung dieser Übelstände an und schloß, um das Erscheinen von Verzeichnissen zu beschleunigen und ihnen eine weitere Verbreitung zu sichern, als bei dem bisherigen Selbstverlag zu erzielen war, einen Vertrag über ihre Herausgabe mit der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin. Zur größeren Nutzbarmachung der Museen plante er die Herausgabe erläuternder Schriften, Vorträge, die Erleichterung des Besuchs der Sammlungen und die Öffnung wenigstens einiger von ihnen in den Abendstunden.

Von Verzeichnissen war das der Gemäldegalerie von Julius Meyer kurz vor Schönes Amtsantritt herausgekommen. 1880 erschien der „Führer durch die Königlichen Museen“. In demselben Jahr erhielt Adolf Furtwängler den Auftrag, den Katalog der Vasensammlung anzufertigen. 1881 setzte eine Direktorenkonferenz auf Vorschlag von Schöne Form und Ausstattung des von Conze bearbeiteten wissenschaftlichen Verzeichnisses der antiken Skulpturen als des ersten in der Reihe der sogenannten Großen Verzeichnisse fest. 1882 brachte Bastians Beschreibung der Steinskulpturen von Guatemala. 1883 wurde Paul Wolters mit der Neubearbeitung des 1868 von Carl Friederichs als Privatunternehmen unter dem Titel „Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik“ herausgegebenen Verzeichnisses der Gipsabgüsse antiker Bildwerke in den Museen beauftragt. 1884 ging der Katalogverlag von der Weidmannschen Buchhandlung auf den Verlag W. Spemann Berlin über. In demselben Jahr erschien der erste und 1885 der zweite Band des Vasenkatalogs, 1885 auch Conzes Verzeichnis der antiken Skulpturen und Wolters Neubearbeitung der „Bausteine“ von Friederichs. Ferner kamen heraus: 1886 der Führer durch die Sammlungen des Museums für Völkerkunde, 1887 der Führer durch die Ruinen von Pergamon und der erste Band der Beschreibung der antiken Münzen, 1888

30. Wilhelm von Bode

Hauser Friedländer Bode

31. In der Gemäldegalerie um 1900

32. Max J. Friedländer

33. Woldemar von Seidlitz

die Beschreibung der Bildwerke der christlichen Epoche, 1889 das Verzeichnis der vorderasiatischen Altertümer und Gipsabgüsse, der zweite Band der Beschreibung der antiken Münzen, der Führer durch die Ausstellung der Stoffsammlung im Kunstgewerbemuseum, Gewebe und Stickereien und die Anleitung zur Benutzung der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums. Von sonstigen amtlichen Veröffentlichungen der Museen aus den achtziger Jahren seien genannt: die 1883 erschienene Festschrift zur Silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares mit dem Beitrag von Bode über „Die italienischen Porträtskulpturen des XV. Jahrhunderts in den Kgl. Museen zu Berlin“, „Die Zeichnungen von Sandro Botticelli zu Dantes Divina Comedia“ von Friedrich Lippmann, die ersten Lieferungen der Vorbilderhefte des Kunstgewerbemuseums, die ersten Hefte der „Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde“, und der „Mitteilungen aus den orientalischen Sammlungen der Kgl. Museen“.

Die Herausgabe erläuternder Schriften kam in Gestalt von geschichtlich-gegenständlich angeordneten Handbüchern gegen Ende der achtziger Jahre in Gang. Die von Schöne in einer Direktorenkonferenz vom Jahre 1887 dargelegte Aufgabe dieser Handbücher war, einen allgemeinen Überblick über das jeweils darin behandelte Gebiet zu geben und zur Erläuterung besonders auf die in den Museen vertretenen Stücke Bezug zu nehmen. Sie sollten allgemeinverständlich gehalten und zu einem nicht zu hohen Preise zu haben sein. Abbildungen sollten die Hauptstücke der einzelnen Abteilungen veranschaulichen. Das erste von Bode verfaßte Handbuch über italienische Plastik erschien 1891.

In einer anderen Konferenz des Jahres 1887 stellte Schöne die Veranstaltung volkstümlicher Vorträge und Führungen der höheren Beamten durch ihre Sammlungen zur Erörterung. Er bemerkte dazu, daß schon viel erreicht sei, wenn den Besuchern das, was der Führer gedruckt enthalte, mündlich, wenn auch nur stückweise, übermittelt werde. Im übrigen halte er die ganze Frage, wie Sammlungen der Museen dem Blickfeld und dem Verständnis der Handwerker- und anderer Kreise mehr als bisher zugänglich gemacht werden könnten, für hervorragend wichtig und bitte die Herren, sich damit ferner zu beschäftigen. Die Anregungen wurden zuerst im Kunstgewerbemuseum in die Tat umgesetzt. Hier hielten im Jahre 1888/89 die Beamten des Museums die ersten Vorträge, versuchsweise auch mit anschließenden zweistündigen Führungen. Die Vorträge fanden anfangs auch in den Sammlungen statt, später im Hörsaal. Die übrigen Abteilungen nahmen die Führungen 1892 auf.

Um den Besuch der Museen möglichst zu erleichtern, sorgte Schöne für längere Öffnungszeiten. Eine Einrichtung, die auch den Museumsbesuchern zugute kommen konnte, war der „jour“, d. i. die pflichtmäßige Anwesenheit eines höheren Beamten zur Kontrolle der Sammlungsaufseher am Sonntag, die Schöne auf Vorschlag von Bode im Jahre 1884 einführte, wobei er auch selbst diese Verpflichtung auf sich nahm. Er plante auch schon 1881 die Ausdehnung der Besuchszeit auf die Abendstunden, und zwar zunächst für das Kupferstichkabinett und die Gipsammlung. Die dazu notwendige Einrichtung einer elektri-

schen Beleuchtungsanlage scheiterte aber an den hohen Kosten. Der Widerstand des Finanzministeriums hielt in den folgenden Jahren an, obwohl sich 1887 auch der Kronprinz dafür mit der Randbemerkung aussprach: „Ich bin sehr eingenommen für die Einrichtung der elektrischen Beleuchtung.“ Daß der Besuch der Museen unentgeltlich sein müsse, war für Schöne feststehender Grundsatz. Als im Jahre 1883 im Landtag angeregt wurde, ein mäßiges Eintrittsgeld zu erheben, um ungestörten Besuch in den Sammlungen zu ermöglichen, widersprach er als Regierungskommissar dieser Anregung. Ein das Studium störender Zudrang an den Werktagen habe sich bis jetzt nicht bemerkbar gemacht. 1889 erreichte Schöne beim Finanzminister, daß beim Kunstgewerbemuseum, das mittlerweile der Generalverwaltung unterstellt war, das bis dahin an drei Wochentagen erhobene Eintrittsgeld abgeschafft wurde.

STELLENBESETZUNG

Wenn die einzelnen Abteilungen der Museen so lebendig sein sollten, wie man es von ihnen erwartete, bedurften sie besonders tüchtiger und regsamer Beamter. Die richtige Besetzung freigewordener oder neugegründeter Direktoren- und Assistentenstellen betrachtete Schöne deshalb als seine vornehmste Pflicht. Daß es in den achtziger Jahren gelang, eine ganze Reihe hervorragender Kräfte zu gewinnen, beweisen deren Leistungen bei den Museen selbst und in den von ihnen später eingenommenen Stellungen. Mit der Zeit gab es an den bedeutenderen Museen Deutschlands kaum einen Leiter, der nicht an den Berliner Museen tätig gewesen war.

Altes und Neues Museum

Von den jungen Gelehrten, die sich in den ihnen übertragenen Ämtern besonders bewährt haben, waren mehrere schon früher bei den Museen eingestellt oder fest angestellt worden. Adolf Erman, der bereits 1876 als Hilfsarbeiter in der Bibliothek und seit 1877 am Münzkabinett tätig war, erhielt 1879 die bei dem Kabinett neu begründete Assistentenstelle. Daneben als Privatdozent der Ägyptologie in der Universität wirkend, wurde er 1885 auf den durch den Tod von Richard Lepsius erledigten Lehrstuhl für Ägyptologie berufen und gleichzeitig zu dessen Nachfolger als Leiter der Ägyptischen Abteilung bei den Museen bestellt. Als besonders geeignet für dieses Amt empfahl ihn neben seiner praktischen Bewährung als Museumsbeamter seine wissenschaftliche Bedeutung, die darin lag, daß er als erster begonnen hatte, die ägyptischen Denkmäler sowohl nach der sprachlichen wie nach der kulturgeschichtlichen Seite hin umfassend und kritisch auszuwerten. Er hat das von Lepsius geschaffene Ägyptische Museum durch außerordentliche Bereicherung und innere Umgestaltung geradezu neu begründet und es zugleich ganz im Sinne Schönes, dem er einer der treuesten und zuverlässigsten Mitarbeiter war, zu einer zentralen Lehr- und Forschungsstelle für ägyptische Sprach- und Altertumskunde entwickelt.

Woldemar von Seidlitz, zugleich mit Erman zum Direktorialassistenten ernannt, war bis 1884 am Kupferstichkabinett tätig und wirkte später als Vor-

tragender Rat in der Generaldirektion der Königlichen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Dresden. 1879 trat auch Otto Puchstein bei den Museen ein, schied aber nach zwei Jahren wieder aus, um als Stipendiat des Archäologischen Instituts sich in den Süden zu begeben. Von da zurückgekehrt wurde er 1883 Assistent bei der Antikenabteilung und machte sich als solcher besonders um die Wiederherstellung der ursprünglichen Anordnung des großen Altarfrieses von Pergamon verdient. Seit 1896 Professor der klassischen Archäologie zu Freiburg, übernahm er 1905 als Nachfolger von Conze das Amt des Generalsekretärs des Archäologischen Instituts und wirkte an dieser Stelle bis zu seinem allzu frühen Tode im Jahre 1911. Von seinen bedeutenden Leistungen als Leiter von Unternehmungen der Museen im Orient wird noch zu sprechen sein.

Im Jahre 1880 gewannen die Museen in Adolf Furtwängler, der sich 1879 in Bonn habilitiert hatte, eine Arbeitskraft ersten Ranges. In die neubegründete Stelle eines Assistenten bei der Antikenabteilung berufen, war er zunächst unter Conze in der Skulpturensammlung tätig, ging aber später ganz zum Antiquarium über, wo er unter dem hochbetagten Ernst Curtius so gut wie selbständig den Ausbau der Sammlung fördern konnte. Hier verfaßte er in kurzer Zeit jene zweibändige Beschreibung der Vasensammlung, die, als Katalog gedacht, dem Benutzer zugleich als ein in die Geschichte der Vasenmalerei einführendes Handbuch dienen konnte, wie es bis dahin noch keines gab. In gleicher Weise ordnete er die Sammlung geschnittener Steine und Glaspasten des Antiquariums und legte in der 1896 erschienenen „Beschreibung der geschnittenen Steine“ die Geschichte der antiken Steinschneidekunst, die er später in dem großen Werk „Die antiken Gemmen“ ausführlich behandelte, in den Grundzügen fest. Ungefähr gleichzeitig mit dem Vasenkatalog veröffentlichte er 1883 bis 1887 sein stattliches zweibändiges Werk über die Sammlung Sabouroff, auch dieses nicht nur eine Beschreibung und Erläuterung der in der Sammlung vereinigten Denkmäler, sondern zugleich eine Einführung in die formale Entwicklung und kulturgeschichtliche Bedeutung größerer Denkmälergruppen. Nachdem er sich dann durch sein aufsehenerregendes Werk „Meisterwerke der griechischen Plastik“ einen weit über Deutschland hinausreichenden Namen gemacht hatte, erfolgte 1894 seine Berufung nach München, wo er als Professor an der Universität und Direktor der Glyptothek die Nachfolge seines Lehrers Heinrich Brunn antrat.

Von sonstigen bedeutenden Archäologen standen der schon als Bearbeiter der „Bausteine“ genannte Paul Wolters, der spätere Nachfolger Furtwänglers in München, Carl Schuchhardt, später Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde, und Franz Studniczka, zuletzt Ordinarius für klassische Archäologie in Leipzig, während der achtziger Jahre im Dienste der Antikenabteilung der Museen. Der Althistoriker Ulrich Wilcken legte in derselben Zeit als Hilfsarbeiter bei der Ägyptischen Abteilung den Grund zu seiner führenden Stellung auf dem Gebiete der Papyrusforschung.

Münzkabinett

Das Münzkabinett hatte in den siebziger Jahren einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen. Dank reichlicherer Zuwendungen von Mitteln war es ihm möglich gewesen, eine Reihe großer Ankäufe, darunter die der Sammlungen Fox, Prokesch und Guthrie zu tätigen. Als sein langjähriger Direktor Julius Friedländer 1884 starb, wurde dessen Nachfolger Alfred von Sallet, der seit 1869 dem Kabinett erst als Hilfsarbeiter, dann als Assistent angehörte. Auch er trug durch glückliche Erwerbungen zum Ausbau der Sammlung bei, insbesondere nach der mittelalterlichen Seite hin. Sein Hauptanliegen aber war die wissenschaftliche Bearbeitung der bei den großen Ankäufen seines Vorgängers erworbenen, zumeist griechischen und orientalischen Münzen. Er begann die Veröffentlichung ausführlicher wissenschaftlicher Kataloge und bearbeitete selbst die ersten beiden Bände. Ein auf die Bestände des Kabinetts gegründetes Handbuch der Münzkunde konnte er bis zu seinem Tode 1897 noch im Manuskript vollenden.

In die durch Sallets Ernennung zum Direktor des Münzkabinetts freie Stelle trat 1884 Julius Menadier als Hilfsarbeiter ein. Ein Jahr darauf wurde er als Assistent fest angestellt und nach dem Tode Sallets 1898 zum Direktor des Kabinetts ernannt. Sein Wirken in dieser Stellung hat die mittelalterlich-neuzeitliche Sammlung des Kabinetts in bezug auf die deutschen Münzen zur ersten des Reichs und das Kabinett selbst durch die in ihm geschaffenen technischen Einrichtungen zum Vorbild anderer Anstalten dieser Art gemacht. Durch seine wissenschaftlichen Arbeiten hat er für die Erforschung der mittelalterlichen Münzen grundlegend gewirkt.

Ein Jahr nach Menadier trat einer der feinsten Kenner antiker Kunst beim Münzkabinett in den Dienst der Museen, Heinrich Dressel. 1845 in Rom geboren, war er ebenda, als Schöne ihn nach Berlin zog, als Archäologe und Epigraphiker tätig, im Auftrage des Römischen Archäologischen Instituts und der Berliner Akademie der Wissenschaften. Für die Berliner Museen hatte er bei der Beschaffung von Gipsabgüssen und -formen von Denkmälern der Antike und Renaissance mitgewirkt. Die Museen gewannen in ihm einen Mann von scharfer Beobachtungsgabe und sicherem Gefühl für Rang und Echtheit, weshalb auch andere Abteilungen ebenso wie Privatsammler ihn gerne als Berater heranzogen. Beim Münzkabinett wurde er nach Sallets Tode 1898 mit dem Titel Direktor selbständiger Leiter der Antikenabteilung. Unter seiner Betreuung erhielt die Abteilung bedeutenden Zuwachs durch die von ihm erworbenen griechischen Goldmedaillons aus dem Funde von Abukir mit den Bildnissen Alexanders des Großen, seiner Mutter Olympia und Caracallas, sowie durch die beiden größten Privatsammlungen griechischer Münzen, die von Friedrich Imhoof-Blumer in Winterthur und die von Artur Löbbecke in Braunschweig. Bei den regelmäßigen Erwerbungen aus laufenden Mitteln legte Dressel auf wissenschaftliche Bedeutung und künstlerischen Wert gleich großes Gewicht.

Von dem Katalogwerk der antiken Münzen bearbeitete er die römische Abteilung. Die Berliner Akademie übertrug ihm, nachdem sie ihn zu ihrem Mitglied ernannt hatte, die Leitung des von Mommsen angeregten corpus nummorum antiquorum. Seine eigene Sammlung antiker Münzen und Gemmen, die er vor seiner Anstellung bei den Museen zusammengebracht hatte, hinterließ er samt seinem Barvermögen den Museen zugunsten des Münzkabinetts.

Gemäldegalerie

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang die Berufung von Hugo von Tschudi in den Dienst der Museen, wo er 1885 als Assistent bei der Gemäldegalerie eintrat. Unter allen Mitarbeitern, die Schöne in den achtziger Jahren um sich scharte, hat keiner seine eigenen Ziele so hartnäckig und unbekümmert um das Urteil und die Belange anderer verfolgt wie er. Von den vielen Konflikten, in die Tschudi dadurch geriet, brachte der mit dem Kaiser auch Schöne in schwierige Lagen. An der Gemäldegalerie konnte er freilich seine Wesensart nicht voll auswirken. Er enttäuschte hier sogar Bode, der ihn Schöne warm empfohlen hatte, durch Mangel an Energie und Stetigkeit in der Arbeit. Der Grund dafür wird wohl gewesen sein, daß Bode selbst zu viel allein machte und den nur sechs Jahre jüngeren Tschudi nicht recht zur Geltung kommen ließ. Erst als dieser Direktor der National-Galerie geworden war, trat sein Wesen klar zutage. Alfred Lichtwark sagt darüber in einem seiner Briefe (Reisebriefe II 252): „Es war, als ob die Selbständigkeit einen neuen Menschen aus ihm gemacht hätte. Aus dem zur Seite stehenden und kaltgestellten Frondeur war ein Führer geworden.“

Kunstgewerbemuseum

„Erster Direktor“ des Kunstgewerbemuseums war bei seiner Unterstellung unter die Generalverwaltung der Museen, und zwar schon seit seiner Begründung, Grunow, ein fleißiger, ordentlicher Mann, aber mehr Bürokrat und für Arbeit in der großzügigen Art eines Eitelberger in Wien nicht geschaffen. Mit der Unterstellung des Museums unter die Generalverwaltung unzufrieden, machte er, um zu beweisen, daß dadurch nur Erschwerung des Geschäftsganges entstünde, über die kleinsten Kleinigkeiten förmliche Berichte. Mit der Zeit aber sah er davon ab, wohl weil er merkte, daß unter Schöne seine Selbständigkeit nicht litt und, da dieser zugleich Museumsreferent im Kultusministerium war, sich an dem bisherigen Zustande kaum etwas geändert hatte.

Direktor der Sammlungen war Julius Lessing. Bode hat über ihn und sein Wirken am Kunstgewerbemuseum abfällig geurteilt (Mein Leben I 197, II 174).

Er wirft ihm vor, daß er wegen Mangel an Sinn für Güte und Echtheit die Sammlung nicht so ausgebaut habe, wie es bei den ihm zur Verfügung stehenden verhältnismäßig reichen Mitteln und den außerordentlich günstigen Marktverhältnissen möglich gewesen wäre. Außerdem habe er einzelne Gegenstände durch ungeschickte Eingriffe verschlechtert. Auch die Briefe Bodes an Schöne enthalten viele herabsetzende Äußerungen über Lessing und Beschwerden darüber, daß er sich um Beanstandungen und Vorschläge der Sachverständigenkommission, der Bode angehörte, nicht kümmere und der Sammlung der Bildwerke des christlichen Zeitalters unlauteren Wettbewerb mache. Schöne hat Lessing weniger scharf beurteilt. Er sagte von ihm, daß er, von Hause aus Archäologe, einen guten Riecher für das Aktuelle gehabt und sich deshalb dem Kunstgewerbe zugewandt habe, daß er wohl zu wahllos gekauft, aber auch gute Stücke erworben habe. Sein Aufmuntern alter Bestände sei nicht so schlimm gewesen, wie Bode es darstelle, der übrigens selbst alte Möbel, die er für die Innenausstattung des Kaiser Friedrich-Museums erworben hätte, ebenfalls habe aufmuntern lassen.

Auch der Leiter der Unterrichtsanstalt, Ernst Ewald, verdient ein besseres Urteil, als es Bode (a. a. O. S. 174) über ihn fällt, wo er sagt, Ewald habe die Anstalt in eine verkehrte Richtung gelenkt, weil es ihm als höchstes Ziel gegolten habe, seine Schüler für die Akademie reif zu machen. Unter den Schülern gab es manche, die zur Akademie strebten, was aber Ewald nicht begünstigte. Er war zwar selbst von Beruf akademisch gebildeter Maler, verdankte aber sein Ansehen als solcher vornehmlich seinen dekorativen Arbeiten und betätigte sich, nachdem er 1868 Lehrer an der Unterrichtsanstalt geworden war, fast nur noch auf dem Gebiete der angewandten Kunst, insbesondere im Entwerfen von Glasgemälden und Mosaiken. Außerdem war er viel zu klug und mit den Bedürfnissen des Kunsthandwerks zu sehr vertraut, um ihm begabte junge Leute abspenstig zu machen. Für die Leitung der Anstalt, die er 1874 übernahm, befähigte ihn neben seiner künstlerischen Erfahrung seine feine Bildung, sein guter Geschmack und seine geschäftliche Gewandtheit. Die Richtung, die er dem Unterricht gab, war durch die Zeit bedingt: historischer Stil war Ziel und Aufgabe. Neuschöpferisch wirkte er im Grunde nicht. Er war aber gegenüber den neuen Bestrebungen, die um die Mitte der neunziger Jahre auftauchten, auch nicht so ablehnend wie sein Amtsgenosse Lessing.

Am meisten aufgeschlossen für das neue Wollen war Peter Jessen, der regsamste und am stärksten nach außen wirkende unter den Kunsthistorikern, die in den achtziger Jahren in den Dienst der Museen traten. Als Nachfolger von Alfred Lichtwark wurde er 1886 kommissarisch mit der Verwaltung der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums betraut und 1887 zu ihrem Direktor ernannt. Bezeichnend für den Schwung, mit dem er sich seinen Aufgaben widmete, ist, daß Schöne schon 1887 dem Minister von dem außerordentlichen Zuwachs der Bibliothek berichten konnte, 1888 von der Erschließung der Ornamentstichsammlung für die Benutzer durch Einrichtung eines Lesesaals, 1889 von einer

bedeutenden Steigerung des Besuchs infolge verlängerter Öffnungszeiten an allen Wochenabenden und der in ihre Benutzung einführenden Vorträge. Auch die Anregung zu der Veranstaltung von Vorträgen und Führungen in den Sammlungen durch Beamte des Museums ist eher Jessen zuzutrauen als Lessing, wie denn auch Jessen die Haupttriebkraft war für die Errichtung von abendlichen Vortragsreihen und Sonderausstellungen im Lichthofe. Die glänzende Entwicklung der Bibliothek und ihrer Benutzung mag mit ein Grund gewesen sein für Schönes Bedauern, daß für den Bau des Kunstgewerbemuseums nicht ein Platz in der Nähe der übrigen Museen hatte gewählt werden können. Wenn das möglich gewesen wäre, hätte die Bibliothek zusammen mit der Museumsbibliothek zu einer zentralen Kunstbibliothek ausgestaltet und auch eine zentrale Sammlung von Photographien geschaffen werden können.

Völkerkundemuseum

Unter dem vermehrten Personal des Völkerkundemuseums, das mit den Sammlungen in den Neubau eingezogen war, befanden sich, als Direktorialassistenten 1885 und 1886 neu eingestellt, der Sinologe und Ethnologe Wilhelm Grube und der durch Sendjirli und seine Untersuchungen über die Beninbronzen besonders bekanntgewordene Felix von Luschan. 1887 kam F. W. K. Müller, der Entzifferer der Turfan-Handschriften, als Hilfsarbeiter hinzu. Mit Albert Grünwedel, dem Entdecker wichtiger Kunstdenkmäler und Handschriften in Turkestan, der schon seit 1881 an der Ethnologischen Sammlung tätig war, mit den später hinzugekommenen G. Eduard Seler und Karl Theodor Preuß, den um die amerikanische, insbesondere die mexikanische Sprach- und Altertumskunde verdienten Forschern, und mit Carl von den Steinen, dem Verfasser des bekannten Werkes „Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens“, bildeten diese Mitarbeiter Adolf Bastians mit ihm zusammen eine Corona von hervorragenden Forschungsreisenden und Gelehrten, wie sie sich am Museum für Völkerkunde später nicht wieder zusammengefunden hat. Nach dem Urteil heutiger Ethnologen war es die große Zeit des Museums, in der es sich sein wissenschaftliches Ansehen und seine internationale Bedeutung errang.

Technische Beamte

Zu Beginn der achtziger Jahre stand die graphische Wiedergabe von Gemälden und Bildwerken noch in hohem Ansehen. Man sah in den von Künstlerhand geschaffenen Blättern nicht bloß Nachbildungen, wie sie auch auf mechanischem Wege hergestellt werden konnten, sondern betrachtete sie als eine

der Originalgraphik ebenbürtige Kunstwerksgattung. Von dieser Auffassung der nachbildenden Graphik war wohl auch Schöne noch geleitet, als er im Jahre 1881 die Stelle eines „technischen Beirates für die artistischen Publikationen der Museen“ zum Staatshaushaltsplan anmeldete und gleichzeitig mit dem Kupferstecher Louis Jacoby in Verbindung trat. Jacoby, der Schöpfer der verbreiteten Stiche nach Raphaels Schule von Athen und Sodomas Hochzeit Alexanders und Roxanes, war seit 1868 als Lehrer an der Kunstakademie in Wien tätig und hatte dort zum Wiederaufleben der graphischen Künste, vor allem des Kupferstichs, beigetragen. Schöne hatte Erfolg mit seiner Anmeldung und dem Antrag, die bewilligte Stelle Jacoby zu übertragen. Dieser trat am 1. August 1881 sein Amt an und nahm gleichzeitig seine künstlerische Tätigkeit als künstlerischer Beirat der Reichsdruckerei auf, wofür ihn Schöne dem Staatssekretär des Reichspostamtes Stephan, dem die Reichsdruckerei unterstand, empfohlen hatte. Bei den Museen war Jacobys Hauptaufgabe die Betreuung der graphischen Nachbildungen von Meisterwerken unter den Gemälden für das Werk „Die Gemäldegalerie der Kgl. Museen zu Berlin mit erläuterndem Text von J. Meyer und W. Bode“. Die ersten drei Lieferungen des Werkes erschienen 1888.

Andere Techniker, die sich über die Museen hinaus einen Ruf und Namen erworben haben, traten damals in ihren Dienst, so der Restaurator Alois Hauser und der Buchbinder Hugo Ibscher. Von ihnen wurde Hauser wegen seiner geschickten und gewissenhaften Reinigung und Ausbesserung alter Gemälde, aber auch wegen seines scharfen Blicks für die Echtheit und Erhaltung der Bilder hoch geschätzt, während Ibscher sich mit der Zeit für die Wissenschaft zum wichtigsten, ja einzigartigen Helfer bei der Auflösung und Lesbarmachung von Papyrusrollen entwickelte und dafür mit dem Ehrendoktor und dem Professor-titel ausgezeichnet wurde.

Auch eines Naturwissenschaftlers ist hier zu gedenken, der sich große Verdienste um die Sammlungen der Museen erworben hat, des Chemikers Friedrich Rathgen, des Gründers und langjährigen Leiters des chemischen Laboratoriums der Museen. Im Alter von 26 Jahren übernahm er 1888, von dem Chemiker und Prähistoriker Dr. Otto Olshausen an Schöne empfohlen, die Aufgabe, eine besondere Arbeitsstätte für die Untersuchung und Behandlung von Altertumsfunden und Kunstwerken einzurichten. Seine mit der Zeit entwickelten Verfahren hat er in dem Handbuch „Die Konservierung von Altertumsfunden“ und in den Schriften „Die Pflege öffentlicher Denkmäler“ und „Verwitterung und Erhaltung von Werksteinen“ niedergelegt. Durch entscheidende Förderung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse auf dem Gebiete der Denkmalpflege hat Rathgen sich auch außerhalb der Museen Dank und Anerkennung erworben.

Den frischen, belebenden Wind, der von dem Augenblick an, da Schöne die Leitung der Museen übernahm, ihre Räume durchwehte, verspürten nicht nur die darin Wirkenden, von denen mancher es in seinen Erinnerungen bezeugt hat (so z. B. Bode, Mein Leben I 166 u. Erman, Mein Werden und Wirken 186 f.), auch Außenstehende stellten schon nach kurzer Zeit mit Staunen das neue Le-

ben in den Museen fest. Einer von ihnen, Eitelberger in Wien, der, selbst eine schöpferische Kraft ersten Ranges, wie kaum ein anderer zu einem sachverständigen Urteil befähigt war, hatte 1883 Berlin besucht und sich eingehend über die Museen unterrichtet. Über seine Eindrücke sagte er in seinem gedruckten Berichte (R. v. Eitelberger, Ein Ausflug nach Berlin im Frühjahr 1882, Wien 1882, 22 ff.): „Auf keinem Gebiete hat Berlin so große Fortschritte zu verzeichnen, als auf dem der Königlichen Museen. Zur rechten Zeit hat man an die Spitze als Generaldirektor einen Fachmann par excellence berufen und demselben die Organisation übertragen. Die Situation der Museen ist jetzt eine klare gegenüber dem Volk, den Gelehrten und Künstlern. Sie haben eine selbständige Stellung gewonnen und sind ein selbständiger Faktor für die Kunstbildung des Volkes geworden. Dies scheint mir das bei weitem wichtigste Resultat der ganzen Organisation der Kgl. Museen zu sein.“ Jeder der selbständigen Direktoren hat den Ehrgeiz, „sein spezielles Fach, für welches er dem Publikum gegenüber verantwortlich geworden ist, so glänzend als möglich zu vertreten. In allen Abteilungen herrscht große Rührigkeit, und die zeitraubenden Bureauschreibereien von früher haben aufgehört. Wissenschaftliche Publikationen gehören zum Amtsgeschäfte der Abteilungsdirektoren“. Besonders begeistert von den pergamenischen Skulpturen und dem damals Michelangelo zugeschriebenen Giovannino schreibt er: „Berlin ist unablässig bemüht und scheut nicht die größten Geldopfer, das geistige Anlagekapital für Bildhauer durch Erwerbungen hervorragender Bildwerke zu vermehren.“ Die Sammlung der Gipsabgüsse bezeichnet er als die erste der Welt.

SCHWIERIGE VERHÄLTNISSE

Bode und Julius Meyer

Schöne sagte einmal von jenen Jahren glücklichen Zusammenwirkens mit den Direktoren, sein Verhältnis zu ihnen sei gut gewesen. Die älteren, Friedländer, Curtius und Lepsius, hätten ihm keine Schwierigkeiten gemacht, die jüngeren, Bode, Lippmann und Conze, hätten geführt. Das gute Verhältnis schloß freilich Klagen und Beschwerden nicht aus. Besonders viel leistete sich darin der leicht erregbare, infolge seiner Leiden oft überempfindliche Bode, der übrigens auch sonst Schöne mit Briefen stark behelligte. „Kein Frühstück ohne einen Brief von Bode“, sagte man mit scherzhafter Übertreibung in Schönes Familie.

Besonders seine Stellung bei der Gemäldegalerie gab Bode Anlaß zu klagen. Obwohl selbständiger Leiter der von ihm geschaffenen Sammlung von Bildwerken der christlichen Epoche mit dem Titel „Direktor“, war er bei der Galerie noch immer nur Direktorialassistent, wirkte aber hier als die tatsächlich treibende Kraft, besonders bei den Ankäufen im Ausland. Der Direktor Meyer war durch häufig wiederkehrende neuralgische Anfälle in der Ausübung seiner Amtsgeschäfte stark behindert und auch nicht so beweglich und unternehmend wie der fünfzehn Jahre jüngere Bode. Als dieser 1883 die von Schöne geschaffene Direktorstelle für die von da ab selbständige Abteilung der Skulpturen und Gipsabgüsse des christlichen Zeitalters erhielt, hörte er zwar auf, Assistent bei der Gemäldegalerie zu sein, war aber weiter verpflichtet, bei ihr Dienst zu tun. Schöne betrachtete dieses Verhältnis Bodes zur Galerie, das außerhalb der gewöhnlichen Einrichtungen lag und sich von selbst entwickelt hatte, durchaus nicht als ideal. Er wußte aus Erfahrung, daß solche auf gegenseitige persönliche Rücksichtnahme angewiesenen Verhältnisse zwar eine Zeitlang halten, dann aber zu Schwierigkeiten führen, die nur durch eine bestimmte klare Regelung behoben werden können. So ging es auch mit Meyer und Bode jahrelang gut, und die Gemäldegalerie hatte den Vorteil davon.

Nach der Mitte der achtziger Jahre aber begannen die Klagen Bodes über seine „Zwitterstellung“ bei der Galerie und die ihm daraus erwachsenden Schwierigkeiten. Schöne erkannte die Berechtigung seiner Klagen an und schlug im Sommer 1887 Meyer vor, Bode zum zweiten Direktor der Gemäldegalerie werden zu lassen. Meyer hatte selbst schon an diese Möglichkeit gedacht,

schreckte aber vor ihrer Verwirklichung zurück, weil er, wie er Schöne am 8. August 1887 schrieb, sich bei näherer Erwägung überzeugt hatte, daß ein Doppeldirektoriat sachlich und persönlich weder zweckmäßig noch überhaupt durchführbar sein würde. Statt dessen bot er, um Platz für Bode zu schaffen, seinen eigenen Rücktritt an, zu dem er sich ohnehin aus gesundheitlichen Gründen bald werde entschließen müssen. Schöne erwiderte darauf am 30. August: „Wenn Sie schreiben, ‚ich möchte der Ausführung des Gedankens, dem Verhältnis Bodes zur Gemäldegalerie eine feste amtliche Form zu geben, nicht im Wege stehen‘, so geben Sie der Sache eine Wendung, auf die ich nicht gefaßt war, und die ich, wenn ich so sagen darf, nicht verdient zu haben glaube, da sie nahezu auf das Gegenteil des Gedankenganges hinauskommt, der mich geleitet hat. Nicht die Gestaltung von Bodes Stellung ist der Zweck all dieser Erwägungen, sondern die Erhaltung ihres Zusammenwirkens in einer Form, welche Reibungen und Schwierigkeiten möglichst ausschließt. Und meine Bitte an Sie konnte und kann nur die sein, daß Sie eine solche Form mit mir suchen möchten.“ Diese Antwort zeigt deutlich, wieviel Schöne an dem Zusammenwirken von Meyers Feinsinn und Besonnenheit mit dem Draufgängertum und der Kennerschaft Bodes gelegen war. Es war also nicht nur, wie Bode meinte (Mein Leben II 26 f.), Rücksichtnahme auf die Gründe, die Meyer das Scheiden aus dem Amte trotz seines Angebots schwer machten, wenn Schöne das in Meyers Antwort vom 3. September wiederholte Anerbieten, zugunsten Bodes zurückzutreten, nicht annahm und weiter nach einer befriedigenden Lösung der schwierigen Lage suchte.

Nachdem darüber einige Zeit verstrichen war, verlangte Bode für seine sechzehnjährige Tätigkeit in zwei Abteilungen eine bis dahin nicht beanspruchte besondere Vergütung. Wenn er sie bis zum 1. Juli nicht bekommen könne, schrieb er am 9. Juni 1888 aus Venedig an Schöne, werde er „ganz gern“ am 1. Juli zurücktreten. Schöne konnte die Mittel dafür natürlich nicht im Handumdrehen beschaffen und hatte wohl auch grundsätzliche Bedenken, weil es sich um eine Entschädigung für eine als Dienstpflicht geleistete Arbeit handelte. Bode schickte ihm darauf am 15. August an den Timmendorfer Strand, wo Schöne seinen Erholungsurlaub verbrachte, sein Rücktrittsgesuch mit der Bitte, es unter Befürwortung an den Minister gelangen zu lassen. Auf die Antwort von Schöne erwiderte er am 26. August aus Pontresina: „Für Ihre sehr freundlichen Zeilen vom 18. des Monats sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank. Ich habe freilich nach allem, was ich seit anderthalb Jahrzehnten von Ihnen als Vorgesetzter erfahren habe, nichts Anderes von Ihnen erwarten dürfen; aber daß Sie so unbedingt warm für mich eintreten, ist mir doch eine große Freude und Genugtuung gewesen.“ Nachdem dann auch der Minister von Gossler, den Bode in Pontresina traf, ihm gesagt hatte, daß er nicht gehen dürfe, gab er seine Rücktrittsabsicht auf, kam aber ein Jahr später darauf zurück, indem er Schöne am 28. Juli 1889 schrieb, er werde Ostern 1890 zurücktreten, wenn nicht bis dahin sein Gehalt auf 9000 Mark erhöht werde. Es waren also auch solche

Gründe, die ihn zu seinen Abschiedsdrohungen bewogen, und nicht nur seine „Zwitterstellung“ an der Gemäldegalerie. Zu einer endgültigen Lösung gelangte Schöne in demselben Sommer durch eine Vereinbarung mit Meyer, wonach dieser im Herbst 1890 sein Amt aufgeben, aber schon vom Herbst 1889 ab einen längeren Urlaub erhalten würde. Zur Beruhigung Bodes trug weiter bei, daß ihm Schöne zu Weihnachten 1889 die Ernennung zum Geheimen Regierungsrat mitteilen konnte. Leiter der Gemäldegalerie wurde er nach dem Ausscheiden von Meyer am 1. Oktober 1890. Die Leitung der Sammlung von Bildwerken der christlichen Epoche behielt er einstweilen bei.

Der Fall Bode kann als Beispiel dafür dienen, was hinter der von Eitelberger bewunderten Außenseite der Museen vor sich ging und wie für Schöne daraus mancherlei Ärger und Aufregung erwuchs. Solche Last, könnte man sagen, hat schließlich jeder zu tragen, der einem großen Betrieb vorsteht. Aber bei der Verwaltung der Museen fiel noch erschwerend ins Gewicht, daß die Direktoren verschiedene Ziele hatten und sie im allgemeinen einseitig verfolgten. Dadurch gab es trotz des vom Generaldirektor angestrebten und auch meist erzielten Ausgleichs der einander widerstrebenden Interessen des öfteren Eifersüchteleien und Klagen, wie z. B. die von Bastian über die verschwenderischen Kollegen von der Kunst und die von diesen über den nimmersatten Ethnologen.

Althoff

Durch Althoffs Eintritt in das Ministerium hatte sich Schönes Verhältnis zum Hochschulreferat verändert. An die Stelle gedeihlicher Zusammenarbeit, wie sie zur Zeit Göpperts bestanden hatte, waren Reibereien und Mißhelligkeiten getreten, die ihren Grund darin hatten, daß Althoff in Sachen, bei denen die Museen und der sie vertretende Sachbearbeiter beteiligt waren, eigenmächtig vorging oder hinter ihrem Rücken gegen ihre Belange handelte.

1885 kam es zum offenen Konflikt. Anlaß dazu gab die Besetzung der durch den Tod von Richard Lepsius freigewordenen Stelle des Oberbibliothekars der Kgl. Bibliothek. An der Wahl seines Nachfolgers und an dessen Hauptaufgabe, der Neugestaltung der Bibliothek, war die Museumsverwaltung wegen des Kupferstichkabinetts, der Museumsbibliothek und der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums stark interessiert. Dies und der Wert, den er auf Schönes persönliche Mitwirkung legte, mögen den Minister bestimmt haben, in einer Sitzung der Ersten Unterrichtsabteilung, die Ende 1884 stattfand, die Ansicht auszusprechen und sie auch später noch mehrfach zu wiederholen, Schöne bei der Entscheidung über die Organisation der Kgl. Bibliothek und die Besetzung der Stelle des Oberbibliothekars zu beteiligen. Da Althoff sich um diese Absicht des Ministers nicht kümmerte, beschwerte sich Schöne, ehe er Anfang September eine Reise in den Süden antrat, mündlich bei Gossler. Bevor dies ge-

schah, schrieb Jordan am 24. August an Schöne: „Deinem Gespräch mit dem Minister sehe auch ich mit Bangigkeit entgegen. Ich kann die Befürchtung nicht loswerden, daß eine Entfremdung zwischen ihm und uns eingetreten ist, die ihre bestimmten Veranlassungen hat. Nachdem ich ihm in der Bibliotheksangelegenheit so viel gesagt und er so viel versprochen, verstehe ich seine Haltung nicht mehr, aber ich vermute, mein Rencontre mit Althoff von neulich, das mit einem so gründlichen Bruch endete, war halb und halb angestellte Sache.“

Wie die Unterredung mit dem Minister verlaufen ist, geht aus einem Schreiben hervor, das Schöne — nach seiner Rückkehr aus Pergamon — an den Direktor der Ersten Unterrichtsabteilung im Kultusministerium, Geheimrat Greiff richtete, der ihn hatte wissen lassen, daß der Minister sich nur daran erinnern wollte, bei seiner Unterredung mit Schöne vor Antritt seiner griechischen Reise ihm lediglich die Zuziehung bei der Feststellung der Grenzen zwischen den Sammlungen der Museen und denen der Kgl. Bibliothek zugesichert zu haben. Es heißt in diesem Schreiben, dessen Inhalt Schöne dem Minister zur Kenntnis zu bringen bittet, daß ihm (Schöne) jenes Gespräch bis in alle Einzelheiten noch sehr lebhaft gegenwärtig sei, da es für ihn eine hohe persönliche Bedeutung gehabt habe. Er habe dem Minister ausgesprochen, daß er sich schwer verletzt und bloßgestellt fühle, und zwar um so mehr, als die ihm widerfahrenen Zurücksetzungen lediglich der Rücksicht auf Althoff zuzuschreiben seien, der seit seinem Eintritt in das Ministerium eine stetige und leider nicht erfolglose Agitation gegen die Museen betreibe. Statt zu den schwebenden Bibliotheksfragen zugezogen zu werden, wie es ihm der Minister fest zugesichert habe, sei er selbst von jeder Kunde über den Gang der Arbeiten und Verhandlungen abgeschlossen worden. Insbesondere hätten Beratungen von Sachverständigen wegen dieser Fragen stattgefunden, von denen er nur aus den Zeitungen erfahren habe, während innerhalb und außerhalb des Ministeriums jedermann seine Zuziehung erwartet habe. Ebenso sei ein notorisch sachverständiger Beamter der Museen, Direktor Lippmann, völlig und systematisch übergangen worden. Der Minister habe — so heißt es in dem Brief weiter — anerkannt, daß er sich mit Recht beschwert fühle, habe aber angedeutet, daß er von der Schöne zugesagten Beteiligung bisher habe absehen müssen, um eine Katastrophe im Ministerium zu vermeiden. Endgültige Entscheidungen in den Bibliotheksfragen werde er aber nicht treffen, ohne ihn gehört zu haben.

Dieser Brief wurde, wie gesagt, nach Schönes Rückkehr von seiner Reise nach Pergamon und Griechenland geschrieben, denn inzwischen hatte der Minister doch — ohne Schöne zu hören — bereits in der Oberbibliothekarfrage entschieden, und zwar für den bisherigen Oberbibliothekar der Göttinger Universitätsbibliothek August Wilmanns, den ihm Althoff als Nachfolger von Lepsius vorgeschlagen hatte. Wilmanns war ein tüchtiger Bibliotheksleiter und hatte sich als solcher um die Göttinger Bibliothek verdient gemacht. Er hatte aber sonst keine besonderen Eigenschaften und

auch keine wissenschaftlichen Leistungen von Bedeutung aufzuweisen. Wenn ihn Althoff trotzdem anderen, ihm von seinem Berater in Bibliotheksangelegenheiten, dem Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek in Halle, Otto Hartwig, mehr empfohlenen Bibliothekaren vorzog, so mag ihn dazu mitbestimmt haben, daß Hartwig gemeint hatte, wenn Althoff einen etwas schneidigen und rücksichtslosen Chef für Berlin wünsche, wo es viel aufzuräumen gebe, so möge er Wilmanns nehmen (nach Handbuch der Bibliothekswissenschaften III 7639 S. 763). Schönes eigener Kandidat war Lippmann gewesen, den er wegen seiner technischen Begabung und seiner Kenntnis der Einrichtungen und des Betriebes modern geleiteter Bibliotheken wie der amerikanischen und der des British Museum für besonders geeignet hielt. Der Enttäuschung darüber, daß der Minister sein ihm gegebenes Versprechen abermals nicht gehalten hatte, hat Schöne anscheinend Greiff gegenüber Ausdruck gegeben und bei dieser Gelegenheit, wie am Eingang seines Briefes zum Ausdruck kommt, erfahren, daß der Minister ihm nur die Zuziehung bei der Grenzregulierung zwischen dem Kupferstichkabinett und der Kgl. Bibliothek zugesichert haben wollte.

Persönliches

In dieser Zeit mag es gewesen sein, daß Schöne daran dachte, seinen Abschied zu nehmen, und daß er es wohl auch getan hätte, wenn ihn nicht der Kronprinz bewogen hätte, zu bleiben. Ob das die erste der beiden Krisen gewesen ist, von denen Bode (Mein Leben II 73) sagt, daß es ihm mit Graf Herbert Bismarcks Hilfe gelungen sei, auf Holsteins eindringliche Verwendung zweimal die schweren Differenzen des Generaldirektors im Ministerium in einer für diesen befriedigenden Weise beizulegen, läßt sich auf Grund der Akten und der Briefe an und von Schöne nicht entscheiden. Wohl aber schreibt dieser einige Jahre später einmal in einem Brief an seinen Bruder (14. Dezember 1889): „Ich sehe nun sehr deutlich, daß ich vor vier Jahren mich nicht durch den Kronprinzen hätte zum Bleiben bestimmen lassen sollen.“

Die Stimmung, die ihm damals den Abschiedsgedanken eingab, war auch mitverursacht durch das Gefühl, den Aufgaben seines Amtes körperlich nicht mehr ganz gewachsen zu sein. Seit 1884 litt er wiederholt an nervösen Störungen. Der ihn behandelnde Arzt führte seine Schwindelanfälle auf Gehirnanämie infolge von Überarbeitung und unregelmäßige geistige Tätigkeit zurück und hielt eine längere Erholungszeit für notwendig. Schöne teilte dies an Lucanus mit und erhielt Urlaub. Seine Vertretung im Ministerium übernahm Jordan, die bei den Museen Polenz. Die zweite Hälfte Februar und den März 1886 weilte Schöne in Wiesbaden, wo er viel mit Gustav Freytag zusammen war, der dort das Winterhalbjahr zu verbringen pflegte.

Einige Tage nach seiner Rückkehr aus Wiesbaden hatte Schöne eine Unterredung mit dem Minister, in der das Verhältnis der Museen zum Universitätsreferat zur Sprache kam. Das Ergebnis muß ihn nicht ganz beruhigt haben, denn er befand sich auch weiterhin in depressierter Stimmung. Im Sommer hat ihn dann aber wohl Bau und Vollendung seines Hauses in der Tiergartenstraße 27 a von seinen trüben Gedanken abgelenkt. Die Ausführung des Baues hatte er wieder der Firma Schmieden, vormals Gropius und Schmieden, übertragen, die auch den Bau seines bis dahin bewohnten Hauses Kurfürstenstraße 81 ausgeführt hatte, nach dessen Plane und mit dessen Material das neue Gebäude errichtet wurde. Es war tatsächlich praktisch das Haus in der Kurfürstenstraße, das dort durch die allenthalben wie Pilze aus der Erde schießenden Mietskasernen erdrückt wurde, abgerissen und in der Tiergartenstraße nach nahezu gleichem, wenn auch etwas erweitertem Grundriß und mit gleicher äußerer Gestaltung wieder aufgebaut worden. Im September bezog die inzwischen um vier Kinder (Georg geb. 1875, Johanna geb. 1878, Clara geb. 1881 und Friedrich geb. 1882) vermehrte Familie das abseits der Straße, inmitten von Gärten schön und friedlich gelegene neue Haus.

Schöne begab sich im November zur Erholung für einige Wochen nach England. Er verbrachte die meiste Zeit in dem ihm von dem Mathematiker L. Kroncker empfohlenen Seebad Torquay, wo sich der Zauber der Riviera mit dem eines reichen und wohl angebauten Hinterlandes verbindet, und machte dann von London aus noch einige Ausflüge im Interesse möglicher künftiger Erwerbungen für die Museen. Über die in England gewonnenen Eindrücke schrieb er am 5. Dezember an seinen Bruder: „England hat mich wieder im höchsten Grade interessiert. Nach vielen Richtungen ist dort für uns wohl mehr zu lernen als irgend anderswo. Was dort unerfreulich ist, wird freilich, je öfter man hinkommt, um so fühlbarer. Alle Schäden eines zu reichen Volkes treten stark hervor, und so schwer unsere Armut zu tragen ist, so sehr haben wir Gott dafür zu danken. Es ist freilich schwer oder für mich unmöglich, eine zuverlässige Vorstellung zu gewinnen, wie es denn nun eigentlich im Innern des Engländers aussieht, und man kann ihm leicht Unrecht tun. Ich habe auf der Reise Thackerays Pendennis gelesen. Es macht den Eindruck, und das bestätigen Engländer, daß es ein ganz besonders treuer Spiegel englischer Verhältnisse ist. Vanity fair ist freilich bedeutender.“

HÖHERE KUNSTPOLITIK

Der Kronprinz und neuer Bauplan für die Museumsinsel

Die Befürchtungen, die die Krankheit des Kronprinzen erweckten, mögen Schöne zu dem Versuch bestimmt haben, die schwierige Frage der Bebauung der Museumsinsel noch zu Lebzeiten des Kronprinzen zur Lösung zu bringen. Am 3. Dezember 1887 stellte er in einer Sitzung, an der außer Bode, Curtius, Erman, Lippmann, Meyer und Sallet auch Puchstein und Müller teilnahmen, einen neuen Plan zur Erörterung. Dieser sah vor: 1. einen auf dem Platze zwischen Neuem Museum und Stadtbahn zu errichtenden Neubau, der außer den pergamenischen Funden die im Altertummuseum aufgestellten übrigen Originalskulpturen und das Antiquarium, also die gesamte Antike, und dazu das Münzkabinett aufnehmen sollte; 2. ein mit diesem Bau zu verbindendes oder auf dem Speichergrundstück jenseits der Spree zu errichtendes Gebäude für die Abgüsse nach nichtdekorativen antiken Skulpturen; 3. einen Neubau auf der Inselspitze, der außer den Gemälden und den Originalskulpturen der christlichen Epoche auch eine Auswahl von Abgüssen nichtdekorativer Skulpturen aufzunehmen hätte; 4. ein Verwaltungsgebäude mit Dienstwohnungen. Das freiwerdende Alte Museum sei der National-Galerie, deren Raumbedürfnis in der letzten Zeit erheblich gewachsen sei, zur Verfügung zu stellen, von dem Neuen Museum das Erdgeschoß den orientalischen Sammlungen, die beiden oberen Stockwerke dem Kupferstichkabinett und der Bibliothek. Außerdem sei hier ein Lesesaal und ein Vortragssaal vorzusehen.

Der Plan fand allgemeine Zustimmung, auch der Gedanke, am Rande der Stadt ein eigenes Gipsmuseum für Architektur und dekorative Skulptur (Bauplastik) zu errichten, besonders bei Meyer und Bode. Schöne hätte lieber sämtliche Abgüsse, also auch die nach nichtdekorativen Skulpturen, in einem großen Museum bei der Technischen Hochschule in Charlottenburg vereinigt gesehen. Er fügte sich aber den Bedenken des gutachtlich beteiligten Kekulé, der als Universitätsprofessor aus Gründen des Unterrichts für das Verbleiben der Gipsabgüsse in der Nähe der Originale eintrat. Im übrigen lag für Schöne der Wert des neuen Planes vor allem darin, daß er die gesamten Antiken mit Ausnahme der Gipsabgüsse unter einem Dach vereinigte und durch das Freimachen des Alten Museums die Erweiterung der National-Galerie ermöglichte und die Auf-

nahme der Schackgalerie, die deren Besitzer in seinem Testament für Berlin bestimmt hatte.

Nachdem die Direktoren den neuen Plan gebilligt hatten, versicherte sich Schöne zunächst des Einverständnisses seines Ministers und fuhr dann nach San Remo, um dem dort weilenden erkrankten Kronprinzen Vortrag zu halten. Mit Schreiben vom 16. Dezember 1887 erklärte sich dieser mit dem Plane in allen seinen Teilen einverstanden, aber nur unter der Voraussetzung, daß die zu beschränkende Gipssammlung in der Tat ihre notwendige Ergänzung durch ein dicht bei der Technischen Hochschule zu errichtendes Gipsmuseum für Architektur und dekorative Skulptur fände. Außerdem empfahl er dringend größere Beschleunigung in der Förderung der ganzen Baufrage. Auch der Finanzminister Scholz ließ sich rasch für den Plan gewinnen und stimmte sowohl der Aufstellung von neuen Entwürfen zu wie der Heranziehung des ehemaligen Speichergrundstücks für ein vielleicht einfacher auszuführendes Gebäude für die Gipse. Als dann kurz darauf der Kronprinz König und Kaiser wurde, genehmigte er als solcher auf Antrag des Kultusminister die Planung der drei Museumsgebäude und die Verwendung des Alten Museums für die National-Galerie, ließ aber durch seinen Kabinettschef dem Minister mitteilen, daß dies unter derselben Voraussetzung geschehe, die er schon als Kronprinz ausgesprochen habe.

Noch einmal brachte kurz vor seinem Tode der Kaiser Friedrich in den wenigen Wochen seiner Regierungszeit seine Teilnahme für die Museen zum Ausdruck, indem er am 5. Mai 1888 durch das Hofmarschallamt dem Kultusminister einige auf die Museen bezügliche Weisungen zugehen ließ. Sie waren anscheinend durch Wünsche veranlaßt, die ihm Schöne in San Remo vorgetragen oder später durch den Kabinettsrat Major von Kessel hatte übermitteln lassen. Es spricht dafür dessen Brief vom 19. Februar 1888, in dem von den syrischen Ausgrabungen die Rede ist. Nach dem Schreiben des Oberhofmarschallamts wünschte der Kaiser die Bereitstellung größerer Mittel, um die völkerkundlichen sowie die assyrisch-babylonischen Sammlungen in einem ihrer Bedeutung entsprechenden Maße zu fördern, ohne die Pflege anderer Abteilungen zu beeinträchtigen. Er empfahl daher besonders, die Erwerbungsmittel auf 400 000 Mark zu erhöhen. Ferner hielt er es für geboten, den Unterricht bei dem Kunstgewerbemuseum durch die von der Anstalt zu leitende Ausführung von kunstgewerblichen Arbeiten zu ergänzen. Nach seiner Meinung würde es der vaterländischen Kunstindustrie zum Vorbild und zur Anregung dienen und die Schüler an hohe Anforderungen von früh an gewöhnen, wenn bei diesen Arbeiten, die in öffentlichen Gebäuden zu verwenden wären, die höchsten Anforderungen an Gediegenheit und Vollendung der Ausführung gestellt würden. Die Schaffung entsprechender Mittel sei bei der Aufstellung des Haushalts möglichst zu berücksichtigen.

Verhältnis zum Kaiserhaus

In nähere Beziehungen zu dem königlichen Hause, als das sonst für einen Ministerialbeamten in Frage kam, gelangte Schöne von vornherein durch den besonderen Umstand, daß der Kronprinz „Protektor der Königlichen Museen“ war. Seine Ernennung dazu war, wie Schöne zu wissen glaubte, auf Veranlassung der Kaiserin Augusta erfolgt, die ihren Sohn, da er auf politischem Gebiet nicht mitwirken konnte, anderweit beschäftigt wissen wollte. Zu den Museen hatte dieser bis dahin kein besonderes Verhältnis gehabt; er kannte aber die dort herrschenden Mißstände und half, wie wir gesehen haben, energisch, sie trotz Usedom zu beseitigen. Schöne konnte auch, als er selbst Generaldirektor war, für alles, was zum Nutzen der Museen geschehen sollte, des Einverständnisses und der Unterstützung des Kronprinzen gewiß sein. Für die Wünsche und Beschwerden, die er an ihn heranzubringen hatte, bediente er sich ursprünglich vielfach der Vermittlung der Kabinettsräte des Kronprinzen. Von ihnen schätzte er besonders Normann als gescheiten, wohlwollenden und für die Sache eingenommenen Mann. Seine Beziehungen zu ihm nahmen im Laufe der Zeit freundschaftlichen Charakter an. Als Normann 1884 Gesandter in Oldenburg wurde, schrieb er zum Abschied an Schöne einen überaus freundschaftlich gehaltenen Brief. Normanns Nachfolger v. Sommerfeld, der schon 1883 die Bearbeitung der Museumsangelegenheiten im Kabinett des Kronprinzen übernommen hatte, war für Schöne ebenfalls ein verständiger und zuverlässiger Helfer. Als er im Mai 1886 seinen Dienst bei dem Kronprinzen verließ, schrieb ihm Schöne, daß er ihn schweren Herzens scheiden sehe. Von Sommerfelds Nachfolger, dem Major von Kessel, meinte Schöne, daß er etwas weniger aufgeschlossen für die Belange der Museen gewesen sei. Sein Verkehr mit ihm scheint nicht über rein Geschäftliches hinausgegangen zu sein.

Persönlich war Schöne mit dem Kronprinzen erst als Generaldirektor der Museen häufiger in Berührung gekommen; sein Verhältnis zu ihm wurde mit der Zeit immer enger, fast freundschaftlich. Bei Schöne beruhte es auf Liebe und Dankbarkeit, Empfindungen, die auch dadurch nicht gemindert wurden, daß er Schwächen des hohen Herrn, wie eine gewisse Unausgeglichenheit und Empfindlichkeit, nicht verkannte. Was er sich trotz ihrer von ihm versprach, zeigt der Meinungswechsel mit seinem Bruder über Gustav Freytags 1889 erschienenes Buch „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“, das damals bei den Verehrern des Kaisers Friedrich tiefe Erregung hervorrief. Alfred Schöne schrieb darüber am 9. November 1889 an seinen Bruder: „Was sagst Du zu Freytags Buch? Erklären kann ich es mir nur durch den Wunsch, auf den jungen Herrn möglichst einzuwirken. Aber es ist grausam. Und wenn ich persönlich auch glaube, daß er in allem recht hat, so möchte ich das Buch doch nicht geschrieben haben. Ich sehe daraus, wie wenig ich Freytag kannte, da ich vorher das gerade Gegenteil von dem befürchtete, was nun vorliegt.“ Richard Schöne antwortete darauf am 24. November: „Freytags Buch ist auch mir nicht verständlich. Es

enthält viel Richtiges; aber auch manches Unrichtige, was m. E. schon dadurch widerlegt wird, daß der Kronprinz z. B. die Regentschaft gut geführt und da gezeigt hat, daß er fähig und bereit war, viel zu tun, was ihm von Natur schwerfiel. Freytags Ansichten kannte ich; was ihn bewogen hat, sie so schonungslos auszusprechen, sehe ich nicht. Ist es eine Absage von ihm und seinen Freunden (Stosch?) an die Kaiserin Friedrich? Mir ist das Ganze immer von Neuem wehmütig. Ich sehe die Schwächen des Kaisers Friedrich wohl; aber es waren Schwächen, die in einer verantwortlichen Lage sich gebessert haben, nicht gewachsen sein würden. Und es war ein Element in ihm, das gegenüber den Forderungen der letzten zwanzig Jahre und einer Erscheinung wie Bismarck, in mäßigem Umfange zur Geltung gebracht, wohltätig hätte wirken können. Aber wir müssen uns bescheiden.“

Für die Kunstangelegenheiten hatte der Kronprinz nach Schönes Eindrücken kein starkes persönliches Interesse. Der Kronprinz empfand wohl, daß ihm seine Frau an Kunstverständnis überlegen war, handelte aber durchaus nicht immer in ihrem Sinne. Wenn er einer Sache, die ihm klar dargelegt worden war, überzeugt zugestimmt hatte, konnte seine Frau nichts mehr bei ihm erreichen. Sie hat oft wochenlang aus solchem Grunde gegrollt. Schöne meinte, daß der Kronprinz, wenn er längere Zeit regiert hätte, auch in politischen Fragen sich nicht anders würde verhalten haben. Das beweise sein Widerspruch gegen die von der Kronprinzessin gewünschte Heirat seiner zweiten Tochter, der Prinzessin Viktoria, mit dem Prinzen Alexander von Battenberg, dem Fürsten von Bulgarien, wozu ihn Bismarck bestimmt habe. Die Kronprinzessin, nach Schönes Urteil künstlerisch begabt, aber nicht ernsthaft genug durchgebildet, war Schmeicheleien der Künstler leicht zugänglich, wie denen von Anton von Werner und Oskar Begas, die ihr sagten, sie als Künstlerin könne Kunstwerke am besten beurteilen, denn man verstehe dies nur, wenn man die Kunst selbst ausübe. Sie mischte sich sehr häufig in die Museumsangelegenheiten, namentlich bei Ankäufen, suchte zu verhindern, daß Werke, auf die sie selbst ein Auge geworfen hatte, angekauft wurden, verlangte die Erwerbung anderer, war über Ankäufe aus England stets erbost und ließ es sich zu sehr merken. Sie ist überhaupt nicht entschlossen in die preußischen Verhältnisse übergetreten, sondern hat sich immer als Engländerin gefühlt. Von der wenig erfreulichen Rolle, die sie beim Ankauf der Sammlung Hamilton gespielt hat, war schon die Rede. Als dann die Sammlung Marlborough-Blenheim zum Verkauf kam, verpflichtete sich der Kronprinz, seiner Frau nichts davon zu sagen. Er hat auch sein Versprechen so lange gehalten, bis die Mitteilung keinen Schaden mehr anrichten konnte.

Kaiser Friedrich erlag am 15. Juni 1888 seinem Leiden. Kurz vor seinem Tode hatte ihn Schöne im Charlottenburger Schloß zum letzten Male gesehen. Sprechen konnte der Kaiser damals nicht mehr, er mußte sich in der Unterhaltung des Bleistifts bedienen unter Verwendung von Zetteln, die sich erhalten haben. Tief erschüttert hat es Schöne, wir der Kaiser einen Stuhl für seinen

Gast zurechtrücken wollte, wie aber die Kraft des stattlichen Mannes versagte. Ergreifend mag Schöne der Kontrast vor die Seele getreten sein zwischen diesem Bilde und dem, das er von seiner ersten Begegnung mit dem Kronprinzen in Erinnerung hatte aus jener Zeit, wo der gefeierte Heerführer des siebenziger Krieges in der Blüte seiner Jahre stand und ganz anderes hätte leisten können, als das Protektoramt von ihm forderte.

Die Rede, die Schöne bei der Trauerfeier der Museen für ihren Protektor Ende Juni im Kunstgewerbemuseum gehalten hat, findet sich abgedruckt im Jahrbuch der Kgl. Preussischen Kunstsammlungen von 1888 (Heft 45, S. 1 ff.). Über sie schrieb ihm der Geheimrat von Holstein in einem Briefe vom 4. Juli: „Ihre Gedächtnisrede ist ein wirkliches Denkmal gewesen, das höre ich von allen Seiten.“

Auch das Hinscheiden des alten Kaisers Wilhelm am 9. März 1888 war Schöne sehr nahegegangen. Seiner Liebe und Verehrung für ihn hat er oft Ausdruck gegeben. Er sah in ihm vor allem den wirklichen König, der die Gabe besaß, große Männer als solche zu erkennen, sie an den richtigen Platz zu stellen, sie wirken zu lassen, sie zu ertragen und doch auch ihnen gegenüber immer die königliche Hoheit zu wahren. Demnächst war es seine Pflichttreue in stetiger und regelmäßiger Arbeit, seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die Schöne wohlthuend berührten. Der einfache, ritterliche Soldat, der im preussischen Heere wurzelte, ein militärischer Fachmann war und als solcher auch Respekt vor anderen erfahrenen Fachleuten hatte, flößte ihm Achtung ein. Dabei störte ihn nicht, sondern machte ihm eher Vergnügen, daß der alte Soldat gelegentlich ziemlich grob werden konnte. Einmal war ihm bei einer Spazierfahrt die Verschalung eines Teiles der Säulenhalle neben der National-Galerie aufgefallen, die für Architekturteile aus Pergamon mit Genehmigung des Ministers, aber ohne die des Kaisers bestimmt war. Er schrieb darauf gleich an Gossler, was ihm einfiel, das Museum, das er erbaut habe, so zu verschandeln. Gossler kam mit diesem Brief an einem Sonntag zu Schöne gestürzt und ließ von ihm sofort einen langen begründenden Bericht entwerfen. Der Kaiser genehmigte daraufhin nachträglich die Verschalung, verbot aber ihre Ausdehnung auf weitere Teile der Halle. Als er später die zusammengesetzten Platten des Altarfrieses besichtigte, war er sehr freundlich, griff beim Abschied an sein Knopfloch und fragte Schöne, ob nicht Conze etwas dafür verdient hätte. Überhaupt war er, so grob er unter Umständen gegen die höchsten Beamten, sogar gegen Bismarck, werden konnte, gegen tieferstehende immer lebenswürdig. So verzichtete er auf einen beabsichtigten Besuch der Museen, als er hörte, daß Schöne in Urlaub sei. Auch sonst hat er ihm die Achtung gezollt, die er vor jedem Fachmann und verdienten Beamten hatte, und hat ihn, abgesehen von der Verzögerung seiner Ernennung zum Generaldirektor der Museen, nie etwas merken lassen, woraus Schöne hätte entnehmen können, daß er bei ihm persona ingrata sei. Die Behauptung von Bode (Mein Leben I 183), daß Schöne dem

alten Kaiser geradezu unsympathisch gewesen sei, ist zweifellos falsch; aber selbst wenn es so gewesen wäre und Schöne hätte etwas davon empfunden, würde es ihn in seiner Verehrung für den Kaiser nicht beirrt haben.

•

Wenn Bode an derselben Stelle sagt, daß Schöne zu Kaiser Wilhelm II. nie rechte Fühlung gewonnen habe, so ist das allerdings richtig. Schöne hat gemäß seinem Grundsatz „Gehe nicht zu Deinem Fürst, wenn Du nicht gerufen wirst“ weder mit dem alten noch mit dem jungen Kaiser von sich aus persönliche Fühlung gesucht. Das vertrauensvolle Verhältnis, das zwischen ihm und dem Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich, bestand, beruhte auf gegenseitiger Wertschätzung und hatte sich ohne Schönes Zutun von der kronprinzlichen Seite her entwickelt. Sich dem jungen Kaiser mehr zu nähern, als es der Dienst bei den Museen und im Ministerium mit sich brachte, war für Schöne um so weniger ein Bedürfnis, als ihm die ganze Art Wilhelms II. nicht lag. Ihn störte dessen Hang zu äußerem Schein, seine Neigung, die Gaben, die er zweifellos besaß, zu überschätzen und sein rasches Eindringen in ihm bisher fremde Gebiete mit Sachkenntnis zu verwechseln. Sein Mangel an Takt in der Behandlung von Menschen war für Schöne peinlich. In des Kaisers allzu offenem Ohr für Leute, die ihm durch gewandtes oder forsches Auftreten imponierten, sah er viel Gefahr. Da er selbst zu dieser Art Menschen nicht gehörte und Vorgesetzten gegenüber eher zu bescheiden als zu anmaßend war, konnte er den Kaiser nicht für sich erwärmen, wenn er ihm auch durch seine Leistungen Achtung abnötigte. Ein dafür bezeichnendes Wort aus dessen Munde hat Bode in einem Briefe vom 24. März 1902 Schöne übermittelt: „Der Kaiser sagte, Sie seien zwar ein ‚königlicher Sachse‘ und daher etwas gar zu timide, ihm gegenüber namentlich — leider müsse er Ihnen zuweilen auch einen ‚gelben Kerl auf grünem Himmel‘ oder dergleichen für die National-Galerie abschlagen, aber die Museen seien doch brillant im Zug, und reden könnten Sie! —, schade, Bode, daß Sie seine Rede auf meine Eltern neulich nicht gehört haben! Das kam vom Herzen und ging zum Herzen!“ Gemeint ist die Rede, die Schöne bei der Übergabe der den Kaiser und die Kaiserin Friedrich darstellenden Glasfenster im Kunstgewerbemuseum in Anwesenheit des Kaisers gehalten hatte. Es ist nicht ohne Reiz, mit dieser Äußerung über den etwas gar zu timiden königlichen Sachsen zu vergleichen, was ausgerechnet König Albert von Sachsen einmal von Wilhelm II. gesagt hat: „Seine Majestät von Preußen geht immer in Karriere auf den Graben los, springt aber nicht darüber.“ Auch daß die Franzosen ihn Guillaume le timide genannt haben, fällt einem bei dieser Gelegenheit ein.

Über Mangel an fördernder Teilnahme des neuen Kaisers am Leben der Museen sollte sich Schöne aber nicht zu beklagen haben. Zahlreiche wertvolle Erwerbungen, ergebnisreiche Ausgrabungen und Expeditionen wurden durch von ihm bewilligte Mittel, durch Einwirkung auf den Finanzminister, durch

politische Unterstützung oder sonstwie ermöglicht, zum Teil auch von ihm selbst angeregt. Schöne hat das stets dankbar gewürdigt und auch nicht verkannt, daß unter jenen, denen der Kaiser sein Ohr lieh und gern zu Willen war, sich auch führende Männer der Museen wie Bode und Wiegand befanden. Wenn er trotzdem die Sorge, die ihm das Wesen und die Politik des Kaisers verursachten, nicht los wurde und aus ihr heraus lange vor dem ersten Weltkrieg in vertrautem Kreise die Befürchtung äußerte, Wilhelm II. werde die Monarchie zugrunde richten, so hat er damit recht behalten.

Museumsbausache und Kaiser Friedrich-Denkmal

Trotz des Todes von Kaiser Friedrich, seinem Gönner, betrieb Schöne auch weiterhin mit zähem Eifer die Bebauung der Museumsinsel. Zunächst gingen die Dinge ihren normalen Lauf. Beamte des Kultusministeriums und des Ministers der öffentlichen Arbeiten berieten unter dem Vorsitz von Schöne über die weitere Behandlung der Baufrage und kamen zu dem Schlusse, daß es eines neuen Wettbewerbs, auch eines engeren, nicht bedürfe, daß es sich vielmehr empfehle, die Planung der drei vorgesehenen Bauten nunmehr angesehenen Architekten zu übertragen; das Bauprogramm sei dafür jetzt reif genug. Während man die Bestimmung dieser Architekten erwog, teilte der Chef des Geheimen Zivilkabinetts Lucanus dem Kultusminister mit, daß der inzwischen auf den Thron gelangte junge Kaiser den Hofbaurat Ernst von Ihne beteiligt zu sehen wünsche. Der Kultusminister schlug darauf im Einverständnis mit dem Arbeitsminister am 7. Juni 1889 dem Kaiser Ihne für das Renaissance-museum, den Professor Fritz Wolff für das Antikenmuseum und den Baurat Franz Schwechten für das Gipsmuseum vor. Der Kaiser stimmte zu und ließ dem Minister außerdem durch seinen Kabinettschef mitteilen, daß er Wert lege auf möglichst baldige Förderung der Bauten. Jetzt aber setzte die erste Hemmung durch den Finanzminister ein. Er lehnte den Antrag des Kultusministers ab, für die Ausarbeitung der ausführlichen Bauentwürfe und Kostenanschläge 60 000 Mark in den Staatshaushaltsplan für 1890 einzustellen, und ließ sich auch durch dreimalige Wiederholung der Bitte nicht von seinem Widerstand abbringen. Inzwischen hatte der Kultusminister die drei ausersehenen Architekten mit der Anfertigung von Entwurfsskizzen und Kostenüberschlägen beauftragt. Er erhielt sie im Herbst 1889 und überwies sie einem gemeinsam mit dem Arbeitsminister aus Vertretern der beiden Ministerien und der Ministerialbaukommission gebildeten Sonderausschuß für die Museumsneubauten zur Prüfung.

Neben diesen Vorgängen liefen Verhandlungen über die durch die geplanten Bauten bedingte Änderung der Uferlinien des Kupfergrabens und der Spree, über Straßenregulierung und Erbauung von Brücken. In sie hinein spielte die

Frage der Errichtung eines Denkmals für den Kaiser Friedrich. Sie wurde dadurch dringend, daß der Magistrat der Stadt Berlin beim Kaiser beantragte, ein solches Denkmal bei der Friedrichsbrücke errichten zu dürfen, und der Kaiser dem Kultusminister gelegentlich dessen Vortrags über den Museumsbauplan mitteilte, daß er selbst den Wunsch habe, seinem Vater ein Denkmal auf der Nordspitze der Spreeinsel gegenüber dem Eingang des geplanten Renaissance-museums zu setzen. Auf Antrag des Kultusministers befaßte sich das Staatsministerium in zwei Sitzungen mit den beiden Vorhaben. Nach der ersten Sitzung, in der man sich auf den Standpunkt gestellt hatte, daß das Denkmal auf der Museumsinselspitze noch in weiter Ferne liege und man keinen Grund habe, dem Plane der Stadt zu widersprechen, daß aber die Ausführung verschoben werden müsse, bis das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. errichtet oder wenigstens in Arbeit sei, sandte Bismarck, der an der Sitzung nicht hatte teilnehmen können, von Friedrichsruh aus ein Votum an den Kultus- und den Arbeitsminister, worin er ausführte, daß Friedrich III. als Kaiser leider keine Regierungshandlungen habe vollziehen können, die ein Kaisermonument für ihn rechtfertigten, daß sein Anspruch auf Dankbarkeit des Volkes vielmehr auf der Unterstützung beruhe, die er seinem Vater bei der Neubildung des Deutschen Reiches geleistet habe. In dem über den Plan der Stadt dem Kaiser zu erstattenden Schreiben möchten die beiden Minister betonen, daß das Denkmal für den Kaiser Friedrich auf jeden Fall erst nach dem für Kaiser Wilhelm I. zu errichten sei. In der zweiten Sitzung des Staatsministeriums, die am 3. Dezember 1889 stattfand, bemerkte der Kultusminister v. Gossler, daß Kaiser Friedrich während seiner Regierungszeit den Plan für die Neubauten auf der Museumsinsel festgestellt und damit eine „Regentenhandlung“ vollzogen habe, die für alle Zukunft von maßgebender Bedeutung bleibe. Neben dem von dem Kaiser geplanten Denkmal sei kein zweites möglich. Es sei auch bisher die Regel gewesen, daß einem verstorbenen Monarchen zuerst sein Nachfolger ein Denkmal errichtet habe. Es empfehle sich, die Entscheidung über den Antrag der Stadt zu verschieben, bis die Frage des vom Kaiser geplanten Denkmals geklärt sei. Das Staatsministerium war mit dem Vorschlage einverstanden. Die Entscheidung fiel dann in der Sitzung des Kronrats vom 19. April 1890. Der Kaiser beschloß, den Antrag der Stadt abzulehnen und dem Kaiser Friedrich selbst ein Denkmal gegenüber dem Renaissance-museum zu errichten. Außerdem genehmigte er, daß für diesen Zweck die Nordspitze der Insel verlängert und über die dadurch bedingte Kanal- und Flußregulierung weiterverhandelt werde.

Diese Entscheidung war für den Minister um so wertvoller, als um diese Zeit die Bausache ins Stocken zu geraten drohte. Ihr Fortgang verzögerte sich zunächst dadurch, daß noch die Akademie des Bauwesens dazu gehört werden mußte. Ihre Beschäftigung mit den Entwürfen zog sich bis zur Mitte des Jahres 1890 hin. Unterdessen verhandelte der Kultusminister weiter mit dem Finanzminister. Mit Schreiben vom 13. Februar 1890 erklärte sich dieser mit der weiteren Bearbeitung der Entwürfe einverstanden, stellte aber anheim, einst-

weilen nur eines der Bauvorhaben ausführlich ausarbeiten zu lassen und die übrigen nur so weit, daß der Gesamtkostenaufwand zu übersehen sei. Noch schärfer zog Miquel, der im Frühjahr 1890 den Finanzminister Scholz ablöste, die Bremse an. Den Antrag des Kultusministers, wenn auch nicht die erste Bau-rate in den Haushaltsplan für 1891 einzustellen, so doch wenigstens einen die Bauausführung vorbereitenden Kredit aufzunehmen, um den Landtag zur grundsätzlichen Stellungnahme zu den geplanten drei Gebäuden zu veranlassen, lehnte er glatt ab.

An Miquels Widerstreben änderte auch nichts, daß der Kaiser auf den mündlichen Vortrag, den ihm Gossler am 11. November 1890 hielt, die Fortführung der Planungsarbeiten sowohl für das Antiken- wie für das Renaissancemuseum wünschte, allerdings mit dem Bemerken, daß er damit der Entscheidung über die Bereitstellung der Mittel für den Bau selbst nicht vorgreifen wolle. Die Architekten Wolff und Ihne erhielten daraufhin den Auftrag, ihre Entwürfe unter Berücksichtigung der inzwischen eingegangenen Gutachten der Akademie des Bauwesens und der Abteilung für Bauwesen des Arbeitsministers umzugestalten und die Arbeit so zu beschleunigen, daß die Ausführungszeichnungen für das Renaissancemuseum nur für den Rohbau bis zum Herbst 1891 fertiggestellt werden könnten. Vom Finanzminister war nur zu erreichen, daß er sich mit der Aufstellung eines genaueren Entwurfs für das Antikenmuseum, nicht aber für das Renaissancemuseum, und mit der Bewilligung eines Honorars für Wolff einverstanden erklärte.

ABERMALS STELLENWECHSEL

Conze und Kekulé

Ende der achtziger Jahre haben einige Ereignisse Schöne persönlich sehr bewegt. Eines davon war die Ernennung Conzes zum Generalsekretär des Deutschen Archäologischen Instituts und sein dadurch bedingtes Ausscheiden aus dem Verbands der Kgl. Museen. Schöne und seine Mitarbeiter sahen ihn mit großem Bedauern gehen. Sie verloren in ihm den erfolgreichen Kollegen, der die Bestände antiker Skulpturen, in der Hauptsache Kopien der römischen Zeit, durch die pergamenischen Funde, die Sammlung Sabouroff und andere Erwerbungen zu einer Sammlung ersten Ranges entwickelt und ihre Nutzbarkeit durch eine vorbildlich bebilderte Beschreibung beträchtlich erhöht hatte. Was aber noch mehr bedeutete: es schied aus ihrer Mitte der Mann, den sie wegen seines schlichten, ganz auf die Sache gerichteten Wesens und seines Eintretens auch für die berechtigten Belange anderer Abteilungen aufrichtig verehrten. Schöne drückte das Gefühl, was ein solcher Mann für die Museen bedeutete, bei der Abschiedsfeier für Conze mit den Worten aus: „Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich meine, daß ein Hauptreiz unseres Amtes in dem Umstande liegt, daß bei aller Verschiedenheit der Kreise, deren Pflege dem einzelnen speziell obliegt, diese Kreise sich zu großen gemeinsamen Interessen zusammenschließen, denen wir gemeinsam dienen, so daß durch das, was dem einen gelingt, alle anderen sich an ihrer Stelle nicht beeinträchtigt, sondern gefördert fühlen. Eines Wirkens in diesem Sinne werden Sie uns immer ein Vorbild bleiben. Es hat den Erfolg gehabt, nicht nur unsere Museen auf einem Gebiete, auf dem mancher geneigt sein könnte zu resignieren, zu hoher Bedeutung zu bringen, sondern auch die Menschen zu verbinden.“

An dem persönlichen Verhältnis Conzes zu Schöne hat sich durch sein Ausscheiden bei den Museen nichts geändert: bis zu seinem Tode im Juli 1914 blieb Conze in Freundschaft eng mit ihm verbunden. Liest man die von ihm an Schöne gerichteten Briefe, die aus den Jahren 1869 bis 1913 erhalten sind, so fällt namentlich bei denen aus der Zeit nach 1887 immer wieder auf, welchen Wert er, der sich doch als Forscher wie als Organisator seine Aufgaben von Anfang an selbst gestellt und seine Ziele mit eiserner Tatkraft verfolgt hat, auf den Rat von Schöne legte und wie oft er diesen Rat eingeholt hat. Er wandte

sich an ihn nicht nur in künstlerischen und Geschmacksfragen, auch in wichtigen Verwaltungsangelegenheiten des Archäologischen Instituts hat er keinen entscheidenden Schritt getan, ohne Schöne dazu gehört zu haben. Umgekehrt war er, solange er dem Verbande der Museen angehörte, für Schöne eine wertvolle Stütze und ein ausgleichendes Gegengewicht gegen allzu stürmisches Drängen oder übertriebene Empfindlichkeit manches seiner Kollegen.

Einen vollgültigen Ersatz für Conze zu finden, war nicht leicht. Jedenfalls mußte es ein bewährter Fachmann sein, und deshalb richtete Schöne sein Augenmerk in erster Linie auf angesehene Vertreter der klassischen Archäologie an Universitäten. Dabei glaubte er wegen der schwebenden Baupläne und der im Zusammenhang damit zu überlegenden Neugestaltung der Antiken- und Gipsammlung Wert darauf legen zu müssen, daß der zu berufende Universitätslehrer sich bereits als Leiter einer solchen Sammlung bewährt habe. Notwendig schien ihm auch, daß es ein Mann wäre, der kraft seines Alters und seines Ansehens Autorität genug besäße, um sich bei den Schwierigkeiten durchzusetzen, die bei der Planung und Durchführung der Neubauten zu erwarten waren. Archäologen, die ihm diesen Ansprüchen zu genügen schienen, waren Reinhardt Kekulé in Bonn und Adolf Michaelis in Straßburg, beide mit der antiken Plastik besonders vertraut, in der Verwaltung, Vermehrung und Gestaltung von Gipsammlungen erfahren und, der eine im Alter von achtundvierzig, der andere in dem von zweiundfünfzig, beide Forscher und Dozenten von hohem Rang.

Einen von ihnen zu gewinnen, war schon dadurch erschwert, daß das Höchstgehalt der Abteilungsdirektoren der Museen mit 6000 Mark hinter den Einkünften der Universitätsprofessoren erheblich zurückstand. Der Unterschied hatte schon bei der Berufung von Conze im Jahre 1876 Schwierigkeiten verursacht, die nur dadurch zu beheben waren, daß außer dem Museumsgehalt noch ein Gehalt bei der Akademie der Wissenschaften für Conze bewilligt werden konnte. Schöne bemühte sich deshalb, nachdem er Generaldirektor geworden war, durch jährlich wiederholte Anmeldungen zum Staatshaushaltsplan für die Museumsdirektoren gehaltliche Gleichstellung mit den Universitätsprofessoren zu erreichen, bis 1887 ohne Erfolg. In diesem Jahre gelang es wenigstens, den Finanzminister zu bewegen, daß er der Einstellung persönlicher pensionsfähiger Zulagen von je 3000 Mark für den Direktor der Sammlung antiker Skulpturen und den der Gemäldegalerie in den Etat für 1888/89 zustimmte. Aber auch diese Zulagen erwiesen sich als unzureichend. In dem Bericht, mit dem Schöne am 28. Mai 1888 erneut die Erhöhung der Direktorenbezüge beantragte, sagte er, daß die für die Conzesche Stelle in erster Linie in Aussicht genommenen Universitätsprofessoren die Übernahme abgelehnt hätten. Mit Aussicht auf Dienstwohnungen — wie Schöne sie für den Generaldirektor und drei Direktoren ebenfalls schon seit Jahren und auch später immer wieder vergeblich anstrebte — würden sie vielleicht angenommen haben. Für Kekulé und Michaelis war allerdings bei der Ablehnung der ihnen angebotenen Stelle das zu geringe Gehalt nicht allein entscheidend. Kekulé erwähnt es in seinem

Absagebrief an Schöne überhaupt nicht. Er begründet darin seine Ablehnung in der Hauptsache mit der „nach strenger Selbstprüfung“ gewonnenen Erkenntnis, daß er nicht der richtige Mann für die Stelle und die Stelle nicht die richtige für ihn sei. Für die harten Kämpfe mit Sachen und Menschen, wie es in der Berliner Stelle unvermeidlich werde, sei er zu weichherzig. Für Michaelis, der nur über geringe eigene Mittel verfügte, war die Geldfrage von größerer Bedeutung; dazu kam aber bei ihm noch die Besorgnis, daß er wie seine Frau dem Getriebe der Großstadt körperlich und seelisch nicht gewachsen sein würden.

Nach den Absagen der beiden in reiferem Alter stehenden Universitätsprofessoren entschied sich Schöne für den erst zweiunddreißig Jahre alten Direktorialassistenten und Privatdozenten Otto Puchstein, dem gerade mit Hilfe des Architekten Richard Bohn gelungen war, die ursprüngliche Anordnung des Gigantenfrieses des Zeusaltars von Pergamon endgültig festzustellen. Conze meinte dazu in seinem Briefe vom 1. November 1888, es werde Schöne in dem Augenblick, wo er doch wohl Puchstein zum Direktor vorgeschlagen habe, angenehm sein, wenn dieser mit seiner „ganz trefflichen und methodisch ebenso interessanten wie im Resultate bedeutenden Entdeckung“ in der Akademie der Wissenschaften hervorträte. Auch Bode setzte sich für Puchstein ein, indem er in einem Briefe an Schöne zur Besetzung der Conzeschen Stelle durch Puchstein, von der Schöne ja als möglich gesprochen habe, bemerkte: „Übrigens höre ich von allen Seiten, daß sich Puchstein unter seinen Altersgenossen von allen Seiten (selbst des alles schlechtmachenden Tschudi) des besten Rufs erfreut, auch gerade in bezug auf seine Entschiedenheit.“ An Puchstein scheint auch Curtius gedacht zu haben, wenn er, von Schöne um seine Ansicht über die Stellenbesetzung befragt, vor einer „Berufung von außen“ beinahe warnte und hinzufügte, daß sich bei den Museen zwei junge Beamte befänden — gemeint war außer Puchstein offenbar Furtwängler —, die so tüchtig seien, daß man sie, wenn sie nicht schon da wären, aus der Ferne zu gewinnen suchen müßte. Trotz alledem ist es zur Einsetzung Puchsteins in die Direktorstelle nicht gekommen.

Anscheinend auf Eingreifen des Kaisers, der Kekulé von Bonn her als einen seiner Lehrer in guter Erinnerung hatte, entschloß sich dieser trotz seiner Schöne gegenüber ausgesprochenen Ablehnung, einem förmlichen Rufe an die Berliner Museen zu folgen. Seine Ernennung zum Direktor scheint etwas überstürzt erfolgt zu sein. Denn es dauerte nach seinem Amtsantritt am 1. April 1889 noch geraume Zeit, bis seine finanzielle Lage in Ordnung kam, die der Kaiser ganz ungeordnet gelassen hatte. Erst am 2. August 1889 traf Althoff mit Kekulé, der auf eigenen Wunsch zum Honorarprofessor an der Universität ernannt worden war, ein Abkommen, wonach dieser jedes Semester ein kleineres Privat- und stets ein öffentliches Kolleg zu lesen beabsichtigte und dafür halbjährlich eine Entschädigung von tausend Mark erhalten sollte. Im Herbst 1890 wurde er nach C. Roberts Übersiedlung nach Halle dessen Nachfolger in

seinem Ordinariat. Wie Schöne die anscheinend über seinen Kopf weg vom Kaiser herbeigeführte Wendung aufgenommen hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Obwohl er ursprünglich Kekulé als Nachfolger Conzes zu gewinnen sich bemüht hatte, scheinen ihm doch Zweifel gekommen zu sein, ob er an der richtigen Stelle stehe. Darauf läßt ein Brief schließen, in dem er seinem alten Freunde Otto Benndorf in Wien mitteilt, weshalb er ihn trotz zweifelloser Eignung nicht als Nachfolger von Conze habe vorschlagen können: „Die Dinge haben sich für Dich, Kekulé und mich seltsam gefügt. Soweit Menschen übersehen können, hat sich in diesen letzten Monaten aus dem gleichen Anlaß unser Geschick für den Rest unseres Lebens entschieden, vielleicht für keinen ganz nach Wunsch.“ Was Schöne, als er dies schrieb, im Sinne hatte, ist, soweit es sich auf Kekulé und Benndorf bezieht, klar: für den Rest ihres Lebens war entscheidend und für Benndorf sicher nicht ganz nach Wunsch, daß er in Wien blieb und Kekulé nach Berlin kam. Für sich selbst mag Schöne den Ersatz Conzes durch Kekulé nicht als seinem Wunsche voll entsprechend angesehen haben; aber war das für den Rest seines Lebens entscheidend? Er hat offenbar noch an etwas anderes gedacht, was für ihn schwerer wog als jener ihn nicht ganz befriedigende Tausch.

Berufung an die Universität Bonn?

Schon bevor durch die Übersiedlung Kekulés nach Berlin der archäologische Lehrstuhl in Bonn frei wurde, beschäftigte sich Schöne mit dem Gedanken, gegebenenfalls diese Gelegenheit zu benutzen, um an die Universität zurückzukehren. In seinem Vertrauen zu Gossler wankend geworden und durch den Tod des Kaisers Friedrich seiner wertvollsten Stütze beraubt, sehnte er sich aus den ihn auch sonst vielfach bedrückenden und aufreibenden Amtsverhältnissen heraus nach Ruhe und wissenschaftlicher Betätigung. Auch seine körperliche Anfälligkeit ließ ihm eine friedlichere und regelmäßigere Tätigkeit erwünscht erscheinen. In der Bonner Professur sah er die letzte Gelegenheit für ein Hinüberwechseln an eine seinen Bedürfnissen voll entsprechende Stelle. An seinen Bruder schrieb er damals, daß er, wenn er jetzt bliebe, in seiner Stellung aushalten müsse, bis er nicht mehr könne, worauf ihm jener am 19. Januar 1889 antwortete: „Das Wesentliche für mich ist, daß ich aus diesen Worten das herauslese, was mich bestimmt, meinen bisherigen Rat, zu bleiben, zurückzuziehen. Ich fühle Dir eine gewisse Müdigkeit und Freudlosigkeit ab, die mir in der Seele leid tut, und der gegenüber ich, auch ich nunmehr, glaube, daß Du recht daran tust zu gehen; zumal da doch etwas darauf ankommt, welches die Existenz ist, die Du für Deine gegenwärtige eintauschen kannst und willst. Und da ist Bonn gewiß von allen die günstigste. Die Stadt anmutig, desgleichen die Gegend, Usener und Bücheler gut und tüchtig, Nissen ein alter Freund von Dir,

und in der Nähe von Gebhardts in Düsseldorf. Das alles fällt gewichtig in die Waagschale.“ In einem weiteren Brief betonte Alfred Schöne noch die beneidenswerte Aussicht, die sein Bruder auf Bonn habe, wo er mit der „Elite der deutschen Philologie-Studierenden“ zu tun haben werde.

Kekulé scheint der Vermittler gewesen zu sein, durch den in Bonn Schönes Geneigtheit bekannt wurde, einen Ruf dorthin anzunehmen. Die philosophische Fakultät beschloß daraufhin einstimmig, Schöne als einzigen für die freie Professur vorzuschlagen. In ihrem Bericht an den Universitätskurator vom 14. März 1889 rühmte sie an ihm besonders die Verbindung von rein künstlerischen und rein wissenschaftlichen Anlagen, wodurch er in der gelehrten Welt ohnegleichen dastehe. Von seinen Forschungen sagt der Bericht, daß sie sich durch Vorsicht und Besonnenheit, umfassende Gelehrsamkeit und seltene Vielseitigkeit auszeichneten. Schönes gelehrte Laufbahn habe zwar eine sechzehnjährige Unterbrechung erlitten, man könne sich aber aus seiner Tätigkeit in der Verwaltung ähnliche Vorteile versprechen, wie sie seinerzeit durch den ehemaligen preußischen Gesandten am Heiligen Stuhl B. G. Niebuhr der Universität zugute gekommen seien, der nicht nur die Wissenschaft mächtig gefördert, sondern auch eine weitreichende überaus fördernde Wirkung auf die akademische Jugend ausgeübt habe.

Am 18. März richtete Schöne an den Kultusminister ein Schreiben, der Vorschlag der Fakultät entspreche einem seit längerer Zeit bestehenden Wunsche, den er wie bisher so auch ferner zurückgehalten haben würde, wenn nicht die in Bonn unerwartet entstandene Vakanz für ihn die wahrscheinlich letzte Möglichkeit seiner Erfüllung darstelle. Zu seinem schmerzlichen Bedauern hätten seine Wünsche bisher nicht die Billigung des Minister gefunden, und es bliebe ihm wenig Hoffnung, ihn durch weitere Darlegungen zu einer anderen Auffassung zu bestimmen. Er beschränke sich deshalb auf die Bitte, daß der Minister dem beigefügten Gesuch an den Kaiser und König eine gütige Befürwortung auch dann nicht versagen wolle, wenn er die Berechtigung seiner Bitte fortdauernd nicht sollte anerkennen können. In dem Immediatgesuch sagt Schöne zur Begründung seiner Bitte, es seien nicht die Schwierigkeiten, mit denen die Verwaltung trotz tatkräftiger und einsichtiger Fürsorge von seiten des Ministers zu kämpfen hätte, die ihn zu seinem Gesuche bestimmten, sondern der mit den Jahren immer lebhafter gewordene Wunsch, nicht noch länger einer Tätigkeit fernzubleiben, zu der er glauben dürfe, durch Vorbildung und von Natur am ehesten berufen zu sein, und der er nur mit Schmerz für immer entsagen würde.

Gossler reichte Schönes Gesuch am 27. März an den Kaiser mit einem von ihm verfaßten Bericht weiter. Er nahm darin noch nicht Stellung zu dem Vorschlage der Bonner Universität, sondern beschränkte sich darauf, zunächst des Kaisers Bestimmung darüber zu erbitten, ob er bereit wäre, Schöne aus seiner Stellung als Generaldirektor der Museen zu entlassen. Er hielt sich für verpflichtet, alle wichtigen Umstände anzuführen, um ihn in den Stand zu setzen,

eine Entschließung zu fassen, die für die Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland von entscheidender Bedeutung sei. Im einzelnen führte er aus: „Die gesamte Verwaltung der Museen ist von Grund auf reorganisiert, die Abteilungen sind zueinander in ein richtiges Verhältnis gebracht, in allen Abteilungen pulsiert ein neues Leben. Die wissenschaftliche Arbeit, die in unseren Museen geleistet wird, findet namentlich im Auslande ungeteilte Anerkennung, alle Abteilungsvorsteher, fast ausnahmslos unter Schöne neu berufen, genießen ein berechtigtes, z. T. hervorragendes Ansehen. Es ist keine Abteilung, die nicht im Laufe der letzten zwölf Jahre ihr Arbeitsgebiet erweitert, teilweise ganz neue Bahnen eingeschlagen hätte.“ Es folgen Angaben über die Fortschritte in den einzelnen Abteilungen. „In der Mitte und an der Spitze aller dieser mannigfaltigen Anstalten für Kunst und Wissenschaft steht der Generaldirektor. Er kennt und verbindet die Abteilungen, er leitet und lenkt ihre Vorsteher, deren Interessen nicht immer parallel laufen, er ist verantwortlich für die sehr schwierige Finanzgebarung und hat die Disziplin über eine große Zahl von Beamten. In allen diesen Beziehungen hat sich Schöne in ausgezeichneter Weise bewährt. Mit sicherem Wissen, feinem künstlerischen Empfinden, ruhigem Abwägen, taktvollem Verhandeln mit oft schwierigen Personen verbindet er eine seltene administrative Befähigung und eine sichere Beherrschung der Etats- und Verwaltungsgrundsätze. Ist schon die Wahrnehmung der laufenden Pflichten eines Generaldirektors mit zahlreichen Schwierigkeiten verbunden, so ist die Vorbereitung und die Durchführung der Projekte für den Neubau der Museen auf der Museumsinsel so verantwortungsvoll, daß sie schwerlich von einem anderen- als dem, der die Voraussetzungen dieser großen Aufgabe durchlebt hat, gelöst werden können.“ Er kenne niemand, den er in allen Richtungen für einen vollwertigen Ersatzmann für Schöne halte.

Daß die Mitarbeiter Schönes ebenso dachten, bewiesen sie in einer Eingabe an den Minister, in der sie den schmerzlichen Empfindungen Ausdruck gaben, die der drohende Abgang des Generaldirektors bei sämtlichen Beamten der Museen hervorgerufen habe, und dringend baten, nichts unversucht zu lassen, den Museen einen Mann zu erhalten, der wie selten einer befähigt erscheine, sie ihren Zielen zuzuführen. Die Eingabe trägt das Datum des 28. März 1889. Schon am Tage zuvor hatte der Kaiser den Erlaß unterzeichnet, womit er, wie nach dem Bericht des Kultusminister nicht anders zu erwarten war, das Gesuch Schönes ablehnte. Wenngleich er — so heißt es darin — den Gründen, die Schöne zu seinem Gesuch veranlaßt hätten, seine Anerkennung nicht versagen könne und gern einer persönlichen Bitte des verdienten Mannes gewillfahrt hätte, so zwingt ihn doch das dienstliche Interesse, insbesondere die Rücksicht auf die Verwaltung seiner Museen, ihn in seiner Amtsstellung zu belassen. Um ihm aber ein besonderes Zeichen seines Vertrauens und seiner Anerkennung zu geben, habe er ihm den Stern zum Kronenorden zweiter Klasse verliehen. Damit war auch für Schöne im Zusammenhang mit der Ernennung Kekulés zum Nachfolger von Conze die Entscheidung gefallen, von der er in dem oben an-

geführten Briefe an Benndorf sagen konnte, daß sie sein Geschick für den Rest seines Lebens bestimmt habe, für ihn sicher — und nicht nur „vielleicht“ — nicht ganz nach Wunsch.

Im Kultusministerium

Bald danach trat ein Ereignis ein, das Schöne diese Entscheidung erst recht bedauern ließ. Am 3. Dezember 1889 erhielt der einundsiebzigjährige Ministerialdirektor Greiff, der seit 1873 die gesamte Unterrichtsabteilung und nach deren Teilung im Jahre 1882 die Erste Unterrichtsabteilung (Universitäten, Höhere Schulen, Wissenschaft und Kunst) geleitet hatte, den erbetenen Abschied zum 1. Januar 1890. Sein Nachfolger wurde Ministerialdirektor de la Croix, der seit 1882 Leiter der Zweiten Unterrichtsabteilung (Volksschulen) gewesen war und hier durch den zum Ministerialdirektor ernannten Geheimrat Kügler ersetzt wurde. Wie Schöne diese Regelung empfand, zeigt der Brief an seinen Bruder vom 14. Dezember 1889: „Damit ist auf eine kluge Weise der Anlaß zur Empfindlichkeit für mich und andere Kollegen vermieden; und de la Croix ist eine durchaus lautere und wohlwollende Persönlichkeit, mit der sehr wohl auszukommen ist. Das alles ändert an der Hauptsache nichts, daß ich wieder unter einem Direktor arbeite, der allen den Interessen, um die es sich handelt, fernsteht und nicht im Stande sein kann, die Einheitlichkeit innerhalb des ganzen Gebietes zu sichern, die namentlich durch Althoff so sehr gefährdet oder vielmehr geschädigt ist. Und es bleibt dabei, daß ich in den Augen vieler näher Stehender übergangen bin. Auch leugne ich nicht, daß ich mir schließlich doch gewünscht hätte, in dieser Zeit, wo die höhere Unterrichtsfrage so brennend geworden ist, mitzuhelfen, um womöglich etwas zu nützen. Wenn man siebzehn Jahre so nahe an allen diesen Dingen hinlebt, kann man nicht anders, als den lebhaftesten Anteil daran nehmen; und ich glaube, daß es ein ernstlicher Vorteil wäre, wenn bei uns an der Leitung dieser Dinge jemand beteiligt würde, der nicht darauf angewiesen ist, durch seine ganze Bildung und Gewöhnung sie zunächst nur formell zu behandeln. Verwaltung, wenn man sie ernstlich treibt, nimmt nun einmal die letzte Kraft in Anspruch, und der Wunsch ist natürlich, diese letzte Kraft an Dinge zu setzen, die für unser Land von höchster Bedeutung sind. Die Summe ist, daß Gossler nicht gewollt hat und daß damit die Sache zu Ende ist. Ich sehe nun sehr deutlich, daß ich vor vier Jahren mich nicht durch den Kronprinzen hätte zum Bleiben bestimmen lassen sollen, und mein Verlangen, nach Bonn zu gehen, mit meiner Gesundheit motivieren und durchdrücken sollen. Indes, das ist nun vorüber.“

Sieht man von der Enttäuschung ab, die Schöne durch das Versagen seines Wunsches, nach Bonn zu kommen, und bis zu einem gewissen Grade auch durch die Regelung der Nachfolge des Ministerialdirektors Greiff erfuhr, so brauchte

er mit dem, was ihm sonst diese Jahre brachten, nicht unzufrieden zu sein. Ein Ausflug nach Kopenhagen, Reisen mit Direktor Ewald zur Besichtigung der Kunstaussstellung in München und der Weltausstellung in Paris, Besuche bei Eduard von Gebhardt im Kloster Loccum, wo dieser an seinen Wandgemälden arbeitete, und in Düsseldorf sowie eine Reise nach Halle, Magdeburg, Hildesheim und Goslar verschafften ihm mancherlei Anregung und Genuß. Bei den Museen machten Vermehrung, Gestaltung und Auswertung der Sammlungen gute Fortschritte, wobei ihnen zustatten kam, daß es 1889 gelang, eine dauernde Erhöhung der Erwerbungsmittel der Museen von 325 000 auf 340 000 Mark zu erreichen. Hervorragende Erwerbungen der achtziger Jahre waren außer den bereits genannten die einer Sammlung antiker Bronzen, die der Kaiser durch eine Bewilligung aus seinem Dispositionsfonds ermöglichte, die des großartigen Tontafelarchivs aus Tell el Amarna, wozu der Kommerzienrat Simon einen erheblichen Betrag beisteuerte, die schon erwähnte der Funde von Sendjirli vom Orientkomitee und die einer Sammlung amerikanischer Altertümer aus Columbien. Den ideellen Wert der vorhandenen Bestände und ihre Eindruckskraft erhöhten in der Sammlung der antiken Skulpturen die Einrichtung eines Saales für attische Kunst und des römischen Kaisersaales, in der Ägyptischen Abteilung die Einrichtung der vorderasiatischen Säle, in der Sammlung der Renaissanceskulpturen die Erweiterung der Räume und die dadurch ermöglichte Bildung einer italienischen Abteilung, im Kupferstichkabinett die Schaffung eines Oberlichtsaales für wechselnde Ausstellungen. Ein erfreulicher Fortschritt war auch die Errichtung eines Neubaus für die Gipsformerei in der Sophie Charlotten-Straße in Charlottenburg. Von wissenschaftlichen Expeditionen, von Vorträgen, Führungen und Veröffentlichungen der Museen aus dem Ende der achtziger Jahre war bereits oben die Rede.

VERÄNDERTE GRUNDLAGEN

Dritter Teil

SCHÖNE ALS GENERALDIREKTOR DER KÖNIGLICHEN MUSEEN IN BERLIN

Zweiter Abschnitt

DIE NEUNZIGER JAHRE

Deutscher Teil

SCHÖNE ALS GENERALDIREKTOR
DER KÖNIGLICHEN MUSEEN IN BERLIN

Zweiter Abschnitt

DIE NEUNZIGER JAHRE

VERÄNDERTE GRUNDLAGEN

Ein neuer Minister

Am 12. März 1891 schied der Kultusminister von Gossler aus seinem Amte. Für die Museen schien das zunächst ein großer Verlust zu sein; denn Gossler hatte an allem, was sie anging, lebhaft Anteil genommen, hatte die Sammlungen jeden Sonntag besucht und sich von den Direktoren führen lassen, hatte öfter auch selbst Anregungen zu Erwerbungen gegeben und sich namentlich für die geplanten Neubauten unentwegt eingesetzt. Freilich hatte dies auch seine Schattenseiten. Sein Fehler war, daß er glaubte, wenn er sich über eine Sache unterrichtet hatte, er beherrsche sie. Er habe, meinte Schöne, in keinem Fache selbst gründlich gearbeitet und darum kein Gefühl dafür gehabt, was erst die lange Beschäftigung mit einer Sache an Sicherheit verleihe.

Die Befürchtungen, die sich an den Rücktritt Gosslers auch für Schöne knüpften, bestätigten sich zunächst nicht. Der neue Minister Graf v. Zedlitz und Trützschler war ein ausgezeichnete Mann: klug, besonnen und tatkräftig. Wie hoch ihn Schöne während seiner Ministerzeit schätzen lernte, beweist sein oft ausgesprochenes Bedauern, daß Zedlitz nicht Reichskanzler geworden sei. Man hätte ihn, so meinte er, vorher zum Botschafter in Paris oder London machen müssen. Er sei der einzige gewesen, der den Aufgaben des Reichskanzler gewachsen gewesen wäre. Daß Zedlitz schon nach einem Jahre wegen des von ihm vorgelegten Volksschulgesetzes zurücktreten mußte, hat Schöne als schweren Verlust empfunden. Es wäre auch für die Museen manches anders gelaufen, wenn er im Amte geblieben wäre.

Graf Zedlitz nahm sich schon bald nach seinem Amtsantritt der Museumsbausache an, indem er sich beim Kaiser zum Vortrag über den abgeänderten Wolffschen Entwurf für das Antikenmuseum meldete. Auf den Vortrag, der am 13. Juni 1891 stattfand, erklärte sich der Kaiser damit einverstanden, daß zunächst der Bau eines Museums für die antiken Originalskulpturen und das Antiquarium, für die bereits gestifteten und noch zu erwartenden Sammlungen Schliemanns, deren würdige Aufstellung in dem Neubau Schliemann auf dessen Wunsch zugesagt worden war, und für das Münzkabinett und Verwaltungsräume in Aussicht genommen werde. An dem vorgelegten Entwurf billigte er den Grundriß und die architektonischen Verhältnisse und verlangte im übrigen nur einen engeren Anschluß des Äußeren an den Stil des Neuen Museums sowie eine glücklichere Lösung des Hauptportals. Ferner legte er Wert darauf,

daß die Verhandlungen wegen Herstellung des Baugrundes für das Kaiser Friedrich-Denkmal und einer Doppelbrücke über den Kupfergraben und die Spree zugleich mit den Vorarbeiten für das Antikenmuseum zum Abschluß kämen.

Graf Zedlitz beauftragte nunmehr Wolff mit der Ausarbeitung der Ausführungsentwürfe und Kostenanschläge für das Antikenmuseum und meldete 200 000 Mark als erste Baurate und 185 000 Mark für die erforderlichen Uferbauten zum Staatshaushaltsplane für 1892 an. Der Finanzminister lehnte den Antrag ab und ließ sich auch im folgenden Jahre, als der Kultusminister mit Bezug auf den inzwischen fertiggestellten und im Arbeitsministerium geprüften ausführlichen Entwurf für das Antikenmuseum die Einstellung von 662 000 Mark als erste Baurate für 1893 beantragte, zu einem Entgegenkommen nicht bereitfinden. Er berief sich dabei nicht nur immer wieder auf die ungünstige Finanzlage und den kostspieligen Neubau des Doms, sondern führte auch andere, zum Teil ausgesprochen kleinliche und gewaltsam herbeigezogene Gründe an, die zwar nicht schwer zu widerlegen waren, aber Schöne viel Aufregung, Ärger und Arbeit verursachten.

Randbemerkungen Wilhelms II.

Im Kultusministerium wurde Schöne, der sich hier seit 1891 auf das Korreferat in den Museumsangelegenheiten beschränkt hatte, nach wie vor immer wieder auch in den allgemeinen Kunstangelegenheiten zu Rate gezogen, zumal er dort regelmäßig Jordans Vertretung übernahm.

So geschah es auch, daß er 1891 eine Reise nach München ausführte, wo er die Kunstausstellung besichtigte und die Schaumünzen und Plaketten von Oscar Roty ankaufte. Über die Ausstellung erstattete er dem Kultusminister Grafen Zedlitz einen Bericht, der dem Kaiser vorgelegt wurde und von diesem an den Minister zurückging. Zedlitz hinterließ ihn bei seinem Abgang seinem Nachfolger Bosse mit dem Zusatz, er sei ihm vor einiger Zeit vom Kabinettsrat des Kaisers übergeben. Er habe ihn nicht in den Geschäftsgang gegeben, da er Randbemerkungen enthielte, die Schöne schwer verletzen würden. Sachlich sei seiner Ansicht nach nichts zu veranlassen. Minister Bosse versah die Bemerkung mit „Gelesen“ und ließ sie mit dem Bericht zu Schönes Personalakten nehmen. Die Bemerkungen des Kaisers sind auf diese Weise höchstwahrscheinlich nie zu Schönes Kenntnis gekommen. Einige davon hier mitzuteilen, erscheint um ihrer selbst willen angezeigt, aber auch darum, weil die Stellung des Kaisers zur Kunst Spannungen zwischen ihm und der Kunstabteilung des Ministeriums hervorrief, deren Auswirkung schließlich den Abgang Schönes herbeiführte.

Schöne kam es bei seinem Bericht nicht allein auf die Wiedergabe der Eindrücke an, die er von der Münchener Ausstellung empfangen hatte, er geht auch

auf das dortige Ausstellungswesen überhaupt ein, vergleicht mit den Berliner Verhältnissen und zieht daraus Schlüsse auf das, was in der Reichshauptstadt geschehen müsse, um Münchens Vorsprung als Kunststadt und Kunstmarkt einzuholen und womöglich zu überflügeln. Beim Vergleich der Münchner Ausstellung, die eine gewöhnliche Jahresausstellung, keine internationale, aber doch von zahlreichen Ausländern besickt war, und der Berliner, die zum ersten Male nicht von der Akademie der Künste, sondern vom Verein Berliner Künstler organisiert und als große internationale Ausstellung aufgezogen war, kommt Schöne zu dem Ergebnis, daß die Münchner Künstler mit ihren reicheren, vieljährigen Erfahrungen eine bessere Ausstellung zusammengebracht hätten als die Berliner. Wenn auch von den Ausländern die Spanier weniger reich und die Italiener weniger günstig vertreten seien als in Berlin, so sei in München doch aus der Kunst des Auslandes eine sehr glückliche Auswahl getroffen, die zudem durch besondere Berücksichtigung mancher noch wenig bekannter Bestrebungen der jüngsten Zeit, namentlich innerhalb der französischen, englischen und skandinavischen Kunst, auf den deutschen Beschauer einen Reiz der Neuheit ausübe, den die ihm weit geläufigere deutsche Kunst der Gegenwart nicht in gleichem Grade erwecken könne. Um zu verhüten, daß deshalb die ausländische Kunst der deutschen überlegen erscheine, habe man in München aus der dortigen sehr reichen, durch Frische und Mannigfaltigkeit ausgezeichneten Masse eine verhältnismäßig strenge Auswahl getroffen, wobei allerdings gerade der jüngsten Generation mit ihren Neigungen zur Freilichtmalerei und verwandten Richtungen freiere Bahn gelassen worden sei. Besondere Anziehungspunkte seien durch Sonderausstellungen von Werken der Maler Lenbach, Menzel, Böcklin, Leibl, Fr. A. Kaulbach, Waldmüller, Thoma, Hans von Marées und des Bildhauers Adolf Hildebrand geschaffen. Durch solche mit Liebe und Klugheit getroffene Veranstaltungen habe man der deutschen Abteilung einen augenfälligen Vorzug verliehen, demgegenüber manche Schwäche zurücktrete. In Berlin habe es leider an solchen Anstrengungen gefehlt. Hier seien von hervorragenden Bildhauern Schaper und Hildebrand überhaupt nicht und bedeutende Maler wie Menzel, Knaus, Andreas und Oswald Achenbach und andere Berliner und Düsseldorfer Meister nur ungenügend vertreten. Hans Thoma fehle ganz. Gerade in Berlin aber hätte man sich bemühen müssen, dem zum Teil in sorgfältiger Auswahl erschienenen Ausland von der Berliner und Düsseldorfer Schule, überhaupt von der preußischen Kunst, das Beste an die Seite zu stellen. Das wäre um so nötiger gewesen, als man infolge der konkurrierenden Münchener Ausstellung auf die süddeutschen Künstler nicht habe rechnen dürfen.

Zu diesem von Schöne mit dem vollen Maße seiner Urteilsfähigkeit und Gewissenhaftigkeit angestellten Vergleich der beiden Ausstellungen bemerkt der Kaiser: „Das Urteil Schönes entspricht nicht der Ansicht, die ich mir gebildet habe nach der Besichtigung der Münchener Ausstellung. Er lobt München zu sehr und macht Berlin unnötig schlecht. Die Ausstellung ist generell genommen recht s e h r m ä ß i g. Mit Berlin ist überhaupt kein Vergleich möglich, soviel

schöner, besser arrangiert und großartiger ist letztere. Es ist nur ein Zeichen der geschickten Reklame, die schließlich jeder Bayer mit seiner Ausstellung betreibt, und die eine gewisse Beeinflussung der unbeteiligten Europäer schließlich nicht verfehlt, daß nämlich München so viel besser sei als Berlin. Die Signatur Münchens ist das abscheuliche Treiben von Plein air und seinen Dependenzen, unter dem die Münchener schwer leiden — auch die Künstler.“ Über die Anmaßung, womit hier der jugendliche Kaiser das Urteil eines erfahrenen Kunstkenners glaubte abtun zu können, braucht man kein Wort zu verlieren — tatsächlich hatte Schöne mit seiner Kritik an der Berliner Ausstellung vollkommen recht: sie blendete den Besucher durch die bis dahin in Berlin unbekannten, glänzend vertretenen Spanier und Italiener und zeigte vom übrigen Ausland, wenn auch nicht gerade die neueren Bestrebungen, so doch gute Werke der älteren Generation. Alledem gegenüber trat die deutsche Kunst sehr zurück.

Zu Einzelheiten des Berichts findet sich folgendes bemerkt: Da, wo Schöne schreibt, daß in München eine Reihe von Werken Manets, des Führers der französischen Impressionisten, dem deutschen Publikum zum ersten Male gezeigt würden, steht am Rande: „Der Himmel bewahre uns davor! ist ganz unnötig.“ Ferner sagt Schöne, daß sich leider gerade mehrere der hervorragendsten skandinavischen Künstler von Berlin ferngehalten hätten und daß diese Gruppe nur in München in einer Stärke erscheine, die ein Urteil über die eigentümliche Leistung der nordischen Länder gestatte. Zu dem Fehlen mehrerer hervorragender Künstler bemerkt der Kaiser: „ist weiter kein Unglück“ und zur skandinavischen Vertretung überhaupt: „aber bei weitem nicht so schön und reichhaltig wie in Berlin.“ Wo Schöne sagt, daß in München der jüngsten Generation freiere Bahn gelassen sei, heißt es am Rande: „Mit den scheußlichsten, abschreckendsten Resultaten.“ Schöne fährt an dieser Stelle fort: „Wie man auch über den dauernden Wert dieser Bestrebungen denken mag, so ist unverkennbar, daß vielfach gerade die ernstesten Talente der jüngeren Generation sich ihnen zuwenden“ — dazu am Rande: „Das bestreite ich auf das Entschiedenste“ — dann Schöne weiter: „Und es ist gewiß eine wichtige Aufgabe unserer Ausstellungen, daß sie allen ernsten Bestrebungen auf dem Gebiet der Kunst Gelegenheit geben, an die Oberfläche zu treten und die eigenen mit anderen Leistungen zu messen.“ Dazu der Kaiser: „Dieses auf keinen Fall! Das verbiete ich auf das Allerentschiedenste! Die Münchener sind alle schon ganz außer sich über diese vertrakte Richtung.“ Wie wenig der Kaiser auch über hochangesehene Maler, die nicht Freilichtmaler waren, unterrichtet war, zeigt seine Bemerkung zu der Stelle, wo Schöne das Fehlen von W. Diez, Löfftz, Claus Meyer und Graf Kalckreuth d. Ä. bedauerte: „Dieselben sind absolut unmögliche Gesellen.“ Von ihnen waren Diez und Löfftz seit 1870 und 1879 Professoren an der Münchener Kunstakademie, Löfftz von 1893 ab ihr Direktor. Claus Meyer war seit 1890 Professor der Kunstschule in Karlsruhe und von 1895 ab an der Kunstakademie in Düsseldorf, Kalckreuth 1860—1876 Direktor der Kunstschule in Weimar und Mitglied der Berliner Akademie der Künste.

Ein Gemälde von ihm hatte 1869 der Großvater Wilhelms II. erworben. Zur Angabe Schönes, daß in München bei Ankäufen für den Staat (Neue Pinakothek) durch den Kultusminister eine jährlich neu aus drei Kunstfreunden und sechs Künstlern gebildete Kommission gehört werde, schreibt der Kaiser: „höchst überflüssig! Das macht der Landesherr allein besser.“ Ferner berichtet Schöne, daß die jährlich wiederkehrenden sogenannten Jahresausstellungen von der Münchener Kunstgenossenschaft, einem mit Korporationsrechten ausgestatteten Verein ganz selbständig veranstaltet und geleitet würden. Die Beteiligung der Staatsregierung beschränke sich auf die unentgeltliche Überlassung des Glaspalastes und die Genehmigung der für die Ausstellungen erlassenen Satzung. Die Genossenschaft wähle aus ihrer Mitte einen Ausschuß von vierundzwanzig Mitgliedern für die Aufnahme und Anordnung der Kunstwerke und die Verteilung der Preise. Aus diesen Angaben zieht der Kaiser in seinen Randbemerkungen den Schluß, daß wie in München, wo nach seiner Meinung eine „dämliche“ Jury eine „jammervolle“ Ausstellung zusammengebracht hatte, so auch in Berlin die Ausstellungen künftig nicht mehr von der Akademie der Künste, sondern von der Künstlerschaft, d. h. vom Verein Berliner Künstler, der seine Befähigung dazu durch die Internationale Ausstellung glänzend bewiesen habe, zu veranstalten seien.

Als der Kaiser dies schrieb, scheint er der Meinung gewesen zu sein, daß die Akademie der Künste die bisherigen Ausstellungen allein veranstaltet habe. Dieselbe Ansicht findet sich als Behauptung in einer Eingabe des Vereins Berliner Künstler an den Kultusminister vom 10. August 1891. Abschrift dieser Eingabe war einer an den Kaiser gerichteten, von Anton von Werner, dem Vorsitzenden des Vereins, unterzeichneten Eingabe vom gleichen Tage beigelegt, worin der Verein beantragte, die Veranstaltung und Leitung der alljährlich in Berlin stattfindenden Kunstausstellungen der Berliner Kunstgenossenschaft oder ihm, dem Verein, statt, wie bisher, dem Senat der Akademie zu übertragen. Die Eingabe ging dem Minister zum Bericht zu. Der dazu von ihm gehörte Senat bezeichnete die Behauptung, daß die Ausstellungen bisher einseitig von ihm veranstaltet worden seien, als unrichtig. Schon lange sei daran die Genossenschaft der Mitglieder der Akademie, Sektion für bildende Künste, die nur aus Künstlern bestand, mit gleichen Berechtigungen beteiligt. Der Senat stelle auch mit der Genossenschaft nur die Hälfte der Mitglieder der Ausstellungskommission, wozu nur noch der Präsident und der erste Sekretär der Akademie komme, während die andere Hälfte vom Verein Berliner Künstler gestellt werde, der außerdem in der Aufnahmejury mit vier und in der Hängekommission mit drei Mitgliedern vertreten sei. Ferner sei ihm die Vermittlung und der Abschluß der Verkäufe sowie die Veranstaltung der Lotterie mit den daraus erwachsenden geldlichen Vorteilen überlassen. Der Senat rechtfertigt sodann seine Nichtbeteiligung an der Internationalen Ausstellung von 1891 und widerlegt damit zugleich, ohne es zu wissen, die Ansicht des Kaisers, der, wie seine Schlußbemerkung zu Schönes Bericht erkennen läßt, die ablehnende Haltung des Senats als

schlagenden Beweis seiner Unfähigkeit in Ausstellungssachen ansah. Tatsächlich war für den Senat bestimmend gewesen, daß ihm, als im Jahre 1890 der Gedanke an eine internationale Ausstellung für 1891 auftauchte, die Zeit zu kurz erschien, um eine würdige Vertretung der deutschen Kunst neben der ausländischen zu sichern. Ihre Vertretung auf der Ausstellung ist denn auch nach der Meinung des Senats ungenügend gewesen und hat die bedauerliche, weitverbreitete Meinung aufkommen lassen, daß die heimische Kunst von der ausländischen eine Niederlage erlitten habe.

Der darauf vom Kultusminister an den Kaiser erstattete Bericht vom 15. November 1891 ist, obwohl Jordan der zuständige Referent war und den Bericht auch mitgezeichnet hat, von Schöne verfaßt. Der Minister sagt darin, daß die in Deutschland und anderen Ländern gemachten Erfahrungen übereinstimmend gezeigt hätten, daß bei allen größeren Ausstellungen zu viele streitende Gesichtspunkte zusammenträfen, als daß man hoffen dürfte, je zu einem alle Teile befriedigenden Ergebnis zu kommen. Es sei deshalb vielleicht von Vorteil, wenn die entstehenden Schwierigkeiten innerhalb der beteiligten Künstlerkreise blieben und ihre Erledigung in diesen selbst suchen müßten. Immerhin werde der Staat, der durch Darleihen von Gebäuden die Ausstellungen überhaupt ermögliche, sich eine gewisse Einwirkung sichern müssen, um auch zu verhindern, daß durch die Bestrebungen einzelner Gruppen die der Gesamtheit der preußischen Künstlerschaft geschädigt würden. Die in der Reichshauptstadt stattfindenden großen Ausstellungen hätten nicht nur der Berliner, sondern ebenso sehr der übrigen Künstlerschaft Preußens zu dienen. Es gehe darum nicht an, die Ausstellungen ganz in die Hände des örtlichen Vereins Berliner Künstler zu geben; es empfehle sich vielmehr, eine Organisation zu schaffen, in die außer der Genossenschaft der Mitglieder der Akademie und dem Verein Berliner Künstler die Kunstgenossenschaften von Düsseldorf und anderen preußischen Städten und womöglich auch von Weimar und Karlsruhe aufzunehmen wären. Aus Vertretern dieser Genossenschaften wäre alljährlich eine Künstlerkommission zu bilden, der die gesamte Veranstaltung und Leitung der Ausstellung zufiele nach Maßgabe eines Programms und Reglements, das von der Staatsregierung zu genehmigen wäre. Die Überschüsse der Ausstellungen wären zum Teil zur Bildung eines Reservefonds, zum Teil zum Ankauf von Kunstwerken zu verwenden, die öffentlichen Sammlungen, auch solchen der Provinzen zu überlassen wären. Für größere internationale Ausstellungen würden besondere Bestimmungen zu treffen sein.

Auf den Bericht ermächtigte der Kaiser mit Erlaß vom 19. November 1891 den Kultusminister, seinem Antrag entsprechend, für die Veranstaltung und Leitung der künftigen Großen Berliner Kunstaussstellungen eine alle preußischen Künstler umfassende Organisation einzuleiten und den Verein Berliner Künstler entsprechend zu bescheiden. Als dann der Minister mit Bericht vom 31. August 1892 dem Kaiser den Entwurf zu einer Satzung für die geplante Organisation vorlegte, versuchte Anton von Werner noch einmal, beim Kaiser

sein Ziel, die Alleinherrschaft des Vereins Berliner Künstler über die Berliner Ausstellungen, zu erreichen. Der Satzungsentwurf ging dann auch zunächst ungezeichnet an den Minister zurück, wurde aber schließlich nach einigen Änderungen, wobei jedoch die Gleichberechtigung der Akademie der Künste und des Vereins Berliner Künstler sowie die Beteiligung der Düsseldorfer erhalten blieb, vom Kaiser mit Erlaß vom 15. Januar 1893 genehmigt.

Das Ergebnis des mehrjährigen Ringens um den Einfluß der Künstler auf die Großen Berliner Kunstausstellungen entsprach der von Schöne in seinem Bericht über die Münchener Ausstellung von 1891 und in dem Bericht vom 15. November 1891 vertretenen Ansicht, daß die Vorteile der Berliner Ausstellungen der gesamten Künstlerschaft Preußens zugute kommen müßten. Erfreulich für ihn war auch, daß seine Anregung Anklang gefunden hatte, Überschüsse der Ausstellungen zum Ankauf von Kunstwerken für öffentliche Sammlungen in den Provinzen mitzuverwenden. Wenn auf der anderen Seite Anton von Werner in seinem Buche „Erlebnisse und Eindrücke 1870—1890“ (S. 478 u. 595) sagt, daß es dem Verein Berliner Künstler, d. h. ihm selbst, dank dem Erfolg der Berliner Ausstellung von 1891 und der Initiative Kaiser Wilhelms II. gelungen sei, die Gleichberechtigung bei der Leitung der Kunstausstellungen mit der Akademie der Künste zu erreichen, so war der von ihm erzielte Erfolg ein durchaus fragwürdiger. Denn einmal hatte der von ihm vertretene Verein schon vor jener Ausstellung fast genau dieselben Rechte wie die Akademie besessen, zum andern war jetzt als dritter bestimmender Faktor die Düsseldorfer Künstlerschaft miteingeschaltet. Von den Erfahrungen, die ich selbst als Vertreter des Kunstreferenten des Kultusministeriums um die Jahrhundertwende in Sitzungen der auf Grund der neuen Satzungen gebildeten Ausstellungskommissionen gemacht habe, kann ich nicht sagen, daß sie mich von der besonderen Befähigung der Künstler zum Zusammenbringen guter Ausstellungen überzeugt hätten. Ich konnte des öfteren feststellen, daß sie über die Kunstverhältnisse in Deutschland wie im Auslande weniger gut unterrichtet waren als das Ministerium und die Kunstbeamten der Museen.

Ein Abschiedsgesuch

Trotz solcher Erfolge haben die Anstrengungen jener Jahre zweifellos der Spannkraft Schönes bei seiner damals angegriffenen Gesundheit zugesetzt. Entscheidend für seinen Entschluß, am 19. Februar 1893 sein Abschiedsgesuch einzureichen, waren aber die unerquicklichen Erfahrungen, die er alsbald nach dem erneuten Ministerwechsel mit dem Nachfolger des Grafen Zedlitz, dem Kultusminister Bosse, machen sollte, wie das in den Ausführungen, mit denen er sein Gesuch begründete, deutlich zum Ausdruck kommt.

Obwohl sein schwankender Gesundheitszustand ihn in den letzten Jahren mehrfach gezwungen hätte, längeren Urlaub zu erbitten und ihm daher wiederholt den Gedanken an den Übertritt in den Ruhestand nahegelegt habe, mochte er sich doch bisher nicht entschließen, einen dahingehenden Antrag zu stellen, weil das ihm von den früheren Ministern entgegengebrachte Vertrauen ihn davon abgehalten habe. Die Erfahrungen der jüngsten Zeit, insbesondere die Verhandlungen der letzten Tage, hätten ihn aber belehrt, daß diese Hoffnung hinfällig geworden sei. Das Verhältnis habe sich dadurch verschärft, daß seine Ausschließung von der Bearbeitung und Begutachtung einer bestimmten Sache in dem entscheidenden Zeitpunkte auf des Ministers ausdrückliche Anordnung erfolgt sei. Schwerer wiege es noch, welche Urteile über Personen und Sachen der Minister bei diesen Verhandlungen selbst ausgesprochen oder unwidersprochen gelassen und für seine Entschlüsse verwertet habe. Diese seien seinen eigenen Überzeugungen völlig entgegengesetzt, die er in Wissenschaft und Verwaltung zur Richtschnur genommen habe und unverrücklich festzuhalten entschlossen sei. Am Schlusse der Eingabe, in der Schöne noch auf die Gefahr eines Konfliktes zwischen der Museumsverwaltung und dem Minister hinweist, wie er zur Zeit von Usedom zum schweren Schaden der Sache bestanden habe, bittet er den Minister, ihn bis zur Genehmigung des Pensionierungsgesuchs durch den Kaiser zu beurlauben.

Daß bei der in dem Gesuche berührten Angelegenheit Althoff sein Gegenspieler war, geht aus einem Brief hervor, den Schöne am 24. Februar an seinen Bruder richtete: „Ich bin schon seit längerer Zeit mit dem Minister im Mißverhältnis. Er hat in mehreren Fällen dem Einfluß Althoffs in unberechtigter und meiner Überzeugung nach unheilvoller Weise nachgegeben. Insbesondere handelt es sich dabei um eine für die Museen nicht gleichgültige Angelegenheit, die nun in den achten Monat gesponnen wird. Dabei bin ich sehr geschickt eskamotiert und der Minister in eine Zwangslage versetzt worden. Ich hatte ihm schon vor fast vier Wochen die ganze Lage aktenmäßig und unwidersprechlich dargelegt. Bei den entscheidenden Verhandlungen heute vor acht Tagen war aber seine Haltung derartig, daß ich am Montag mein Pensionierungsgesuch eingereicht habe.“

Ein Privatgelehrter

Die Angelegenheit, von der Schöne hier spricht, war die des Privatgelehrten Dr. Ohnefalsch-Richter, der sich mit Eingaben um Bewilligung von Mitteln zur Fortsetzung seiner Ausgrabungen auf Cypern an verschiedenen Stellen, darunter auch an den Kultusminister gewandt hatte. Von seiner Persönlichkeit und der Behandlung, die seine Eingaben im Kultusministerium erfahren haben, läßt sich sehr wohl ein Bild gewinnen. Schon in den achtziger Jahren hatte der Mann

von Cypern aus dem Archäologischen Institut seine Dienste angeboten, und Conze hatte sich damals viel Mühe gegeben, seine dilettantischen Mitteilungen zu verwerten, aber ohne Erfolg. Als jener sich dann, nachdem er schon 1891 bei Curtius und Conze vorgefühlt hatte, an den Minister wandte, erkundigte sich Schöne bei Conze und anderen eingehend nach seiner Persönlichkeit und seinen Leistungen. Nach den ihm zugegangenen Mitteilungen hielt er sich für verpflichtet, eindringlich vor jeder Bewilligung zu warnen, wenn nicht ungewöhnliche Garantien gefunden würden. Auch die vom Minister zu der Sache gehörte Berliner Akademie der Wissenschaften sprach sich einstimmig gegen die Wünsche von Ohnefalsch-Richter aus. Aus Briefen, die damals Conze von dem Onkel des Gesuchstellers erhielt, dem hochangesehenen Professor Julius Kühn in Halle, ging hervor, daß der Neffe ein doppeltes Spiel betrieb. Dem Ministerium und der Akademie schrieb er, sein Onkel Kühn, der ihm die ersten 10 000 Mark vorgestreckt hatte, sei bereit, ihm noch mehr zu geben, wenn er in Berlin Erfolg habe. Seinen Onkel wiederum suchte er zur Hergabe einer weiteren Summe zu bestimmen, indem er ihm andeutete, daß er dann in Berlin den Rest bekommen werde. Der Onkel dachte aber gar nicht an eine weitere Bewilligung, sondern wandte sich an Conze mit der Bitte, er möge doch ja in der Akademie für das Gesuch seines Neffen eintreten, damit dieser sein auf Cypern begonnenes Werk vollenden und die zu erwartenden Funde in den Handel bringen könne. Denn nur so könne er selbst wieder zu seinem ihm geliehenen Gelde kommen. Mehr als er bisher getan habe, könne er auf keinen Fall tun, ohne seine Familie schwer zu schädigen. Conze traute hiernach Ohnefalsch-Richter so wenig, daß er meinte, wenn man ihn trotz des entschiedenen Votums der Akademie unterstützen wolle, um Kühn zu seinem Gelde zu verhelfen, müsse man jedenfalls dafür sorgen, daß dieser auch wirklich etwas davon zu sehen bekomme.

Nach alledem hätte man erwarten sollen, daß das Ministerium nichts tun würde, um Ohnefalsch-Richter zu der gewünschten Unterstützung seines Vorhabens zu verhelfen. Es geschah aber doch, und zwar, wie es scheint, durch Befürwortung seines Gesuchs beim Kaiser, der ihm aus seinen eigenen Mitteln bei der Generalstaatskasse 10 000 Mark bewilligte. Der unternehmende Mann scheint damit aber nicht zufrieden gewesen zu sein, denn am 11. März 1893 teilte Geheimrat Müller Schöne mit, daß im Finanzministerium eine — offenbar vom Kultusministerium beantragte — Erhöhung der Bewilligung von 10 000 Mark abgelehnt werde. Schöne glaubte sich später zu erinnern, daß Ohnefalsch-Richter trotzdem im ganzen 26 000 Mark erhalten habe. Dafür habe er nichts von dem geleistet, was er versprochen habe. Noch 1908 habe man von ihm die Auskünfte und Berichte herauszubekommen gesucht, die er schuldig geblieben war. Näheres darüber — so schrieb Schöne am 7. März 1908 an Professor Treu, der ihn nach dem damals in Dresden mit ähnlichen Behauptungen und Wünschen wie s. Z. in Berlin aufgetauchten Ohnefalsch-Richter gefragt hatte — werde Geheimrat Schmidt im Kultusministerium wissen, der jenen seinerzeit

gefördert habe. Schmidt, der spätere Kultusminister Schmidt-Ott^{o)}, war 1893 als Regierungsassessor Hilfsarbeiter im Kultusministerium und Adlatus von Althoff, handelte also in dessen Auftrag oder wenigstens mit seinem Einverständnis. An Althoff aber war Ohnefalsch-Richter, wie dieser 1891 Conze erzählte, durch Curtius empfohlen. Althoff, der ein Freund seines Onkels Kühn sei, habe — so behauptete er — ihm damals gesagt, das von ihm gewünschte Geld werde sich schon beschaffen lassen. Er mag auch damals geflunkert haben; aber wenn auch Althoff mit Kühn vielleicht nicht befreundet war, so hat er diesen doch wegen seiner großen Verdienste um die Landwirtschaft und das von ihm begründete Landwirtschaftliche Institut der Universität Halle sicher hoch geschätzt. Auch an Althoff wird sich Kühn ebenso flehentlich wie an Conze gewandt haben, und der Erfolg war: Ohnefalsch-Richter bekam trotz aller dagegen sprechenden Gutachten um seines Onkels willen das gewünschte Geld. Ausgeschlossen ist natürlich nicht, daß Althoff noch andere Gutachten eingeholt und gegen Schöne und die Akademie geschickt ausgenutzt hat.

Für Schöne war dieser Fall wohl nur der äußere Anstoß zu seinem Abschiedsgesuch. Im Grunde bekümmerte ihn wohl mehr das, wie ihm schien, gleichgültige Verhalten des Ministers gegenüber den Belangen der Museen, insbesondere ihrem schon so lange dringenden Erweiterungsbedürfnis. Der weitere Verlauf der Dinge legt diese Annahme nahe. Zunächst bewilligte der Minister Schöne den erbetenen Urlaub, wobei er der Hoffnung Ausdruck gab, daß es doch noch möglich sein werde, seine so sehr schätzbaren und schwer zu ersetzenden Dienste dem Staate und insonderheit dem Ministerium zu erhalten. Dem vom Unterstaatssekretär v. Weyrauch, der im April an die Stelle von Barkhausen getreten war, verfaßten Wortlaut des Erlasses fügte er noch die Worte hinzu: „Ich rechne darauf um so mehr, als Sie mein volles Vertrauen besitzen. Ich weiß niemand, dem ich Ihre derzeitige amtliche Stellung mit dem gleichen Maße tiefen und auf persönlicher Hochschätzung beruhenden Vertrauens anvertrauen könnte.“

Schöne benutzte den ihm gewährten Urlaub, um im März nach Wolfenbüttel zu reisen und die dort in der Bibliothek befindliche, aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts stammende lateinische Übersetzung von Hero περί διόπτρας abzuschreiben. Während seiner Abwesenheit wurde von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht, sein Ausscheiden aus dem Amte zu verhüten oder ihn zur Zurücknahme seines Abschiedsgesuchs zu bewegen. So wandten sich auch wieder die Direktoren der Museen an den Minister mit der Bitte, alles zu tun, um Schöne den Museen zu erhalten. Die Gefahr, ihn aus ihrer freudig arbeitenden Gemeinschaft zu verlieren, berühre sie um so schmerzlicher, je seltener die Männer seien, die sich im Staatsdienst als Geschäftsmänner bewährt hätten und zugleich Kenner der Kunstwissenschaft im weiteren Umfange wären.

^{o)} Friedrich Schmidt-Ott: Erlebtes und Erstrebtes. Karl Steiner Verlag, Wiesbaden 1952.

Bode schrieb an Schöne: „Wir sind hier alle völlig gelähmt im Tun und Denken über Ihren Entschluß.“ Am 9. März 1893 dankte Minister Bosse Schöne schriftlich für die Zusendung der von ihm herausgegebenen Überreste der Μηχανική Σύνταξις des Philo von Byzanz und fügte hinzu, er hoffe, ihn nach seiner Rückkehr aus Wolfenbüttel zu sprechen und von ihm zu hören, daß sein Entschluß, aus seinen Ämtern zu scheiden, nicht unwiderruflich sei. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte Schöne mehrere Unterredungen mit dem Minister. Er suchte auch dessen Vorgänger, den Grafen Zedlitz auf und erhielt von ihm den Rat, wenn irgend möglich im Amte zu bleiben. Am 31. März teilte er dem Unterstaatssekretär von Weyrauch mit, daß er sich entschlossen habe, sein Abschiedsgesuch zurückzuziehen, nachdem er sich überzeugt habe, daß der Minister dem Plane der Erweiterung der Museumsbauten nicht nur nicht ablehnend oder auch nur gleichgültig gegenüberstehe, sondern vielmehr entschlossen sei, deren Ausführung alsbald näherzutreten. Schöne hatte die durch sein Abschiedsgesuch bewirkte günstige Wendung der Museumsbausache schon am 30. März Conze wissen lassen, worauf ihm dieser antwortete: „Das war eine der größten Freuden, die ich im Leben gehabt habe. Wie ist das Böse zum Guten umgeschlagen, und wie ist sachlich und persönlich alles mit einem kräftigen Rucke eingerenkt! Sie aber müssen eine Befriedigung haben, daß Sie durch richtiges Handeln diese große Wendung herbeigeführt haben.“ So günstig, wie es Conze erschien, sollten sich freilich die Bauvorhaben nicht entwickeln.

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

Die Vorlesungen, die ich jetzt zu machen Glücklicherweise haben Sie
wieder eine Lösung gefunden, die ich nicht mehr
ganz richtig war, aber ich habe sie nicht mehr

VERWALTUNGSARBEIT

Die Museumsbausache

Ob der Minister Bosse bei seiner Zusage Grund hatte anzunehmen, daß sein Eintreten für die Museumsbauten Erfolg haben werde, läßt sich nicht sagen. Sicher ist, daß der Reichskanzler Graf von Caprivi, als Schöne sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, ihn zu sich kommen ließ und ihn bat, sich über die Schwierigkeiten der Museen und seine persönlichen, über die er von einer Schöne sehr wohlwollenden Seite unterrichtet sei, des näheren zu äußern; er sei bereit, seinerseits womöglich zu helfen. Schöne schrieb darüber am 27. März 1893 an seinen Bruder: „Ich habe, so gut das in zwanzig Minuten möglich war, gesucht, ihn über die üble Lage zu orientieren, in die Miquel uns versetzt, und über die Vorkommnisse, die mich jetzt zu meinem Gesuch bewogen haben. Von welcher Seite die Anregung gekommen sein kann, sehe ich nicht, zumal ja Caprivi nichts mehr mit diesen Dingen zu tun hat, seitdem er nicht mehr Ministerpräsident ist.“

Vielleicht war Lippmann es, der bei einem Aufenthalt in England die Kaiserin Friedrich bewog, bei Caprivi für ihn einzutreten. Daß dieser dann Miquel umgestimmt hat, ist wenig wahrscheinlich. Dazu bedurfte es nach allem Vorangegangenen eines stärkeren Druckes. Denn zunächst ließ auch Miquel nichts von sich hören. Auch als der Kultusminister sich wegen Einstellung einer ersten Baurate von 600 000 Mark in den Staatshaushalt für 1894 an ihn wandte, antwortete er nicht sogleich, sondern erst nach sechs Wochen, und was er damals schrieb, war für alle an der Museumsfrage Beteiligten geradezu empörend. Im Beginne seiner Antwort fügte er sich zwar scheinbar dem (vielleicht von Caprivi beeinflussten) Willen des Kaisers, indem er sagte, er wolle seine (bis dahin immer wieder stark betonten) Bedenken wegen der ungünstigen Lage der Staatsfinanzen und des Dombaues zurückstellen, da ihm neuerdings bekannt geworden sei, daß Allerhöchsten Orts die baldige Inangriffnahme der Museumsbauten lebhaft gewünscht werde. Dann aber kam er mit breit ausgeführten Einwänden, die geeignet waren, die seinerzeit im Einverständnis mit dem Finanzministerium geplanten Bauten um Jahre zu verzögern. Er behauptete nämlich, daß die Finanzverwaltung die für ihre Zwecke auf der Museumsinsel errichteten Gebäude gerade an der Stelle, an die das Antikenmuseum kommen

34. Karl Humann

Bohn (?) Humann Schöne Fabricius Conze

35. In Pergamon 1885

36. Robert Koldewey

37. Otto Puchstein

sollte, nicht entbehren könne, und schlug vor, das Museum auf dem Aktienspeichergelände jenseits der Spree, also an der für das Gipsmuseum vorgesehenen Stelle, zu erbauen.

Schöne, durch diesen Bescheid aufs neue enttäuscht, aber nicht entmutigt, wandte sich an seinen früheren Kollegen Spieker, der jetzt im Arbeitsministerium die Stelle des Oberbaudirektors innehatte, und erreichte durch dessen Vermittlung, daß der Arbeitsminister Thielen dem Kultusminister schrieb, ein anderer Bauplatz für das Antikenmuseum käme wohl nicht ernstlich in Frage. Denn abgesehen davon, daß dazu die Aufstellung eines völlig neuen Bauprogramms mit allen dazu erforderlichen langwierigen Vorarbeiten nötig wäre, mache der Vorschlag des Finanzministers alle bisher aufgewendeten erheblichen Mühen und Kosten zur Gewinnung einer brauchbaren Lösung der Museumsbaufrage hinfällig. Der Kultusminister sandte das Schreiben an den Finanzminister und verstärkte die darin aufgeführten Gründe durch den Hinweis, daß für das an der fraglichen Stelle befindliche Hauptsteueramt für inländische Gegenstände ein Ersatzbau schon seit zwei Jahren vom Finanzministerium geplant sei und daß alle bisherigen Maßnahmen für die Erweiterung der Museen im Einvernehmen mit dem Finanzminister und mit Genehmigung des Kaisers Friedrich und des regierenden Kaisers getroffen worden seien. Auch habe Miquel selbst der Ausarbeitung des Entwurfs für das Antikenmuseum bereits zugestimmt.

Das Schreiben hatte den Erfolg, daß der Finanzminister seinen Vorschlag, das Antikenmuseum auf dem Aktienspeichergelände zu errichten, zurückzog, auch zugab, daß die Absicht, das Hauptsteueramtsgebäude zu beseitigen, schon früher bestanden habe, und sich bereit erklärte, die für die Verlegung des Gebäudes erforderlichen Mittel in den Staatshaushalt für 1894 einzustellen. Dagegen verlangte er für das Haus, in dem sich die Dienstwohnung des Unterstaatssekretärs des Finanzministeriums befand, von beiden Ministern die vorbehaltlose Zusicherung, daß sie auf dessen Beseitigung, auf die namentlich der Arbeitsminister Wert gelegt hatte, verzichteten. Die Einstellung einer ersten Baurate für das Antikenmuseum lehnte er wieder ab. Trotzdem schien, nachdem die gewünschte Zusicherung erteilt und die erste Rate der Kosten des Ersatzes für das Steuergebäude in den Haushalt eingestellt war, der erste Schritt zur Verwirklichung des Museumsplanes getan — da lehnte wider alles Erwarten das Abgeordnetenhaus des Landtags entgegen dem zustimmenden Beschluß seines Haushaltsausschusses bei der ersten Lesung die Bewilligung der Mittel für die Verlegung des Steuergebäudes ab. Die Mehrheit, die für die Ablehnung stimmte, bestand aus Konservativen und einem Teil des Zentrums. Ihre Wortführer waren in der Mehrzahl unbedeutende Mitglieder der beiden Parteien. Die angeseheneren scheuten sich wohl, für das kleinliche Versagen eines Betrags von so geringer finanzieller Bedeutung einzutreten, suchten aber der Konsequenz auszuweichen, daß sie sich andernfalls verpflichteten, demnächst auch die Kosten der Museumsbauten zu bewilligen. Diese Befürchtung zu zerstreuen,

war in der entscheidenden zweiten Lesung vom 27. Februar 1894 neben den Befürwortern der Vorlage auch Schöne bemüht. Als Regierungskommissar versicherte er in aller Form, daß die Regierung nicht eher mit Forderungen für die Erweiterung der Museen an den Landtag herantreten werde, als bis es die Finanzlage des Staates erlaube. Auf denselben Standpunkt hatte sich auch der Kaiser gestellt, als er am 28. Dezember 1893 den Vortrag des Kultusministers und des Finanzministers über die Baufrage entgegennahm. Er billigte damals zwar den Wolffschen Entwurf für das Antikenmuseum bis auf einige von ihm gewünschte Änderungen, die im ganzen eine Vereinfachung des figürlichen Schmucks an der südlichen Außenseite bezweckten, knüpfte aber sein Einverständnis mit der Anforderung von Mitteln für den Ersatz des Steuergebäudes und mit ihrer Begründung durch die Notwendigkeit der künftigen Erweiterung der Museen an die Bedingung, daß tunlichst vermieden werde, den Neubau für das Antikenmuseum schon für 1895 festzulegen. Für dessen Beginn müsse die Lage der Staatsfinanzen maßgebend bleiben.

Die so durch den Kaiser wie durch die Landesvertretung gehemmte Ausführung des fertigen Entwurfs für das Antikenmuseum wurde trotzdem weiter verfolgt. Schon bei der Vorbereitung des Staatshaushaltsplanes für 1895 ersuchte der Kultusminister den Finanzminister erneut, Mittel für ein Ersatzgebäude für das Hauptsteueramt einzustellen. Als dieser Wunsch auf Bedenken stieß, begab sich Schöne im Auftrag seines Chefs zu Miquel, um ihm nochmals die Museumserweiterung als äußerst dringlich darzustellen und ihm die Gründe mitzuteilen, die zu der Hoffnung berechtigten, daß der Kaiser in bezug auf den Baubeginn anderen Sinnes geworden sei. Miquel erwiderte Schöne, daß die Finanzlage für den Beginn des Baus des Antikenmuseums im Jahre 1895 nicht günstig genug sei, er rate vielmehr erst für 1896 gleichzeitig mit den Kosten der Verlegung des Steuergebäudes eine erste Baurate für das Antikenmuseum auszubringen und dafür in einer Denkschrift die Notlage der Museen eingehend darzulegen. Obwohl der Kultusminister diesem Rat folgte und für 1896 180 000 Mark als erste Rate für das neue Steuergebäude und 40 000 Mark als erste Rate für das Antikenmuseum unter Beifügung der von Schöne verfaßten Denkschrift anmeldete, ließ der Finanzminister bei der mündlichen Haushaltsberatung durch seinen Kommissar die Einstellung der beiden Beträge ablehnen. Die Gründe, die ihn dazu bewogen, sind aus den Akten des Kultusministeriums nicht zu ersehen.

Überblickt man die Entwicklung, die bis dahin die Baufrage genommen hatte, so zeigt sich, daß von der Zeit an, da Schöne sein Amt als Generaldirektor der Museen antrat und gleichzeitig die Verlegung des Packhofs in Sicht kam, der Plan, das freiwerdende Gelände für die Erweiterung der Museen auszunutzen, unablässig und mit Billigung der drei Kaiser verfolgt, Ende 1893 mit Zustimmung des Finanzministers der Verwirklichung nahe gebracht und trotz seines Scheiterns im Landtag bis 1896 Jahr für Jahr weiterbetrieben worden ist. Es ist darum nicht richtig, wenn Bode (Mein Leben II 112) sagt, Schöne sei

durch das jahrelange Widerstreben des Finanzministers Miquel schließlich so verschüchtert gewesen, daß er die Neubauforderung gar nicht mehr aufzustellen gewagt habe. Wie in jedem der vorangegangenen Jahre hätte Schöne auch 1896 sicher dafür gesorgt, daß der Minister für 1897 die erste Baurate für das Antikenmuseum wieder anmeldete, und diesmal wäre höchstwahrscheinlich der Erfolg nicht ausgeblieben. Denn inzwischen hatte sich die Finanzlage des Staats so günstig gestaltet, daß im Jahre 1897 bei der Beratung über die Museumsbauten selbst ein Konservativer wie Graf Limburg-Stirum sagen konnte, seine Partei stünde diesmal dem Museumsbau freundlich gegenüber, und als Begründung hinzufügte: „weil wir der Meinung sind, daß man bei der augenblicklich günstigen Finanzlage für das Extraordinarium reichlich bewilligen sollte. Ich habe auch gar nichts dagegen, daß man bei den Museumsbauten nicht am Bau spart.“

Es hätte also des Eingreifens von Bode, wie er es im Anschluß an die angeführte Bemerkung schildert, nicht bedurft, um den Beginn der Neubauten herbeizuführen, und das um so weniger, als Schöne um dieselbe Zeit mit der Kaiserin Friedrich Fühlung hatte. Er war am 29. Februar 1896 mit Lippmann bei ihr zu einer Besprechung über nötige Kunstbauten und Änderungen in der Kunstverwaltung und arbeitete darüber für sie in den folgenden Tagen eine Denkschrift aus. Die Kaiserin hatte also offenbar die Absicht, helfend einzugreifen, und sie hätte es wohl auch getan, ohne von Bode darum gebeten zu sein. Überhaupt erweckt die ganze Geschichte, die Bode erzählt, einigen Zweifel an ihrer vollen Echtheit. Die Kaiserin habe, so berichtet er, seine Bitte, für das Renaissancemuseum einzutreten, schroff abgelehnt, aber Graf Seckendorff habe ihm beim Fortgehen gesagt, er möge sich beruhigen, heute mittag frühstücke Seine Majestät bei der Kaiserin Friedrich, da werde sie ihn an den Bau erinnern, er könne sich fest darauf verlassen. Weiter heißt es: „Am folgenden Morgen kam der Generaldirektor ganz aufgeregt zu mir in die Galerie: der Bau des Kaiser Friedrich-Museums sei durchgesetzt und die sofortige Inangriffnahme der Pläne befohlen. Gestern Abend bei einem Hoffest habe der Kaiser den Kultusminister und Herrn von Miquel allein in eine Nische gezogen und habe diesem Vorwürfe gemacht, daß er immer noch das Geld verweigere für den Bau, den schon sein Vater als einen der dringendsten habe in Angriff nehmen wollen. Miquel habe geantwortet, nichts läge ihm ferner als das, aber niemand habe ihm seit Jahren von der Absicht dieses Baues gesprochen. Mit besonderer Freude stelle er sofort das Geld für das nächste Jahr zur Verfügung. Der Minister habe ganz erstaunt gefragt, woher plötzlich dieser günstige Wind wehe, die Aufklärung konnte ich ihm zuteil werden lassen.“ An anderer Stelle (Fünfzig Jahre Museumsarbeit 8 f.) erzählt Bode dieselbe Geschichte in kürzerer und etwas abweichender Fassung. Der Hofmarschall v. Seckendorff habe ihm versichert, „er würde die Kaiserin bestimmen, noch heute bei Gelegenheit des Hoffestes dem Kaiser die Notwendigkeit des Baues zur Erinnerung an die Tätigkeit seines Vaters als Protektors der Museen vorzustellen. Gleich

am folgenden Tage bekamen wir die Aufforderung zur Besprechung des Neubaus, für den der Finanzminister die Gelder aus Überschüssen zugesagt hatte.“

Daß Bode tatsächlich bei der Kaiserin Friedrich für das ihm besonders am Herzen liegende Renaissancemuseum eingetreten ist, braucht man nicht zu bezweifeln. Aber merkwürdig ist, daß Schöne in seinem Tagebuch weder von dem Hoffest, das kurz vor dem 6. März, dem Tage der entscheidenden Sitzung im Schlosse stattgefunden haben muß, irgend etwas erwähnt, noch von einer Mitteilung des Ministers Bosse über den von Bode geschilderten Vorgang, noch von einer Aufforderung zur Besprechung des Neubaus. Der einzige Tag, an dem der Minister davon gesprochen haben könnte, war der 26. Februar. An ihm notierte Schöne: „10 Uhr zum Minister wegen des Bauplatzes neben dem Kunstgewerbemuseum, mit GR. Müller. Dann Besprechung mit diesem und Hinkeldey wegen des Renaissancemuseums.“ Aber es fällt doch auf, daß er, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, wichtige amtliche Geschehnisse — und das von Bode erzählte wäre für ihn das wichtigste seit 1880 gewesen — zu vermerken, nicht ausdrücklich sagt, daß der Minister ihm von dem Vorgang auf dem Hoffest erzählt habe. Das Tagebuch enthält auch unter dem 26. Februar und den folgenden Tagen nichts über eine Besprechung mit Bode über die Neubauforderung, während doch sonst darin jeder Aufenthalt im Museum und jedes Gespräch mit einem der Direktoren vermerkt ist. Schöne hielt sich in diesen Tagen, da er sich nicht wohl fühlte, meist zu Hause auf und arbeitete an der Denkschrift für die Kaiserin Friedrich. Wenn er wirklich am 26. Februar von jenem Vorgang Kenntnis erhalten hätte, hätte er nicht dann am 29. Februar bei der Kaiserin Friedrich die Rede darauf gebracht und in seinem Tagebuch mehr vermerkt als nur: „Besprechung mit ihr und Lippmann eine Stunde über Kunstbauten und Kunstverwaltungsänderungen“? Vom 1. bis 6. März enthält das Tagebuch nichts, was sich auf die Museumsbauten bezieht. Etwas Mißtrauen erweckt auch, daß der Kaiser, der doch selbst Ende 1893 bestimmt hatte, wegen der ungünstigen Finanzlage die Neubauforderung vor 1896 nicht wieder vor den Landtag zu bringen, und der auch wissen mußte, daß es sich damals nur um das Antikenmuseum und nicht um das Renaissancemuseum handelte, dem Finanzminister Miquel Verweigerung der Mittel für den Neubau des Renaissancemuseums vorgeworfen haben soll. Aber wenn auch dieser Vorwurf des Kaisers auf den ersten Blick befremdet, so ist es doch nicht unmöglich, daß er sich Miquel gegenüber für das Renaissancemuseum eingesetzt hat.

Die Beratung, die auf des Kaisers Veranlassung am 6. März im Schlosse unter Teilnahme der Kaiserin Friedrich, der Minister Bosse, Miquel und Thielen, des Kabinettschefs von Lucanus, Schönes und Ihnes stattfand, verlief ganz anders, als nach allem, was vorher über die Museumsbauten verhandelt und beschlossen war, zu erwarten stand. Nach Schönes mündlichen Mitteilungen über den Verlauf der Beratung gab der Kaiser, nachdem der Minister die Notwendigkeit der Errichtung eines Museums für die antiken Originalskulpturen begründet hatte, der Kaiserin Friedrich das Wort. Ihr Wunsch ging dahin, daß zuerst das

Renaissancemuseum, das den Namen „Kaiser Friedrich-Museum“ führen sollte, gebaut werde. Die Frage des Antikenmuseums bezeichnete sie als noch nicht genügend geklärt. Es müßten wegen der Aufstellung der pergamenischen Funde noch Versuche gemacht werden. Man solle deshalb zunächst nur ein billiges Provisorium schaffen und so die Wirkung der Friese ausprobieren. Der Kaiser stimmte seiner Mutter zu. Schöne war durch ihre Stellungnahme und die Zustimmung des Kaisers aufs höchste überrascht und das um so mehr, als die Kaiserin in ihrer unter seiner Mitwirkung entstandenen Denkschrift, die sie am 5. März, also am Tage vor der Sitzung im Schloß, dem Kultusminister hatte zugehen lassen, unter den dringenden Museumsbauten an erster Stelle den für die pergamenischen und die übrigen antiken Skulpturen genannt hatte. Zu ihrem davon abweichenden Vorschlag in der Sitzung bemerkte Schöne, daß vor allem für die pergamenischen Funde ein Bau geschaffen werden müsse. Die Minister Miquel und Thielen stimmten ihm zu, während Bosse rasch einlenkte. Der Kaiser gab schließlich widerwillig zu, daß auch für die pergamenischen Altertümer gesorgt werde, verlangte aber, daß der dafür zu errichtende Bau ganz bescheiden gehalten werde.

Fragt man sich, was den Kaiser bestimmt haben könnte, an die Stelle des Antikenmuseums, für das ein von ihm genehmigter fertiger Entwurf vorlag, das Kaiser Friedrich-Museum zu schieben, so läßt sich diese Schwenkung vielleicht dadurch erklären, daß er hoffte, es werde auf diese Weise schneller zur Aufstellung des Denkmals für seinen Vater auf der Museumsinsel kommen. Den Bau des Antikenmuseums auf ein möglichst einfaches Pergamonmuseum beschränkt zu wünschen, veranlaßte ihn vielleicht die Besorgnis, es könnten die auf 5 410 000 Mark veranschlagten Kosten des Antikenmuseums im Landtage Schwierigkeiten bereiten und den Bau des Kaiser Friedrich-Museums gefährden. Diese Annahmen tun dem Kaiser vielleicht weniger unrecht, als wenn man Bode glaubt, er habe sich durch seine Mutter umstimmen lassen, was übrigens schon wegen des wenig guten Verhältnisses, in dem er bekanntlich zu ihr stand, kaum wahrscheinlich ist. Merkwürdig bleibt, daß er seiner Mutter auch in der Forderung eines nur provisorischen Gebäudes für die pergamenischen Funde folgte. Da er den Wolffschen Entwurf genehmigt hatte, wußte er doch, daß es weiterer Versuche nicht mehr bedurfte. Auch die Kaiserin Friedrich mußte das durch Schöne wissen. Wenn sie trotzdem in der Sitzung vom 6. März behauptete, es läge noch kein fester Plan vor, und es müßten noch Versuche gemacht werden, so kann ihr das nur von einer Person, der sie Vertrauen schenkte, eingeredet worden sein. Für die Vermutung, daß es Bode gewesen ist, spricht, was er selbst über sein Eintreten bei der Kaiserin erzählt. Jedenfalls hat er in nicht ganz lauterer Art hinter dem Rücken seines Chefs den Bau des Kaiser Friedrich-Museums, der ihm besonders am Herzen lag, betrieben und damit den Bau eines umfassenden Antikenmuseums, der zugleich eine glückliche Erweiterung der National-Galerie bedeutet hätte, zu Fall gebracht. Er hat auch selbst das Gefühl gehabt, durch seine Einmischung Schönes Kreise

gestört zu haben. Denn in einem Brief, den er am 8. März 1896, also kurz nach der Konferenz beim Kaiser schrieb, versuchte er Schöne über das Ergebnis zu beruhigen, und in einem anderen Brief vom 15. Mai 1897, in dem er Schöne zur Annahme der Museumsvorlage im Landtage beglückwünschte, bekannte er: „Ich habe nie die Loyalität über das Bestreben, den Museen dauernd zu nutzen, gestellt, ich hoffe, daß Sie mir jetzt dafür Absolution erteilen. Ich habe Ihren Bestrebungen nie so genützt, wie gerade dadurch und gerade in den letzten Jahren unter den erschwerendsten Umständen. Das Lob muß ich mir selbst erteilen, da ein solches für derartige unerbetene und heimliche Arbeit kein Anderer erteilen kann und mag! Mir ist Ihr glänzender Erfolg die vollste Befriedigung dafür.“

Schöne wird diese Briefe mit gemischten Gefühlen gelesen haben. Als nach Jahren einmal die Rede auf die Vorgänge des Jahres 1896 kam, erkannte er mit keinem Worte an, daß sich Bode um das Zustandekommen der Museumsbauten ein Verdienst erworben habe. Er warf ihm sogar vor, die Meinung verbreitet zu haben, daß für die Entwicklung und die Neubauten der Museen überhaupt kein großer Plan bestanden habe. Wie sehr der tatsächlich bestehende Plan durch das Ergebnis der Konferenz gestört war und trotz aller Bemühungen, noch das möglichst Beste daraus zu machen, gestört blieb, zeigen die Vorgänge, die auf die Konferenz folgten.

Zunächst traten am 21. März 1896 die drei Minister mit ihren Referenten zusammen zu einer Ortsbesichtigung und Beratung über die durch die Konferenz geschaffene Lage und die daraus zu ziehenden Folgerungen. Der vom Kaiser getroffenen Entscheidung gemäß beschloß man, von der alsbaldigen Errichtung eines umfassenden Antikenmuseums abzusehen und ein nur für die pergamenischen Funde und die Büros der Generalverwaltung bestimmtes Gebäude zu schaffen. Der Bau sollte so gestaltet werden, daß die Errichtung eines Museums für die übrigen antiken Sammlungen im Anschluß daran möglich wäre. Ein entsprechender Teil der Museumsinsel sollte dafür vorbehalten bleiben. Der Minister Bosse, der es schon in der Konferenz an mutigem Eintreten für den bisher von ihm und seinem Amtsvorgänger verfolgten Plan hatte fehlen lassen, hielt es für nötig, diesem Punkte der Niederschrift über die Beratung eigenhändig hinzuzufügen: „Für absehbare Zeit ist jedoch der Plan eines besonderen Antikenmuseums (neben dem Pergamonmuseum) ausdrücklich aufgegeben.“ Allgemeine Zustimmung fanden die von der Museumsverwaltung erhobenen Bedenken gegen ein nur behelfsmäßiges Gebäude für die pergamenischen Altertümer. Man erkannte an, daß schon jetzt die Aufstellung des Zeusaltars und der übrigen Fundstücke eine kostspielige Fundamentierung des Baues nötig machte und daß eine abermalige Aufstellung, insbesondere des Altars, außer der Wiederholung der jetzt damit verbundenen Mühen und Kosten Gefahren für den Fries mit sich bringen würde. Über das auf der Spitze der Museumsinsel zu errichtende Kaiser Friedrich-Museum einigte man sich dahin, daß es außer den Gemälden und Originalskulpturen der christlichen Zeit bis

1800 das Kupferstichkabinett, nicht aber Gipsabgüsse aufnehmen solle. Im alten Museum sollten die antiken Originalskulpturen mit Ausnahme der pergamenischen, das Münzkabinett und die Bibliothek verbleiben, und die freiwerdenden Bildersäle des Obergeschosses sollten das Antiquarium, die Schliemannschen Sammlungen und die antiken statuarischen Bronzen aufnehmen. Im Neuen Museum sollten die zur Zeit darin befindlichen Gipsabgüsse bis auf weiteres verbleiben. Das Erdgeschoß sollte den ägyptischen und vorderasiatischen Sammlungen eingeräumt, das Obergeschoß der National-Galerie überlassen und gegebenenfalls für wechselnde Ausstellungen benutzt werden. Für ein später zu errichtendes Gipsmuseum wurde das Gelände der Tiergartenbaumschule bei der Technischen Hochschule in Aussicht genommen. Von dem auf dem rechten Spreeufer geplanten Gipsmuseum war nicht mehr die Rede.

Betrachtet man diese Regelung, die Schöne in seinem Tagebuch als „im ganzen leidliches Resultat“ bezeichnete, von dem Standpunkt aus, den er selbst bis dahin eingenommen hatte, so fällt auf, daß er mit der Verwendung des Obergeschosses des Alten Museums für das Antiquarium einverstanden war. Vielleicht bestimmte ihn dazu, daß er, nachdem der Plan eines eigenen Antikenmuseums gescheitert war, wünschte, wenigstens das ganze Alte Museum für die Antikensammlungen zu erhalten. Später hat er bereut, die Räume des Obergeschosses, die ihm nach dem Umbau für Gemälde besonders geeignet zu sein schienen, nicht der National-Galerie gesichert zu haben. Weshalb auch das Obergeschoß des Neuen Museums der National-Galerie nicht zugute kam, werden wir noch sehen.

Der Hauptgewinner bei der neuen Planung war der Finanzminister. Er brauchte das Hauptsteueramtsgebäude nicht herzugeben und konnte über den Teil des Aktienspeichergeländes, um dessen Erwerbung für Zwecke der Museen der Kronprinz sich so sehr bemüht hatte, frei verfügen. Er verpachtete dann auch alsbald das Grundstück auf zehn Jahre an den Zirkus Busch. Daß damit den Museen eine mühsam erworbene und nicht zu ersetzende Erweiterungsmöglichkeit voraussichtlich für immer verloren ging, ist stets bedauert worden.

Auf Grund der Besprechung vom 21. März trugen die drei beteiligten Minister am 6. Mai 1896 den beschlossenen Plan dem Kaiser vor. Sie betonten dabei die Gründe, die gegen einen Notbehelf für die pergamenischen Altertümer sprachen, und schlugen vor, den Bau zwar möglichst einfach zu halten, Grundmauern und Kern aber so fest zu machen, daß sie auch für das künftige Gebäude brauchbar blieben. Zugleich empfahlen sie, dem Bau eine Stellung zu geben, die seine spätere Erweiterung zu dem durch Erlaß des Kaisers Friedrich vom 6. April 1888 in Aussicht genommenen Antikenmuseum gestatte. Sie bezeichneten ferner als notwendig, den Bau gleichzeitig mit dem für das Kaiser Friedrich-Museum in Gang zu bringen, und führten als Grund dafür an, daß schon 1894 dem Landtage der Bau als der dringende bezeichnet worden sei. Als Kosten des Kaiser Friedrich-Museums gaben sie 5 500 000 Mark, als die des Pergamonmuseums 1 500 000 Mark an. Auf diesen Bericht ließ der Kaiser den

Ministern mitteilen, daß er mit ihren Ausführungen über das Renaissance-museum einverstanden sei, daß er sich aber nicht von der Zweckmäßigkeit überzeugt habe, schon jetzt für die endgültige Aufstellung der pergamenischen Altertümer ein Gebäude mit einem Aufwand von 1 500 000 Mark und der Möglichkeit der Erweiterung zu errichten. Er bleibe bei seiner Ansicht, daß für die Erbauung eines Antikenmuseums noch weitere Erfahrungen zu sammeln seien, und billige den von der Kaiserin Friedrich in der Sitzung am 6. März ausgesprochenen Gedanken, daß der pergamenische Altar so wirken müsse, als ob er im Freien stünde. Es sei daher ein leichtes, einfaches, für eine Reihe von Jahren brauchbares Bauwerk zu errichten, das dem Licht vollen Zutritt gestatte. Er sei einverstanden, daß dafür ebenfalls sofort ein Entwurf ausgearbeitet werde. In einem späteren Erlaß setzte er die Kosten des Renaissance-museums einschließlich Nebenarbeiten auf 5 000 000 Mark fest. Dieser Betrag und 850 000 Mark für das Pergamonmuseum wurden der Anmeldung zum Staatshaushalt für 1897 zugrunde gelegt, die die Einstellung der ersten Baurate von 500 000 Mark für beide Gebäude zur Folge hatte. Der Betrag wurde vom Abgeordnetenhaus des Landtags im Frühjahr 1897 anstandslos bewilligt.

Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat

Nachdem auch das Herrenhaus zugestimmt hatte, schrieb der Minister Bosse am 29. Mai 1897 wegen der am 12. April vom Staatsministerium beim Kaiser beantragten Ernennung Schönes zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz an den Chef des Geheimen Zivilkabinetts von Lucanus: „Durch die gestrige Annahme des Staatshaushaltsetats im Herrenhause ist die erste Baurate zur Errichtung zweier Sammlungsgebäude auf der Museumsinsel, insbesondere zur Erbauung des Kaiser Friedrich-Museums, endgültig bereit gestellt. Daß dieses Ziel endlich erreicht ist, dafür gebührt das Verdienst ausschließlich fast dem Generaldirektor der Museen Dr. Schöne. Mit rastlosem Eifer, mit großer Aufopferung und vielem Geschick hat er das große Projekt gefördert und ihm in den Kreisen des Abgeordnetenhauses und des Herrenhauses die Bahn geebnet. Ihm allein ist es zu danken, daß frühere in diesen Kreisen vorhanden gewesene Voreingenommenheiten gegen das Projekt überwunden worden sind, ja daß an ihre Stelle eine warme Sympathie getreten ist. Es wird auch ferner noch der umsichtigsten, unermüdlichen Arbeit Schönes bedürfen, um die Ausführung des Projekts in den rechten Bahnen weiterzuführen. Ihn dazu mit neuer Freudigkeit zu erfüllen, ist mein dringender Wunsch.“ Dafür wäre, fährt der Minister fort, die vom Staatsministerium beantragte kaiserliche Anerkennung das geeignete Mittel. Da sie noch nicht erfolgt sei, möge Lucanus die Sache aus dem bezeichneten Anlaß dem Kaiser nochmals vortragen. Schon am 2. Juni konnte Lucanus dem Minister mitteilen,

daß der Kaiser gern geneigt sei, Schöne zum Wirklichen Geheimen Rat zu ernennen, daß er das aber erst am 15. Juni, dem Todestage seines Vaters, tun wolle.

Die Stellung der National-Galerie

Schönes amtliche Beziehungen zur zeitgenössischen Kunst wurden wiederum enger, als Jordan 1895 in den Ruhestand trat. Die Gründe, die ihn dazu nötigten, waren teils persönlicher, teils dienstlicher Art. Schöne tat es weh zu sehen, wie sich sein alter Freund in beiden Beziehungen in eine peinliche, seinen Ruf bedrohende Zwangslage gebracht hatte, aus der auch er keinen anderen Ausweg sah, als daß Jordan seinen Abschied einreichte und Ende Dezember 1895 seine Ämter beim Ministerium und der National-Galerie niederlegte. Sein Abgang machte es möglich, die im Jahre 1880 mit Rücksicht auf ihn aufgeschobene Unterstellung der National-Galerie unter die Generalverwaltung durchzuführen. Die Gründe, die dafür sprachen und von Schöne in seinem Bericht an den Minister vom 7. September 1880 eingehend dargelegt worden waren, lagen in der Hauptsache auf verwaltungstechnischem Gebiet. Sie betrafen die Vereinheitlichung der Verwaltung der Gebäude und Grundstücke der Museen und der National-Galerie, die gleichmäßige Behandlung der Gehälter und Dienstverpflichtungen der Unterbeamten, die Verbesserung der Aufstiegsmöglichkeiten für die mittleren Beamten und Assistenten, die Erleichterung zweckmäßiger Stellenvertretung unter den beiderseitigen Beamten, den durch die Teilnahme des Direktors der Galerie an den Direktorenkonferenzen möglich werdenden Austausch von Erfahrungen, die Übernahme von Geschäften der Galerie, insbesondere von Kassengeschäften, durch die Generalverwaltung und die daraus folgende Verminderung der dem Ministerium zu machenden Vorlagen.

Daß neben diesen Vorteilen die Aufhebung der Selbständigkeit der National-Galerie auch Nachteile mit sich bringen würde, verhehlte Schöne sich nicht. Er empfahl deshalb, bei der Angleichung der Verwaltung langsam und vorsichtig vorzugehen und die Einmischungen so knapp als irgend möglich zu bemessen. Die Generalverwaltung müsse ihrerseits darauf gefaßt sein, jeden Anstoß, jeden vielleicht durch andere Verhältnisse herbeigeführten Nachlaß in der Wirksamkeit der Galerie, jeden vermeintlichen Nachteil von Beamten auf Rechnung der veränderten Organisation gesetzt zu sehen. Welche Schwierigkeiten für ihn persönlich einmal aus der Übernahme der National-Galerie erwachsen würden, konnte Schöne 1880 nicht ahnen. 1896 hätte er sie eher befürchten können, weil ihm damals die schroff ablehnende Haltung Wilhelms II. gegenüber der neueren Kunst bekannt war, auch ohne daß er von dessen Randbemerkungen zu seinem Bericht von 1891 wußte; aber auch wenn er von dieser Seite Schwierigkeiten befürchtet hätte, würde ihn das nicht abgehalten haben, einer Maßregel zuzu-

stimmen, die er seit vielen Jahren für sachlich notwendig und nützlich hielt. Mit seinem Einverständnis berichtete der Minister am 23. Januar 1896 an den Kaiser, daß eine nebenamtliche Verwaltung der Direktorstelle der National-Galerie durch den Kunstreferenten des Ministeriums auf die Dauer nicht möglich sei und daß die mit dem Kunstgewerbemuseum und dem Museum für Völkerkunde gemachten Erfahrungen dafür sprächen, auch die National-Galerie an die bewährte Organisation der Generalverwaltung anzugliedern. Die Gründe, die der Bericht für die Angliederung anführt, sind ungefähr dieselben wie in Schönes Bericht von 1880. Der Kaiser genehmigte mit Erlaß vom 29. Januar 1896 die Eingliederung der Galerie in die Generalverwaltung mit der Maßgabe, daß das Museumsstatut vom 25. Mai 1868 und die Bestimmungen vom 13. November 1878 sinngemäß Anwendung fänden.

Schönes Aufgabe war es nun, den Nachfolger für Jordan vorzuschlagen. Zunächst scheint er, wie aus dem Brief von Bode an ihn vom 21. September 1895 hervorgeht, an den Assistenten bei der Antikenabteilung, Franz Winter, Schwiegersohn von Conze, gedacht zu haben, den er seines Charakters wie seiner wissenschaftlichen und musealen Leistungen wegen hoch schätzte. Bode sagte in einem Brief von ihm: „Ihr Kandidat W. scheint mir allerdings vor allen anderen jüngeren Kräften viel voraus zu haben, auch dadurch, daß er eine große Ruhe und Besonnenheit besitzt, die an der Stelle gewiß recht gut tut.“ Als besonders geeignet für die offene Stelle hat ihn wohl sein für Kunst empfänglicher Sinn, sein sicherer Geschmack und stilistischer Scharfblick sowie sein großes zeichnerisches und malerisches Geschick erscheinen lassen. Zur modernen Kunst hatte er Beziehungen durch Kekulé, der einen regen Verkehr mit deutschen und ausländischen Künstlern unterhielt, und den ihm von der Universitätszeit her befreundeten Maler Ludwig von Hofmann (Kekulé's Schwiegersohn), der zur Gruppe der „Elf“, der Vorläuferin der Berliner Sezession gehörte. Schöne hat aber den Gedanken an ihn offenbar nicht weiter verfolgt; denn er bemühte sich in erster Linie um den ehemaligen Assistenten am Kupferstichkabinett und damaligen Vortragenden Rat in der Generaldirektion der Kgl. Sammlungen in Dresden, Woldemar von Seidlitz. Der Versuch, ihn zu gewinnen, wozu er ihn in Dresden aufsuchte, schlug jedoch fehl. Seidlitz schrieb darüber am 3. Dezember 1895 an Bode: „Ich mußte ihm dies leider verneinen, da ich keinen Grund habe, Dresden und meine hiesige Stellung zu verlassen und bei einer ausschließlichen Beschäftigung mit der modernen Kunst unter den obwaltenden Zeitverhältnissen mir nichtsersprießliches versprechen kann. Weiter besprachen wir dann die verschiedenen etwa in Frage kommenden Kandidaten.“ Von den bekannteren unter ihnen heißt es in dem Briefe: „Von Woermann (Direktor der Dresdner Gemäldegalerie), der ja dem Publikum gegenüber am besten wirken würde, mußte ich ihm sagen, daß wir ihn hier zu halten suchen müssen; Lichtwark solle an seinem Platz in Hamburg bleiben, würde die Sache wohl auch nicht übernehmen wollen. Thode (Professor der Kunstgeschichte in Heidelberg) sehr in Erwägung zu ziehen, etwas einseitig in seinen Vorlieben, aber

vielleicht die für die Großstadt geeignetste Persönlichkeit. Ob Tschudi für moderne Kunst Interesse fassen würde, weiß ich nicht. Dann machte ich noch auf Lehrs aufmerksam, den wir hier am Kupferstichkabinett freilich äußerst ungern missen würden. Zuletzt kam ich auf Lange (Professor der Kunstgeschichte in Tübingen), als den vielleicht geeignetsten Kandidaten.“

Bode übersandte diesen Brief an Schöne und bemerkte dazu: „Daß er rundweg abgelehnt hat, tut mir sehr leid. Seine eventuellen Kandidaten scheinen mir ganz unmöglich. Thode trägt an dem Schiffbruch in Frankfurt Städelsches Institut wesentlich selbst die Schuld; hier würde er sich nicht ein Jahr lang halten! Lehrs steht der Kunst zu fern, und Lange ist meines Wissens viel zu sehr Theoretiker. Lichtwarks schulmeisterliche Art paßt garnicht hierher, abgesehen davon, daß er nicht käme. Janitsch (Direktor des Schlesischen Museums der bildenden Künste in Breslau) ist nicht nur indolent, sondern fast auf der Höhe von Woermann. Daß Seidlitz so ernsthaft über diese schreiben kann, verstehe ich nicht. Aber wer? Suchen Sie, an Winter für das Kunstreferat (zunächst aber Müller?) festzuhalten und übernehmen Sie die National-Galerie zunächst selbst.“ Zu Tschudi nimmt Bode in diesen Bemerkungen zwar keine Stellung, läßt aber auch nicht erkennen, daß er nicht auch ihn zu den als „unmöglich“ bezeichneten Seidlitzschen Kandidaten rechne. Wie er und Seidlitz interessierte sich auch Lichtwark lebhaft für die Sache. Über ein Gespräch, das er darüber in Berlin mit Seidlitz geführt hat, schreibt er am 4. Februar 1896 an die Kommission für die Verwaltung der Hamburger Kunsthalle (Reisebriefe I 231 f.): „Es sind weit bessere Aussichten, als ich anzunehmen gewagt hatte. Schöne hat die Angelegenheit in die Hand genommen, das sagt alles. Seidlitz, Woermann oder mich zu berufen, ist schon aus pekuniären Gründen unmöglich. Für die Sache ist das zunächst ein Vorteil. Jeder von uns würde ein Programm bedeuten. Alle Welt würde in kürzester Zeit die größten Wandlungen erwarten. Nach einem Jahr würde die größte Unzufriedenheit da sein, denn keiner von uns würde als Direktor der National-Galerie die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die zur Durchführung der Reformen gehören. Und gelänge es ihm, so wäre seine Stellung nach der einen Seite ebenso sehr geschwächt, wie sie nach der anderen Seite stark geworden wäre. On ne peut pas faire une omelette sans casser des œufs.“

Was einem tatkräftigen neuen Direktor der Galerie bevorstand, hat Lichtwark hier richtig vorausgesehen. Weniger bewahrheitet hat sich seine Annahme, daß, wenn die Galerie eine Abteilung der Museen werde, nicht ihr Direktor, sondern die unpersönliche Generaldirektion, die über ein unermeßliches Vertrauen verfüge, als der Herkules gelten werde, der den Augiasstall reinige. Daß es nicht so kam, lag teils an Schöne, der die Selbständigkeit des Galeriedirektors ebenso wie die der übrigen Direktoren auch nach außen hin zur Geltung kommen ließ, teils daran, daß der neue Direktor eine sehr starke Persönlichkeit war. „Wer ist nun der Kandidat?“ fährt Lichtwark fort. „Ein Mann, an den bisher niemand gedacht hat, der sich mit moderner Kunst nie beschäftigt hat,

und der trotz alledem der Rechte ist bei dieser ganz veränderten Lage, Dr. von Tschudi, bisher Assistent Bodes. Die Unterhandlungen sollen so gut wie abgeschlossen sein. Tschudi ist ein sehr gebildeter, liebenswürdiger Mensch, Sohn des früheren Schweizer Gesandten in Wien, und für ihn bedeutet die Direktorstellung Avancement und Zulage. Ich halte die Lösung für so günstig wie denkbar.“

Wie Bode (Mein Leben II 123) mitteilt, habe er Schöne geraten, die Direktion der National-Galerie Tschudi zu übertragen. Aus seinen Briefen an Schöne ergibt sich, daß er mit Tschudis Leistungen als Assistent bei der Gemäldegalerie sehr unzufrieden war. So sandte er am 26. September 1895, also nach seinem oben erwähnten Brief an Schöne, in dem von Winter und Seidlitz die Rede war, eine Beschwerde über ihn an Schöne und bemerkte dazu: „Dies vornehme Nichtstun und Sichbeschäftigen nach dem eigenen Amusement und das Sichhinwegsetzen über jede Rücksicht auf Dienst und Vorgesetzte kann ich jetzt noch weniger ertragen als früher.“ Bode hätte also, wenn es zuträfe, daß er es war, der Tschudi als Nachfolger Jordans empfahl, schon im Interesse der ihm unterstellten Sammlung, den ihm unbequemen Assistenten in Vorschlag gebracht. Daß er Tschudi aber auch für geeignet hielt, den Posten zu bekleiden, zeigt zwar die Nachschrift zu seinem Briefe an Schöne vom 12. Dezember 1895: „Heute sagte Regierungsrat Schauenburg (Nachfolger von Müller als Verwaltungsrat der Museen), ob nicht Tschudi noch verhältnismäßig der geeignetste Kandidat für die National-Galerie wäre — chi lo sa? Ich weiß aber gar nicht, ob er es annähme. Die allgemeine Bildung und echten künstlerischen Sinn hat er vor allen, selbst vor Seidlitz voraus; er hat daher der modernen Kunst auch stets sein Interesse zugewandt. Zu überarbeiten braucht er sich ja auch nicht.“ Diese Worte machen jedoch nicht den Eindruck, als ob Bode bis dahin besonders energisch für Tschudi eingetreten wäre oder ihn gar von sich aus vorgeschlagen hätte. Daß die Frage an ihn von Schönes Justitiar Schauenburg gerichtet wurde, läßt vielmehr darauf schließen, daß Schöne von sich aus Tschudi ins Auge gefaßt und sich für ihn entschieden hat, als nach der Absage von Seidlitz außerhalb der Museen ein besonders geeigneter Kandidat, der auch annahmefähig gewesen wäre, nicht zu finden war.

Tschudi nahm Mitte Januar 1896 das Angebot an. Am 10. Februar wurde er in sein Amt eingeführt. Den Dienstverkehr der Galerie mit der Generalverwaltung und dem Ministerium regelte Schöne gemäß seinen Vorschlägen von 1880 in einer die Selbständigkeit des Galeriedirektors möglichst schonenden Weise. Er wich dabei zum Teil von dem bei den übrigen Abteilungen üblichen Verfahren ab. Während diese über Angelegenheiten, die der Entscheidung des Ministers unterlagen, an die Generalverwaltung zu berichten hatten, konnte der Direktor der National-Galerie seine Anträge, soweit sie sachliche Angelegenheiten, wie die Genehmigung von Erwerbungen, betrafen, unmittelbar an den Minister richten; nur mußte er sie über die Generalverwaltung gehen lassen, wo Schöne sie, wenn er damit einverstanden war, mit dem Vermerk „Gesehen“

versah. In persönlichen Angelegenheiten hatte der Direktor stets an die Generalverwaltung zu berichten.

Als Bode Generaldirektor geworden und mit Tschudi in Konflikt geraten war, berichtete er am 21. Januar 1909 an den Minister, daß zur Zeit seines Diensttritts als Generaldirektor der Dienstverkehr der National-Galerie mit dem Ministerium im wesentlichen ein unmittelbarer gewesen und nur ein Teil der Schriftstücke der Generalverwaltung zum Visum vorgelegt worden sei. Neuerdings habe sich herausgestellt, daß diese fast völlige Ausscheidung der National-Galerie durch Schöne allein erfolgt sei, der schon wenige Wochen nach der Ernennung Tschudis anscheinend mündlich angeordnet habe, daß der Dienstverkehr der Galerie mit dem Ministerium wieder ohne Vermittlung der Generalverwaltung unmittelbar zu erfolgen habe. Der Grund dafür sei gewesen, daß es ihm unmöglich erschienen sei, die zwischen ihm und Tschudi hervorgetretene Verschiedenheit der künstlerischen Anschauungen auf dem gewöhnlichen Verwaltungswege auszugleichen. Bald darauf habe dann Schöne das von Bode bei seinem Amtsantritt vorgefundene Verfahren eingeführt. Diese Behauptungen, die an sich schon wenig glaubhaft klingen, zumal für einen, der Schönes strenges Festhalten an einem wohlgeordneten, den festgelegten Zuständigkeiten entsprechenden Dienstverkehr kennt, wurden im Ministerium nachgeprüft mit dem Ergebnis, daß alle Erwerbungsberichte der Galerie seit 1896 mit einer einzigen, aus der Zeit Bodes (!) stammenden Ausnahme das Visum des Generaldirektors trugen und alle die Galerie angehenden Erlasse des Ministers an die Generalverwaltung gerichtet waren. Bode mußte sich daraufhin vom Minister sagen lassen, daß bei seiner Behörde weder von den genannten Maßnahmen Schönes noch davon etwas bekannt sei, daß bei Bodes Dienstantritt der Verkehr zwischen der National-Galerie und dem Ministerium im wesentlichen unmittelbar erfolgt sei. Dem Antrag Bodes, ihn zu ermächtigen, den üblichen Dienstverkehr mit dem Ministerium auch für die National-Galerie einzuführen, wurde entsprochen. Das konnte damals um so eher geschehen, als Tschudi beurlaubt war und sein Abgang unmittelbar bevorstand.

Die Schack-Galerie

Das bisher über die National-Galerie Berichtete legt die Erinnerung an einen schweren Verlust nahe, den sie kurz vor ihrer Eingliederung in die Generalverwaltung der Museen durch das Ausbleiben eines von ihr bestimmt erwarteten, überaus wertvollen Zuwachses erlitten hatte. Graf von Schack, der Begründer und Besitzer der berühmten Gemälde-Galerie in München, hatte seine Schöpfung dem deutschen Kaiserhause zugedacht. Nach seinem am 14. April 1894 erfolgten Tode bestimmte der Kaiser, daß die Sammlung in München bleiben solle. Schöne schrieb darüber am 14. Mai desselben Jahres an seinen

Bruder: „Jordan ist sehr hart betroffen durch das Schicksal der Schackschen Galerie und ich mit ihm. Es ist eine höchst betrübende Sache. Schack hat die Sammlung für Berlin bestimmt; alle Anzeichen sprechen dafür, daß der alte Kaiser ihm auch eine Zusage gegeben hat, sie in diesem Sinne annehmen zu wollen. Ohne Kenntnis des Testaments hat der Kaiser sie nach München zugesagt, und es scheint nicht, daß sich jemand gefunden hat, der ihm einfach und klar gesagt hätte, daß man Vermächtnisse nur entweder so, wie sie gemeint sind, annehmen und ausführen kann, oder ablehnen muß. Den moralischen Nachteil eines solchen Verfahrens halte ich für das Schlimmste. Uns trifft auch der sachliche Nachteil sehr hart. Die Aussicht auf die Schacksche Galerie war ein wichtiges treibendes Moment für die Museumsbauten und hat in allen Verhandlungen eine große Rolle gespielt. Man hätte doch auch Veranlassung, die Stellung Berlins gegenüber München nicht künstlich zu erschweren. Übrigens soll der Prinzregent über die Sache sehr empfindlich sein, was ich ganz wohl begreife. Die ultramontane Kammermehrheit wird über diesen pied à terre des Kaisers in München auch nicht jubeln, und so wird der große, politische Erfolg wohl zunächst in Schwierigkeiten sich ausdrücken. Daß demgegenüber die in anderen Kreisen hervorgerufene bayrische Dankbarkeit stark und nachhaltig genug sein sollte, um die Nachteile wett zu machen, bezweifle ich. Über die Haltung unseres Ministers will ich lieber schweigen.“ In einem weiteren Briefe fügte Schöne seinem wiederholten Bedauern, daß niemand den Kaiser richtig zu beraten gewagt habe, hinzu: „Unter dem absoluten Königtum ist mehr Mut und selbständige Überzeugung in den Ministerien gewesen als heute. Und was dabei am schlechtesten fährt, ist die Monarchie.“

Allgemeine Kunstverwaltung

Als Ende 1895 der Übertritt Jordans in den Ruhestand vorauszusehen war, beauftragte der Minister Bosse Schöne mit Vorschlägen für die Besetzung der freiwerdenden Referentenstelle. Da dieser einen dafür ohne weiteres geeigneten Mann nicht zu nennen wußte, schlug er vor, den Assistenten Dr. Winter versuchsweise als Hilfsarbeiter einzuberufen. Der Minister nahm Gelegenheit, Winter kennenzulernen, berief ihn aber nicht ein, sondern ernannte ihn zum außerordentlichen Professor an der Universität Berlin und übertrug das Kunstreferat — wohl nicht ohne Zustimmung von Schöne — dem Geheimrat Müller. Auch mit der Frage organisatorischer Änderungen in der Kunstverwaltung scheint sich Bosse im Herbst 1895 befaßt zu haben. Er empfing damals den Maler Eduard von Gebhardt und ließ sich von ihm über den Stand der Kunstverhältnisse Vortrag halten.

Gebhardt legte nach der Unterredung seine Gedanken in einer Denkschrift für den Minister nieder, in der es heißt: „Mit großer Freude sah ich, welchen Wert Euer Exzellenz dem Urteil und der Einsicht des Herrn Geheimrats Schöne

beilegte, so daß Sie ihn in der Tat in allen wichtigen, die Kunst betreffenden Fragen hören und ihn gewissermaßen als Ministerialdirektor der Kunstangelegenheiten betrachten; aber meiner Meinung nach ist damit doch nicht, wie Excellenz sich aussprachen, der Zustand geschaffen, den wir als erstrebenswert ansehen. Ich sage wir, denn schon seit der Zeit, als er Dezernent war, sind in weiteren Künstlerkreisen dieselben Anschauungen als die wirkliche Lösung einer brennenden Frage ausgesprochen worden. Liegt es doch in der Natur der Sache, daß es ein ander Ding ist, ob Jemand von Fall zu Fall um seine Meinung befragt wird, oder ob er amtlich dazu berufen ist, selbständig Vorschläge zu unterbreiten. Die Verwaltung des Museums mit seinen überbürdenden Pflichten macht es ihm schon unmöglich, sich so intensiv in die Materie zu vertiefen, als wenn er sich ihr ausschließlich widmet. Auch liegt es in der Art seines Wesens, daß er in allen Dingen, die nicht direkt zu seinem Amt gehören, sich mit vielleicht zu peinlicher Gewissenhaftigkeit bescheidet und zurückhält.“ Gebhardt führt dann weitere Gründe an, die für die Einsetzung eines dem Referenten der Kunstabteilung übergeordneten Fachmannes sprechen, und legt dessen Aufgabe dar. Im Zusammenhang damit kommt er auf die Kunstverhältnisse seiner Zeit zu sprechen. Dabei äußert er sich sehr scharf über „die von Tag zu Tag als alleinseligmachend auftretenden Kunstrichtungen und Cliques“. Weiterhin betont er nachdrücklich die Notwendigkeit, das Handwerk mit Kunst zu durchdringen und deshalb das Kunstgewerbe mit seinen Schulen ein und derselben Leitung, d. i. dem Kultusministerium, zu unterstellen. „Es liegt alles daran, den Weg möglichst bald zu beschreiten und durch zielbewußte Organisation einen Vorteil nach dem anderen zu erringen. Um aber diese Organisation ins Leben zu rufen, braucht man einen Mann, der nicht allein organisatorisches Talent hat, sondern eine Persönlichkeit, deren Name in allen Kreisen mit besonderer, ehrender Anerkennung genannt wird, zu deren Wirksamkeit man schon darum allgemeines Vertrauen hat, weil es undenkbar ist, daß sie von anderen Beweggründen geleitet wird, als streng sachlichen. Hat man aber einen solchen Mann, so ist jeder Monat, den er einer ihm entsprechenden Tätigkeit entzogen wird, ein Verlust für den Staat.“

Auf die Schaffung einer die Kunst und das Kunsthandwerk in einer Verwaltung zusammenfassenden Organisation läuft auch die erwähnte Denkschrift der Kaiserin Friedrich hinaus, die sie am 5. März 1896 dem Kultusminister zugehen ließ. Die Schrift ist in der Hauptsache das Werk Schönes und zugleich sein eigenes Programm. Zur Begründung ihrer Vorschläge ist in der Einleitung gesagt, daß es aus idealen und vor allem aus wirtschaftlichen Gründen nötig sei, die Kunst in Preußen noch mehr als bisher in jeder Weise zu fördern. Voraussetzung dafür sei die Vereinigung der vorhandenen Kräfte unter einer einheitlichen und tätigen Leitung. Die Zersplitterung der Pflege des Kunstgewerbes unter zwei Ministerien und die Trennung der Kunst vom Kunstgewerbe seien schädlich. Könne man kein besonderes Ministerium für die Pflege dieser Bereiche schaffen, so müßte wenigstens eine besondere Abteilung unter einem

Direktor dafür gebildet werden. In dieser Abteilung (die zu schaffen Schöne schon 1872 seinem Bruder gegenüber als notwendig bezeichnet hatte) müßte der gesamte Kunstunterricht von der Volksschule bis zur Akademie, die Pflege der monumentalen Kunst und des Kunstgewerbes mit Einschluß der Porzellanmanufaktur und des Instituts für Glasmalerei, die Verwaltung der sämtlichen Museen, die Fürsorge für die Kunstdenkmäler des Landes und die Pflege der Musik vereinigt werden. Solche Einrichtungen seien in Frankreich die Direction des beaux arts und in England das Science and Art Department mit dem ihm unterstellten South Kensington Museum, in dem alle Fäden des gewerblichen und Kunstunterrichts des Vereinigten Königreichs zusammenliefen.

Es war ein merkwürdiges, aber keineswegs zufälliges Zusammentreffen, daß die Denkschrift um dieselbe Zeit entstand, in der die Stilwende im Kunstgewerbe mit den ersten Schöpfungen junger Maler und Bildhauer und dem Erscheinen der Zeitschriften „Pan“ und „Jugend“ begann. Aus den Vorschlägen zur Organisation der Kunstverwaltung, die auf die künstlerische Durchdringung des ganzen Volkes hinauslaufen, spricht derselbe Geist, der damals jene Künstler und kunstpädagogischen Reformer wie Langbehn (den „Rembrandt-deutschen“), Alfred Lichtwark, Konrad Lange, Carl Götze, Peter Jessen, Ferdinand Avenarius beseelte und die Kunsterziehungstage von 1901, 1903 und 1905 heraufführte.

Einen neuen Anstoß in derselben Richtung gab Ende 1896 der Umstand, daß der Ministerialdirektor de la Croix, der seit 1889 die Erste Unterrichtsabteilung leitete, seine Versetzung in den Ruhestand beantragte. Nunmehr faßte der Minister den Plan, die Kunstangelegenheiten in einer eigenen Abteilung zu vereinigen und deren Leitung Schöne zu übertragen. Obwohl dieser es für kaum möglich hielt, der ihm zugedachten Aufgabe neben seiner Tätigkeit als Generaldirektor gerecht zu werden, glaubte er sich dem Wunsche des Ministers, wenigstens versuchsweise das Nebenamt zu übernehmen, nicht entziehen zu sollen. So erhielt er denn durch Erlaß vom 29. Dezember 1896 den Auftrag dazu. Zugleich übertrug der Minister die Direktorialgeschäfte für U I (Universitäten) Althoff und die für U II (Höhere Schulen) dem Geheimrat Dr. Stauder, nach dessen kurz darauf erfolgtem Tode sie der Ministerialdirektor Dr. von Bartsch übernahm. Da es bei dieser vorläufigen Geschäftsverteilung nicht lange bleiben konnte, fanden schon bald nach Beginn des neuen Jahres Besprechungen über die Art der endgültigen Regelung statt. Schöne gab seinem Zweifel erneut Ausdruck und wies darauf hin, daß er sein Amt bei den Museen ohne Aussicht auf eine zu diesem Amt und zu seiner ganzen dienstlichen Vergangenheit in angemessenem Verhältnis stehenden Stellung im Ministerium nicht aufzugeben vermöchte. Zur Erörterung dieser Frage stellte ihm der Unterstaatssekretär von Weyrauch eine Besprechung in Aussicht. Ehe es dazu kam, erhielt Althoff im April 1897 die freie Ministerialdirektorstelle, jedoch ohne die Verwaltung der Kunstangelegenheiten, die bis dahin zum Amtsbereiche des Direktors der Ersten Unterrichtsabteilung gehört hatte.

38. Reinhard Kekulé von Stradonitz

39. Theodor Wiegand

40. Adolf Furtwängler

41. Alfred von Sallet

42. Heinrich Dressel

43. Julius Menadier

Daß durch diese Entscheidung des Ministers für Schöne eine lang gehegte Hoffnung zerstört war, kann nicht zweifelhaft sein. Sein Wunsch wäre gewesen, eine Stellung im Ministerium zu erhalten, in der er die Entwicklung des preußischen Schulwesens und der Universitäten maßgebend hätte beeinflussen können. Und wer weiß, ob nicht ein Minister wie Graf Zedlitz, der ihn hoch schätzte, seinem Verlangen entsprochen und damit einen für die Schule wie für die Universität segenverheißenden Schritt getan hätte. Minister Bosse entschied sich für Althoff, vermutlich weil er glaubte, ihn nicht entbehren zu können, und ihn sicher verloren hätte, wenn Schöne Ministerialdirektor geworden wäre.

Für Schöne war die Übertragung der Direktorstelle an Althoff in der Tat ein schwerer Schlag. Mehr noch als das Gefühl, übergangen und von einem erhofften Wirkungskreis ausgeschlossen zu sein, bedauerte er, daß er nun auch die Höheren Schulen in der Hand eines Mannes sah, dessen Art der Verwaltung er mißbilligte und dessen Bildung ihm nicht philosophisch und sittlich tief genug gegründet zu sein schien. An seinen Bruder schrieb er am 9. Mai 1897: „Auf der einen Seite steht die natürliche und nächste Empfindung, nach den Erfahrungen, die ich unter Bosse gemacht habe, auf und davon zu gehen; auf der anderen die Frage, ob man sich an einen Minister kehren und die Ansätze zu sachlich richtigen Einrichtungen, die voraussichtlich zu erreichen wären, zu Grunde gehen lassen soll, ob es richtig ist, die Dinge und Menschen, für die ich fünfundzwanzig Jahre gearbeitet habe, in eine formal bürokratische Verwaltung zurückfallen, schließlich vielleicht auch sie noch Herrn Althoff ausliefern zu lassen. Das, worauf es in letzter Instanz ankommt, die richtige Beurteilung von Althoff, kann man niemand beibringen, der nicht die Verhältnisse seiner Verwaltung mit eigenen Augen zu beurteilen vermag.“ Als dies geschrieben wurde, waren im Landtag die Verhandlungen über die Museumsbauten und die Besoldungsverbesserung der Beamten noch nicht abgeschlossen. Schöne verschob deshalb den Entschluß über sein Verbleiben im Amt und auch Besprechungen darüber, für die es während der Dauer der Landtagsverhandlungen an der nötigen Ruhe fehlte, bis zur endgültigen Annahme jener Vorlagen.

Außer den Neubauten für das Pergamon- und das Renaissancemuseum kamen 1897 die für die akademischen Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik in Gang. Schöne, zum Vorsitzenden der für sie gebildeten Baukommission ernannt, übernahm die damit verbundene Arbeit um so lieber, als die Errichtung der beiden Bauten einem dringenden Bedürfnis der Akademie entsprach, das zu befriedigen er schon als Kunstreferent in den siebziger Jahren angestrebt hatte. Von 1900 ab war die Kommission auch mit dem Neubau des Instituts für Kirchenmusik befaßt. Mit der Planung von Neubauten für ein Gipsmuseum und die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, die Schöne 1898 zu betreiben begann, wird er sich ebenfalls schon 1897 vorbereitend beschäftigt haben. In demselben Jahre bewirkte er die Berufung Otto Eckmanns an die Unterrichtsanstalt und leitete damit die als hoffnungserweckend begrüßte Bewegung auf das tonangebende preußische Staatsinstitut über.

Auch zur Reform des Kunstunterrichts in den allgemeinbildenden Schulen tat er 1897 den entscheidenden Schritt, indem er sich der Zustimmung des Ministers zur Einberufung der dafür nötigen Kraft in das Ministerium versicherte. Vorher schon hatte er, um Unterlagen für die Reform zu gewinnen, Besichtigungen des Zeichenunterrichts an verschiedenen Schulen angeregt und dafür den Direktor Ewald und die an der Kgl. Kunstschule als Lehrer tätigen Maler Viktor Paul Mohn und Philipp Franck vorgeschlagen. Im September 1897 benutzte er einen Aufenthalt in Wiesbaden, um mich, der ich dort Vorsteher des Museums nassauischer Altertümer und Konservator der Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden war, aufzusuchen. Da er mich nicht traf — ich war damals mit der Ausgrabung des römischen Kastells bei Holzhausen a. d. Haide beschäftigt —, bat er mich Anfang Oktober zu sich nach Berlin. Dort fragte er mich zu meiner Überraschung, ob ich bereit wäre, den Zeichenunterricht an den Wiesbadener Schulen zu besichtigen und darüber zu berichten. Ich sagte gern zu, führte den mir darauf vom Minister erteilten Auftrag aus und wurde zum 1. April 1898 als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium berufen, wo ich unter Geheimrat Müller in der Kunstabteilung beschäftigt wurde und als Hauptaufgabe die Reform des Zeichenunterrichts zugewiesen erhielt.

Was Schöne veranlaßt hat, für eine Aufgabe, deren Lösung ihm besonders am Herzen lag, gerade mich vorzuschlagen, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Vermutlich war für ihn ausschlaggebend, daß ich mich als Stipendiat des Archäologischen Instituts in Griechenland und Italien zeichnerisch viel betätigt hatte, so bei der Aufnahme der Reliefs der Marcussäule in Rom. Die Vorbildung dazu hatte ich zunächst auf dem Gymnasium in Wiesbaden, dann in München, wo ich jeden Nachmittag bei dem Maler Schmidt-Reutte nach dem lebenden Modell zeichnete, und während meiner Stipendiatenzeit in Rom im Aktsaal das Circolo Artistico Internazionale erworben. Über meine künstlerische Urteilsfähigkeit war Schöne durch meine archäologischen Arbeiten unterrichtet und vielleicht auch durch Kekulé, dessen Schüler ich gewesen war. In der Zentralkommission des Archäologischen Instituts hatte er über meine Bewerbung um das archäologische Reisestipendium und um dessen wiederholte Verleihung zu berichten gehabt. Auch bei der Durchführung seiner Vorschläge zur Reform des Zeichenunterrichts habe ich mich seiner ständigen Anteilnahme erfreuen dürfen. Mit Dank erwähnen möchte ich aber auch, daß, soweit es sich dabei um den Zeichenunterricht an den höheren Schulen handelte, Ministerialdirektor Althoff mir völlig freie Hand gelassen und alle ihm vorgelegten Erlasse anstandslos mitgezeichnet hat.

Als einer kunstfördernden Maßnahme aus der Zeit, da Schöne die Kunstabteilung leitete, sei schließlich noch des vom Kultusminister ausgeschriebenen Medaillenwettbewerbs gedacht, aus dem die schöne Taufmedaille von Rudolf Bosselt hervorgegangen ist.

Ein Ministerium für bildende Künste?

Minister Bosse entband Schöne mit Erlaß vom 29. Januar 1898 von der Leitung der Geschäfte bei U IV und ersuchte den Unterstaatssekretär Weyrauch, sie zu übernehmen. Er bat Schöne, die grundlegenden Gesichtspunkte für eine selbständige Organisation der Generalverwaltung der Kunst darzulegen. Was er damit bezweckte, war die Herausnahme der Kunstabteilung aus dem Ministerium und ihre Vereinigung mit der Generalverwaltung der Museen. Schöne, den er damit offenbar doch noch für die Leitung der Kunstangelegenheiten zu gewinnen hoffte, legte die erbetene Denkschrift am 15. März 1898 vor. Er kommt darin zu dem Ergebnis, daß eine Vereinigung der beiden Verwaltungen für die nächsten Jahre unausführbar oder mit erheblichen Mehrkosten verknüpft wäre, daß sie allein auch nicht genügen würde, die Leitung beider Verwaltungen durch eine einzige Person zu ermöglichen, daß ferner einer Abänderung der Museumsverwaltung, die eine fühlbare Entlastung des Generaldirektors herbeiführen könnte, sachliche Bedenken entgegenstünden und daß auch sie nicht ohne Mehrkosten durchführbar wäre.

Der Denkschrift fügte er eine Übersicht der nach seiner Meinung zur Kunstverwaltung gehörenden Gebiete bei. In den Rubriken Kunstunterricht, Kunstpflege, Ausstellungen, Kunstsammlungen, Denkmalpflege und Urheberrecht umfaßt die Übersicht in der Hauptsache die schon damals bei U IV bearbeiteten Angelegenheiten. Außerdem werden aus den Bereichen der Ersten und Zweiten Unterrichtsabteilung für die Kunstabteilung beansprucht: der Zeichenunterricht in allen Schulen mit Einschluß der Universitäten, die Aus- und Fortbildung der Zeichenlehrer und die Revision des Zeichenunterrichts; ferner die Technischen Hochschulen, wenigstens insoweit sie der Ausbildung der Architekten dienen, oder (und damit kam Schöne auf das zurück, was er als Kunstreferent vergeblich angestrebt hatte) die Entlastung dieser Hochschulen durch Verlegung der Ausbildung für Hochbau an die Kunstakademien oder verwandte Kunstlehranstalten; weiter der Gesangunterricht an allen Schulen, die Ausbildung der dafür erforderlichen Lehrer und die Revision des Gesangsunterrichts; schließlich die Mitwirkung bei Besetzung der Professuren für Archäologie und Kunstgeschichte und bei Anstellung von Zeichenlehrern und Musikdirektoren an den Universitäten. Auf dem Gebiete der Kunstpflege wird für die Kunstabteilung gefordert: Mitwirkung bei der Verwaltung des Theater- und Konzertwesens und bei allen künstlerischen Angelegenheiten, die in den anderen Abteilungen zur Bearbeitung kommen. Der Referent für Denkmalpflege soll auch die Fragen der Erhaltung und Restaurierung von Kirchen bearbeiten und die Fürsorge für künstlerisch bedeutende Neubauten zugewiesen erhalten. Zu diesen im Kultusministerium vertretenen Gebieten sollen aus dem Handelsministerium hinzukommen: die staatlichen und vom Staate unterstützten Kunstgewerbeschulen in den Provinzen, die Unterstützung zur Ausbildung für das Kunstgewerbe, kunstgewerbliche Ausstellungen und Veröffentlichungen, die

Porzellanmanufaktur, das Institut für Glasmalerei, die Förderung der Kunstgewerbemuseen und verwandten Anstalten in den Provinzen, die Förderung des privaten Kunstgewerbebetriebs und die Verwendung der hierfür verfügbaren Mittel. Die Frage, ob die Hochbauverwaltung miteinzubeziehen wäre, ist in der Übersicht offengelassen.

Zur Lösung dieser Fragen im Sinne Schönes schien sich eine unerwartete Möglichkeit zu bieten. Der Minister der öffentlichen Arbeiten und der Kultusminister wünschten entlastet zu werden. Um das Arbeitsministerium zu verkleinern, dachte man im Staatsministerium zunächst daran, ein eigenes Bautenministerium zu schaffen, das die gesamte Wasserwirtschaft und das Hochbauwesen umfassen sollte, während das Ministerium der öffentlichen Arbeiten als reines Eisenbahnministerium bestehen bleiben sollte. Später kam in Frage, die Wasserbauverwaltung vom Arbeitsministerium abzutrennen und dem Landwirtschaftsministerium zu überweisen. Zu diesen Plänen ließ der Kultusminister durch Weyrauch ein Votum an das Staatsministerium entwerfen, indem er die Überweisung der gesamten Wasserwirtschaft an das Landwirtschaftsministerium für möglich erklärte, seinerseits aber zur Entlastung des Arbeitsministers und zu seiner eigenen vorschlug, ein neues Ministerium für die bildenden Künste zu errichten und darin die Verwaltung des Hochbaus, der bildenden Künste und des Kunstgewerbes zu vereinigen. Die Gründe, die das Votum für die Verbindung der drei Verwaltungen anführt, sind im wesentlichen dieselben, die Schöne in seiner Denkschrift vom März 1898 dafür angegeben hatte. Die Übersicht über den Tätigkeitsbereich des neuen Ministeriums ist geradezu dieser Denkschrift entnommen, nur ist alles weggelassen, was sich auf die Betätigung der Kunstverwaltung auf den Gebieten der Musik, der Literatur, des Theater- und Konzertwesens, des Urheberrechts und in den Bereichen anderer Abteilungen des Ministeriums bezieht.

Der Entwurf zu diesem Votum ging Schöne als Referenten zur Mitzeichnung zu. Er stieß bei ihm denn doch auf Bedenken. Freilich erblickte er in einer nahen Verbindung der Hochbau- mit der Kunstverwaltung eine unter vielen Gesichtspunkten vorteilhafte und fruchtbringende Einrichtung, aber er könne nicht dazu raten, diese Verbindung in einer Vereinigung der beiden Verwaltungen zu einem selbständigen Ministerium zu suchen. Es sei bedenklich, die damit zu gewinnenden Vorteile durch Abtrennung des größten Teiles der Kunstangelegenheiten von dem Verbands des Unterrichtsministeriums zu erkaufen. Mit der Kunst ginge dem Ministerium nicht nur ein wesentlicher Bestandteil seines zur Pflege höherer Aufgaben des Staates bestimmten Organismus verloren, es entstünden dadurch auch Schwierigkeiten und Mißstände, die jene Vorteile aufwögen. So würde die Trennung der bildenden Kunst von der Musik die Aufteilung der Akademie der Künste zur Folge haben. Der Zeichenunterricht ließe sich von einem anderen Amt aus nicht wirksam und ohne schädliche Weitläufigkeit und Reibung betreuen. Auf dem Gebiete der Denkmalpflege, deren Hauptbestandteil die Sorge für die der geistlichen Abteilung un-

terstehenden Gebäude sei, würde die Übertragung auf ein anderes Ministerium viele zur Zeit nicht nötige Schreiben verursachen. Die Museen dienten zum guten Teil wissenschaftlichen Aufgaben. Zu ihrer Verwaltung hätten sie vielfach Männer nötig, die zugleich im Universitätsdienst stünden, während umgekehrt die Sammlungen weitgehend für den Universitätsunterricht verwendet würden. Ihre Grabungsunternehmungen seien in gleichem Maße auf die Vervollständigung der Sammlungen und auf die Förderung der Wissenschaft überhaupt gerichtet. Die für ihre Durchführung erforderliche Zusammenarbeit der Sachbearbeiter im Ministerium würde durch die Verteilung der beiden interessierten Verwaltungen auf verschiedene Ressorts so gut wie unmöglich werden und vermutlich dazu führen, daß verschiedene staatliche Unternehmungen mit verwandten Zielen zum Schaden der Sache selbständig nebeneinander hergingen oder sich kreuzten. Überhaupt würde es die Verwaltung der öffentlichen Sammlungen am wenigsten vertragen, in eine vorwiegend technische Atmosphäre versetzt zu werden; ihre Ziele und Wege seien wesentlich durch wissenschaftliche Gesichtspunkte bestimmt. Auf seiten der Bauverwaltung sei zu befürchten, daß sie in einem Ministerium, dessen Aufgaben allzu beschränkt und neben den größeren Ressorts allzu bescheiden erschienen, nach größtmöglicher Ausdehnung ihrer Tätigkeit streben werde, während eher auf eine Einschränkung der in amtlichen Formen sich vollziehenden Bautätigkeit und auf eine möglichst weitgehende Heranziehung privater Kräfte wie im niederen so im höheren Bauwesen hinzuwirken wäre. Zur Frage der Entlastung des Arbeitsministeriums bemerkt Schöne, daß nach Abtrennung des Wasserbaus die auf den Hochbau beschränkte Bauabteilung als unerwünschtes Anhängsel des künftigen Eisenbahnministeriums übrigbleiben werde. Da der Arbeitsminister eine solche Wendung selbst für unzulänglich halte, hätten seine Kommissare für den Fall, daß von der Begründung eines eigenen Bautenministeriums abgesehen werde, den Anschluß jenes Restes der Bauabteilung an das Kultusministerium empfohlen. Der Vorschlag sei auch deshalb sehr erwägenswert, weil, abgesehen von der Eisenbahn, nahezu die Hälfte aller Staatsbauten für das Kultusministerium ausgeführt würden. Wenn man gegen den Vorschlag einwende, daß das Kultusministerium an sich schon zu groß sei und darum einen weiteren Zuwachs durch den Hochbau und das vom Handelsministerium zu übernehmende Kunstgewerbe nicht vertragen könne, so lasse sich dawider sagen, daß die Bauabteilung auf jeden Fall so selbständig als möglich gestellt werden und die eigene technische Verantwortlichkeit behalten müßte. Außerdem ließe sich durch die bereits in Frage stehende Übertragung der Medizinalverwaltung auf das Ministerium des Inneren ein voraussichtlich genügender Ausgleich erzielen. Er habe Bedenken, einen derartigen Vorschlag durch den Kultusminister zu machen. Vielleicht empfehle sich, das Votum des Ministers der öffentlichen Arbeiten abzuwarten. Soviel er sich habe in unauffälliger Weise unterrichten können, sei es sehr fraglich, ob dieser den Beschlüssen der Kommissare beitreten werde. Sollte er etwa auf den Eventualvorschlag seiner Kommissare zurückkommen,

so würde der Kultusminister in die günstige Lage kommen, ihn aufzunehmen, aber dabei Bedingungen zu stellen.

Als erster der übrigen Minister äußerte sich zu den geplanten Veränderungen der Finanzminister. Er sprach sich für Verbleiben der Hochbauabteilung bei der Eisenbahnverwaltung aus. Minister Bosse bemerkte dazu am 3. Mai 1898, also zu einer Zeit, da das Gutachten von Schöne schon vorlag, schriftlich Stellung nehmen möchte er jetzt nicht aus Anlaß dieses Votums, das sachlich sehr viel für sich habe, den von ihm ins Auge gefaßten Plänen aber den Boden abgrabe. Er könne augenblicklich nur eine abwartende Haltung einnehmen. Wie der Finanzminister, so waren auch der Handels- und der Landwirtschaftsminister für Belassung des Hochbaus bei dem Eisenbahnwesen. Dagegen bezeichnete der Arbeitsminister als die einzige einwandfreie Lösung die Errichtung eines eigenen Ministeriums für Wasserwirtschaft und Bauwesen. Mit Votum vom 31. Mai 1898 sprach sich Bosse gegen die Übertragung der Wasserwirtschaft an das Landwirtschaftsministerium aus und trat dem Vorschlag des Arbeitsministers bei, anscheinend in der Hoffnung, auf diese Weise die Angliederung wenigstens der bildenden Kunst an das Bauwesen durchsetzen zu können.

Es ist merkwürdig, daß Schöne dieses Votum, das seinen eigenen Vorschlag unausführbar machte, „N. V.“, d. i. nach Vortrag beim Minister, nicht nur selbst entworfen, sondern auch mitgezeichnet hat. Es könnte ihn dazu bestimmt haben, daß ihm die richtige Entscheidung der Wasserbaufrage für das Staatsganze wichtiger erschien als die Gestaltung der Kunstverwaltung in seinem Sinne, wofür er sich angesichts der Stellung, die Bosse dazu einnahm, von der weiteren Erörterung der Ressortveränderungen ohnehin nichts mehr versprechen konnte. Er schrieb nämlich am 8. Juni an den früheren Kultusminister Grafen Zedlitz, es wäre ihm viel wert gewesen, dessen Rat in einer Sache erbitten zu können, die er nicht zu beurteilen verstehe: „Ich kann nicht beurteilen, welche sachliche Berechtigung eine Angliederung der Wasserbauverwaltung an das Landwirtschaftsministerium haben würde. Aber die Befürchtung drängt sich dem Laien unabweislich auf, daß, wenn man damit den Vertretern der Landwirtschaft Zuversicht und Vertrauen einzuflößen gedenkt, man gleichzeitig das stärkste Mißtrauen der Vertreter des Handels, des Verkehrs und der Industrie erregen und die ohnehin vorhandenen Interessengegensätze statt zu mildern und auszugleichen, vielmehr verschärfen und vertiefen werde.“ Bosse hat solche Bedenken offenbar nicht gehabt, denn in einem diesmal nicht von Schöne, sondern von Müller verfaßten Entwurf zu einer im Staatsministerium abzugebenden Erklärung stimmte er unter Aufgabe seines früheren Standpunktes der Abtretung der gesamten Wasserwirtschaft an das Landwirtschaftsministerium und dem Verbleib des Hochbaus beim Eisenbahnministerium zu. Zur Übernahme des Hochbauwesens erklärte er sich wegen seines Umfangs völlig außerstande, welche Formen für die Geschäftserleichterung auf diesem Gebiete auch gesucht werden möchten. Andererseits habe er sich je länger je mehr davon überzeugt, daß die Abtrennung der Kunstverwaltung von dem Kultus-

ressort wegen der engen Zusammenhänge mit den übrigen Geschäften des Ministeriums, insbesondere mit der gesamten Unterrichtsverwaltung und der Pflege der Wissenschaft, nicht angängig sei. Er wolle deshalb diesen Gedanken nicht weiter verfolgen. Diese Erklärung gab Bosse am 17. Juni 1898 im Staatsministerium ab.

Damit war der Plan der Begründung einer selbständigen Kunstabteilung mit Einschluß des Kunstgewerbes und womöglich auch des Hochbaus erledigt. Geseitert war er im Grunde an dem Entlastungsbedürfnis des nach Schönes Urteil schwachen und mäßig begabten Ministers Bosse. Wie dieser in der am 6. März 1896 unter dem Vorsitz des Kaisers abgehaltenen Museumsbaukonferenz sofort umgefallen war, als der Kaiser sich für die Vorschläge der Kaiserin Friedrich aussprach, so hatte er sich in der Frage der Kunstverwaltung dem Widerspruch des Finanzministers gefügt, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, durch Wiederheranziehung des Kunstgewerbes oder Übernahme des Theaterwesens vom Innenministerium der Kunstabteilung den für die Begründung einer Direktorstelle nötigen Umfang zu geben. Seine eigenen Vorschläge, wie der auf die Verbindung der Kunstverwaltung mit der Museumsverwaltung und der auf die Loslösung der Kunstverwaltung von seinem Bereich gerichtete, zeigen ebenso wie seine verschiedenen Randbemerkungen, daß er in der ganzen Frage keinen festen Standpunkt hatte und des tieferen Verständnisses für die Aufgaben der Kunstverwaltung ermangelte.

Im Ministerium blieb also alles beim alten: Der Unterstaatssekretär von Weyrauch leitete die Geschäfte bei U IV, von denen er aber möglichst bald befreit zu werden wünschte, und Schöne wurde noch immer für viele Dinge in Anspruch genommen, ohne eigentliche Verantwortlichkeit dafür und ohne ihnen die Zeit und die Kraft widmen zu können, die sie verlangten — „ein für alle Teile unbehagliches und für die Sache gewiß unzuträgliches Verhältnis“ (Brief an Zedlitz).

Wenn es mithin auch zu einer selbständigen Kunstabteilung nicht gekommen war, so hatte doch Schöne in einem wesentlichen Punkt seines dafür aufgestellten Programms einen Erfolg erzielt: Die Gestaltung des Zeichen- und Gesangsunterrichts an allen Schulen war als Aufgabe von U IV anerkannt, ihr Schwerpunkt war damit auf die künstlerische Seite verlegt.

DIE EINZELNEN ABTEILUNGEN

Gemäldegalerie und Sammlung christlicher Bildwerke

In der Zeit, als Schöne sich um das Zustandekommen der Neubauten bemühte, ging die Entwicklung der Museen im übrigen gut voran. Für die Gemäldegalerie und die Sammlung der Bildwerke des christlichen Zeitalters gestattete der 1884 bewilligte Zweimillionenfonds noch zu Anfang der neunziger Jahre schöne Bereicherungen, so durch das Bildnis eines jungen Mannes von Giorgione, den Eichwald von Jacob van Ruisdael, die Madonna von Carlo Crivelli, die Heilige Flora von Andrea della Robbia. Eine große Erwerbung war ferner die von sieben Gemälden aus der Sammlung P. Clinton Hope im Jahre 1898. Nachdem Auswahl und Ankauf der Bilder erfolgt waren, wozu Schöne sich, da Bode durch Leiden verhindert war, zweimal mit Max Friedländer nach London begeben hatte, schrieb ihm Bode: „Besten Dank für den neuen großen Dienst, den Sie uns getan haben! Ich wünschte, ich wäre in der Lage, Ihnen diese zeitraubenden und aufreibenden Belästigungen zu ersparen! Friedländer (war) nicht Autorität genug, um völlig durchzudringen. So haben Sie uns schließlich das Ganze etwa auf unsere Taxe herabgedrückt. Vielen Dank dafür.“ Von den erworbenen Bildern bedeuteten namentlich die von Vermeer van Delft, Nicolaes Maes, Adriaen van de Velde und Jan Steen einen wertvollen Zuwachs der Sammlung. Von anderen wichtigen Ankäufen, die zum Teil mit Hilfe des 1896 von Bode ins Leben gerufenen Kaiser Friedrich-Museumsvereins getätigt werden konnten, seien nur genannt: von Dürer das Frauenbildnis und das Brustbild der schmerzreichen Madonna, von Altdorfer die Geburt Christi, von Holbein das Bildnis eines Engländers, von Hans Memling das männliche Bildnis, von Jan van Eyck die frühe Kreuzigung, von Rembrandt die Predigt Johannes des Täufers, der Prediger Anslo und der Mann mit dem Goldhelm, von Terborch die Cellospielerin und das junge Paar beim Wein, das Männerbildnis des Meisters von Flémalle, die Votivtafel des Jean Fouquet, das weibliche Profilporträt von Piero della Francesca, die Tonbüste eines jugendlichen Mannes, die Mädchenbüste und das Marmorrelief mit der Stäupung Christi von Donatello, die Davidsstatue desselben Künstlers und andere Bronzen aus der Pfungstschen Sammlung, zu deren Erwerbung der Kaiser 50 000 Mark beisteuerte, die Madonnenreliefs von Andrea und Luca della Robbia, die Tonbüste eines Bologneser Patriziers von Savelli Sperandio. Der Zuwachs an Bildern

von Rembrandt veranlaßte im Jahre 1895 die Einrichtung eines eigenen Rembrandtkabinetts.

Mit besonderer Anteilnahme und nicht ohne Sorge, ja mit Herzklopfen um das Gelingen begleitete Schöne die Neuauftellung der Bilder des Genter Altars von Hubert und Jan von Eyck, wofür die beiderseitig bemalten Altartafeln mit einer eigens dafür hergestellten Fourniersäge gespalten und in Vorder- und Rückseite zerlegt wurden. Am 28. April 1894 erhielt Bode in Florenz die Nachricht, daß die letzte Tafel glücklich durchgesägt sei. Er schrieb sofort an Schöne: „Es war mir das eine große Freude, da ich mir von der neuen Aufstellung, verbunden mit der Zusammenstellung aller unserer besten Altniederländer in demselben Raum, eine große Wirkung verspreche. Haben Sie meinen aufrichtigsten Dank dafür, daß Sie mir diese gefährliche Operation gestattet haben!“ Der neu-aufgestellte Genter Altar wurde dann auch ein Hauptanziehungspunkt der Galerie. Daß seine Tafeln infolge des Friedens von Versailles an Belgien ausgeliefert werden mußten, hat Schöne noch zu seinem tiefsten Schmerz miterleben müssen.

Eine andere wichtige und nicht minder verantwortungsvolle Aufgabe war die Instandsetzung der Raffaelschen Wandteppiche. Um ihre bestmögliche Lösung war man jahrelang bemüht. Schließlich gelang es, in den Töchtern des Direktors des Kunstgewerbemuseums in Hamburg, Justus Brinckmann, geschickte Stickerinnen zu finden, die bei mäßigen Ansprüchen die schadhaften Stellen ausbesserten. (Auch dieser Schatz ist den Museen, aber auch der Kulturwelt überhaupt verlorengegangen: im Laufe der letzten Kriegereignisse sind die Wandteppiche der Vernichtung anheimgefallen.)

Für die Sammlung der Bildwerke der christlichen Epoche ließ Schöne auf Anregung von Bode im Jahre 1891/92 im westlichen Hofe des Alten Museums einen Oberlichtsaal zur Aufnahme der italienischen Skulpturen einbauen. Der Saal, der später die archaische griechische Plastik beherbergte, war der bestbelichtete des ganzen Museums. Von Bode mit viel Geschmack eingerichtet, brachte der stimmungsvolle Raum die darin ausgestellten Kunstwerke zur besten Wirkung. Daß das schöne Gesamtbild nach Vollendung des Kaiser Friedrich-Museums aufgelöst werden mußte, haben viele Freunde der Museen bedauert. In derselben Abteilung wurden 1893 ein Raum für die deutschen Bildwerke und 1895 einer für die von Bode zusammengebrachte Sammlung von Bronzen der Renaissance eröffnet. 1899 begann Bode mit der Bildung einer altchristlich-byzantinischen Sammlung.

Das Kupferstichkabinett

Das Kupferstichkabinett wurde im Jahre 1894/95 durch zwei wertvolle Bestände bereichert: durch die Sammlung Bernstein von fünfhundert Bänden französischer Illustrationswerke des 18. Jahrhunderts, die die Witwe des Besitzers dem Kabinett schenkte, und durch eine Sammlung japanischer Holzschnitte und

Illustrationswerke, die der Architekt Rudolf Springer vermachte. Aus eigenen Mitteln des Kabinetts konnte Direktor Lippmann 1892 auf der Auktion Fischer in London und 1898 auf der Auktion Sträter in Stuttgart wertvolle Blätter erwerben, darunter einen Druck des Hundertguldenblattes von Rembrandt.

Die Antikenabteilung

In der Sammlung antiker Skulpturen und Gipsabgüsse stellte sich Kekulé als erstes die Aufgabe, die im Neuen Museum befindliche Gipssammlung anders zu ordnen. Er vereinigte die stilistisch zusammengehörigen Werke und stellte sie unter Mithilfe von Franz Winter, seinem früheren Bonner Schüler, in Einzelräumen, die durch Scherwände gebildet waren, vor wohltuend wirkenden Hintergründen auf. Die neue Anordnung erleichterte das Studium der Abgüsse und kam namentlich den Werken des 5. und 4. Jahrhunderts zugute. Eine völlige Umgestaltung der Gipssammlung und eine den Bedürfnissen der Wissenschaft und des Unterrichts entsprechende Erweiterung ließen die ungünstigen Raumverhältnisse nicht zu.

Daß Kekulé bei der Neuordnung der Gipsabgüsse wie bei der Einrichtung des Saales der attischen Bildwerke guten Geschmack und feine künstlerische Empfindung bewiesen hat, erkennt auch Bode an (Mein Leben II 73). Dagegen beurteilt er sehr abfällig, was Kekulé für die Vermehrung der Sammlung getan hat. Er verkennt dabei aber, daß diese gerade nach der Richtung, die Kekulé verfolgte, am dringendsten der Ergänzung bedurfte: Werke der Blütezeit griechischer Plastik im 5. und 4. Jahrhundert. Einen lebendigen Begriff von der Kunst dieser Zeit hat man im Alten Museum doch erst bekommen, seit Kekulés Erwerbungen dort zu sehen waren: die aus Venedig stammende Frauenstatue aus pentelischem Marmor, die stilistisch den Giebelskulpturen des Parthenon nahesteht, die Grabstele eines Mädchens aus der früheren Sammlung Giustiniani in Venedig und die sonstigen zahlreichen griechischen Weih- und Grabreliefs, von denen namentlich diese bald einen Bestand erreichten, der den aller anderen Sammlungen außerhalb Griechenlands übertraf. Daß Kekulé auch nicht einseitig, wie Bode behauptet, nur auf griechische Kunst bedacht war, beweisen Erwerbungen wie die des altertümlichen, buntbemalten Sarkophags aus Civitá Castellana, des römischen Sarkophags mit Darstellungen aus der Medeasage, des Kinderkopfes des sogenannten Marcellus, des Negerkopfes aus der Zeit Caracallas, des spätrömischen Kopfes des sogenannten Maximin, sowie die Erwerbungen, die er für das Antiquarium tätigte, als er dessen Leitung nach dem Tode von Curtius 1896 mit übernommen hatte. Hier ließ er den Hildesheimer Silberfund herrichten und neu aufstellen, vermehrte dann diesen bedeutenden Grundstock durch hellenistische und römische Silberfunde aus Ägypten, durch Silberschalenbilder aus Miletopolis in Phrygien, durch zahlreiche figürliche Bronzen ersten Ranges, darunter die aus Dodona, und eine große Anzahl von Vasen.

Schließlich bewies er die Weite seines Gesichtskreises auch damit, daß er auf einem Gebiete, das ihm etwas ferner lag, dem der hellenistischen Keramik, einem hervorragenden Kenner, wie es sein Assistent Robert Zahn war, die Freiheit ließ, seine besonderen Neigungen und Fähigkeiten zu betätigen.

Eine Sammlernatur wie Bode war Kekulé freilich nicht, auch war er wohl zu fein besaitet, um sich gern mit abgebrühten Händlern und deren Praktiken einzulassen. Aber auch wenn er darin Bode ähnlicher gewesen wäre, hätte er sich doch nicht ganz auf den Kunstmarkt mit seinen Zufälligkeiten verlassen, sondern hätte den für einen Archäologen gegebenen, durch Olympia, Troja und Pergamon bewährten Weg vorgezogen, die ihm unterstellte Sammlung durch die Ergebnisse von Ausgrabungen zu vermehren. Dadurch, daß er diesen Weg im Einverständnis mit Schöne und von ihm ständig unterstützt tatsächlich ging, hat er sich um die Museen nicht nur, sondern faßt mehr noch um die Wissenschaft so hervorragende Verdienste erworben, daß dagegen die Versager, die ihm Bode, ohne die Grabungen auch nur mit einem Worte zu erwähnen, vorrechnet, nicht ins Gewicht fallen. Selbst der sogenannte Thron aus der Villa Ludovisi, jetzt im Nationalmuseum in Rom, und sein jetzt in Boston befindliches Gegenstück hätten trotz ihres hohen Kunstwertes den starken Eindruck nicht aufwiegen können, den die Architektursäle des neuen Pergamonmuseums auf den Besucher ausüben. Sie wären ohne die Grabungen in Magnesia, Priene und Milet nicht vorhanden.

In Magnesia am Maeander begannen die Ausgrabungen, deren Kosten die Skulpturenabteilung trug, nachdem im Winter 1890/91 die Aufdeckung eines Teils des Theaters vorangegangen war (für die Freiherr Hiller von Gaertringen die Mittel bereitgestellt hatte), im Frühjahr 1891 mit der Freilegung des Tempels der Artemis Leukophryne. Dieser jonische, von Hermogenes im zweiten vorchristlichen Jahrhundert geschaffene Bau war von besonderer kunstgeschichtlicher Bedeutung, weil er durch Vitruvs Werk *De architectura* von Einfluß auf die Bauweise der Renaissance und der Folgezeit gewesen ist. Unter Leitung von Humann und unter Mitwirkung des Architekten Rudolf Heyne und des archäologisch geschulten Philologen Otto Kern erstreckten sich die Grabungen weiter auf den Marktplatz und den in dessen Nähe entdeckten zierlichen Tempel des Zeus Sosipolis und wurden bis zum Frühjahr 1893 durchgeführt. Ihr Ertrag bestand außer wertvollen architektonischen Überresten in hellenistischen und römischen Frauen- und Männerstatuen, Platten vom Fries des Artemistempels mit Darstellungen von Amazonenkämpfen, Marmortafeln mit standbildartigen Figuren vom großen Altar der Göttin und einer beträchtlichen Anzahl wichtiger Inschriften. Otto Kern, der diese veröffentlicht hat, schreibt das Hauptverdienst am Zustandekommen der Veröffentlichung Schöne zu.

Priene, etwas westlich von Magnesia am Südostabhang des Mykalegebirges, war das nächste Ausgrabungsziel, das Schöne und Kekulé mit Humann ins Auge faßten. Die Grabungen begannen im Frühjahr 1895 und wurden nach Humanns Tode (12. April 1896) von Theodor Wiegand und Hans Schrader unter Mitwir-

kung der Architekten Rudolf Heyne und Wilhelm Wilberg bis Herbst 1899 durchgeführt. Eine besonders reizvolle und vielversprechende Aufgabe fand hier ihre glänzende Lösung. Es gelang, das Gesamtbild einer antiken Mittelstadt mit stattlichen kultischen und in ihrer Art zum Teil noch nicht bekannten Profanbauten in einer Vollständigkeit wiederzugewinnen, die nur von Pompeji übertroffen wird. Besonders wichtig war die Entdeckung, daß hier der im übrigen Griechenland bereits durch das Hofhaus ersetzte Typus des altgriechischen Hauses mit dem auf das homerische Megaron zurückgehenden Hauptwohnraum erhalten war. Das regelmäßig rechtwinklige Straßennetz veranschaulicht die auf den Architekten Hippodamos von Milet (5. Jahrhundert) zurückzuführende Art der Städteplanung. Auch die Einzelfunde lohnten die Mühe. Außer Architekturproben vom jonischen Athenatempel des Pytheos aus der Zeit Alexanders des Großen und von anderen Bauten kamen in das Museum die Marmorstatuen der Hegeso, Marmorstatuetten und Hochrelieffiguren vom Altar der Athena und aus den Privathäusern zahlreiches Gerät und kostbare Tonfiguren, die als Schmuck der mit farbigen Wanddekorationen versehenen Zimmer gedient hatten.

Der größte Gewinn für die Museen war die Persönlichkeit von Theodor Wiegand, der, als Zweiunddreißigjähriger im Herbst 1897 förmlich mit der kommissarischen Grabungsleitung in Priene beauftragt und schon eineinhalb Jahre später zum Direktor bei den Kgl. Museen mit dem Sitz in Konstantinopel ernannt, sich für die Museen als weit mehr denn nur als würdiger Nachfolger von Carl Humann erweisen sollte.^{*)} Kekulé, der ihn Schöne, und Schöne, der ihn dem Minister vorschlug, haben damit den Museen eine Kraft zugeführt, wie sie ihnen seit dem Eintritt Bodes nicht wieder beschieden war.

Der Kaiser verfolgte die Grabungen der Museen mit lebhafter Teilnahme und ließ sich zu jeder von ihm erbetenen Hilfe gern bereitfinden. Auch für die Skulpturensammlung zeigte er, nachdem Kekulé deren Leitung übernommen hatte, stärkeres Interesse. So bewirkte er aus Anlaß seines Geburtstages im Jahre 1894 einen Wettbewerb um die Ergänzung des sogenannten schönen Frauenkopfes aus Pergamon, eines von Kekulé besonders hoch geschätzten Werkes. Es mochte ihn dabei der Gedanke leiten, Bildhauer seiner Zeit zu ihrem eigenen Nutzen dazu zu bringen, sich in das Wesen einer antiken Schöpfung hineinzufühlen. Bei der Entscheidung des Wettbewerbs, die er sich selbst vorbehalten hatte, erhielt der Bildhauer Reinhold Felderhoff einen Preis von 1000 Mark. Der eigentliche Sieger aber war Reinhold Begas, der seine Ergänzung außerhalb des Wettbewerbs geschaffen hatte. Weiter vom Kaiser angeordnete Wettbewerbe, die die Ergänzung der Marmorstatue der tanzenden Mänade und der Bronzefigur des Knaben aus der Sammlung Sabouroff zur Aufgabe hatten, lieferten keine befriedigenden Ergebnisse. Wie Schöne innerlich zu dem ganzen Unternehmen stand, zeigt eine Stelle in einer von ihm hinterlassenen Abhandlung über Wilhelm Meisters Lehrjahre: „Die schönste Statue,

^{*)} Vgl. Karl Watzinger, Theodor Wiegand, ein deutscher Archäologe. München 1944.

die uns der Boden der alten Welt unvollständig schenkt, vermag der größte Künstler nicht zu unserer Befriedigung zu ergänzen. Er mag es so gut, so richtig machen als er will: immer werden wir die Erwartungen, die das Fragment erregte, nicht befriedigt finden und ein Gefühl der Enttäuschung behalten, das uns den ursprünglichen, wenngleich verstümmelten Zustand zurücksehnen läßt.“

Das Münzkabinett

Dem unter Sallets Leitung stehenden Münzkabinett ermöglichte der Kaiser im Jahre 1892/93 durch einen Zuschuß von 20 000 Mark zu den laufenden Mitteln den Ankauf der Sammlung Dannenberg, die hauptsächlich mittelalterliche Münzen und brandenburgische Medaillen enthielt. 1896/97 gestattete eine abermalige Bewilligung des Kaisers, die diesmal 50 000 Mark betrug, die Erwerbung der Sammlung Fikentscher. Sie brachte einen Zuwachs namentlich an Münzen der fränkischen Hohenzollern in großer Vollständigkeit. So sehr man für diese Zuwendungen dem Kaiser Dank wissen muß, so darf man doch nicht vergessen, daß die darauf zielenden Anträge des Kultusministers der Zustimmung des Finanzministers bedurften und daß die Aufgabe, diese Zustimmung, sei es durch persönliche, sei es durch schriftliche, über den Kultusminister gehende Verhandlungen zu erreichen, stets Schöne zufiel. Wie schwer es ihm oft wurde, die zum Ankauf einer großen Sammlung oder eines hervorragenden Kunstwerkes erforderlichen Mittel zu beschaffen, haben wir schon mehrfach gesehen. So verursachte ihm auch die Erwerbung der großartigen Sammlung altgriechischer Münzen des Schweizers Imhoof-Blumer sehr viel Mühe. Die Verhandlungen mit dem Besitzer begannen 1897 und gediehen, von Schöne selbst in Winterthur geführt, im März 1898 bis zur Festsetzung der Kaufsumme. Aber erst im Frühjahr 1900 konnte der Kauf abgeschlossen werden; denn erst im Herbst 1899 war es gelungen, den Finanzminister v. Miquel zur Einstellung von 300 000 Mark für den Ankauf der Sammlung in den Staatshaushalt für 1900 zu bewegen. Mit der Sammlung kamen 300 Gold- und Elektron-, 6500 Silber- und 15 000 Kupfermünzen griechischer Städte und Dynastien in das Kabinett. Ein weiterer wichtiger Vorgang war die 1895 erfolgte Begründung einer Sammelstelle von Abdrücken von Münzen und Medaillen.

Die Ägyptische Abteilung

In der Ägyptischen Abteilung hatte sich schon unter Lepsius der Assistent Ludwig Stern bemüht, die in der Sammlung vorhandenen Reste griechischer, koptischer und arabischer Papyri, unter denen sich neben geschäftlichen Schriftstücken auch Bruchstücke griechischen Schrifttums befanden, auszuwerten und zu vermehren. Ihre weitere Bearbeitung übernahm, nachdem Stern an die

Handschriftenabteilung der Kgl. Bibliothek versetzt worden war, Ulrich Wilcken und, als dieser 1889 als außerordentlicher Professor für Alte Geschichte nach Breslau ging, Fritz Krebs. Nach dessen frühem Tode im Jahre 1900 trat Wilhelm Schubart an seine Stelle. Es ist das Verdienst dieser Männer, insbesondere das von Ulrich Wilcken, daß sie die Berliner Papyrussammlung zur ersten Forschungsstelle für eine alle Zweige der Altertumswissenschaft befruchtende Papyruskunde entwickelt haben. Die Veröffentlichungen der Sammlung begannen 1892 mit den ersten fünf, griechische Urkunden enthaltenden Heften. In demselben Jahre ermöglichten vom Kaiser bewilligte Mittel die Erwerbung der von Heinrich Brugsch in Ägypten teils ausgegrabenen, teils erworbenen Papyri. Weiteren Zuwachs erhielt die Sammlung durch die von den Museen unternommenen Grabungen in Ehnas und Abusir. Von Ankäufen war besonders lohnend der der Kahunpapyri, weil aus ihnen die Datierung der Könige des Mittleren Reiches erschlossen werden konnte. Für Vermehrung, Auswertung und Veröffentlichung der Sammlung nach der Seite der griechischen Literatur sorgte ein besonderer Ausschuß, dem neben Schöne als Vorsitzendem die Professoren Diels, Erman und v. Wilamowitz angehörten.

Unter den Denkmälern, die für die Hauptsammlung der Ägyptischen Abteilung in den neunziger Jahren erworben werden konnten, ragen hervor: die Holzstatue des Per-Her-Nofret aus der Zeit der 5. Dynastie, der aus grünem metamorphischem Schiefer bestehende Kopf eines hohen Beamten aus der Zeit der Könige von Sais (5. Jahrhundert) und die Elfenbeinstatue einer säugenden Frau aus den prähistorischen, dem 4. Jahrtausend angehörigen Gräbern von Neggadah.

Der Nutzen, der den Museen, insbesondere der Antikenabteilung, aus ihrer ständigen Vertretung in der Türkei durch Humann erwuchs, legte den Gedanken nahe, auch in Ägypten einen solchen Zustand zu schaffen. Schöne ließ sich dafür 1890 von Erman ein Programm mit Kostenanschlag aufstellen. Zu einer Einrichtung, wie sie damals geplant war, ist es aber nicht gekommen. Als Ersatz dafür konnten dienen die Vertretung Deutschlands in der internationalen Kommission bei dem Service des antiquités de l'Égypte und die im Jahre 1899 erfolgte Entsendung des Architekten und Ägyptologen Ludwig Borchardt als wissenschaftlichen Attachés an das Generalkonsulat in Kairo. Tagebuchvermerke Schönes aus dem Jahre 1898 zeigen, daß dieser Maßnahme Verhandlungen zwischen ihm, Althoff und Schmidt (-Ott) vorausgegangen sind.

Mit Borchardts Dienstantritt in Kairo begann die Zeit der großen Grabungen, die der Ägyptischen Abteilung reiche und höchst wertvolle Schätze zuführen sollten. Die erste war eine Unternehmung der Museen bei dem Sonnenheiligtum von Abusir, wofür der Ägyptologe Freiherr von Bissing die Mittel zur Verfügung stellte. Von Borchardt unter Mitwirkung des Assistenten Heinrich Schäfer 1898—1900 durchgeführt, war diese Grabung das erste Unternehmen auf ägyptischem Boden, das wie die Ausgrabungen in Olympia, Pergamon und Priene die gründliche Erforschung umfangreicher Bauanlagen zum Ziele hatte.

*Unternehmungen in Vorderasien
und Begründung der Vorderasiatischen Abteilung*

Besondere Mühe kostete es Schöne, eine wichtige Unternehmung in Mesopotamien in Gang zu bringen. Mit dem Orientkomitee war nach dem vorläufigen Abschluß der Grabungen in Sendjirli nicht mehr viel anzufangen. Die dort herrschenden Unstimmigkeiten führten 1897 zu seiner Auflösung. An seine Stelle trat 1898 die mit Fachkräften und Mitteln besser gestellte Deutsche Orientgesellschaft. Von dem Bankier James Simon unter Mitwirkung von Schöne, Erman, Conze, Diels, Sachau u. a. gegründet, hat sie in Zusammenarbeit mit den Museen für die Erforschung des vorderen Orients und Ägyptens Hervorragendes geleistet und zur Bereicherung der Sammlungen viel beigetragen. Noch bevor ihr Wirken begann, hatten Besprechungen Schönes mit den Professoren Erman, Diels, Sachau und Geheimrat Schmidt (-Ott) dazu geführt, daß im Oktober 1897 der Orientalist Sachau und der Architekt Koldewey, der kurz vorher auf Verwendung von Schöne eine Lehrerstelle an der von Richard Bohn geleiteten Baugewerkschule in Görlitz erhalten hatte, nach Bagdad fuhren, um von da aus zu erkunden, welche von den babylonischen und assyrischen Ruinen für eine größere Ausgrabung in erster Linie in Betracht käme. Besucht wurden von ihnen die Ruinen von Abbu Habbu, Babylon, Niffer, Warka, Senkereh, Tello, Seleucia und Kalat Schergat (Assur). Den Bericht über die Reise verfaßte Koldewey. Nachdem er ihn an die Generalverwaltung der Museen abgeliefert hatte, trat am 31. Juli 1898 die mittlerweile aus den an den Vorbereitungen beteiligten Herren gebildete „Orientkommission“ zur Beschlußfassung über das Ausgrabungsziel zusammen. Entgegen dem Vorschlag von Sachau, der für Kalat Schergat eintrat, entschied man sich für das von Koldewey empfohlene Babylon, namentlich wegen der von ihm gerühmten farbig glasierten Ziegelreliefs, womit einst die Mauern des „Kasr“ verkleidet waren. Für die Leitung der Ausgrabung nahm Schöne Koldewey in Aussicht. Sachaus Kandidat war Luschan. Mit ihm hatte er schon verhandelt, als Koldewey noch an dem Reisebericht arbeitete, aber er drang auch damit in der Kommission nicht durch. Am 21. September 1898 konnte Koldewey seinem Freunde Puchstein, der seit 1896 den Lehrstuhl für klassische Archäologie in Freiburg (Breisgau) innehatte, schreiben: „Gestern und vorgestern hat zwischen mir und Schöne und Simon ein reger Depeschenwechsel stattgefunden. Die ganze Reihe meiner Bedingungen ist bewilligt. Ich bin Leiter der Ausgrabungen, kriege eine Instruktion, die ich selbst entworfen habe, erhalte Befehle nur von der Generalverwaltung usw. Kurzum, diese hat sich wieder ganz ausgezeichnet gegen mich benommen.“

Zur Abreise nach Babylon bereit, erhielt Koldewey von Schöne die Aufforderung, zu einer Besprechung nach Berlin zu kommen. Sie fand am 3. Dezember 1898 statt, betraf aber nicht Babylon, sondern die Ruinen von Baalbek. Der Kaiser hatte auf seiner Orientreise die Ruinen besucht. Da ihm sein Führer in Syrien, Professor Dr. Moritz, die Bauanlage in ihrem damaligen Zustande

nicht zu deuten vermochte, hatte er ihre Klarstellung durch eine Ausgrabung ins Auge gefaßt. Nach Kundgebung seiner Absicht an den Kultusminister besprach Schöne die Sache mit den zuständigen Beamten des Ministeriums und des Auswärtigen Amtes und versicherte sich, da ihm der bereits zur Fahrt in den Orient gerüstete Koldewey der gegebene Mann für die Voruntersuchung in Baalbek zu sein schien, seiner Bereitwilligkeit, die Arbeit zu übernehmen. Der Kaiser genehmigte die ihm mit Bericht des Kultusministers übermittelten Vorschläge Schönes, ließ sich am 12. Dezember von Koldewey einen einstündigen Vortrag halten und stellte ihm bestimmte Aufgaben. Noch am Abend desselben Tages reiste Koldewey nach Baalbek ab. Dort war er bald über die Hauptsache so weit im klaren, daß er schon Mitte Januar nach Bagdad aufbrechen und von da seinen Bericht über Baalbek mit Vorschlägen für das weitere Vorgehen an die Generalverwaltung absenden konnte.

In Babylon begann er unter Mitwirkung des Architekten Walter Andrä und des Assyriologen Bruno Meissner Ende März 1899 mit den Grabungen. Als ihm Schöne dorthin mitteilte, daß der Kaiser von seinem Bericht in hohem Grade befriedigt sei und vermutlich die von ihm angegebenen Arbeiten ausführen lassen werde, daß es sich jetzt darum handele, den geeigneten Mann zu finden und ob Puchstein dafür zu haben und gegebenenfalls in Freiburg abkömmlich wäre, schrieb Koldewey alsbald an Puchstein und bat ihn dringend, ihn, wenn er sich entschlossen habe, sofort zu benachrichtigen, daß er annehmen könne. So schnell freilich, wie Koldewey meinte, entwickelte sich die Angelegenheit nicht weiter. Zu einer mündlichen Verhandlung Schönes mit Puchstein kam es erst im September 1899. Danach verging noch über ein halbes Jahr, bis alle Vorfragen so weit geklärt waren, daß Schöne den Aufgabenkreis und die Kostenanschläge für das ganze Unternehmen, deren Ausarbeitung er selbst übernommen hatte, aufstellen und den dem Kaiser zu erstattenden Bericht abfassen konnte. Ende Mai 1900 genehmigte dieser die Vorschläge und bewilligte die beantragten 180 000 Mark aus seinem Dispositionsfonds. Anfang August begann Puchstein mit den Architekten Bruno Schulz und Daniel Krencker und dem Arabisten Dr. Sobernheim als Dolmetscher in Baalbek die Arbeit.

In demselben Jahre 1899, in dem das erste große Unternehmen in Mesopotamien, die Ausgrabung von Babylon, anfang, konnte Schöne die von ihm seit 1884 erstrebte Bildung einer selbständigen Vorderasiatischen Abteilung der Museen vornehmen. Ihre Leitung übertrug er mit Genehmigung des Ministers dem von Breslau an die Berliner Universität berufenen Assyriologen Friedrich Delitzsch, allerdings nicht ohne Bedenken, denn es stand zu befürchten, daß Delitzsch, der sich bis dahin vorzugsweise mit assyrischer Schrift und Sprache beschäftigt hatte, sich zu sehr um Tontafeln mit Inschriften und zu wenig um Werke der assyrischen und babylonischen Kunst kümmern werde. Aber Schöne hielt grundsätzlich die Verbindung der Tätigkeit am Museum mit der an der Universität für so wichtig, daß er andere Wünsche zurückstellte in der Hoff-

nung, daß der an sich bewegliche Delitzsch sich mit der Zeit auch in die ihm fernerliegenden Aufgaben seiner Abteilung hineinfinden werde, was denn auch geschah.

Sehr viel lag Schöne daran, Koldewey, der sich als Baugewerkschullehrer nicht am richtigen Platze fühlte, in eine seinen Fähigkeiten mehr entsprechende Stelle zu bringen und frei über ihn verfügen zu können. Er meldete daher eine Assistentenstelle bei den Museen für ihn an; sie wurde 1900 bewilligt. Damit war der durch Geist und Tatkraft ausgezeichnete Mann den Museen gesichert und zugleich in die Lage versetzt, sich seiner großen, mit Begeisterung ergriffenen Aufgabe dauernd zu widmen.

Das Museum für Völkerkunde

Im Museum für Völkerkunde erhielt die seit dem Einzug in den Neubau selbständige, von dem 1888 zum Direktor ernannten Dr. Voss geleitete vor- und frühgeschichtliche Abteilung 1890 einen bedeutenden Zuwachs durch die vom Kaiser angekaufte und dem Museum geschenkte Sammlung Chlingensperg, die den bei Reichenhall ausgegrabenen Inhalt von 650 Gräbern aus der Merowingerzeit umfaßte*). Auch die völkerkundliche Sammlung konnte sich wertvoller Zuwendungen von seiten des Kaisers erfreuen. Sie bekam von ihm 1891 und 1892 Sammlungen ethnologischer Gegenstände aus Peru und Brasilien und von den Südseeinseln. Auch private Stiftungen trugen zu dem starken Aufschwung, den das Museum in den neunziger Jahren nahm, in hohem Maße bei, so besonders das für Erwerbungen und Expeditionen bestimmte Joostsche Vermächtnis im Betrage von 300 000 Mark und die Bässlersche Schenkung von etwa elftausend peruanischen Altertümern, deren Wert ebenfalls in die Hunderttausende ging. Einen wahren Schatz von völkerkundlich und zugleich künstlerisch bedeutsamen Altertümern konnte das Museum aus eigenen Mitteln in der Sammlung der Bronzen von Benin aus dem Besitz des Konsuls Schmidt aus Lagos (Nigeria) erwerben. Um das Zustandekommen dieses Ankaufs war Schöne sehr bemüht. In gleicher Weise sorgte er für Erwerbungen aus den ostafrikanischen Kolonien und für die Beschaffung von Abgüssen der indischen Skulpturen von Cambodscha. Dem Assistenten Professor Grube ermöglichte er eine Studienreise nach China und Japan und ihre Verlängerung um ein volles Jahr. Mitbestimmend war dabei für ihn die Einsicht, daß die ostasiatischen Sammlungen des Museums, insbesondere die japanische, dringend der Hebung sowohl an Umfang wie an künstlerischem Wert bedurften. Seine starke Anteilnahme an der Arbeit der Ethnologen bekundete er auch damit, daß er für ihr

*) Max von Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern, Reichenhall 1890.

Museum 1894 eine eigene Bibliothek begründete. Gelegenheit, dieser Teilnahme auch vor weiteren Kreisen Ausdruck zu geben, boten ihm die Feier des siebenzigsten Geburtstage von Rudolf Virchow, des alten Freundes und Förderers der völkerkundlichen Abteilung, am 13. Oktober 1891, und die gleiche Feier zu Ehren von Adolf Bastian am 26. Juni 1896, die mit der Aufstellung von dessen Büste im Museum für Völkerkunde verbunden war.

Das Kunstgewerbemuseum und die Unterrichtsanstalten

Als Schöne im Sommer 1891 die Kunstausstellung in München besuchte, fiel ihm unter den dort vertretenen Werken französischer Bildhauer ein Rahmen mit Medaillen und Plaketten des damals in weiteren Kreisen noch wenig bekannten Meisters Oscar Roty auf. Er fand darin „die französische Kleinplastik auf das glänzendste und anmutigste vertreten“ und ließ alsbald durch den Geschäftsführer der Ausstellung an Roty mitteilen, daß er den Rahmen für 8000 Francs für die Berliner Museen zu erwerben wünsche. Roty antwortete selbst an Schöne, daß er gern bereit sei, die Medaillen und Plaketten den Museen zu überlassen, daß er sie aber vor ihrer Ablieferung noch auf ihre Patina hin prüfen möchte. Auch würde er gern noch einige interessante Stücke in den Rahmen einfügen und darin Platz offen lassen für andere Plaketten, die er absenden werde, sobald sie fertig seien. Er fügte noch hinzu, daß ihm sehr viel an einer guten Beleuchtung seiner Werke liege; in München seien sie schlecht beleuchtet gewesen, daß er sich wundere, daß überhaupt jemand darauf aufmerksam geworden sei. Schöne ging mit Freuden auf Rotys Absichten und Wünsche ein und erreichte, daß der Kultusminister die 8000 Francs zur Verfügung stellte und die damit erworbene Sammlung dem Kunstgewerbemuseum überwies. Das geschah um dieselbe Zeit, als Alfred Lichtwark die Sammlung moderner französischer Medaillenkunst bei der Kunsthalle in Hamburg begründete^{*)}. Ein späterer Brief von Roty an Schöne zeigt, daß dieser auch weiterhin mit ihm in Verbindung blieb und daß Roty sein Versprechen, den Museen von Zeit zu Zeit neue Schöpfungen anzubieten, gehalten hat. Das Kunstgewerbemuseum kam so in den Besitz noch weiterer Werke des hervorragenden Künstlers. Auch von anderen französischen Künstlern wurden mit der Zeit Medaillen erworben. Diese und andere Ankäufe vorbildlicher Schöpfungen des neuzeitlichen Kunsthandwerks sollten vor allem der Unterrichtsanstalt des Museums anregende Nahrung zuführen. Schöne war darauf um so mehr bedacht, als Lessing, der Leiter der Sammlung, zur Erwerbung von Werken der Gegenwart wenig geneigt war. So erreichte Schöne auch, daß der Kaiser 30 000 Mark zum Ankauf kunstgewerblicher Gegenstände auf der Weltausstellung in Chicago 1893 bewilligte.

^{*)} Vgl. Alfred Lichtwark. Reisebriefe 73 ff.

Die historischen Bestände der Sammlung erhielten einen wertvollen Zuwachs durch eine andere Zuwendung des Kaisers, die den Ankauf von neun Glasfenstern aus der Kapelle des Landauer Klosters in Nürnberg ermöglichte. Als besonders gewünschtes Geschenk fiel dem Museum kurz vor der Jahrhundertwende die Orlopsche Stiftung für Publikationen zu.

Die von Jessen geleitete Bibliothek des Kunstgewerbemuseums war von allen Einrichtungen, die Schöne unterstanden, die, die ihm am wenigsten Sorge, Ärger und Mühe, wohl aber viel Freude bereitete. Der Bestand an Büchern, Abbildungswerken, Photographien, Ornamentstichen und sonstigen graphischen Blättern nahm ständig zu; praktische, den Bedürfnissen jedermanns entgegenkommende Einrichtungen erleichterten die Benutzung und steigerten die Zahl der Besucher von Jahr zu Jahr. Auch nach außen streuten Jessen und seine Mitarbeiter durch Vorträge, Führungen und Ausstellungen eine Fülle von Anregungen aus und spornten damit namentlich das Druck- und Buchwesen zu immer höheren Leistungen an. Mit besonderem Eifer bemühte sich Jessen um Gewinnung einer Sammlung, die sich auf ein bis dahin von der Bibliothek noch nicht gepflegtes Gebiet erstreckte und deren kunst- und kulturgeschichtlicher Wert von ihrer praktischen Bedeutung für das Kunstgewerbe der Gegenwart, insbesondere für die auf die Schöpfung einer deutschen Mode gerichteten Bestrebungen, fast noch übertroffen wurde. Es war das die in ihrer Art einzige kostümwissenschaftliche Sammlung, die der Begründer der Zeitschrift „Die Modenwelt“ Franz Freiherr von Lipperheide aus allen Kulturländern zusammengebracht hatte. Sie umfaßte alte und neue Kleiderkunst in rund 10 000 Bänden und 30 000 Einzelblättern. Ihr Schöpfer und Besitzer ließ sich nach längeren Verhandlungen bereitfinden, die Sammlung als geschlossenes Ganzes dem Staate für die Bibliothek des Kunstgewerbemuseums zu überlassen: „Alle Schaffenden in Berlin wissen heute, was sie dem seltenen Manne danken“, sagt Jessen mit Recht in seiner bei seinem Rücktritt von der Leitung der Bibliothek als Manuskript gedruckten Schrift „Die staatliche Kunstbibliothek (vormals Bibliothek des Kunstgewerbemuseums)“.

Der Unterricht am Kunstgewerbemuseum stand zu Beginn der neunziger Jahre noch ganz im Zeichen des Kopierens und Entwerfens historischer Ornamente. Daß er im Grunde unfruchtbar war, trat um so klarer zutage, je mehr die Einsicht wuchs, daß das deutsche Kunstgewerbe schöpferischer Kräfte bedürfe, um aus der Sackgasse herauszukommen, in die es durch die Wiederholung vergangener Stile geraten war. Zu denen, die sich Gedanken darüber machten, wie solche Kräfte geweckt und entwickelt werden könnten, gehörte der in Rom lebende Maler M. Meurer, der an der Unterrichtsanstalt des deutschen Gewerbemuseums tätig gewesen war und sich sowohl als Lehrer wie als Anreger neuer Einrichtungen verdient gemacht hatte. Schöne kannte und schätzte ihn und ließ deshalb seinen Vorschlägen zur Belebung des kunstgewerblichen Unterrichts ein williges Ohr. Was Meurer wollte, war nicht etwas grundlegendes Neues. Die Zeit war noch nicht reif für die Erkenntnis, daß das

Neue, das man erstrebte, in der Gesamtform der zu schaffenden Gegenstände liegen müsse; man suchte es vielmehr — noch ganz im Banne der Zierformen früherer Stilarten — im Ornament. So zielten auch Meurers Vorschläge für einen Unterricht im Studium und Darstellen von Naturformen, insbesondere von Pflanzenformen, in der Hauptsache auf ihre ornamentale Verwertung. Auch dieses Ziel war nicht ganz neu; schon vor Meurer hatten andere das Studium von Naturformen als ein brauchbares Mittel zur Belebung des kunstgewerblichen Unterrichts erkannt; aber sie hatten zu sehr an unmittelbare Verwendung von Naturformen für ornamentale Zwecke gedacht und nach einem Verfahren für das Stilisieren gesucht. Meurer dagegen sah das Ziel seiner Lehre in der Erkenntnis des Gesetzmäßigen in Wuchs und Gestalt der Naturformen und in seiner Übertragung auf die Kunstformen. Das Stilisieren, meinte er, komme von selbst durch den Zwang der Technik und des Werkstoffs und durch die Notwendigkeit, die jeweilige Naturform für die ästhetischen Bedingungen der jeweiligen Kunstform umzuwandeln. Von Schöne und Geheimrat Lüders vom Ministerium für Handel und Gewerbe gefördert, erreichte Meurer, daß zwei von den Teilnehmern an seinen in Rom abgehaltenen Lehrgängen, Homolka und Bloßfeldt, Lehraufträge für Zeichnen und Modellieren von Naturformen am Kunstgewerbemuseum erhielten und daß ihm jährlich Stipendiaten zugesandt wurden, die er in seine Lehre einzuführen hatte und zur Herstellung seines graphischen und plastischen Unterrichtsmaterials heranziehen konnte.

Wenn trotz dieser Förderung gerade an der wichtigsten Stelle, der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, Meurers Bestrebungen sich nicht voll auswirkten, so lag das wohl zum Teil daran, daß der Direktor Ewald nicht für Anwendung der Ergebnisse des Naturformenunterrichts in den anderen Klassen der Anstalt sorgte oder, wenn er es wollte, bei den Lehrern dieser Klassen nicht durchdrang. Aber auch an den dem Handelsministerium unterstehenden provinziellen Kunstgewerbeschulen, an denen Meurers Lehre Eingang fand, kam es nicht oder nur in geringem Umfang zu den von ihr erhofften Früchten in Gestalt eigenartiger Neuschöpfungen. Mag daran die Lehre selbst schuld gewesen sein, mag sie durch das strenge Studium des Gesetzmäßigen der Naturformen und der daraus abgeleiteten Kunstformen die schöpferischen Kräfte der Jugend eher gelähmt als gefördert haben, — tatsächlich konnte sich die von Meurer angeregte Bewegung nicht durchsetzen, weil sie von einer anderen überflutet wurde, die um 1895 von starken Künstlerpersönlichkeiten ausging.

Einer von diesen Künstlern, die sämtlich als Maler oder Bildhauer in München tätig waren, war der Hamburger Maler Otto Eckmann. Durch japanische Vorbilder im Museum für Kunst und Gewerbe seiner Vaterstadt angeregt, schuf er farbige Holzschnitte, Initialen, Umrahmungen, Seiten-, Kopf- und Schlußleisten, die in der 1895 begründeten Zeitschrift „Pan“ und in der 1896 geschaffenen Münchener „Jugend“ erschienen und ihn bald bekannt machten als Vertreter eines neuen Stils, dessen Eigenart in anmutig geschwungenen, mit Pflanzen- und Tiermotiven spielenden Linien bestand. In gleicher Anlehnung

an die Natur hatte schon etwas früher der nach naturwissenschaftlichem Studium zur Bildhauerei übergegangene Hermann Obrist neuartige Muster für Seidenstickereien entworfen. Nicht aus einer wohldurchdachten Methode, sondern aus innerem Drang und tiefem Naturgefühl junger Künstler — Peter Behrens, Hans Christiansen, August Endell, Bernhard Pankok, Richard Riemerschmid und Bruno Paul — entstand so ein neuer Stil, ein Stil freilich, der, rein ornamental und überschwänglich in seinen Anfängen, noch mancher, von seinen Schöpfern selbst bewirkter Wandlung bedurfte, um so tektonisch und streng zu werden, wie er auf den Weltausstellungen in St. Louis 1904 und Brüssel 1910 als der neue deutsche Stil in Erscheinung trat. Wenn diese ganze Entwicklung und ihre erfreulichen Ergebnisse heute unter der Bezeichnung „Jugendstil“ (bei der wohl die Münchener Zeitschrift *Pate* gestanden hat) bekannt sind, so handelt es sich dabei um die industrielle Ausschlichtung der neuen Bewegung, die allerdings die Gefahren enthüllte, die jene Künstler mit ihren zum Teil kühnen und absonderlichen Gebilden für das Kunstgewerbe heraufbeschworen hatten. Insofern war es gewagt, im Jahre 1897, also ganz im Anfang der Bewegung, einen ihrer Hauptexponenten als Lehrer an das Berliner Kunstgewerbemuseum zu berufen. Schöne übernahm die Verantwortung für das Wagnis, indem er auf Antrag von Direktor Ewald dem Minister Otto Eckmann als Lehrer für die Ornamentklasse der Unterrichtsanstalt vorschlug und zugleich als damaliger stellvertretender Leiter der Kunstabteilung des Ministeriums für die Genehmigung des Antrags eintrat.

Das Wagnis gelang. Eckmann, der bis dahin noch nicht unterrichtet hatte, erwies sich als stark anregender, Kräfte weckender Lehrer. Was aber für die Durchdringung der Schule mit fortschrittlichem Geist noch wichtiger war: er wuchs in seiner eigenen Arbeit, die er allmählich auf verschiedene Gebiete wie Metallgeräte, Möbel, Teppiche, Tapeten ausdehnte, über den Ornamentisten hinaus zum Neugestalter alles dessen, was zur Ausstattung eines gepflegten Hauses gehört. So entwarf er in amtlichem Auftrag die Einrichtung eines Musikzimmers (Flügel, Notenpult, Mappenständer, Stuhl, Teppich), die für die Weltausstellung in Paris bestimmt war. Schöne begleitete die Entstehung gerade dieser Arbeiten mit freudiger Teilnahme. Ob ihm die aus den Mitteln zur Ausführung von Staatsaufträgen bestrittenen Arbeiten anderer Lehrer wie ein Tafelsilber für das Handelsministerium, eine Uhr und Schreibtischgeräte für das Kultusministerium, Altargeräte für die Gnadenkirche u. a. ebenso befriedigten, kann ich nicht sagen, wohl aber, daß ihm die Art mißfiel, wie sich ein bestimmtes Werk entwickelte, an dessen gutem Gelingen ihm gelegen sein mußte. Die Aufgabe, für die auf Antrag von Ewald besondere Staatsmittel zur Verfügung gestellt wurden, bestand in der Herstellung eines „Festapparates“ für Grundsteinlegungen, Einweihungen, Jubiläumsfeiern und ähnliche Veranstaltungen, an denen der Kaiser beteiligt war. Die gesamte Ausrüstung sollte Thronessel, Stühle, Rednerpult, Teppiche, Wandbehänge, Hammer, Kelle, Mulde umfassen. Die Herstellung der Modelle war dem Architekten Rieth und

dem Maler Döpler d. J. und ihren Klassen übertragen. An der Ausführung der Gegenstände war der Holzbildhauer Taubert mit seiner Klasse und Werkstatt beteiligt. Die Lösung der Aufgabe zog sich über fünf Jahre hin. Sie kostete auch Schöne viel Zeit durch zahlreiche Besichtigungen der Entwürfe und Modelle, die wiederholt geändert werden mußten. Zweimal führte Schöne das Ganze dem Kaiser vor, wobei dieser das erstemal noch besondere Bestimmungen traf. Im März 1903 konnte ihm die fertiggestellte Ausrüstung gezeigt werden. Wie es ihm gefiel, hat Schöne in seinem Tagebuch nicht vermerkt. Er selbst war weniger durch das Werk selbst als durch die Befreiung von einer Last befriedigt, die ihn jahrelang bedrückt hatte. Der ganze Verlauf der Sache war eine Bestätigung dafür, daß man gut daran getan hatte, mit der Berufung Eckmanns der Unterrichtsanstalt auch sonst neues Blut zuzuführen. Um so schmerzlicher war der Verlust, den die Anstalt durch seinen frühzeitigen Tod im Jahre 1902 erlitt.

INNERES LEBEN DER MUSEEN

Führungen und Vorlesungen

Als Veranstaltungen der Museen, die ihre Bildungsgüter dem Verständnis weiterer Kreise näherbringen sollten, setzten zu Beginn der neunziger Jahre, von Schöne angeregt, Führungen der Museumsbeamten durch ihre Abteilungen ein. Um dieselbe Zeit kamen auch Vortragskurse und Führungen für bestimmte Berufsgruppen in Gang. Zwei dieser Einrichtungen fanden so viel Anklang, daß sie, regelmäßig wiederholt, ein Vierteljahrhundert überdauerten. Eine davon war der archäologische Ferienkursus für Gymnasiallehrer, der seit 1890 alljährlich während der Osterferien unter der Leitung der Generalverwaltung stattfand.

Noch in den achtziger Jahren kam es in den Gymnasien nur selten vor, daß Lehrer der klassischen Sprachen ihren Schülern Abbildungen antiker Kunstdenkmäler vorführten oder gar mit ihnen Modelle antiker Bauwerke anfertigten. Die meist lediglich philologisch geschulten Lehrer besaßen dazu weder die nötigen Kenntnisse noch durch eigene Anschauung gewonnene Eindrücke, und den wenigen, die auf der Universität an archäologischen Vorlesungen oder Übungen teilgenommen hatten, fehlte es an den erforderlichen Anschauungsmitteln. Diese Mängel wurden, je mehr Denkmäler des Altertums durch die großen Ausgrabungen ans Licht kamen, um so fühlbarer. Ihnen abzuhelpen, regte Conze auf der Görlitzer Philologenversammlung von 1889 archäologische Aus- und Fortbildung der Philologen und Herstellung von Anschauungsmitteln für die Schulen an. Wohl eine Folge davon war, daß noch in demselben Jahr im Kreise der Berliner Philologen der Wunsch nach einem archäologischen Ferienkursus auftauchte. Die Erste Unterrichtsabteilung des Kultusministeriums nahm ihn freundlich auf und vereinbarte mit Schöne einen ersten Lehrgang für die Osterferien 1890. Über den Erfolg konnte er im Jahresbericht der Generalversammlung für 1890/91 mitteilen: „Es wurde mit großer Genugtuung empfunden, daß durch diesen Kursus Gelegenheit geboten war, die Schätze der Kgl. Museen und die Forschungen ihrer Beamten und einzelner anderer Gelehrter auf einem neuen und, wie zu hoffen steht, besonders fruchtbaren Wege nutzbar zu machen.“ Wie bei diesem ersten Lehrgang, so kümmerte sich Schöne auch

bei den jährlich wiederkehrenden um die Aufstellung des Programms und die Gewinnung der nicht den Museen angehörigen Dozenten, begrüßte bei Eröffnung jedes Jahrgangs die Teilnehmer und lud sie mit den Vortragenden zu einem Abend in sein Haus ein. Er bewirkte auch mit Conze die Ausdehnung der Kurse auf Bonn und Trier, schlug vor und half mit, die anderen größeren Bundesstaaten zur Einrichtung ähnlicher Lehrgänge zu bewegen.

Die zweite Einrichtung von langer Dauer waren die Museumsführungen für Arbeiter. Angeregt hat sie wohl der Begründer und Leiter der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen (später Zentralstelle für Volkswohlfahrt) Geheimrat Post. Seine erste Besprechung mit Schöne fand im Januar 1896 statt. Dieser hat die Einrichtung dem Minister empfohlen und sie, als sie nach gut ausgefallenen Versuchen zu einer von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt betreuten Dauereinrichtung wurde, stets im Auge behalten und gefördert. Mit der Zeit „gewannen diese Führungen ein Ausmaß und eine Vertiefung, daß sie als wichtigste Vorarbeit für die Bestrebungen unserer Tage anzusprechen sind.“ (Berliner Museen LVI Jahrgang 1935, 39.)

Welchen Umfang das gesamte Vortrags- und Führungswesen bis zur Jahrhundertwende in den Museen annahm, lehrt eine Zahlenangabe (Rede, 17. März 1905 im Abgeordnetenhaus). Die Zahl der im Jahre 1901 in den Museen abgehaltenen Vorlesungen und Führungen betrug 715 und die der Teilnehmer 18 000.

Veröffentlichungen

Auch die Veröffentlichungen der Museen, Erstausgaben sowohl wie Neuauflagen und Fortsetzungen, nahmen im Laufe der neunziger Jahre beträchtlich zu. Die Gemäldegalerie, die Sammlung von Bildwerken der christlichen Epoche, die Antikenabteilung, die Ägyptische Abteilung und die Bibliothek des Kunstgewerbemuseums brachten Verzeichnisse ihrer Bestände heraus, außerdem das Antiquarium den Gemmenkatalog, die Bibliothek des Kunstgewerbemuseums das Verzeichnis der Ornamentenstichsammlung und eine Reihe von Werken mit ornamentalen und dekorativen Entwürfen. Von den Handbüchern erschienen — außer dem Werk „Italienische Plastik“ von Bode — die Bände „Gold und Silber“ von Lessing, „Der Kupferstich“ von Lippmann, „Buddhistische Kunst in Indien“ von Grünwedel, „Münzen und Medaillen“ von Sallet, „Die Konservierung von Altertumsfunden“ von Rathgen und „Aus den Papyrus der Kgl. Museen“ von Schubart. Ein besonderes Anliegen für Schöne war die Förderung der Werke über die Ausgrabungen von Olympia und Pergamon. Das Olympiawerk konnte in den Jahren 1890—1897 in fünf Bänden erscheinen, von dem 1885 mit Band II begonnenen Pergamonwerk nur der die Inschriften enthaltende Band III. Auch um die Förderung und das gute Gelingen des 1899 begonnenen und 1900 erschienenen großen Werkes über die Hohenzollern-

medaillen war Schöne ständig bemüht. 1897 trat er bei dem Kultus- und dem Finanzminister dafür ein, daß die Generalverwaltung die Veröffentlichungen der Museen in eigene Regie bekam.

Entwicklung im Personalbestand

Von den Persönlichkeiten, die im Laufe der neunziger Jahre an die Museen berufen wurden, blieben ihnen einige für die Dauer ihrer Dienstzeit erhalten: so neben Wiegand Hermann Winnefeld, der als Assistent und später als zweiter Direktor der Antikenabteilung sich um die Einrichtung des ersten Pergamonmuseums und die Veröffentlichungen der Grabungsergebnisse Verdienste erwarb; ferner Max J. Friedländer, Assistent, später zweiter Direktor bei der Gemäldegalerie und schließlich Direktor des Kupferstichkabinetts, ein hervorragender Kunstkenner und als geschäftlich gewandter Beamter während der Krankheitszeiten von Bode, die sich seit 1894 über Jahre hinzogen, eine wichtige Stütze für die Gemäldegalerie; weiter Kurt Regling, zunächst als Volontär beim Münzkabinett beschäftigt und zuletzt dessen Direktor, ein hochangesehener Fachmann, besonders auf den Gebieten der griechischen Münzen und der Renaissancemedailen; und schließlich Heinrich Schäfer, der 1890 bei den Museen eintrat und 1914 als Nachfolger von Erman Leiter der Ägyptischen Abteilung wurde.

Andere junge Gelehrte, die in den neunziger Jahren an die Museen kamen, verließen sie nach einigen Jahren wieder, um dem Ruf an eine Universität Folge zu leisten, so die Archäologen Winter, Pernice, Schrader, der Ägyptologe Sethe und der Kunsthistoriker Vöge. Von den älteren Assistenten ging Furtwängler als Professor nach München, der Ägyptologe Steindorff in gleicher Eigenschaft nach Leipzig und der seit 1886 am Kunstgewerbemuseum tätige Otto von Falke nach Köln als Direktor des dortigen Kunstgewerbemuseums, von wo er 1908 nach Berlin zurückkehrte, um als Nachfolger Lessings Direktor des Kunstgewerbemuseums und 1920 als Nachfolger Bodes Generaldirektor der Museen zu werden.

Von den Verlusten, die durch den Tod der Direktoren Grunow, Humann, Curtius und Sallet die Museen betrafen, gingen die von Curtius und Humann, die beide 1896 starben, Schöne sehr nahe. In Curtius verlor er den alten Freund, dem er sich von seinen Anfängen als Gelehrter und Beamter her für mancherlei Beweise von Wohlwollen und Förderung zu Dank verpflichtet fühlte, den er als Menschen um seines reinen, warmherzigen und begeisterungsfähigen Wesens willen wie als Gelehrten wegen seiner Verdienste um die Altertumskunde, vor allem um die Aufdeckung von Olympia verehrte und mit dem ihn viele Jahre fruchtbarer Zusammenarbeit am Museum eng verbunden hatten. In diese Gefühle der Dankbarkeit, Verehrung und Verbundenheit müssen sich freilich

bei ihm andere gemischt haben, die jene zwar nicht abschwächten, es ihm aber erschwerten, in dem Nachruf auf Curtius, den er für das Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen (Band XVII, 1896, 215 ff.) verfaßte, seinem Wirken als Leiter des Antiquariums voll gerecht zu werden. Er wird wohl gefühlt haben, daß es richtiger gewesen wäre, wenn er Curtius schon etliche Jahre vor seinem Tode zur Aufgabe einer Stellung bewogen hätte, für die er seiner ganzen Natur nach wenig geschaffen war. Am 6. Oktober 1896 schrieb er an seinen Bruder: „Sehr geplagt habe ich mich an einem Nachruf für Curtius. Ich habe mich auf seine Beziehungen zum Museum beschränkt; denn ich konnte mich nicht entschließen, das, was man in allen Zeitungen gelesen hat, nochmals aufzuwärmen. Zu fürchten ist freilich, daß man den paar Zeilen die Mühe anmerken wird, die sie mir gemacht haben; es wollte gar nicht fließen.“

Ohne Hemmungen, wie sie ihm den für das Jahrbuch bestimmten Nachruf erschwert hatten, verfaßte Schöne die Gedächtnisrede auf Curtius, die er bei der Winckelmannfeier der Archäologischen Gesellschaft in Berlin am 9. Dezember 1896 hielt. Er entwarf darin ein Bild von der Entwicklung der Altertumswissenschaft und pries Curtius als einen der glücklichsten in der Reihe der großen deutschen Forscher, die seit anderthalb Jahrhunderten an der Wiedererweckung des griechischen Geistes gearbeitet hätten: Wenn man sich vergegenwärtige, wie nicht eine philologische Grille, sondern nur das tiefste Bedürfnis des produktiven Geistes unserer Nation dem griechischen Altertum seine Stelle in unserer Bildung zu geben vermocht habe, so habe man zugleich die Stelle und den Geist bezeichnet, von dem Curtius' ganze Lebensarbeit beherrscht gewesen sei. Er sei getrieben und geleitet gewesen von der Zuversicht, daß an dem hellenischen Geiste das Schaffen unserer Nation sich immer von neuem befruchten und bilden werde.

Für die Museen war Humanns Tod ein weit schwererer Verlust als der von Curtius. In Humann war, wie Schöne in seinem Nachruf (Jahrbuch der Preuss. Kunstsammlungen, Band XVII, 1896, 157 ff.) sagte, kluger Spürsinn, erfahrene Kenntnis von Land und Leuten des vorderen Kleinasien, unermüdliche Arbeitslust und eine helle, lautere und feurige Begeisterung für Vaterland und Wissenschaft in einer Weise vereinigt, „wie sie auf Erden gar selten so stark und so rein sich zusammen finden“. Als dringend empfand Schöne die Pflicht, der Witwe des Mannes, dem die Museen in den pergamenischen Funden Schätze von unermäßigem Werte verdankten, ein für sie und ihre Kinder ausreichendes Einkommen zu sichern. Da das auf normalem Wege nicht möglich war, mußte Schöne das Finanzministerium dafür gewinnen, sich an einem Antrag auf Bewilligung eines Kaiserlichen Zuschusses zur Witwenpension zu beteiligen. Seine Bemühungen hatten den gewünschten Erfolg.

Auch dem im November 1897 verstorbenen Direktor des Münzkabinetts Alfred von Sallet widmete Schöne im Jahrbuch der Kunstsammlungen (Band XVIII, 1898) einen Nachruf. Eigenheiten des feinsinnigen, reich begabten und umfassend gebildeten Mannes, der in seinen letzten Jahren den Verkehr mit ihm er-

schwert haben müssen, sind darin so taktvoll berührt, daß sein Freund Imhoof-Blumer seinem Dank an Schöne für die Übersendung des Nachrufs die Worte hinzufügen konnte: „Die wohlwollende, liebevolle Würdigung, die durch Sie mein alter lieber Freund gefunden, hat mir wahrhaft wohlgetan. Zartfühlend haben Sie kaum angedeutet, was man anders an dem Dahingeschiedenen gewünscht hätte, sicher ebenfalls in dem Bewußtsein, wie lange Sallet geistig und körperlich gelitten hatte.“

Grunows Tod im Jahre 1893 bedeutete für Schöne eher eine Erleichterung als einen Verlust. Auch bedurfte es für ihn am Kunstgewerbemuseum, als dessen Erster Direktor Grunow 1885 mit übernommen worden war, keines Ersatzes. Die Verwaltungsgeschäfte, die er geführt hatte, wurden dem Direktor Lessing übertragen und die Stelle des Ersten Direktors eingezogen.

Persönlich näher ging Schöne der Tod des ehemaligen Direktors der Gemäldegalerie Julius Meyer, der ebenfalls im Jahre 1893 starb. Der Nachruf auf ihn, den er im Jahrbuch der Kunstsammlungen (Band XV, 1894, 1 ff.) veröffentlichte, ist so warm und frisch gehalten, daß man darin nichts von den Schwierigkeiten spürt, die für Schöne aus manchem Versagen des Verstorbenen und den dadurch verursachten zahlreichen Beschwerden Bodes in den achtziger Jahren erwachsen waren.

Bode, dessen langgehegter Wunsch, selbständiger Leiter der Gemäldegalerie zu werden, sich nach dem Ausscheiden Meyers im Jahre 1890 erfüllt hatte, wünschte mit der Zeit noch eine feste Regelung seines Verhältnisses zur Sammlung von Bildwerken der christlichen Epoche, die er seit der Übernahme der Gemäldegalerie nur noch als ihr vorläufiger Verwalter leitete. Schöne, seinem Wunsche entgegenkommend, erwirkte 1898 einen Ministerialerlaß, der Bode die Oberleitung der Sammlung auch für den Fall der Wiederbesetzung der erledigten Direktorstelle übertrug und für die Zukunft die beiden Sammlungen zwei gemeinschaftlichen Direktoren unterstellte, von denen der erste Direktor die entscheidende Stimme über Ankäufe und Aufstellung haben sollte. In der Antikensammlung wurde nach dem Tode von Curtius dessen Stelle nicht wieder besetzt, sondern Kekulé beauftragt, neben der Skulpturensammlung das Antiquarium kommissarisch zu leiten. Für die eingegangene Direktorstelle erhielt die Abteilung eine weitere Assistentenstelle, die Erich Pernice übertragen wurde.

Überblickt man die Reihe derer, die in den achtziger und neunziger Jahren an die Museen kamen und an ihnen selbst oder, nachdem sie wieder ausgeschieden waren, in anderen Stellungen zu hohem Ansehen gelangt sind, so staunt man, daß es trotz der mäßigen Direktoren- und Assistentengehälter, die den Museen zu Gebote standen, gelungen ist, so viele wertvolle Persönlichkeiten für sie zu gewinnen. Daß das manchmal sehr schwer war, hat uns die Berufung eines Nachfolgers für Conze gezeigt. Aber auch, weil er sie für grundsätzlich geboten hielt, bemühte sich Schöne unablässig, eine Erhöhung der Gehälter der höheren Museumsbeamten zu erreichen. Sein ständig verfolgtes Ziel war die

Angleichung der Gehälter der Direktoren an die der ordentlichen Professoren der Universitäten und der der Assistenten an die der außerordentlichen Professoren und der Oberlehrer (Studienräte) der höheren Lehranstalten. 1897 kam es endlich im Rahmen einer allgemeinen Besoldungsverbesserung der mittleren und höheren Beamten auch für die Beamten der Museen zur Erhöhung ihrer Bezüge. Für die Direktoren wurde ein Gehalt von durchschnittlich 7250 und höchstens 9000 Mark und für die Assistenten ein solches von durchschnittlich 3400 und höchstens 4800 Mark festgesetzt. Dazu kam noch der für Berlin vorgesehene Wohnungsgeldzuschuß. Schönes eigenes Gehalt, von dem bei seiner Anstellung als Generaldirektor 1000 Mark für einen Justitiar abgezweigt worden waren, wurde ohne sein Zutun von 11 000 wieder auf 12 000 Mark gebracht.

Die Gehälter der Unterbeamten und die Bezüge der Lohnbediensteten waren schon im Jahre 1890 erhöht worden. Zur Aufbesserung der mittleren und höheren Beamten konnte der Finanzminister sich erst entschließen, nachdem sich durch seine Steuerpolitik und den Aufschwung der Wirtschaft der Stand der Staatsfinanzen beträchtlich gehoben hatte. Daß er dank diesem Umstand sich auch zur Erhöhung der Erwerbungsmittel der Museen und zur Bewilligung von Mitteln für ihre großen Bauvorhaben bereitfinden ließ, haben wir schon gesehen.

REISEN UND ANSPRACHEN

Schöne überwand die Mühen und Erregungen, die ihm die neunziger Jahre brachten, verhältnismäßig gut. Auch anstrengende Dienstreisen konnte er sich zumuten. So war er 1894 wegen eines Raffaelkartons in England und 1896 nochmals, mit Tschudi zusammen, um auf Bodes Wunsch Bilder anzusehen, die für die Museen in Betracht kamen. Von seinen 1898 unternommenen Reisen nach London wegen der Sammlung Hope und nach Bordighera wegen der Erweiterung des Kunstgewerbemuseums war schon die Rede. In demselben Jahre besuchte er in Amsterdam die Rembrandtausstellung, 1899 in Antwerpen die Van-Dyck-Ausstellung und in Brüssel das Musée des Arts et de l'Industrie, wo ihn die Aufstellung der Gipsabgüsse und die Sammlung von Kartons und Studien zu monumentalen Gemälden besonders anzogen. Im gleichen Jahre war er wieder in London zum Besuche der Rembrandtausstellung, der Ausstellung von Werken des Präraffaeliten Burne Jones, von Galerien und Kunsthändlern. Außerdem reiste er wiederholt nach München, Dresden und Düsseldorf zur Besichtigung von Kunstaussstellungen, Sammlungen und Werkstätten.

Zu seinen dienstlichen Aufgaben gehörten auch die Ansprachen und Trinksprüche, die er als Vertreter der Museen oder des Ministeriums bei festlichen Gelegenheiten zu halten hatte. So sprach er 1891 beim fünfzigjährigen Doktorjubiläum von Ernst Curtius, 1895 bei der Feier des achtzigsten Geburtstages von Menzel, 1896 bei der Zweihundertjahrfeier der Akademie der Künste, 1898 bei der Eröffnung des Künstlerhauses des Vereins Berliner Künstler und 1899 bei der Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule in Charlottenburg. In der Ansprache bei der Menzelfeier sagte er: „Wir (die Museen) haben eine bescheidene Aufgabe an der Kunst zu erfüllen, die weit zurücktritt hinter dem Glanz der künstlerischen Schöpferkraft. Aber wir erfüllen sie mit Begeisterung und haben keine größere Freude und Genugtuung, als wenn wir dem großen Künstler zu Genuß und Studium darbieten können, was ihm von alter Kunst willkommen und erfreulich ist, oder wenn wir seine eigenen Werke hegen und pflegen dürfen.“ Das waren nicht schöne Worte, um Menzel zu huldigen, für Schöne war es tatsächlich immer eine besondere Freude, wenn ein bedeutender Künstler sich für Kunstwerke der Museen erwärmte. So erzählt Lichtwark (Reisebriefe I 171), daß Schöne, als er Ende August 1894 Roty durch die Gemäldegalerie führte und dieser sich besonders für die alten deutschen und niederländischen Meister begeisterte, wie bezaubert er gewesen sei von Rotys Wesen und seinem eindringenden Verständnis.

Dritter Teil

SCHÖNE ALS GENERALDIREKTOR
DER KÖNIGLICHEN MUSEEN IN BERLIN

Dritter Abschnitt

DIE JAHRE 1900—1905

Dritter Teil

DER KÖNIGLICHEN MUSEEN IN BERLIN
SCHÖNE ALS GENERALDIREKTOR

Dritter Abschnitt

DIE JAHRE 1800—1805

VOLLENDETE BAUTEN

In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts gelangten drei wichtige Bauten zur Vollendung, von denen die ersten beiden das vorläufig abschließende Ergebnis all der mühevollen Planungsarbeit darstellen, in die wir Schöne seine gesamte Amtszeit als Generaldirektor hindurch eingespannt sahen. Es war eine schwierige Aufgabe angesichts der vielfachen Widerstände und Hindernisse, die es immer wieder zu überwinden galt, und angesichts mancher unvermeidlicher Verzichte auf Gedanken, die geopfert werden mußten, wenn man überhaupt zu Ergebnissen gelangen wollte.

Wir haben gesehen, wie durch die Bereitstellung der ersten Baurate für das Renaissance- und das Pergamonmuseum schließlich die Befriedigung dringendster Bedürfnisse der Museen gesichert war. Schöne sah sich damit vor eine Aufgabe gestellt, der Zeit und Kraft für einige Jahre zu opfern sich lohnte. Als Generaldirektor und Vorsitzender der von den drei beteiligten Ministern neu gebildeten Museums-Baukommission hatte er ein gut Teil Verantwortung für das Gelingen der beiden Bauten. Um so erheblicher wurde er damit belastet, als Bode wegen der Leiden, die ihn seit 1894 plagten und oft arbeitsunfähig machten, sich um den Bau des Kaiser Friedrich-Museums nicht beständig kümmern und sich mit Schöne, Ihne und dem mit der technischen und geschäftlichen Bauleitung beauftragten Landesbauinspektor Hasak nicht so im Einvernehmen halten konnte, wie es zum Vorteil der Sache wünschenswert gewesen wäre.

Das erste Pergamonmuseum

Für das Pergamonmuseum hatte Professor Wolff, der Entscheidung des Kaisers entsprechend, der nur einen behelfsmäßigen Bau errichtet haben wollte, Außenwände mit einem Eisengerippe vorgesehen. Die zu seinem Entwurf gehörte Akademie des Bauwesens mißbilligte die durch das häßliche Eisengerüst bedingte äußere Erscheinung des Gebäudes und schlug für die Außenwände eine Bauweise mit Werksteinverkleidung vor. Zur Deckung der dadurch entstehenden Mehrkosten empfahl sie, die Breite des Altarumgangs von zehn

auf acht Meter herabzusetzen. Der Arbeitsminister schloß sich ihrem Gutachten an und setzte die Baukosten endgültig auf 850 000 Mark fest.

Wie die zu geringe Bodenfläche, so benachteiligte auch die zu geringe Höhe des Gebäudes die Wirkung des Altars. Das wurde besonders fühlbar, als man sich während des Baus entschloß, die Säulenhalle, die einst den Altar oben rings umgeben hatte, zum Teil wieder zu erstellen. Im Bauprogramm war das nicht vorgesehen, weil das ursprüngliche Aussehen der Halle zunächst noch nicht feststand. Nachdem man sich aber darüber klargeworden war, lag es nahe, Säulen und Gebälk wenigstens an der Vorderseite wieder aufzurichten. Die Höhe des Raumes reichte gerade noch dafür aus; aber die Wirkung war nun anders, als wenn man den Raum für den Altar von vornherein größer und höher bemessen hätte. Mit Bedauern empfand man auch, daß trotz der Säulenhalle das Gesamtbild nicht das ursprüngliche war. Um Raum zu sparen, war die große Altartreppe in der Mitte durchschnitten und so ein Zugang zu dem Lichthof geschaffen, der in dem Bau die Stelle des massiven Mauerkerens einnahm. Alle diese Mängel sind in dem neuen Pergamonmuseum vermieden: man befindet sich hier in einem beträchtlich höheren Raum, hat die ganze ursprüngliche Hauptseite des Altars vor sich und kann den an den Wänden des Saales angebrachten Gigantenkampf aus richtiger Entfernung betrachten; nur hat diese Aufstellung, verglichen mit der im alten Pergamonmuseum den Nachteil, daß der Fries als Innenschmuck wirkt, während er tatsächlich einer des Äußeren war.

Für die Stellung, die der Kaiser dem Bau gegenüber einnahm, ist bezeichnend, daß er nach seiner Vollendung im Jahre 1901 keine förmliche Einweihung vornahm, sondern sich auf eine Besichtigung beschränkte, zu der nur die an dem Bau und seiner Einrichtung unmittelbar Beteiligten und mit Auszeichnungen Bedachten eingeladen werden durften. Einige Tage nach der Eröffnung schrieb Schöne an seinen Sohn Hermann: „Der Kaiser, der in Bezug auf diesen Bau immer wenig Entgegenkommen und Teilnahme gezeigt hatte, war augenscheinlich überrascht durch die Wirkung. Seine Kundgebung am Abend war denn freilich nicht sehr erfreulich. Man könnte recht vieles davon unterschreiben, wenn er es nur nicht so anders meinte als wir anderen. Frappiert bin ich immer wieder von seiner Begabung und dem Fond von Kraft und Temperament, der in ihm steckt. Er hat an dem Abend von sieben bis halb ein Uhr fast ununterbrochen auf das Lebhafteste gesprochen und immer frisch, interessant und amüsan, und, wenn man sich nicht zurückhält, fortreißend. Aber freilich, daß Kunst eine zarte Pflanze ist und daß das, worauf es in ihr ankommt, nur in Stille und Sammlung gedeiht, liegt ihm ganz fern. Ich habe leider kein Talent für den Kaiser. Zum wirksamen Verkehr mit ihm gehört mehr Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, als ich besitze, und eine Einwirkung auf ihn wäre nur durch häufigen Verkehr möglich, wie ihn nur die Leute seiner Umgebung mit ihm haben.“

Im ganzen machte das vom Kaiser als Behelf behandelte Pergamonmuseum durchaus nicht den Eindruck von etwas Vorläufigem. Auch seine Grundmauern

waren nicht so unzureichend, wie sie später hingestellt wurden, um seinen Abbruch zu rechtfertigen. Nur die des Architektursaales waren nicht auf die schwere Last berechnet, die sie zu tragen hatten. Das hätte sich aber mit einem Aufwand von 40 000 bis 60 000 Mark leicht ändern lassen. Triftige Gründe für den Abbruch des Gebäudes waren jedenfalls aus ihm selbst schwer herzuleiten; sie wären sicherlich in Zeiten, in denen der Landtag noch eine strengere Wachsamkeit über die Verwendung der Staatsgelder ausübte als nach 1900, auf Widerspruch gestoßen. Auch Bode hat, als er Generaldirektor wurde, zunächst nicht an den Abbruch gedacht. In seiner „Denkschrift betreffend Erweiterungs- und Neubauten bei den Königlichen Museen in Berlin“ vom Februar 1907 sagt er (Mein Leben II 241) ganz im Sinne Schönes: „In den Räumen des (Alten) Museums ist für große Monumente und umfangreiche Architekturteile, wie sie bei den Ausgrabungen in Baalbek, Milet und Didyma uns zugefallen sind und voraussichtlich noch weiter erworben werden, kein Platz mehr vorhanden. Dieser muß durch einen Erweiterungsbau gesucht werden, und zwar, wie das auch den früheren Beschlüssen entspricht, aus sachlichen Gründen im Anschluß an das Pergamonmuseum. Damit wird dessen provisorischer Bau, in Verbindung mit den neuen Räumen, seine definitive Gestalt bekommen können.“

Erst die großartigen Pläne von Messel für das Deutsche und das Pergamonmuseum, die sich nur verwirklichen ließen, wenn das erste Pergamonmuseum abgebrochen wurde, bestimmten Bode, für die Beseitigung einzutreten. Aber als ob er büßen sollte, daß er den auf ein umfassendes Antikenmuseum gerichteten Plan Schönes zugunsten des Kaiser Friedrich-Museums hintertrieben hatte, stellten sich der Durchführung seiner eigenen Baupläne Hindernisse auf Hindernisse in den Weg. Während das erste Pergamonmuseum in vier Jahren erbaut wurde, dauerte es zweiundzwanzig Jahre, bis das neue fertig dastand. Auch ist es Bode, als die finanziellen Schwierigkeiten sich häuften, nicht gelungen, zu erreichen, daß der Bau, auf den es ihm besonders ankam, in diesem Falle das Deutsche Museum, eher fertiggestellt wurde als das Antikenmuseum. Gegen den harten Willen Theodor Wiegands und dessen schon im Orient erprobtes Geschick, mit Widerständen aller Art fertigzuwerden, hat er sich nicht durchzusetzen vermocht.

Das Kaiser Friedrich-Museum

Der Bau des Kaiser Friedrich-Museums war gleichzeitig in Gang gekommen. Wie stark er Schöne in Anspruch nahm, zeigt mehr noch als sein Tagebuch die Unmenge der Briefe, die Bode in den Jahren 1897—1904 an ihn gerichtet hat. Von der allgemeinen Anlage und Zweckbestimmung der Räume bis zu den letzten Einzelheiten der Ausgestaltung und Einrichtung gibt es keine Frage, die nicht berührt wäre. Es sind längst nicht nur Fragen, die der Entscheidung des Generaldirektors oder des Vorsitzenden der Museumsbaukommission be-

durften. Oft war es Bode auch um Schönes eigenes Urteil in künstlerischen und Geschmacksfragen zu tun. Ein gut Teil der Briefe enthält Beschwerden, zu denen sich Bode durch Maßnahmen oder Unterlassungen der Bauleitung veranlaßt fühlte. Bei mancher von ihnen hat man den Eindruck, daß er, durch sein Venenleiden nervös gemacht, die Dinge schwerer nahm, als sie es verdienten. Er war dann auch leicht geneigt, mit seinem Rücktritt aus dem Ausschuß für den Neubau oder gar aus seinem Amte als Galeriedirektor zu drohen. In solchen Fällen zwischen den Beteiligten zu vermitteln und die bestehenden Gegensätze auszugleichen, kostete Schöne oft viel Mühe und Geduld, zumal Bode ihn gern für Mängel des Baus verantwortlich machte.

So kommt Bode in seinen Veröffentlichungen trotz seiner später gewonnenen Einsicht, daß es besser gewesen wäre, auch das Kunstgewerbe- und das Völkerkundemuseum in der Nähe der bereits vorhandenen zu errichten, wiederholt darauf zurück, daß das Kaiser Friedrich-Museum leider auf der Museumsinsel habe errichtet werden müssen und dazu noch an der wenigst geeigneten Stelle. Besonders drastisch drückt er das in dem Aufsatz aus, den er kurz vor der Eröffnung des Museums in der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ (3. Jahrgang, Heft 1, 33 ff.) veröffentlicht hat: „Schlimmer noch (als dem Pergamonmuseum) ist es dem Kaiser Friedrich-Museum ergangen, dem gleichfalls ein Platz auf der Museumsinsel angewiesen wurde, weil die 'große Kunst' hier vereinigt werden sollte: ihm wurde die Inself Spitze zugeteilt, ein langes Dreieck, auf dem der Neubau auf zwei Seiten vom Wasser, an der dritten von der Hochbahn begrenzt wird. Einen Monumentalbau an solcher Stelle kann man sich eigentlich nur als Preisaufgabe für Bauschüler denken.“ Den in diesen Worten enthaltenen Vorwurf schwächt er zwar ab: „In Berlin darf man aber schon aus Mangel an verfügbarem Raum nicht sehr wählerisch sein, von manchen anderen Rücksichten ganz abgesehen.“ Vielleicht beabsichtigte Bode unmittelbar vor der Eröffnung des Museums in dieser Weise Einwänden gegen seine bauliche Gestaltung zuvorzukommen. Denn er wußte ja sehr wohl, daß von den ersten Planungen an alle Architekten aus freien Stücken für das Renaissancemuseum die Inself Spitze gewählt und daß er selbst dieser Wahl in der entscheidenden Direktorenkonferenz vom 3. Dezember 1887 zugestimmt hatten. Im Grunde war er mit dem an der Inself Spitze errichteten Bau auch gar nicht unzufrieden (Mein Leben II 113): „Bei einer so gründlichen Ausnutzung des ganzen Baugrundes erschien mir für die Unterbringung der Gemäldegalerie wie der Originale und Abgüsse der Plastik christlicher Epochen geeigneter Raum vorhanden zu sein.“ Gewonnen war der Raum zum Teil dadurch, daß der Eingang des Museums an die Spitze des Dreiecks verlegt wurde, was Bode in seinem Briefe an Schöne vom 11. März 1898 als glücklichen Vorschlag von ihm anerkannte.

In dem Aufsatz in „Kunst und Künstler“ kommt Bode auch auf die Änderungen zu sprechen, die während des Baus an dessen Programm vorgenommen waren. Dadurch nämlich seien die Aufgaben des Baus wesentlich verschoben worden, was manche Eigentümlichkeit in der Anordnung und Form der Räume

zur Folge gehabt hätte. Für die Änderungen macht er Schöne verantwortlich (Mein Leben II 132): „Die Aufstellung der Kunstwerke war zunächst nur für das Obergeschoß möglich, da im Erdgeschoß, das nach dem ursprünglichen Plan für die Masse der Skulpturen und Abgüsse bestimmt war, bis kurz vor Eröffnung des Museums, auf Anordnung des Generaldirektors, wiederholt der Platz für andere Sammlungen gesucht wurde.“ Eine andere Stelle (II 113): „Da der Generaldirektor annahm, daß namentlich für die plastische Abteilung der Raum viel zu reichlich von mir bemessen sei, so bestimmte er, daß auch das Münzkabinett und das Kupferstichkabinett im Erdgeschoß mit zur Aufstellung kommen sollten. Nachdem der Bau schon unter Dach war, stellte sich heraus, daß die für das Kupferstichkabinett vorgesehenen Räume zu starkes Reflexlicht hatten, und da inzwischen die Fassade von M'schatta erworben war, für die sich sonst nirgends ein Platz fand, so wurde diese nebst den Anfängen der islamischen Sammlung an Stelle des Kupferstichkabinetts provisorisch im Erdgeschoß untergebracht, freilich in sehr ungenügender Weise.“ In dem Aufsatz in „Kunst und Künstler“ sagt er genauer, daß die Räume im Erdgeschoß, die für das Kupferstichkabinett bestimmt gewesen seien, zunächst die Abgüsse von Bildwerken des Mittelalters und der Renaissance hätten aufnehmen sollen und erst in letzter Stunde für die Aufstellung der Palastfassade von M'schatta verwandt worden seien.

Zu dieser Darstellung ist zu sagen, daß sie den Tatsachen nicht genau entspricht. Das Münzkabinett, für das schon in den siebziger Jahren Friedländer dringend mehr und bessere Räume gewünscht hatte, sollte nach dem Plane von 1887 in das neue große Antikenmuseum kommen. Nachdem dessen Errichtung nicht zuletzt durch Bodes Eingreifen auf unabsehbare Zeit verschoben war, blieb nichts übrig, als das Münzkabinett, für das in den vorhandenen Bauten kein Platz zu finden war, in den Neubau des Kaiser Friedrich-Museums zu verlegen, und zwar in das Kellergeschoß (nicht in das Erdgeschoß!). Die Aufgaben des Neubaus wurden dadurch insofern berührt, als einige Kellerräume, die für Magazine oder Werkstätten bestimmt waren, anders benutzt werden mußten. Wenn Bode diese Maßnahme trotz ihrer geringen Bedeutung für die Gesamtheit des Baus beanstandete, so lag der Grund wohl hauptsächlich darin, daß mit dem Münzkabinett zwei Direktoren in das Kaiser Friedrich-Museum einzogen, in dem er, wie aus etlichen seiner Briefe an Schöne hervorgeht, am liebsten Alleinherrscher gewesen wäre.

Etwas ungenau ist auch Bodes Darstellung hinsichtlich des Kupferstichkabinetts. Ursprünglich war seine Verlegung in den Neubau beabsichtigt. Bei der Aufgabe dieses Planes kann der von Bode dafür angegebene Grund mitgesprochen haben; er ist aber weder in dem Bericht der Generalverwaltung der Museen erwähnt, mit dem Schöne im Einverständnis mit Bode und Lippmann die Belassung des Kabinetts im Neuen Museum vorschlug, noch in dem Bericht, mit dem der Minister die Genehmigung der Planänderung vom Kaiser erbat. Dieser Bericht vom 25. Juni 1902 führt als Hauptgrund an, daß das stän-

dige Anwachsen der Gemäldegalerie und der Sammlung der Bildwerke der christlichen Epoche, insbesondere das Hinzukommen der Palastfassade von M'schatta und der dem Museum geschenkten Stücke aus frühchristlicher und byzantinischer Zeit die Verwendung des Erdgeschosses für die Bode unterstellten Abteilungen nötig mache. Der dort vorhandene Raum würde ausreichen, auch die Abgüsse von Skulpturen des christlichen Zeitalters, die sich damals noch im Neuen Museum befanden, bis zur Errichtung des bei der Technischen Hochschule geplanten großen Gipsmuseums unterzubringen. Die vom Kaiser ohne Anstand genehmigte Belassung des Kupferstichkabinetts in seinen alten Räumen, zu denen noch einige des Antiquariums hinzukommen sollten, war also für die von Bode vertretenen Belange nur von Vorteil. Er hätte dafür, anstatt sie zu tadeln, um so dankbarer sein können, als er schließlich für die von ihm neugeschaffene byzantinisch-islamische Sammlung das ganze Erdgeschoß benötigte. Ob es zutrifft, daß Schöne während des Baus die Verlegung der Haupttreppe durchgesetzt habe, wodurch die Verteilung der Räume des Obergeschosses empfindlich geschädigt worden sei, ist aus den Akten nicht festzustellen gewesen. An das Kultusministerium ist die Sache anscheinend nicht gelangt; auch in den Briefen Bodes an Schöne ist davon mit keinem Worte die Rede.

Zur Sorge für den Bau des Kaiser Friedrich-Museums gehörte für Schöne auch die Beschaffung der Mittel, die im Laufe der Zeit über die laufenden Baukosten hinaus bereitzustellen waren. Darunter befand sich ein Posten, der zur Bezahlung der aus der Renaissancezeit stammenden gewirkten Teppiche, Kamine, Türumrahmungen, Truhen und anderer Ausstattungsstücke dienen sollte, die Bode im Laufe der Jahre mit geliehenen Geldern beschafft hatte. In seinem aus Florenz an Schöne gerichteten Schreiben vom 27. Mai 1899 sagt er von dem Plane, durch Anbringung solcher Dinge den Sammlungsräumen etwas von der Stimmung der Zeit zu geben, aus der auch die Kunstwerke stammen: „Daß niemand in der Auswahl der Stücke für den bestimmten Platz und in der Kenntnis der wahrscheinlichen Wirkung so vorsichtig und zugleich so bewandert sein kann wie ich, werden auch Sie zweifellos annehmen, nachdem Sie mich die Grundidee des Planes entwerfen und seither durch so manche Jahre bis ins kleinste ausarbeiten ließen.“ Schönes Bemühungen um die nötigen Zahlungsmittel hatten den Erfolg, daß zur inneren Ausstattung der wichtigsten Ehrensäle mit dekorativen Arbeiten der italienischen und nordischen Renaissance 250 000 Mark für 1899 bewilligt wurden.

Mühevoll waren auch die in der Hauptsache von Schöne geführten Verhandlungen, die Stadt Berlin zur Übernahme der Kosten der Brücken zu bestimmen, die die Spitze der Museumsinsel mit den Ufern des Kupfergrabens und der Spree verbinden sollten. Die Stadt war grundsätzlich dazu bereit, knüpfte aber daran Bedingungen, die nur unter Zustimmung mehrerer Minister zu erfüllen waren. So vergingen fünfeinhalb Jahre, bis die 1897 aufgenommenen Verhandlungen zum Ziele führten und der Brückenbau beginnen konnte.

Im Spätsommer 1903 begann Bode mit dem probeweisen Aufstellen und Aufhängen der großen Altäre, die die „Basilika“ schmücken sollten, der Raffael-Teppiche und der Fassade von M'schatta. Mit der endgültigen Aufstellung wurde Mitte April 1904 begonnen. Als dann die Einweihung des Museums bevorstand, die der Kaiser auf den 18. Oktober 1904, den Geburtstag seines Vaters, festgesetzt hatte, ließ der Minister die Rede entwerfen, die er bei der Einweihungsfeier zu halten gedachte. Schöne, dem der Entwurf zur Begutachtung vorgelegt wurde, schlug für die Stelle, wo von den Verdiensten der Direktoren um die glückliche Entfaltung der im Kaiser Friedrich-Museum aufgestellten Sammlungen die Rede war, den Zusatz vor: „Wenn etwas die Freude dieses Tages trübt, so ist es die durch Krankheit veranlaßte Abwesenheit des Mannes, dem bereitwillig alle seine Genossen das vorzüglichste Verdienst um das Erreichte zuerkennen.“ Schöne begründete seinen Vorschlag damit, daß es angezeigt sei, Bodes sehr freundlich zu gedenken und doch so, daß andere sich nicht verletzt fühlen könnten. Tatsächlich war Bode bei der Feier anwesend, er schaute ihr, wie er erzählt (Mein Leben II 161) in einem Krankenstuhl sitzend von einem Balkon über der Basilika zu. In der Versammlung, auf die er von diesem Platze aus herabsah, waren auch die auf Veranlassung des Kaisers in letzter Stunde eingeladenen Leiter der größeren Museen Deutschlands und des übrigen Europa vertreten. Mit den vor dieser Korona ausgesprochenen freundlichen Worten des Ministers konnte Bode wohl zufrieden sein. Aber auch die Tagespresse, die im allgemeinen das neue Museum merkwürdigerweise nicht eben freundlich begrüßte, ließ es an Anerkennung der Verdienste Bodes nicht fehlen. Sie nahm das Stichwort, das er ihr in seinem Aufsatz in „Kunst und Künstler“ gegeben hatte, bereitwillig auf, tadelte den für das Museum gewählten Platz, entschuldigte damit, soweit sie nicht dem Hofarchitekten Ihne als solchem unfreundlich gegenüberstand, Mängel in der Anlage des Baus und spendete Bode viel Lob dafür, daß er verstanden habe, durch glückliche Anordnung der Kunstwerke Schwächen der Raumgestaltung zu überwinden. Stark betonte ein Teil der Presse auch das Verdienst, das sich Bode um das Zustandekommen des Museums erworben habe.

Der Name Schöne findet sich in keiner dieser Besprechungen. Auch der Minister gedachte in seiner Rede mit keinem Worte der Verdienste des Generaldirektors oder auch nur der Generalverwaltung um das neue Museum. Daß er sie nicht verkannte, beweist immerhin die Begründung seines Antrages auf Verleihung des Kronenordens I. Klasse an Schöne: „Er hat von den ersten Vorbereitungen des Programms und Planes des Museums an unermüdlich an der Verwirklichung des Werkes gearbeitet und hat auch auf die zweckmäßige Ausgestaltung des Baus wesentlich fördernd eingewirkt. Für die Ausbildung und Bereicherung der in das Museum aufzunehmenden Sammlungen ist er hervorragend tätig gewesen.“ Auch Bode war sich bewußt, wie wesentlich Schöne zum Entstehen des Museums beigetragen hatte. Er schrieb am 21. Februar 1901 an ihn: „Lebe ich doch schon seit fast fünfzehn Jahren in dieser Anordnung und

Aufstellung! Grade daß Eure Exzellenz mir diese Pläne von jeher in freiester Weise überlassen haben, gibt mir den Mut, auch jetzt noch mit meinen schwachen Kräften daran weiter zu arbeiten. Dafür allein würde ich Euerer Exzellenz bis zum letzten Atemzuge stets dankbar und treu ergeben sein.“ Mit großer Herzlichkeit sprach er auch am Tage der Eröffnung des Museums Schöne schriftlich seinen Dank aus.

Erweiterungsbau des Kunstgewerbemuseums

Für das Kunstgewerbemuseum hatte sich schon gleich nach seiner Übernahme durch den Staat das Bedürfnis einer Erweiterung herausgestellt. Schöne hatte deshalb bereits 1886 im Ministerium die Errichtung entweder eines neuen Gebäudes für die Unterrichtsanstalt oder eines Ergänzungsbaues für Sammlungs- und Verwaltungszwecke in unmittelbarer Nähe des Hauptgebäudes angeregt. Als der am besten geeignete Platz dafür erschien ihm der unmittelbar östlich an das Museum angrenzende Rest des Gartens des Kriegsministeriums. Damit stieß er auf den Widerspruch des Kronprinzen, der das Gelände als Garten erhalten wissen wollte. Er selbst hielt das vom Kronprinzen gewünschte Eckgrundstück gegenüber der Nordseite des Museums für Völkerkunde für unentbehrlich für dessen spätere Erweiterung. So kam es erst nach dem Tode des Kronprinzen zur Planung eines Neubaus für die Unterrichtsanstalt. Aber auch sie geriet wieder ins Stocken, weil zu Anfang der neunziger Jahre das Finanzministerium anfang, sich gegen Museumsbauten überhaupt ablehnend zu verhalten. Das Bauvorhaben mußte deshalb zurückgestellt werden, bis die Lage sich gebessert hatte. Im Jahre 1900 wurden die für den Bau erforderlichen Mittel angemeldet. Die Zwischenzeit war ausgefüllt mit Verhandlungen über die in Frage kommenden Grundstücke, mit der Aufstellung des Raumprogramms, wobei auch Unterkunft für die Bibliothek vorgesehen wurde, und mit der Bearbeitung der Entwürfe, die im Ministerium der öffentlichen Arbeiten zuerst in den Händen des Oberbaurats Eggert, später in denen des Oberbaurats Hossfeld lag.

Die schwierigen Verhandlungen über die Grundstücke führte in der Hauptsache Schöne. Er hatte dabei zwar das Finanzministerium auf seiner Seite, bedurfte aber noch höheren Beistandes, um für den Neubau das dafür geeignete Grundstück zu sichern, als welches er immer noch das unmittelbar an die Ostseite des Kunstgewerbemuseums angrenzende der Heeresverwaltung ansah. Als die Verhandlungen eine ungünstige Wendung zu nehmen drohten, fuhr Schöne Anfang Februar 1899 nach Bordighera, um die Kaiserin Friedrich, die früher der Erweiterung des Kunstgewerbemuseums Beachtung geschenkt hatte, für seinen Plan zu gewinnen und ihre Unterstützung zu erbitten. Die Kaiserin nahm seine Darlegungen freundlich auf und versah deren Niederschrift, die Schöne auf ihren Wunsch anfertigte, mit einigen Änderungen und Zusätzen.

Dann schrieb sie einen Brief an den Kaiser und gab ihn Schöne mit. Es dauerte aber immer noch anderthalb Jahre, während deren Schöne wiederholt den Kabinettsrat des Kaisers von Lucanus aufsuchte, bis die Bauplatzfrage endgültig geregelt war und die erste Baurate beantragt werden konnte. Das Finanzministerium zeigte sich entgegenkommend und stellte den Betrag in den Staatshauhalt für 1901/02 ein.

Der Neubau, dessen Errichtung ohne ungewöhnliche Schwierigkeiten vonstatten ging, konnte im Herbst 1905 von der Unterrichtsanstalt und der Bibliothek bezogen werden. Er war im großen und ganzen gut gelungen. Besonders die Bibliothek bekam in dem für sie errichteten fünfstöckigen Flügel viel Raum und die Möglichkeit für die weitere Ausgestaltung ihres Betriebes. Es war ein Glück für sie, daß sie in der Zeit der Planung und der Ausführung des Baus in Peter Jessen einen tatkräftigen, umsichtigen und einfallsreichen Leiter und dieser in Schöne einen für seine Wünsche zugänglichen, einsichtsvollen Vorgesetzten hatte. Das würdige Unterkommen, das sie diesen Männern verdankte, sollte ihr leider nicht verbleiben: im Sommer 1934 hat sie, nachdem bereits 1920 die Sammlung des Kunstgewerbemuseums in das ehemals königliche Schloß verlegt und die Unterrichtsanstalt mit der Hochschule für die bildenden Künste verbunden worden war, der Geheimen Staatspolizei weichen und zunächst in den Altbau des Kunstgewerbemuseums zurückkehren müssen. Erst nach dem zweiten Weltkriege war es möglich, dieser bedeutenden Fachbücherei, die seit 1924 übrigens den Namen Kunstbibliothek führt, in dem Gebäude des ehemaligen Landwehrkasinos in der Lebensstraße am Bahnhof Zoologischer Garten eine neue Wirkungsstätte zu sichern.

GEPLANTE BAUTEN

Ein Gipsmuseum

Als 1897 die Bauten für das Pergamonmuseum und das Renaissancemuseum in Gang kamen, nahm Schöne auch den Plan eines Gipsmuseums für Architektur und Plastik wieder auf, für das in der am 5. März 1896 im Schloß abgehaltenen Sitzung ein einfaches Gebäude in Eisen- und Glasbauweise beschlossen war. Er ließ von Kekulé und Bode Raumprogramme aufstellen, besprach die Bauplatzfrage mit Räten der beteiligten Ministerien und der Ministerialbaukommission und entsandte den als Leiter für das Museum in Aussicht genommenen Assistenten am Kunstgewerbemuseum Borrmann mit dem Baurat Hasak im Herbst 1899 zur Besichtigung von Gipssammlungen nach Brüssel, Paris und London. Zu einem festen Plan und zu einer Beantragung von Baumitteln haben diese Vorbereitungen nicht geführt, da der für das Museum vorgesehene Bauplatz auf dem Gelände der Tiergartenbaumschule zur Befriedigung eines dringenderen Bedürfnisses, der Erweiterung der Technischen Hochschule, gebraucht wurde. Der Plan des Gipsmuseums wurde darum von Schöne nicht aufgegeben, er hat ihn immer wieder beschäftigt. Daß er ihm schließlich, wie Bode behauptet (Mein Leben I 152 f.) „eine so eigenartige Form gegeben, daß die Schwierigkeiten der Durchführung dieses Plans mit ein Grund seines Rücktritts wurden“, trifft nicht zu, da, wie wir sehen werden, Schönes Rücktritt im Jahre 1905 mit dem Gipsmuseum nicht das geringste zu tun hatte.

Plan einer Erweiterung des Völkerkundemuseums

In diesen Jahren rückte auch die dringend notwendige Entlastung des überfüllten Museums für Völkerkunde in den Vordergrund. Die von Schöne geführten Verhandlungen drehten sich zunächst um behelfsmäßige Maßnahmen wie die bessere Ausnutzung des vorhandenen Gebäudes, das Aufsetzen eines Stockwerks und die Überglasung des Lichthofs. Als die für dieses Glasdach beantragten Mittel im März vom Landtag abgelehnt und die Vorlage einer Denkschrift der Staatsregierung über ihre endgültigen Pläne für das Völkerkundemuseum

gewünscht wurde, nahm Schöne den von ihm bereits mit Bastian und dessen Mitarbeitern erwogenen Plan der Errichtung eines Erweiterungs- oder Neubaus für das Museum ernstlich in Angriff.

Der gegebene Platz für einen Erweiterungsbau war der an das Grundstück des Museums in der Königgrätzer Straße (jetzt Stresemannstraße) anstoßende Park des Prinzen Albrecht. Wollte man hier bauen, so kamen zu den Kosten des Grundstücks die der Verlegung der Ställe des Prinzen hinzu, die sich in einem von Schinkel stammenden Gebäude befanden, das womöglich in der gleichen Form an einer anderen Stelle wiedererrichtet werden sollte. Wohl weil es zweifelhaft war, ob sich die für den Grundstückskauf, die Verlegung des Stallgebäudes und den Erweiterungsbau erforderlichen Mittel beschaffen ließen, hielt Schöne es für ratsam, sich für alle Fälle ein billigeres Grundstück in Dahlem zu sichern, wo damals die Aufteilung der Staats-Domäne im Gange war. Er nahm deshalb gleichzeitig nicht nur Verhandlungen mit dem Minister des Kgl. Hauses und dem Hofmarschall des Prinzen Albrecht, sondern auch solche mit den Beamten des Landwirtschafts- und des Finanzministeriums auf, die für die Aufteilung der Domäne Dahlem zuständig waren. Unter den Beamten des Museums waren die Meinungen darüber, ob es besser sei, in der Königgrätzer Straße zu bauen oder das ganze Museum nach Dahlem zu verlegen, anscheinend geteilt. Die Erörterungen dieser Frage, die Verhandlungen über die Grundstücke und die Bemühungen, für die sich daraus ergebenden Bauvorhaben die Zustimmung des Finanzministers zu erlangen, beanspruchten so viel Zeit, daß Schöne erst im Februar 1904 imstande war, die vom Landtag gewünschte Denkschrift zu verfassen. Der darin dargelegte Plan, für die in der Stadt zu belassende Schausammlung einen Erweiterungsbau auf dem Grundstück des Prinzen Albrecht und für die übrigen Sammlungsbestände einen Schuppen in Dahlem zu errichten, fand im Landtag keinen Widerspruch. Im Arbeitsministerium wurden nun die Pläne und Kostenanschläge für die Verlegung des Stallgebäudes und für den Erweiterungsbau bearbeitet und so weit gefördert, daß die dafür erforderlichen Mittel, 1 263 000 Mark für die Verlegung der Ställe und 2 500 000 Mark für den Neubau, zum Staatshaushaltsplan für 1906 angemeldet werden konnten. Dazu kam es aber nicht, weil der Preis für das Grundstück des Prinzen Albrecht, rund drei Millionen Mark, viel zu hoch erschien und die Verhandlungen sich hinzogen. So wurde es Schöne unmöglich, die von ihm erstrebte Entlastung des Museums für Völkerkunde vor seinem Ausscheiden aus dem Amte zu sichern. Bode hat dann als sein Nachfolger die Erweiterung neben dem vorhandenen Gebäude aufgegeben und die Errichtung eines großen Museums-Neubaus in Dahlem durchgesetzt. Von den hier großzügig und mit weitem Blick beabsichtigten Neubauten nach Plänen von Bruno Paul wurde nur ein Teil bis zum ersten Weltkriege vollendet.

DIE EINZELNEN ABTEILUNGEN

Die Gemäldegalerie

An Entgegenkommen der Finanzverwaltung hatte es bei den Neubauplänen nicht gefehlt. Das Anwachsen der Staatseinnahmen, herbeigeführt durch die Miquelsche Steuerreform und den Aufschwung der Wirtschaft, machte es damals überhaupt leichter, Anträge auf Bewilligung außerordentlicher Mittel durchzusetzen, während um jeden Groschen, der die Staatskasse dauernd belastete, auch weiterhin mit den Beamten des Finanzministers zäh gerungen werden mußte. So konnte auch Schöne für die Sammlungen der Museen durch Anträge auf Sonderbewilligungen Erfolge erzielen. Am meisten in die Augen fielen dabei die Erwerbungen für die Gemäldegalerie und die Sammlung der Bildwerke der christlichen Epoche, für die in den Jahren 1901 und 1905 Beträge von zwei und einer Million Mark aufgewendet werden konnten, deren Bewilligung — namentlich von seiten der Künstler — nicht unangefochten blieb. Bei den wichtigsten der dadurch ermöglichten Erwerbungen hat Schöne mitgewirkt und zu ihrem Gelingen beigetragen.

Im Februar 1900 war er zum Besuche der van-Dyck-Ausstellung in London, sah dort die beiden lebensgroßen Bildnisse eines Genueser Ehepaars aus der Sammlung Sir Robert Peel, auf die als zwei ausgesprochene „Galeriebilder, wie sie vielleicht nie wieder vorkommen“, Bode schon lange ein Auge geworfen hatte, und fuhr, als sie im Mai desselben Jahres in London zur Versteigerung kamen, wieder dorthin, zu seinem Bedauern zunächst vergeblich, weil die von Bode leihweise beschafften Mittel nicht ausreichten, das Höchstgebot zu überbieten. Bode bedauerte das ebenfalls, schrieb indes am 20. Mai an Schöne: „Aber eine halbe Million sind zwei solche van Dyck's nicht wert! Sie überraschen auf den ersten Blick, aber auf die Dauer geben sie keine volle Befriedigung!“ Wenn es trotzdem bald darauf gelang, die beiden Bilder zu erwerben, so verdankte Bode die Freude, die ihm der Ankauf machte (Mein Leben II 138), Schöne, der auf dem Ankauf bestand.

Nach dieser glücklichen Erwerbung kam über anderthalb Jahre kein Kunstwerk von solcher Bedeutung in Sicht, daß es sich gelohnt hätte, Mittel aus dem Zweimillionenfonds dafür aufzuwenden. Schöne fing schon an, ungeduldig zu

werden, weil er befürchtete, daß das Hinausziehen weiterer Ankäufe ungünstig auf das Finanzministerium wirken könnte. Bode suchte ihn damit zu beruhigen, daß sich ja Unerwartetes bieten könne und mit einer neuen Bewilligung von Sondermitteln nicht zu rechnen sei. Das Unerwartete trat im Sommer 1902 tatsächlich ein. In einem großen Gemälde „Anbetung der Hirten“, das in dem Verzeichnis des verkäuflichen Bestandes von Bildern im Palast der Prinzessin von Bourbon zu Madrid abgebildet war, glaubte Bode, wie vor ihm schon Carl Justi, ein Werk des Hugo van der Goes zu erkennen. Da er durch Krankheit verhindert war, seine Annahme und die Bewertung des Bildes an Ort und Stelle nachzuprüfen, die Sache aber zu wichtig und zu schwierig erschien, um sie Friedländer allein zu überlassen, reiste Schöne mit diesem im September nach Madrid. Nachdem die Prüfung des Bildes ergeben hatte, daß es sich tatsächlich um ein schönes und auch gut erhaltenes Werk des Hugo van der Goes handelte, bewog er den Kanzler unserer Botschaft in Madrid, Hofrat Dressel, die Kaufverhandlungen mit Hilfe eines spanischen Unterhändlers durchzuführen. Als Kaufpreis wurden 75 000 Peseten vereinbart, doch ließ Schöne durch die Deutsche Bank in Berlin Dressel ein Guthaben bis zu 250 000 Peseten eröffnen. Da Kunsthändler als Mitbewerber auftraten, gestalteten sich die Verhandlungen schwieriger, als zu erwarten gewesen, und machten einen regen Brief- und Telegrammwechsel zwischen Schöne, Bode und Dressel notwendig, aber am 5. November war die Erwerbung des Bildes zum Preise von etwa 130 000 Mark gesichert. Von der Botschaft übernommen, wurde es alsbald nach Berlin gesandt, wo es am 30. Dezember im Museum eintraf. Bode dankte Schöne brieflich für alle Mühe und Sorge, die er mit dieser herrlichen Erwerbung ihm abgenommen habe.

Die Briefe Bodes geben überhaupt wertvolle Hinweise, den Anteil Schönes bei wichtigen Erwerbungen zu erkennen. Sie verraten viel mehr darüber als Bodes Buch „Mein Leben“. Hier erwähnte er z. B. (II 152 ff.) in seiner Schilderung der Vorgänge, die zur Erwerbung von Gemälden und Bildwerken aus dem Nachlaß der 1901 verstorbenen Kaiserin Friedrich führten, Schöne überhaupt nicht. Dabei hatte dieser in der Hauptsache die Verhandlungen zu führen mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen, dessen Gattin Margarete das Schloß Friedrichshof in Cronberg i. T. mit seinen Kunstschatzen von ihrer Mutter geerbt hatte, mit dem Kammerherrn des Prinzen von Flotow, dem Minister des Kgl. Hauses Grafen Wedel und Exzellenz von Reischach als Testamentsvollstreckern, dem Oberhofmarschall des Kaisers Grafen zu Eulenburg und den Direktoren Bode und Lessing. Die Verhandlungen zogen sich über ein Jahr hin und drohten im November 1902 ganz abzubrechen. Der Prinz von Hessen suchte sich dem Angebote der Museen immer wieder zu entziehen, um mit Kunsthändlern bessere Geschäfte zu machen, wobei er auch Verkäufe ins Ausland ins Auge faßte. Der Kaiser, der die von seiner Mutter gesammelten Kunstschatze Deutschland erhalten wissen wollte, begünstigte von vornherein das Vorhaben

der Museen, wünschte aber auch, daß seine Schwester, der es an Mitteln zur Unterhaltung des ihr vermachten Schlosses fehlte, vor finanziellen Nachteilen bewahrt bliebe. Als dem Prinzen für das Gemälde von Rubens, ein Bildnis seiner ersten Frau, das nach Bodes Schätzung einen Wert von etwa 200 000 Mark hatte, vom Ausland 500 000 Mark geboten wurden, wünschte der Kaiser, daß die Museen das Bild zu diesem Preise erwürben, und erklärte sich bereit, 100 000 Mark aus seinen eigenen Mitteln dazu beizusteuern. Auf Bodes Betreiben, der ebenso wie Schöne großen Wert auf die Erwerbung legte, bewilligte der Kaiser Friedrich-Museums-Verein weitere 100 000 Mark, aber unter der Bedingung, daß das Prinzenpaar die Marmorbüste von Tamagnini, die von der Kaiserin Friedrich den Museen zugedacht war, schenke und außerdem bereit sei, eine Anzahl kleinerer Gegenstände zu verkaufen, die Bode auf 100 000 Mark schätzte. Nach diesem Ende Januar 1903 gefaßten Beschlusse dauerte es noch drei Monate, bis das Angebot von Cronberg angenommen wurde.

Als die Kunstwerke in Berlin eingetroffen waren, schrieb Bode am 11. Juli 1903 an Schöne: „Eben erhalte ich Glückwünsche für die Erwerbungen aus Friedrichshof. Ich muß sie Eurer Exzellenz mitteilen, da Sie sich so große Mühe darum gegeben haben! Nochmals meinen herzlichsten Dank dafür!“ „Es waren die unerfreulichsten Verhandlungen der Art, die ich je geführt habe“, schrieb Schöne am 12. Mai 1903 an seinen Sohn Hermann.

Bei der Erwerbung von etwa zwanzig Gemälden aus der Sammlung Thiem war das nach langen, von Bode geführten Verhandlungen erzielte Ergebnis wiederum das Werk Schönes, der ihren Besitzer, den in San Remo lebenden Berliner Makler Adolf Thiem, geschickter zu behandeln verstand als dessen Freund Bode. Sowohl bei der Auswahl der von Thiem zu verkaufenden und der von ihm zu stiftenden Bilder, eines van Dyck und eines Memling, wie bei dem Abschluß des sehr heikligen Vertrages mit ihm erreichte Schöne mehr, als Bode erwartet hatte, und befriedigte so nicht nur ihn, sondern auch Thiem. Unmittelbar vor der Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums konnte Thiem die von ihm abgetretenen Gemälde in dem ihm bewilligten Raum als „Sammlung Thiem“ aufhängen, darunter auch das von Bode besonders begehrte „Gastmahl bei Simon“ von Dirk Bouts. Die Kosten der gekauften Bilder beliefen sich auf annähernd eine halbe Million, wovon 341 000 Mark mit dem Restbetrag des Zweimillionenfonds bestritten werden konnten.

Der erste Ankauf, der mit Hilfe des 1905 bewilligten Einmillionenfonds getätigt werden konnte, war der der beiden im Besitze des Fürsten von Wied befindlichen Altartafeln des Simon Marmion, die 1904 den Hauptanziehungspunkt der Ausstellung kirchlicher Kunst in Düsseldorf gebildet hatten. Bode erzählt darüber folgende Geschichte (Mein Leben II 164 f.): Auf eine ihm zugegangene Nachricht hin (sie stammte von dem Bonner Ordinarius Paul Clemen) habe er dem Kaiser bei dessen Rundgang durch das soeben von ihm eröffnete Kaiser Friedrich-Museum mitgeteilt, daß die Direktion des Louvre dem

Fürsten von Wied 750 000 Franken für die beiden Tafeln habe bieten lassen. Der Kaiser sei empört gewesen bei dem Gedanken, daß so wertvolle Bilder aus einer deutschen Fürstenfamilie ins Ausland gehen könnten, und habe seiner Entrüstung sogleich in einem Telegramm an den Fürsten Ausdruck geben wollen. Auf seinen, Bodes, Rat habe der Kaiser statt dessen aber, und zwar noch vom Museum aus, telegraphiert, er habe mit Freuden gehört, daß der Fürst auf das Gebot des Louvre nicht eingegangen und bereit sei, die Bilder an das Kaiser Friedrich-Museum zu verkaufen. Der Fürst habe darauf einen Monat geschwiegen, dann aber geantwortet, er habe allerdings überhaupt nicht an einen Verkauf der Bilder gedacht, da er aber sehe, welchen Wert seine Majestät auf die Erwerbung für das Kaiser Friedrich-Museum lege, sei er bereit, sie diesem für 400 000 Mark abzutreten.

So die Erzählung Bodes. Nach seinen Briefen an Schöne und dessen Tagebuch hat sich die Sache in Wirklichkeit denn doch etwas anders abgespielt. Danach hat der Kaiser Bode auf dessen Mitteilung von dem Angebot des Louvre geantwortet, er wolle noch an demselben Tage nach dem Diner mit Schöne „den Feldzugsplan verabreden“. Das scheint aber nicht geschehen zu sein, denn sonst hätte es Schöne in seinem Tagebuch wohl vermerkt, in dem es unter dem 18. Oktober 1904 nur heißt: „Acht Uhr Tafel auf dem Schloß. Mit Wever (dem Unterstaatssekretär im Kultusministerium) nach Hause.“ Auch die Aufzeichnungen der folgenden Tage enthalten nichts über Besprechungen in Sachen der Bilder. Erst am 24. Oktober vermerkt er: „Dann zu Lucanus wegen der Bilder des Fürsten von Wied.“ Dieser Besuch kann nur den Zweck gehabt haben, durch Lucanus, den Chef des Geheimen Zivilkabinetts, den Kaiser zu einer Einwirkung auf den Fürsten bestimmen zu lassen oder sich zu erkundigen, ob eine solche bereits erfolgt sei. In der Tat hat der Kaiser sich um diese Zeit an den Fürsten gewandt, und zwar brieflich; denn am 10. November schreibt Bode an Schöne: „Über den Erfolg des Kaiserlichen Briefes nach Neuwied verlautet noch nichts.“ Am 18. November bedankt er sich bei Schöne für die Mitteilung „über den erfreulichen Brief nach Neuwied“, und fügt hinzu: „Hoffentlich hat er ebenso erfreulichen Effekt!“ Mit diesem Brief kann nicht der des Kaisers gemeint sein, sondern nur einer von Schöne mit einem Angebot auf die Bilder oder einer Bereiterklärung, zu einer Verhandlung über den Ankauf nach Neuwied zu kommen. Am 1. Februar 1905 fand diese Verhandlung statt. Sie dauerte nach Schönes Tagebuch lange, scheint also schwierig gewesen zu sein. Schließlich erklärte sich der Fürst bereit, die Bilder für 400 000 Mark dem Museum zu überlassen. Der Kaiser Friedrich-Museums-Verein stellte den Betrag auf Verwendung von Bode vorschußweise zur Verfügung, die endgültige Zahlung erfolgte aus dem Einmillionenfonds. Am 12. Februar waren die kostbaren Bilder glücklich in Berlin.

Ein weiteres hervorragendes Werk kam 1902 durch Schönes Bemühungen in die Gemäldegalerie: Lucas Cranachs reizvollstes, wunderbar erhaltenes Bild

„Die Ruhe auf der Flucht“. Bode bedankte sich dafür schriftlich bei Schöne mit den Worten: „Das ist ja prächtig, und sehr vielen Dank dafür, daß Sie diese für unsere Galerie so überaus wertvolle Erwerbung mit solchem Eifer und mit Überwindung der mancherlei ungewöhnlichen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten durchgeführt haben, wobei ich Eurer Exzellenz so wenig von der Arbeit abnehmen konnte.“

Kurze Zeit darauf hatte Bode wieder Grund, Schöne für seine ausdauernde Tatkraft zu danken. Mit Hilfe des Kultusministers und des Kaisers war es ihm gelungen, das Madonnenrundbild von Sandro Botticelli, das Hauptwerk in der Sammlung des Grafen Raczynski, wenigstens als dauernde Leihgabe für die Gemäldegalerie zu sichern. Bode schrieb damals an Schöne: „Es ist, als ob seit einiger Zeit ein guter Stern über unserem Kaiser Friedrich-Museum waltete. Alles scheint gut vonstatten zu gehen und allerlei gute Aussichten eröffnen sich uns. Hoffentlich führen wir alles zum guten Ende!“ Zu den genannten glänzenden Erwerbungen kamen dank der von Schöne erreichten Bewilligung der beiden Millionenfonds im Laufe der Jahre an Gemälden noch hinzu: von Bellini die „Auferstehung Christi“ und eine Madonna, von Rubens die „Bekehrung des Saulus“, von Murillo die „Anbetung der Hirten“ und von Reynolds ein Selbstbildnis.

Die Skulpturenabteilung

Die Plastiksammlung wurde mit Hilfe derselben Fonds um Werke von Sansovino, Luca della Robbia, Rossellino, Bernini und anderen vermehrt. Von den sonstigen Erwerbungen war ein Teil durch die Ausstattung des Neubaus des Kaiser Friedrich-Museums bedingt. So erhielt das Museum als Schmuck für das hintere Treppenhaus durch Bodes Verwendung beim Kaiser die Marmorstandbilder der Feldherrn Friedrichs des Großen von Schadow und Tassaert aus dem Kadettenhaus in Lichterfelde und die Figuren Diana und Merkur von Pigalle aus Sanssouci. Von dem Reiterbild des Großen Kurfürsten von Schlüter wurde ein Bronzenachguß auf dem ursprünglichen Sockel in dem weiträumigen vorderen Treppenhaus aufgestellt.

Im übrigen stand die Sammlung im Zeichen des Bestrebens von Bode, sie nach der Seite der frühchristlich-byzantinischen und der islamischen Kunst auszubauen. Er bediente sich dabei vornehmlich der Hilfe Strzygowskis und Wiegands. Strzygowski verschaffte dem Museum eine von ihm in Ägypten zusammengebrachte Sammlung byzantinischer und namentlich koptischer Altertümer zum verhältnismäßig geringen Preise von 20 000 Mark.

Strzygowski war es auch, der im März 1902 auf die durch den Bau der Heuschasbahn gefährdete Palastruine von M'shatta im Ostjordanland aufmerksam machte. Es handelte sich um die reichverzierte Außenwand eines aus dem ach-

44. Max Jordan

45. Hugo von Tschudi

46. Die National-Galerie

47. Peter Jessen

48. Julius Lessing

49. Das Kunstgewerbe-Museum

ten Jahrhundert n. Chr. stammenden sassanidischen Wüstenschlosses, eines bedeutenden Denkmals, dessen Besitz in seiner Art für die Museen von ähnlicher Bedeutung ist wie der des Zeusaltars von Pergamon und des Markttors von Milet. Seine Gewinnung schildert Bode so (Mein Leben II 155 ff.), daß man wie bei seiner Geschichte von der Erwerbung der Marmionbilder den Eindruck erhält, als habe es nur eines von ihm veranlaßten Briefes des Kaisers bedurft, um das Monument den Museen zu sichern. In „50 Jahre Museumsarbeit“ (S. 60) sagt er denn auch geradezu: „Auf meine Vorstellung sandte der Kaiser eine Depesche an den Sultan, der ihm in umgehender Rückantwort die Schmuckfassade zum Geschenk machte.“ Von einem Briefe oder einer Depesche an den Sultan ist aber weder im Tagebuch noch Briefwechsel Schönes die Rede. Die Sache hat sich auch hier anders abgespielt.

Zunächst ließ sich der Kaiser bei einem Aufenthalt in Straßburg von dem Orientalisten Euting am 9. Mai 1902 im Hause des Statthalters, wohin auch der Kultusminister Studt und Schöne geladen waren, einen Vortrag über M'schatta halten. Schöne erbat dann in einem Bericht an den Minister dessen Verwendung für die Gewinnung der Fassade beim Auswärtigen Amt, das daraufhin die Botschaft in Konstantinopel veranlaßte, das Denkmal unter Hinweis auf das Interesse des Kaisers vom Sultan zu erbitten. „Hoffentlich hat Herr von Marschall etwas ausgerichtet beim Sultan“ (Bode an Schöne 12. Juli). In der Botschaft dachte man aber nicht an dergleichen. Man ließ die Sache vielmehr, um dringendere Aufgaben, wie die Sicherung des Anteils der Museen an den Funden in Babylon und Milet nicht zu erschweren, im Einverständnis mit Wiegand ein ganzes Jahr ruhen. Für Schöne war diese Verzögerung sehr unangenehm, da der Kaiser immer wieder auf sein Anliegen zurückkam und der fortschreitende Bau der Hedschasbahn die Ruine in der Tat gefährdete. Als die Überführung der großen Mengen buntglasierter Ziegel von Babylon nach Berlin gesichert war, wurde das Auswärtige Amt erneut zum Eingreifen bewogen. Beim Selamlık vom 29. Mai 1903 trug unser Geschäftsträger die Bitte dem Sultan vor und erhielt von ihm eine Zusage. Als Gegengabe des Geschenkes sandte der Kaiser ihm ein Gespann schöner Pferde. Als die einzelnen Quadern im Herbst 1903 abgenommen und nach Berlin unterwegs waren, schrieb Schöne an Wiegand: „Ein großer Stein ist mir vom Herzen, daß Alles durchgeführt ist, ohne daß Personen zu Schaden gekommen wären, trotz der ringsum verbreiteten Cholera. Unerfreulich sind allerlei Angriffe, die sich wegen M'schatta gegen uns richten. In der Times klagt ein Engländer über diesen Act of Vandalism, die Franzosen sollen auch furios sein. Ich denke man schweigt. Daß die Ruinen von dem Eisenbahnbau schwer gefährdet waren, können wir uns zur eigenen Beruhigung sagen; öffentlich läßt sich das kaum erörtern.“ Tatsächlich wurde der zurückgelassene Teil der Ruine beim Bahnbau von den Unternehmern trotz des Verbotes des Chefingenieurs Meissner völlig abgerissen. Weihnachten 1903 traf die umfangreiche Sendung der Werksteine in Berlin ein. Die daraus wiederherge-

stellte, 45 m breite und etwa 5 m hohe Fassade wurde zunächst im Erdgeschoß des Kaiser Friedrich-Museums aufgestellt.

An Verzeichnissen und Führern erschienen in den Jahren 1900 bis 1905 aus dem Bereiche der Bode unterstellten Abteilungen die Kataloge der Elfenbeinwerke, der Renaissancebronzen und der von James Simon gestifteten Sammlung von Renaissancekunstwerken sowie der Führer durch diese Sammlung und der des Kaiser Friedrich-Museums.

Das Kupferstichkabinett

Im Kupferstichkabinett erhielten zwei Gebiete, die bisher noch kaum oder nur schwach vertreten waren, beträchtliche Vermehrung. 10 000 Mark, die von 1901 ab fünf Jahre lang als Sondermittel zur Verfügung standen, ermöglichten den Aufbau einer Sammlung druckgraphischer Werke des 19. Jahrhunderts, eine weitere außerordentliche Bewilligung den Ankauf der reichhaltigen Beckerath'schen Sammlung von Handzeichnungen alter Meister. Zum Ankauf neuzeitlicher Druckgraphik erhielt das Kabinett vom Kultusministerium jährlich 5000 Mark. Die durch diesen und anderen Zuwachs, insbesondere auch durch den der photographischen Sammlung, verursachte Raumnot konnte durch Einbau einer neuen Galerie in den Studiensaal einigermaßen behoben werden.

Ein schwerer Schlag für das Kabinett war der Tod von Lippmann, der am 2. Oktober 1903 den Museen entrissen wurde. Schöne erhielt die Nachricht in Sylt und fuhr sogleich nach Berlin, wo er bei der Trauerfeier Worte des Gedenkens sprach. Mit Lippmann war einer seiner hervorragendsten Mitarbeiter, der eigentliche Schöpfer des Kupferstichkabinetts, dahingegangen. Er hatte die Sammlung, die, als er sie 1876 übernahm, einen recht bescheidenen Umfang hatte und in ihrer Zusammensetzung sowohl feste Gesichtspunkte wie sicheres Werturteil vermissen ließ, zu einer der größten, reichsten, bestgeordneten und bestaufgestellten der Welt entwickelt. Befähigt hatten ihn dazu sein durch in- und ausländische Schulung geweiteter Blick, seine umfassende Kenntnis des festen wie des beweglichen Kunstbesitzes, seine durch eigenes Sammeln erworbene Erfahrung und sein technisches Geschick. In dem schöpferischen Sammlungsleiter verloren die Museen zugleich eine höchst originelle, durch Geist und Witz ausgezeichnete Persönlichkeit.

Wer kam nun für die Leitung des Kupferstichkabinetts in Frage? Die Liste, die Schöne Anfang März 1903 dem Minister vorlegte, umfaßte die beiden Assistenten des Kupferstichkabinetts Dr. Springer und Dr. von Loga, den Kunsthistoriker Dr. Paul Kristeller, den Assistenten der Gemäldegalerie Dr. Friedländer und den Direktor des Kgl. Kupferstichkabinetts in Dresden Dr. Max Lehrs. Von ihnen stand in erster Linie Friedländer und nach ihm Lehrs. Friedländer schien Schöne aber wegen der häufigen Behinderung Bodes am Kaiser

Friedrich-Museum unentbehrlich und auch zu jung, als daß man ihn den beiden älteren Assistenten hätte überordnen können. Von Lehrs' Eignung, den Bode nächst Friedländer sehr empfahl, war Schöne nicht wirklich überzeugt. Seinem Naturell nach schien er ihm — wie sich später herausstellen sollte, mit Recht — in die bewegte Atmosphäre der Berliner Stelle weniger zu passen als in die stillere der Dresdener. Er trat deshalb auch erst, nachdem er bei weiterer Umschau keinen geeigneteren Anwärter gefunden hatte, Anfang Juli an Lehrs heran. Die Verhandlungen mit ihm führten so rasch zum Ziele, daß er schon Mitte September mit der Leitung des Kupferstichkabinetts betraut werden konnte. Als einen Monat später das Kaiser Friedrich-Museum eröffnet wurde, erhielt Friedländer die Stelle eines zweiten Direktors der Gemäldegalerie.

Die Antikenabteilung

Im Bereiche der Antikenabteilung war um die Jahrhundertwende die am 8. Oktober 1899 von dem Botschafter Freiherr Marschall von Bieberstein feierlich eröffnete Ausgrabung von Milet unter Wiegands Leitung im Gange. Angesichts des Umfangs der antiken Stadt, der den von Pompeji um das Doppelte und den von Priene um das Fünffache übertraf, war an eine völlige Aufdeckung von vornherein nicht zu denken. Die bis 1910 durchgeführte Grabung beschränkte sich denn auch auf die Freilegung der an dem antiken Hafen und der Theaterbucht gruppierten öffentlichen Gebäude, ferner auf die Feststellung des Verlaufs der Stadtmauer sowie des regelmäßig gegliederten Straßennetzes. Aber auch in dieser Beschränkung überstieg die Aufgabe bei weitem die Mittel der Antikenabteilung und die der Museen überhaupt. Jährlich 20 000 Mark aus den Geldern der Antikenabteilung und dazu 50 000 Mark aus dem Reservefonds aufzuwenden, wie es einige Jahre geschah, war auf die Dauer unmöglich. Schöne mußte deshalb darauf bedacht sein, die Übernahme des gesamten Unternehmens auf den Staatshaushalt zu erreichen, und das war um so schwieriger, als die Finanzlage des Staates sich seit dem Beginn des Jahrhunderts verschlechtert hatte und die Staatskasse bereits mit den Kosten der Ausgrabungen in Ägypten und Mesopotamien belastet war. Trotzdem gelang es, für das Jahr 1904 50 000 Mark und von 1905 ab jährlich 80 000 Mark in den Haushaltsplan zu bringen. Mit diesen Mitteln vermochte es Wiegand, ein vollständiges Bild der eigenartigen Anlage und des durch großartige Bauwerke ausgezeichneten Verkehrszentrums einer der bedeutendsten Handelsstädte des Altertums herauszuarbeiten. Die freigelegten Nutz- und Prachtbauten erstrecken sich zeitlich von der Neugründung der im Jahre 494 v. Chr. durch die Perser zerstörten altjonischen Stadt bis in die spätrömische Kaiserzeit. Durch sie wurde unsere Kenntnis des antiken Städtebaus ungemein bereichert: Das aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. stammende, in seiner ursprünglichen

Form völlig wiederherstellbare Rathaus, der prächtige Marktbrunnen aus der Zeit Trajans mit seiner nach Art einer römischen Bühne in drei Stockwerken sich aufbauenden Schmuckwand, ferner die in ungewöhnlicher Weise ein griechisches Gymnasium mit einem römischen Warmbad verbindende, von einer Kaiserin Faustina gestiftete Bäderanlage und das im Pergamonmuseum wiederaufgebaute Markttor, eins der glänzendsten Beispiele des altrömischen Barock. Außer diesem Tor und Teilen anderer Bauwerke fiel bei der Teilung der Funde mit den Türken die Mehrzahl der altjonischen Skulpturen Berlin zu; die hellenistischen Originale und die römischen Kopien griechischer Bildwerke kamen in das Museum zu Istanbul.

Wiegands Grabungen, an denen bis 1914 teils neben-, teils nacheinander elf Architekten, vier Epigraphiker und acht Archäologen beteiligt waren, erstreckten sich aber nicht nur auf das antike Milet, sie dehnten sich auch, stets vom vollen Verständnis Schönes für Wiegands weite Auffassung seiner Aufgabe begleitet, auf die nachantike Baugeschichte Milets und das Landgebiet der Stadt aus. Von diesen Unternehmungen wurden von ihm tatkräftig gefördert die Aufnahme der von Wiegand entdeckten byzantinischen Wandmalereien in den Einsiedlerhöhlen des Latmosgebirges und die Vorbereitungen der Aufdeckung des gewaltigen Apollontempels von Didyma.

Anders als Wiegand, der bei seinen Grabungen in Priene, Milet und Didyma der ausführende Kopf der Antikenabteilung war, unterstand Puchstein als wissenschaftlicher Leiter der Freilegung und Untersuchung von Baalbek unmittelbar Schöne. Der Kaiser hatte die Ausführung der von ihm befohlenen Arbeiten dem Kultusminister und dieser der Generalverwaltung der Museen übertragen. Schöne hätte sie an die Antikenabteilung weitergeben können; er fühlte sich aber für ihr Gelingen verantwortlich. Die Arbeit in Baalbek bestand in der Hauptsache darin, die antiken Bauten von ihrer Schuttschicht zu befreien, die Anlage verständlich zu machen und eine Vorstellung von ihrer ursprünglichen Gestalt zu gewinnen. Diese Aufgabe wurde in den Jahren 1900 bis 1904 von Puchstein und seinen Mitarbeitern, den Architekten Schulz, Krencker und Kohl, gelöst. Ihre Arbeiten erstreckten sich auf den großen Tempel des Jupiter Helio-politanus, der Venus und des Mercurius mit seinen beiden Vorhöfen, den danebenliegenden kleineren Tempel, der sich bei der Untersuchung als dem Bacchus geweiht erwies, und den etwas abseits liegenden Rundtempel, zugleich auch auf die in den großen Vorhof des Jupitertempels eingebaute christliche Basilica und die aus den Heiligtümern des Jupiter und des Bacchus hergestellte arabische Burg.

Die Briefe, die Puchstein während dieser Zeit an Schöne gerichtet hat, zeugen davon, in wie gutem Einvernehmen er mit ihm stand und wie eng ihre Zusammenarbeit war. In einem davon schreibt er mit Bezug auf einen beabsichtigten Besuch bei Schöne: „Ich befürchte nur, Sie sehr lange in Anspruch nehmen zu müssen, wenn ich alles ausnutzen will, was ich von Ihrer Direktive, Ihrer Erfahrung und Ihrem Urteil erwarten kann.“ Im Anschluß an die Gra-

bungen ließ Schöne durch den Ingenieur Dr. Schumacher, der die Überführung der Fassade von M'schatta geleitet hatte, die Treppe, die einst zu der Säulenhalle der Propyläen des Jupitertempels hinaufgeführt hatte, mit vom Kaiser bewilligten Mitteln wiederaufbauen und den Versand der von der türkischen Regierung den Berliner Museen überlassenen Baueinzelteile bewerkstelligen. Das ganze Unternehmen verlief vollkommen nach Wunsch und verursachte keinerlei Schwierigkeiten, weder an Ort und Stelle, noch in Konstantinopel. Nach seinem Abschluß bemühte sich Schöne sogleich um die Mittel für die Veröffentlichung der Ergebnisse in einem von den Museen herauszugebenden Werk. Der Kaiser bewilligte denn auch einen Zuschuß zu den Druckkosten in Höhe von 42 000 Mark. Leider verzögerte sich das Erscheinen des Werkes. Erst 1921 kam auf Wiegands Betreiben der erste von Br. Schulz und H. Winnefeld bearbeitete Band heraus, 1923 und 1925 die beiden anderen. Die lange Verzögerung war durch Puchsteins Ernennung zum Generalsekretär des Archäologischen Instituts, durch seinen Tod im Jahre 1911 und den ersten Weltkrieg verursacht.

Bei dem Baalbekunternehmen war auch eine Erkundungsreise durch Syrien vorgesehen. Daß der Kaiser dafür gleichfalls die erforderlichen Mittel bewilligte, bezeichnete Puchstein in einem Brief an Schöne als dessen ganz persönliches Verdienst. Der Zweck der Reise war, aus dem Studium der in Palmyra, im Ostjordanland und im Libanongebiet vorhandenen Ruinen römischer Bauten, besonders der mit den Baalbekbauten gleichartigen Heiligtümer, ein Urteil über die gesamte Bautätigkeit in Syrien unter den römischen Kaisern zu erlangen. Puchstein unternahm die Reise im Sommer 1902 in Begleitung von Schulz und Krencker und brachte von ihr sehr reichen Ertrag mit. Er hatte damit für die Beurteilung von Baalbek erst den richtigen Maßstab gewonnen und fühlte sich Schöne für die Förderung des Unternehmens sehr zu Dank verpflichtet. Zur Veröffentlichung der Ergebnisse der Reise ist er nicht mehr gekommen. Wiegand hatte sie im Jahre 1917 erweitert und, soweit sie Palmyra betrafen, in das 1932 erschienene Werk „Palmyra-Ergebnisse der Expeditionen von 1902 und 1917“ aufgenommen. Er hat mit diesem Werke wie mit dem über Baalbek ein von Schöne eingeleitetes Unternehmen zu dem von ihm gewünschten wissenschaftlichen Abschluß gebracht.

In besonderem Maße bedurfte die Antikenabteilung der Hilfe Schönes für die Durchführung zweier bedeutender Erwerbungen für das Antiquarium. In dem einen Falle handelte es sich um die erstaunliche Sammlung antiker Helme des Freiherrn von Lipperheide und um die Überweisung der antiken Helme aus dem Zeughaus, in dem anderen Fall um Wandgemälde in der Villa des P. Fannius Sinistor in Boscoreale bei Pompeji. Die Verhandlungen über die Helme Lipperheides zogen sich über drei Jahre hin und müssen sehr schwierig gewesen sein, denn in Schönes Tagebuch ist in diesen Jahren wiederholt von unangenehmen Briefen des Freiherrn und unfruchtbaren Verhandlungen die Rede. Zum trotzdem günstigen Ergebnis, daß nämlich Lipperheide seine Sammlung den Museen als Leihgabe überließ, scheint wesentlich beigetragen zu haben,

daß Schöne ihm für die Aufstellung der Sammlung einen der großen Säle der Gemäldegalerie zusagen konnte, die durch deren Übersiedlung in das Kaiser Friedrich-Museum frei wurden.

Die Erwerbung der Fresken von Boscoreale scheiterte nach langen Verhandlungen und nach mühevoller Beschaffung der nach Schönes Meinung zum Ankauf ausreichenden Mittel an dem unsinnig hohen Preise, den ihr Besitzer forderte. Auch als dessen Unterhändler die Bilder noch zweimal zu geringerem Preise anbot, kam es nicht zum Ankauf, im Grunde wohl deshalb, weil Kekulé, der im August 1900, und Schöne, der im Januar 1901 in Boscoreale gewesen war, bei erneuter Prüfung der Bilder im Herbst 1901 festgestellt hatten, daß sie sich durch Verblässen nicht unerheblich verändert hatten. Schöne sah die Fresken im Juni 1903 in Paris noch einmal wieder und fand sie in ihrer Erhaltung noch verschlechtert.

Aus Boscoreale, aber aus einer anderen Villa, stammten die etwa siebzig Gefäße und Geräte aus Bronze, Glas, Ton und Elfenbein, die 1900 in das Antiquarium kamen. Sie stellten den Bestand eines vornehmen pompejanischen Haushalts dar, von den großen Prachtgefäßen hinab bis zu einfachen Gebrauchsgefäßen und -geräten. Eine andere wertvolle Erwerbung war die einer Sammlung griechischer Kleinbronzen aus Dodona. Eine Bereicherung des Antiquariums bedeutete auch das neue Aussehen, daß der Hildesheimer Silberfund durch die sorgsam-gründliche Bearbeitung gewann, die ihm Franz Winter und Erich Pernice angedeihen ließen. Das im Jahre 1901 erschienene Werk „Der Hildesheimer Silberfund“ zeigt das herrliche Tafelgeschirr aus der Zeit des Augustus in seinem ursprünglichen Zustand. An sonstigen Veröffentlichungen der Antikenabteilung kamen in dieser Zeit heraus: die Inschriften aus Magnesia, der Führer durch das Pergamonmuseum und „Ausgewählte griechische Terrakotten“.

Für den Assistenten der Antikenabteilung Hermann Winnefeld konnte Schöne eine Direktorstelle beim Finanzministerium erreichen. Das Antiquarium erhielt in dem 1901 zum Assistenten ernannten Robert Zahn einen Beamten, der als hervorragender Kenner antiker Kleinkunst die Sammlung zu neuer Blüte brachte und ihre Aufstellung in dem von der Gemäldegalerie verlassenen Räumen des Alten Museums mit Geschick und Geschmack durchführte. Er wurde, als Wiegand 1912 die Leitung der Antikenabteilung übernahm, deren zweiter Direktor und nach Wiegands Ausscheiden sein Nachfolger.

Das Münzkabinett

Von dem bedeutenden Zuwachs, der in den neunziger Jahren das Münzkabinett in die erste Reihe der Sammlungen antiker Münzen rückte, war die Rede. Hier ist noch zu berichten, wie es zum Ankauf der Sammlung Löbbecke kam, um dessen Zustandekommen sich Schöne über zwei Jahre bemühte. Leider

läßt sich kein ganz klares Bild von dem Hergang gewinnen. Bodes Darstellung ist folgende (Mein Leben II 166 f.): Nachdem Schöne wiederholt vergeblich versucht hatte, vom Finanzminister besondere Mittel zu erlangen, legte Bode, als der Kaiser zur Besichtigung der Marmiontafeln in das Kaiser Friedrich-Museum kam, auf dem Tisch seines Zimmers die schönsten Stücke der Sammlung aus, darunter namentlich syrakusanische Silbermünzen. Der Kaiser fragte, was für eine Bewandnis es damit habe, und ließ sich für den Ankauf erwärmen. Schöne war in seiner Handlungsfreiheit gebunden. Sein gutes Verhältnis zum Finanzministerium beruhte auf der Redlichkeit, die er ihm gegenüber wahrte. Nach der entschiedenen Ablehnung eines Antrags würde er nie versucht haben, durch den Kaiser oder den Landtag einen Druck auf ihn auszuüben. In seinem Tagebuch bemerkt er über die Besichtigung der Marmionbilder durch den Kaiser, die danach übrigens nicht, wie Bode sagt, Ende des Jahres 1904, sondern am 17. März 1905 stattfand: „Gegen vier Uhr war der Kaiser angesagt. Er kam mit der Kaiserin. Bode auch da. Besehen wurden die Marmions und die Bilder, die an den Kaiser abgegeben werden sollen. Im Aide bis nach fünf Uhr.“ Sicherlich hat er sich wie immer zurückgehalten und Bode den Vortritt gelassen, wie er ja auch sonst den Direktoren die Ehre von Erwerbungen überließ, an deren Gelingen er gleichwohl wesentlichen Anteil hatte. Am 22. März bemerkt er: „Spät (am Abend) Besuch von Assessor von Burchard wegen der Bodeschen Aktion von Löbbecke.“ Am 30. April erhielt der Kultusminister die Nachricht, daß der Kaiser den Ankauf der Sammlung wünsche. Aber auch damit waren die dazu erforderlichen Mittel, die 700 000 Mark betrugen, noch nicht oder wenigstens nicht völlig gesichert, denn noch Ende September 1905 mußte Schöne für die Kostendeckung tätig sein. So ist auch dieser von Bode leichthin erzählten Geschichte hinzuzufügen, daß Schöne es war, dem die letzte Mühe um das Gelingen der Erwerbung verblieb.

Die Ägyptische Abteilung

In der Ägyptischen Abteilung trafen 1901 die Funde ein, die Ludwig Borchardt und Heinrich Schäfer bei der von den Museen unternommenen Ausgrabung des Sonnenheiligtums des No-woser-re (5. Dynastie) in Abusir gemacht hatten. Ihre Hauptstücke, die Reliefs von dem Sonnentempel, erregten in der 1902 veranstalteten Ausstellung der Funde von Abusir Aufsehen, weil es die ersten Tempelreliefs aus dem Alten Reiche waren, die bekannt wurden. Weitere Grabungen in Abusir wurden von der Deutschen Orient-Gesellschaft bezahlt und unter der Leitung von Borchardt bis 1903 durchgeführt. Sie erstreckten sich auf das aus Pyramide, Totentempel und anderen Anlagen bestehende Grabdenkmal des No-woser-re und erbrachten den Museen außer Papyrus- und anderen Funden weitere Tempelreliefs. Der bedeutendste der Papyrusfunde war der in einer griechischen Nekropole der Spätzeit entdeckte, mit Ausnahme des

Anfangs vollständig erhaltene kitharodische Nomos des um 400 v. Chr. gefeiertsten Musikers und Dichters Timotheos von Milet, „Persai“ betitelt und die Seeschlacht bei Salamis von 480 behandelnd, vermutlich für eine Festversammlung der Jonier Kleinasiens gedichtet und im Altertum hochberühmt. Eine von den Museen zur Gewinnung von Papyrusschätzen im Jahre 1903 unternommene und von Otto Rubensohn geleitete Grabung in Abusir el Meleq lieferte beträchtliche Ausbeute an literarischen Bruchstücken und daneben Gegenstände aus Gräbern jungägyptischer Zeit. In einem der Gräber wurden drei Musikgeräte gefunden, darunter eine Laute aus dem 7. Jahrhundert, wie noch keine in Ägypten zutage gekommen war. Aus dem durch alle diese Unternehmungen stark angewachsenen Bestand antiken Schrifttums gaben die Museen in der Reihe der Papyrusveröffentlichungen die „Klassikertexte“ heraus, deren erstes Heft 1904 erschien.

Einen für die alte ägyptische Geschichte wichtigen Zuwachs erhielt die Abteilung 1905 in den ihr zunächst durch Ankauf, später durch Grabungen zugeführten Scherben von Steingefäßen und Elfenbeinplättchen aus den Königsgräbern von Abydos. Die darauf befindlichen Inschriften hatte Kurt Sethe 1897 als Namen von Königen der Ersten Dynastie um 3000 v. Chr. entziffert.

Die Vorderasiatische Abteilung

Die neue Vorderasiatische Abteilung konnte sich bei ihren in Gemeinschaft mit der Deutschen Orientgesellschaft eingeleiteten Unternehmungen in Mesopotamien der starken Teilnahme erfreuen, die ihnen der Kaiser als Protektor der Gesellschaft entgegenbrachte. Ohne seine Einwirkung hätte sich der Finanzminister wohl kaum bewegen lassen, für die Grabungen in Babylon von 1900 ab und für die in Kal'at Schergât, der Stätte des alten Assur, von 1903 ab jährlich große Beträge in den Haushaltsplan einzustellen. Ganz ohne Mühe konnte Schöne das freilich auch nicht erreichen, wie denn überhaupt die mesopotamischen Unternehmungen ihm viel Arbeit aufbürdeten. Gleich zu Beginn der Grabungen in Babylon kam es zu Unstimmigkeiten zwischen Koldewey und seinen wissenschaftlichen Mitarbeitern, drei Assyriologen, die in kurzen Zwischenräumen einander ablösten. Schöne nahm für Koldewey Partei, und wohl mit Recht, denn die damaligen Assyriologen waren alles andere als friedfertige Naturen. Sie lebten, wie Adolf Erman in seinem Buche „Mein Werden und mein Wirken“ (S. 230) bezeugt, auch untereinander in Haß, Neid und ewigem Zank. Dazu gehörte auch der Streit, der zwischen dem Leiter der Vorderasiatischen Abteilung Delitzsch und seinem amerikanischen Fachgenossen Hilprecht im Jahre 1901 ausbrach, sich bis 1903 hinzog und mehrfach nach Konstantinopel hinüberspielte. Schöne hatte darüber nach seinem Tagebuchvermerk vom 19. März 1902 lange unerfreuliche Auseinandersetzungen mit Hilprecht. Uner-

wünscht für die Museen war auch der heftige Widerspruch, den der am 13. Januar 1902 von Delitzsch in Gegenwart des Kaisers gehaltene Vortrag über „Bibel und Babel“ namentlich in theologischen Kreisen hervorrief.

Alles das hätte Schöne abhalten können, Delitzsch zu einer Reise nach Babylon zu veranlassen. War doch zu befürchten, daß der vielumstrittene Mann, der noch dazu, wie alle Assyriologen jener Zeit (Erman a. a. O. S. 229), in einem etwas naiven Verhältnis zur Wirklichkeit und ihren Möglichkeiten stand, in Babylon oder Konstantinopel neue Schwierigkeiten hervorrufen könnte. Schöne hielt es aber für so wichtig, daß der Leiter der Vorderasiatischen Abteilung sich um die babylonischen Funde und ihre Deutung an Ort und Stelle kümmerte, daß er alle Bedenken beiseiteschob und die Reise ermöglichte. Sie wurde für Delitzsch, der sie im Jahre 1902 unternahm, zu einem großen Erlebnis. Er war nach seinem Briefe an Schöne vom 11. August 1902 von der Wirksamkeit der beiden Architekten Koldewey und Andrae, von denen jener damals Fâra, die Stätte des alten Schuruppak, untersuchte, während Andrae in Babylon weitergrub, und seiner Übereinstimmung mit Koldewey in allen Hauptfragen sehr angetan und schrieb über Babylon, wo bereits die Prozessionsstraße des Gottes Marduk, die Tempel der Ninnach und des Ninib ausgegraben, E-Sagila, der Tempel des Marduk, festgestellt und Teile der Hauptburg und der Südburg auf dem Kasr untersucht waren: „Der Fortschritt unserer Grabungen am Ischtartor übertrifft alle meine Erwartungen. Wenn man vor sieben Wochen“ — Delitzsch hatte sich inzwischen in Fâra und Südbabylonien aufgehalten — „eine öde sterile Sandfläche verlassen hat und sieht diese nun plötzlich umgewandelt in eine verhältnismäßig sehr guterhaltene Doppeltoranlage von gewaltigen Dimensionen mit vorspringenden Türmen, Torgemächern und Postamenten, alles wimmelnd von reliefierten Stieren und Drachen, so mutet dies einen wahrhaft märchenhaft an. Es ist mir, als wären wir durch diese Grabungen Koldeweys nicht nur in bezug auf den Stadtplan Babylons, sondern auch in bezug auf das Aussehen eines babylonischen Tempels sowie einer Ziggurra aus tiefster, unentwirrbarer Nacht hellstem Lichte entgegengeführt.“ Über seine ganze Reise schreibt Delitzsch in einem späteren Briefe: „Unendlich dankbar aber bleibe ich Ihnen für alle Zeiten dafür, daß Sie diese meine Reise angeregt, befürwortet und zur Ausführung gebracht haben, eine Reise, die mich erst wahrhaft zu einem Assyriologen gemacht hat.“

Als Leiter der Vorderasiatischen Abteilung legte Delitzsch natürlich großen Wert darauf, möglichst bald in den Besitz der babylonischen Altertümer zu kommen. Nach einem im Jahre 1899 mit der Türkei abgeschlossenen Vertrag hatte Deutschland Anspruch auf die Hälfte der Funde aus den von den Museen dort veranstalteten Grabungen. Da aber Hamdi Bey sich durch dieses Abkommen nicht gebunden fühlte, hielten es die Museen und Wiegand als ihr Vertreter in der Türkei für ratsam, anstatt auf dem Wortlaut des Vertrages zu bestehen, sich lieber auf gutlichem Wege mit Hamdi zu verständigen. Diesen Weg schlug denn auch Wiegand ein, als Schöne ihm die von Koldewey und

Delitzsch ausgegangene Anregung übermittelte, die sich auf die farbig glasierten Ziegel vom Ischtartor und anderen Bauten bezog. Hamdi ließ sich überzeugen, daß es zweckmäßig sei, die Ziegelbruchstücke zunächst nach Berlin zu senden und dort zusammensetzen zu lassen, und erwirkte die auf seinen Rat von Schöne „aus wissenschaftlichen Gründen“ erbetene Erlaubnis zu ihrer Überführung. Auch für den Wunsch Schönes, die in Babylon in großen Mengen gefundenen, zum Teil stark versinterten Keilschrifttäfelchen zur Reinigung und konservierenden Behandlung nach Berlin zu schicken, ließ sich Hamdi durch Wiegand gewinnen.

Zur Absendung der Täfelchen kam es allerdings erst geraume Zeit später. Schuld daran war im Grunde die Verstimmung, die Hamdi beherrschte, seit über seinen Kopf hinweg unsere Botschaft im Auftrage des Kaisers den Abtransport der Fassade von M'schatta beim Sultan durchgesetzt hatte. Seitdem ergriff er gern jeden Anlaß, der es ihm ermöglichte, die deutschen Grabungen in der Türkei zu erschweren oder zu stören. Eine solche Gelegenheit bot sich ihm bald. In Kal'at Schergât leitete Walter Andrae die 1903 von Koldewey eröffneten Grabungen. Infolge der Weigerung Andraes, die von ihm verwahrten Funde dem türkischen Kommissar Abdulkadr Effendi zugänglich zu machen, kam es zu einem Konflikt zwischen den beiden. Der daraufhin von Hamdi nach Kal'at Schergât entsandte Kommissar für Babylon Bedri Bey sandte alarmierende Berichte über Andraes Verhalten ihm und seinen Kollegen gegenüber nach Konstantinopel. Hamdi schenkte ihnen Glauben oder tat wenigstens so, drohte mit Schließung der Grabung und verschaffte sich zwei Iradés, einen, wodurch der Sultan die Assurfunde dem von Hamdi gegründeten und geleiteten Museum in Stambul überwies, und einen, worin er ihren Abtransport dorthin befahl. Für Schöne entstand dadurch eine schwierige Lage. Auf der einen Seite fühlte er sich verpflichtet, für Andrae einzutreten, der ihm sachlich richtig, wenn auch nicht genau nach dem Wortlaut der Ausgrabungserlaubnis gehandelt zu haben schien, auf der anderen mußte er zu verhüten suchen, daß die Deutsche Orientgesellschaft den Kaiser in die Sache hineinzog. Denn dieser war in seiner raschen Art nur zu geneigt, auf Beschwerden der Gesellschaft, zumal wenn sie ihm von deren Ausschußmitglied und späteren Präsidenten Admiral von Hollmann vorgetragen wurden, sofort scharfe Befehle an die Botschaft in Konstantinopel zu erlassen. Daß ein solches Vorgehen auf Hamdi Bey nur aufreizend wirken und alle anderen Vorhaben der Museen in der Türkei empfindlich schädigen könnte, war auch Wiegands Auffassung. Er dachte dabei keineswegs, was ihm die Orientgesellschaft gern zutraute, lediglich an Milet, Didyma und Pergamon, sondern auch an die schwer durchzusetzenden Wünsche der Gesellschaft nach Erlangung der Grabungserlaubnis für Warka (Uruk) und El Mugeir (Ur), vor allem aber an die von Hamdi betriebene Umarbeitung des türkischen Antikengesetzes, dessen neue Bestimmungen jede selbständige Ausgrabungstätigkeit der Museen in der Türkei unmöglich zu machen drohten. Er machte deshalb dem Botschafter von Marschall den Vorschlag, einer Absendung

der Assurfunde nach Konstantinopel nicht zu widerstreben und sich über ihre dort vorzunehmende Sichtung, Bearbeitung und Teilung mit Hamdi zu verständigen. Auf die Meldung hiervon vereinbarte Schöne mit dem Sachbearbeiter des Auswärtigen Amtes, daß dem Versand der Assurfunde, soweit sie bereits verpackt waren, zugestimmt und dem Kaiser keinerlei Mitteilung gemacht werden sollte. Das letztere war etwas gewagt, denn der Kaiser legte als Protektor der Orientgesellschaft großen Wert darauf, von allem unterrichtet zu werden, und hatte vor einem Jahre, als verhältnismäßig unerhebliche Angelegenheiten ohne sein Wissen geordnet worden waren, seine Mißbilligung in unglaublich starker Form kundgegeben.

Die von Hamdi Bey angedrohte und tatsächlich verfügte Schließung der Ausgrabung von Assur konnte Wiegand durch gütliche Einwirkung auf ihn rückgängig machen. Dagegen war Koldewey gezwungen, Anfang April die Grabung in Babylon einzustellen, weil die türkische Regierung die Verlängerung der abgelaufenen Grabungserlaubnis verweigerte. Es war das eine Maßregel, die nicht Babylon allein betraf und auch nicht ausschließlich auf Hamdi zurückzuführen war. Sie stand in Zusammenhang mit der Umarbeitung des Türkischen Antikengesetzes und beruhte auf Gründen, die zum Teil durch die Vorgänge in M'schatta und Kal'at Schergât, zum Teil durch Grabungsvorhaben und Fundansprüche anderer Nationen bedingt waren. Auch in diesem Falle widerriet Wiegand, Schritte von seiten des Kaisers zu veranlassen, sie vielmehr zu versparen, bis der Inhalt des neuen Antikengesetzes bekannt sei. Man dürfe die zur Verhinderung untragbarer Gesetzesbestimmungen wahrscheinlich notwendige Hilfe des Kaisers nicht zu einer Teilaktion verausgaben. Schöne würdigte Wiegands Standpunkt, hielt aber auf Grund eines Berichtes von Koldewey die Lage für schwieriger und peinlicher als jener und sah sich, da sonst keine Aussicht auf Abhilfe bestand, außerstande, zu verhüten, daß der Vorstand der Orientgesellschaft den Kaiser von der Sachlage unterrichtete. Die darauf an die Botschaft in Konstantinopel erlassene Anweisung betraf folgende Punkte: 1. Erwirkung der sofortigen Erlaubnis zur Fortsetzung der Ausgrabung von Babylon; 2. Verlängerung des Firmans von Assur sofort nach dessen Ablaufen im September; 3. Freiheit für die Bearbeitung der Funde an Ort und Stelle, bevor sie abgesandt werden.

Wiegand, dem der Botschafter davon Kenntnis gab, mißbilligte die einseitige Inanspruchnahme des Kaisers durch die Orientgesellschaft. Er verlangte, falls der befohlene Schritt nicht bis zum Bekanntwerden des neuen Antikengesetzes verschoben werden könne, seine Ausdehnung auf Pergamon, Milet und Didyma sowie die Zusicherung, alle deutschen Ausgrabungen und Funde frei bearbeiten zu können. Andernfalls werde er nicht mehr imstande sein, das ihm anvertraute Amt im Sinne seiner Dienstanweisung wahrzunehmen. In einem Begleitbrief an Schöne sprach er sich über einen möglichen Rücktritt noch entschiedener aus. Wiegands Bericht wurde vom Kultusminister dem Auswärtigen Amt gegeben und dieses gebeten, die nach Konstantinopel ergangene Anweisung entspre-

chend zu ergänzen. Zugleich schrieb Schöne an Wiegand, wie sehr ihn sein Rücktrittsgedanke betroffen habe, und bat ihn dringend, seinen Posten, dessen Aufgeben er für einen schweren und unheilbaren Schlag halten müßte, nicht zu verlassen, zumal nicht unter den augenblicklichen schwierigen Verhältnissen. Auf keinen Fall möge er einen entscheidenden Entschluß fassen, bevor sie sich mündlich in Konstantinopel oder Berlin ausgesprochen hätten. Mit diesem Brief, der auf Wiegand beruhigend wirkte, kreuzte sich einer von diesem, in dem er berichtete, daß die Österreicher die Erlaubnis zur Fortsetzung der Ausgrabung von Ephesos erhalten hätten und daß daraufhin der Botschafter von Marschall sofort dasselbe für die deutschen Ausgrabungen vom Großvezir erbeten habe. Kurz darauf konnten in Babylon die Ausgrabungen wieder aufgenommen werden. Auch durften von nun an alle deutschen Ausgraber ihre Funde so lange an Ort und Stelle behalten, wie sie es für nötig hielten.

Während dieser Vorgänge hatte Schöne Schwierigkeiten zu überwinden, die sich einer von Delitzsch beabsichtigten Reise nach Assur entgegenstellten. Sie gingen vom Botschafter aus, der von dessen Aufenthalt in Kal'at Schergât, solange der dort ausgebrochene Streitfall nicht beigelegt war, üble Folgen befürchtete. Er wurde in seiner ablehnenden Haltung durch einen Brief Delitzschs bestärkt, in dem dieser den naiven Wunsch aussprach, die Botschaft möge Hamdi verhindern, die aus Assur kommenden Kisten zu öffnen, bevor er selbst in Konstantinopel angelangt sei. Da auch in diesem Falle ein Hineinziehen des Kaisers zu befürchten stand, setzte sich Schöne mit Wiegand in Verbindung und erreichte mit dessen Hilfe durch den Vorschlag, Delitzsch zunächst nach Babylon und erst im Herbst nach Assur reisen zu lassen, daß der Botschafter seine Bedenken fallen ließ.

Nach alledem konnte Schöne im Sommer 1905 hoffen, daß in Konstantinopel endlich Ruhe eingetreten sei. Schon im Herbst aber kam es zu einer neuen Störung. Berichte aus Babylon und Assur, die sich später als übertrieben erwiesen, über Willkürakte der dortigen türkischen Kommissare veranlaßten den Admiral von Hollmann, dem Kaiser gelegentlich eines Jagdaufenthaltes in Rominten zu erzählen, die Kommissare stahlen mit Einverständnis Hamdi Beys in unseren Ausgrabungen Funde und brächten sie in Paris und London auf den Markt. Der Kaiser telegraphierte diese Behauptung sofort unchiffriert an Marschall — mit Ausdrücken wie „Hamdi und seine Spießgesellen“ und „die Gauner“ — und verlangte, daß Bedri Bey aus Babylon abberufen und alle Funde von jetzt ab ihm, dem Kaiser, ausgeliefert würden, er werde dann Hamdi geben, was ihm zukomme. Seine Forderung müsse binnen acht Tagen erfüllt werden, andernfalls werde er sich unmittelbar an den Sultan wenden. Der Botschafter fuhr darauf zum Großvezir und erreichte, daß Bedri abberufen wurde. Zur Frage der Funde berichtete er an den Reichskanzler, daß der Auftrag des Kaisers im Widerspruch stehe mit dem Abkommen von 1899 und daß seine Ausführung, zumal die Funde auf einem kaiserlich ottomanischen Krongut gemacht würden, als Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei angesehen werden

könne. Einige Tage darauf zeigte der Botschafter mit freudiger Genugtuung Wiegand einen Bericht von Schöne, nach dem nicht erwiesen war, daß Bedri mit den Diebstählen zusammenhing, noch daß Hamdi irgendeine Rolle dabei spielte. Trotzdem blieb es bei der Abberufung von Bedri, zum Leidwesen von Koldewey, der mit ihm sehr zufrieden gewesen war.

Mittlerweile hatte sich Delitzsch in Babylon und Kal'at Schergât aufgehalten und an beiden Orten die gefundenen Keilschrifttexte abgeschrieben und übersetzt, vor allem die für topographische Bestimmungen wichtigen. Aus Kal'at Schergât schrieb er begeistert an Schöne über die Grabungsergebnisse, die das alte Assur mit seinen Tempeln, Palästen und Befestigungen immer klarer hervortreten ließen, über die „Fülle der erlesensten Denkmäler assyrischer Kunst“ und den „fast verwirrenden Reichtum bedeutendster Schriftdenkmäler aller Art“. In düsteren Farben dagegen schilderte er die Lage der Ausgräber. „Den Türken ist infolge der russischen Niederlagen mächtig der Kamm geschwollen, und Hamdi Beys ungebildete Kreaturen voll Lug und voll Trug, Bedri obenan, gebärden sich als die Herren unserer hiesigen Arbeiter.“ Man glaubt in diesen Worten die Quelle zu erkennen, aus der Admiral von Hollmann die alarmierenden Berichte schöpfte, die er unbesehen an den Kaiser weitergab. Auf die tieferen Absichten, die er damit verfolgte, und die sonstigen Quertreibereien der Orientgesellschaft, die Delitzsch wohl mehr aus Unbesonnenheit und Sensationslust als aus böser Absicht mit hervorrief, näher einzugehen, würde zu weit führen. Sie waren jedenfalls dazu angetan, nicht nur Wiegand, sondern auch Schöne sein Amt zu verleiden. Eine gewisse Beruhigung trat erst 1906 ein. Sie war zum Teil dem geschickten Verhalten des Assistenten der Vorderasiatischen Abteilung Leopold Messerschmidt zu verdanken, der an Stelle von Delitzsch nach Konstantinopel gesendet wurde. Von Wiegand beraten, wußte Messerschmidt sich sowohl mit Bedri Bey, der ihm bei seiner Bearbeitung der Assurfunde zugeordnet war, als auch mit Hamdi Bey so gut zu stellen, daß er die Überlassung sämtlicher in Fâra gefundenen, sowie des größten Teiles der aus Assur stammenden Keilschrifttafeln für Berlin erreichen konnte. Wiegand trug im März 1906 in einer Ausschußsitzung der Deutschen Orientgesellschaft seine Ansicht über Orient und Orientalen vor, worauf auch hier die Auffassung durchdrang, daß man dem an Ort und Stelle anwesenden Vertreter der Museen die Entscheidung über das, was erreichbar sei, überlassen müsse, und daß man den Kaiser und die Diplomaten bei der Frage der Teilung der Funde besser aus dem Spiel lasse.

Das Museum für Völkerkunde

Am Museum für Völkerkunde entstanden um die Jahrhundertwende unter den leitenden Beamten empfindliche Lücken. Der Amerikanist Seler und der Sinologe Grube gaben ihre Stellungen auf, um sich ganz ihrer Tätigkeit als

Universitätslehrer und Forscher zu widmen. Schöne bedauerte das Ausscheiden von Grube auch darum, weil er ihm noch kurz vorher die Reise nach China und Japan mit einem ungewöhnlich langen Urlaub ermöglicht und sich davon für die Ostasiatische Abteilung viel versprochen hatte. Auch Carl von den Steinen, der 1900 die Stelle von Seler übernahm, schied um seiner wissenschaftlichen Arbeit willen schon nach einem Jahre wieder aus. Schöne hatte wohl schon, ehe diese Verluste eintraten, die Überzeugung, daß Gelehrte von Rang, die die ihnen anvertrauten Abteilungen so gut wie selbständig verwalteten, sich in der Stellung von Assistenten auf die Dauer nicht halten lassen würden, aber seine Bemühungen um die Begründung von Direktorstellen hatten erst 1904 den gewünschten Erfolg.

Als er daraufhin die Ernennung der inzwischen an das Museum zurückgekehrten Professoren Seler und von den Steinen sowie Grünwedel und von Luschau zu Direktoren vorschlug, stieß der Antrag beim Kaiser auf ein unerwartetes Bedenken. Er bezog sich auf den Plan eines neuen Asiatischen Museums, den Bode verfolgte. Der Kaiser ließ durch Valentini Bodes Ansicht einholen. Dieser mußte befürchten, daß Schöne ihm die Hemmung verübeln würde, und suchte die Sache nach Möglichkeit abzuschwächen. Er sagte Valentini, daß die Vorderasiatische Abteilung im Kaiser Friedrich-Museum, der nach dem Willen des Kaisers die Asiatische Abteilung des Völkerkundemuseums keinen Abbruch tun dürfe, nur eine Vorbereitung für das Asiatische Kunstmuseum und dieses selbst erst in acht bis zehn Jahren frühestens spruchreif sei. Die erste Unterredung Bodes mit dem Kaiser darüber hatte am 5. März 1904 bei einem Essen in Gegenwart des Reichskanzlers Bülow und Wiegands stattgefunden. Bode hatte am 6. März 1904 an Schöne darüber berichtet: „Graf Bülow wie dem Kaiser habe ich auch von der Absicht gesprochen, die vorderasiatischen Stücke mit M'schatta zusammen zu einer mohammedanisch-vorderasiatischen Abteilung auszugestalten, was beider vollen Beifall fand. Dafür, daß ich dazu meine alten Teppiche als Geschenk in Aussicht stellte, erklärte S. M., daß er mir nun auch etwas schenken wolle — und dann führte er mich zu dem Fürstenbergschen Elfenbein!“

In Bodes späteren Briefen an Schöne ist wiederholt die Rede von dem vom Kaiser befohlenen oder ihm versprochenen Gutachten oder Bericht über das Asiatische Kunstmuseum und die zunächst an die M'schatta-Fassade anzuschließende Abteilung. In einem dieser Briefe spricht Bode von dem Geschenk seiner Teppiche, die er mit mehr als 100 000 Mark bewertet. Er habe dafür „kleine Konzessionen von dritten Sammlungen“ — gemeint sind damit das Kunstgewerbe- und das Völkerkundemuseum — vom Kaiser als Gegenleistung erbeten und zugesagt erhalten“. In seinem Buche „Mein Leben“ (II S. 168) geht er noch weiter mit den Worten: „Durch die M'schatta-Fassade und das Geschenk meiner Sammlung alter Teppiche hatte ich eine besondere islamische Kunstabteilung durchgesetzt.“ Tatsächlich geschehen ist das freilich nicht, denn der Kaiser hatte in jenem Gespräch keine Entscheidung getroffen, sondern zunächst nur

eine Äußerung über seinen Plan verlangt. Daß Bode diese nicht ohne Zustimmung Schönes geben konnte, dessen war er sich wohl bewußt. Schöne aber mißbilligte als ein unredliches Vorgehen, wie es innerhalb seiner Verwaltung nicht vorkommen durfte, daß Bode sich über die Köpfe seiner Kollegen hinweg Gegenstände aus deren Sammlungen vom Kaiser hatte zusagen lassen. Er war daher auch nicht geneigt, eine Entscheidung über die Annahme von Bodes Teppichen herbeizuführen und der förmlichen Einrichtung einer Islamischen Kunstabteilung zuzustimmen, bevor nicht eine Einigung über jene Gegenstände erzielt war. Die Leiter der anderen Museen etwa zu zwingen, Gegenstände ihres Sammlungsbereiches herzugeben, kam für ihn unter keinen Umständen in Frage. Er schrieb darüber am 17. April 1905 an Bode: „Was Ihre orientalischen Wünsche betrifft, so liegt die eigentliche Schwierigkeit nicht in dem Plan selbst. So viel da zu bedenken bleibt, so zweifle ich nicht daran, daß man zu einem ersprißlichen Ergebnis gelangen kann. Dagegen sehe ich nicht ab, wie sich Ihre Wünsche wegen der Teppiche und Bronzen sollten erfüllen lassen, ohne die Grundlagen unserer bisherigen ruhigen Entwicklung und die gedeihliche Sicherheit der Verwaltung zu gefährden. Wenn ich meine persönliche Meinung aussprechen soll, so geht sie dahin, daß Sie den von Ihnen so lebhaft vertretenen Interessen keinen größeren Dienst erweisen können, als wenn Sie statt jener Stücke des Kunstgewerbemuseums und des Museums für Völkerkunde die Sammlung Sarre für die nächsten Jahre im Kaiser Friedrich-Museum aufnehmen. Das Zusammenwirken der Faktoren, auf die wir angewiesen sind, zu dem von Ihnen vertretenen Ziele würde dadurch sehr erleichtert, vielleicht gesichert werden.“ Der Brief zeigt deutlich, daß Schöne der Begründung einer Islamischen Kunstabteilung nicht, wie es nach Bode (a. a. O. 168 ff.) den Anschein hat, grundsätzlich widerstrebte, und daß er, da er selbst die Übernahme der Sammlung Sarre anregte, die Schaffung einer besonderen Assistentenstelle dafür nicht „nur widerwillig“ zugestimmt haben kann.

Die Verhandlungen über die von Bode gewünschten Sammlungsstücke zogen sich über fast zwei Jahre hin. In ihrem Verlauf kam es wiederholt zu unerquicklichen Auseinandersetzungen, wobei auch die Frage der Hausverwaltung des Kaiser Friedrich-Museums mitspielte, die Bode für sich beanspruchte. Am 16. Dezember 1904 schrieb er an Schöne, wenn er ihm mit Rücksicht auf die anderen Direktoren (des Münzkabinetts) die äußere Leitung des Museums nicht übertragen wolle, möge er es ihm offen mitteilen, damit er den Minister um Entscheidung angehen und, da er von ihm wohl die gleiche Antwort erwarten müsse, dann den Kaiser bitten könne, jemand, der mehr Verdienste um das Kaiser Friedrich-Museum habe als er, an seine Stelle zu berufen. Schöne antwortete am 19. Dezember 1904: „Lieber Herr Geheimrat, seit vielen Jahren bin ich bereit gewesen, unsere geschäftlichen Fragen auf dem Wege freundschaftlicher Korrespondenz zu erledigen oder zur Erledigung vorzubereiten. Wenn Sie aber schwebenden Fragen eine Wendung geben wie die Ihres Briefes vom 16., so werden sie zu ernst und verantwortlich, als daß ich auf diesem Wege

weiter folgen dürfte. Ich muß Sie also ersuchen, Ihre Wünsche und Anträge wegen des Kaiser Friedrich-Museums in amtlicher Form vorzulegen.“ Auf demselben Weg verwies er mit Brief vom 7. Januar 1905 Bode, als dieser drohte, er werde den ihm vom Kaiser befohlenen Weg einer Eingabe beschreiten, wenn sein Vorschlag einer Überweisung weniger Stücke des Kunstgewerbe- und Völkerkundemuseums Schöne deren Direktoren gegenüber „zu odios“ vorkomme. In seiner Antwort auf einen einlenkenden Brief von Bode, den dieser nach einer Besprechung mit Minister Studt aus der Einsicht heraus an ihn gerichtet hatte, daß er bei einer Reihe sehr wichtiger Aufgaben Schönes Hilfe nicht entbehren könne, schrieb Schöne unterm 17. April: „Meine Zurückhaltung war nicht durch Ihre Berufung auf den Minister veranlaßt, die ich ganz begreiflich und unbedenklich finde. Sie war vielmehr durch Ihre wiederholte Ankündigung einer Beschwerde beim Kaiser hervorgerufen. Die Möglichkeit, mich vor dem Minister und dem Kaiser ausweisen zu müssen, schien mir zu gebieten, so weit als irgend tunlich die weiteren Erörterungen auf den amtlich schriftlichen Weg zu bringen.“ Um die bis dahin geführten Verhandlungen aktenkundig zu machen, wurde Bode also mit seinen das Kaiser Friedrich-Museum und die Islamische Sammlung betreffenden Wünschen auf den amtlichen Weg verwiesen. Dagegen behauptet Bode (a. a. O. 171), er habe, als er von Schöne auf verschiedene Anfragen wegen seiner Teppichsammlung keine Antwort erhalten habe, ihn gebeten, die Entscheidung durch den Minister herbeizuführen, worauf er von Schöne die Antwort bekommen habe, daß er in diesem Antrag einen Vertrauensbruch sehe und hinfort mit ihm nur dienstlich verkehren könne. Daß dem nicht so war, beweist außer dem eben angeführten Briefe Schönes der Umstand, daß auch nach den Briefen Schönes vom 19. Dezember 1904 und 7. Januar 1905 der persönliche Verkehr zwischen ihm und Bode sowohl mündlich wie schriftlich in der vorherigen Weise weiterging. Das Verhältnis zwischen beiden blieb freilich gespannt, zumal Bode es übelnahm, daß an den Tagen, an denen er durch sein Leiden verhindert war, in das Museum zu kommen, Schöne wichtige Angelegenheiten der Gemäldegalerie mit deren zweitem Direktor Friedländer besprach. Die Frage der von Bode für die Islamische Sammlung gewünschten Gegenstände kam erst dadurch zu Erledigung, daß Bode in der letzten Unterredung, die er mit Schöne wegen seiner Teppiche am 20. November 1905, also unmittelbar vor Schönes Abgang, hatte, die an seine Schenkung geknüpfte Bedingung wegen jener Gegenstände fallen ließ, die sich in den von Lessing und Grünwedel geleiteten Sammlungen befanden.

In dem Abschnitt „Kämpfe um die Gründung einer Ostasiatischen Abteilung“ (Mein Leben 168 ff.) sucht Bode den Eindruck zu erwecken, als ob es seines Eingreifens bedurft hätte, um das Sammeln ostasiatischer Kunst bei den Museen in Gang zu bringen. Er vermengt dabei zwei Dinge: das eigentliche Sammeln und die Begründung einer besonderen Ostasiatischen Kunstabteilung als Teil des ihm vorschwebenden Asiatischen Kunstmuseums, das auch die Islamische Sammlung aufnehmen sollte. Gegen das Sammeln von Erzeugnissen der

50. Adolf Bastian

51. Museum für Völkerkunde

52. Wilhelm von Bode

53. Kaiser Friedrich-Museum

Kunst und des Kunsthandwerks Ostasiens hatte Schöne nicht nur nichts einzuwenden, er leitete es mit der von ihm ermöglichten Reise Grubes nach China und Japan sogar selbst ein. In den folgenden Jahren war er lange bemüht, die wertvolle Japansammlung des Professors A. Fischer den Museen zu sichern und um weiterer Erwerbungen willen diesen selbst für die Stelle eines wissenschaftlichen Attachés bei der Gesandtschaft in Peking zu gewinnen. Fischer knüpfte die Annahme der Stellung zunächst an die Bedingung, daß er nach einigen Jahren zum Direktor eines nach seinen Angaben zu erbauenden Ostasiatischen Kunstmuseums ernannt würde, beschränkte sich aber im Laufe der Verhandlungen auf die Forderung, selbständiger Assistent zu werden mit der Befugnis, einer kunstgeschichtlichen Unterabteilung der Asiatischen Abteilung des Museums für Völkerkunde vorzustehen. Die Sache scheint daran gescheitert zu sein, daß Fischer bereits zu fest an die Universität Kiel gebunden war. Und das war wohl auch der Grund, daß es zum Erwerb seiner Sammlung nicht kam. Fischer ist aber mit den Museen in Verbindung geblieben, denn am 16. Oktober 1905 vermerkte Schöne in seinem Tagebuch die Besichtigung Fischerscher Sendungen aus Japan im Museum für Völkerkunde. Wie sehr es Schöne um Bereicherung der Museen durch ostasiatische Kunstschatze zu tun war, geht auch daraus hervor, daß er sich, als der russisch-japanische Krieg ausbrach, alsbald bei der Gesandtschaft in Peking nach günstigen Gelegenheiten zur Erwerbung japanischer Kunst erkundigte. Für die Begründung eines besonderen Museums für ostasiatische Kunst vermochte er sich allerdings nicht zu erwärmen. Er war mit den Ethnologen der Überzeugung, daß die Schöpfungen der asiatischen Kunst und des Kunsthandwerks als Spitzenleistungen der dortigen Kulturen im Zusammenhang mit deren übrigen Erzeugnissen bleiben müßten. Diese Überzeugung war in seiner historischen Denkweise begründet, während Bode die Frage mehr vom Standpunkt des Kunstliebhabers und Sammlers aus ansah. Gegen die Begründung einer besonderen Abteilung für ostasiatische Kunst im Rahmen des Museums für Völkerkunde würde Schöne aber sicher nichts einzuwenden gehabt haben, wenn er die Erfolge, die Bode später auf diesem Gebiete erzielte, noch als Generaldirektor der Museen erlebt hätte. Übrigens hat sich Bode, als er selbst Generaldirektor geworden war, dem Standpunkt Schönes rasch genähert; schon im Februar 1907 sagte er in seiner Denkschrift betreffend Erweiterungs- und Neubauten bei den Königlichen Museen in Berlin (Mein Leben II 246): „In dem jetzigen Museum für Völkerkunde, in dem die neuen Sammlungen der west- und ostasiatischen Kunst Platz finden würden, müßten auch die ethnologischen asiatischen Abteilungen verbleiben und in passender Verbindung mit jenen asiatischen Kunstsammlungen aufgestellt werden.“

Mehr kulturgeschichtlich als künstlerisch wichtig waren die japanischen Götterfiguren, die 1900 durch die Ellonsche Schenkung in das Museum für Völkerkunde kamen. An sonstigen Zuwendungen erhielt das Museum in dieser Zeit ein altes geschnitztes Maorihaus, das die in Neuseeland wohnenden Deutschen

dem Kaiser geschenkt hatten, und die Bäckersche Stiftung von 100 000 Mark für völkerkundliche Reisen, insbesondere nach der Südsee. Ein völlig neues Gebiet erschloß sich dem Museum durch die Expedition von Grünwedel 1902/03 zur Oase Turfan in Chinesisch-Turkestan, von der er wichtige Kunstaltertümer und Handschriften mitbrachte, deren Bearbeitung neue Erkenntnisse für die Kultur- und Sprachgeschichte Mittelasiens ergab.

Im Jahre 1904 kamen die von Schöne mit dem Vorstand des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes geführten Verhandlungen zum Abschluß, die den Übergang des Museums in staatliche Verwaltung bezweckten. Das Museum war 1888 von Freunden deutscher Volkskunde gegründet worden, um die im Verschwinden begriffenen Volkstrachten, Hausgeräte und Gegenstände des gewerblichen Hausfleißes in kennzeichnenden Stücken oder in Abbildungen und Modellen zu sammeln und auszustellen. Es war um die Jahrhundertwende im alten Hygienischen Institut (Klosterstraße 36) untergebracht. Nach der Übernahme durch die Generalverwaltung der Museen wurde es als „Museum für deutsche Volkskunde“ der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde angeschlossen.

1905 verlor das Völkerkundemuseum seinen ersten Direktor Adolf Bastian, der im Alter von 78 Jahren auf einer Forschungsreise in Port of Spain (Trinidad) starb und am 17. Oktober in Berlin beigesetzt wurde. Ursprünglich Mediziner von Beruf und als Schiffsarzt weit in der Welt herumgekommen, hatte er in den Jahren 1861—1865 seine erste größere Forschungsreise unternommen, der im Laufe der Jahre zahlreiche andere folgten. 1868 kam er als Assistent an die ethnologische und prähistorische Sammlung der Königlichen Museen und wurde 1876 ihr Direktor. Als solcher wurde er der geistige Schöpfer des Museums für Völkerkunde. Bei allen Plänen und Unternehmungen, die dessen Errichtung und Ausbau galten, sah er sich während seiner ganzen Amtszeit gestützt und gefördert von Schöne, der stets willig, wenn auch manchmal mit Seufzen dem stürmischen Drängen des Mannes zu folgen suchte, für den es auf der Welt nichts Wichtigeres gab, als für die Wissenschaft vom Menschen alles irgendwie Erreichbare in seinem „Rettungsasyl“ zu sammeln. Daß sein Eifer auch seine Mitarbeiter ansteckte, war natürlich, aber daß die Folge davon eine sinnlose Anhäufung von Gegenständen gewesen wäre, ist ein zu harter Vorwurf von Bode (a. a. O. 175), bei dem er weder die Jugend der erst durch Bastian begründeten wissenschaftlichen Völkerkunde genügend berücksichtigt, noch die Vorbedingungen einer Sammeltätigkeit, die auf die Gesamtkultur wenig oder nicht bekannter Völker gerichtet war und sich darin von dem Sammeln von Kunstschöpfungen der abendländischen Kulturen wesentlich unterschied. Für Bastian war — ganz im Sinne von Schöne — das ethnologische Museum zugleich Archiv und Forschungsinstitut. Auf dem von ihm geschaffenen Grunde stehen nach K. Th. Preuß noch heute alle bedeutenderen ethnologischen Mu-

seen.^{*)} Das Berliner erlebte unter ihm die Zeit seines höchsten Glanzes. Daß das aber nicht Bastian allein zu verdanken war, sagt Preuß mit den Worten: „Ein Blinder sieht, daß selbst ein Bastian nicht Erfolg gehabt hätte, wenn nicht eine weise Staatsregierung seine Ideen als immanente Gesetze einer sich selbst bestimmenden Wissenschaft anerkannt und selbstlos auf eigenes Eingreifen verzichtend seine Schöpfung mit allen Kräften unterstützt hätte.“ Daß Schöne es war, der diese Haltung der Staatsregierung als Kunst- und Museumsreferent wie als Generaldirektor der Museen maßgebend beeinflusste, braucht kaum gesagt zu werden.

Eine Arbeit, die Schöne noch im letzten Jahre seiner Amtszeit stark in Anspruch nahm, die ihre Früchte aber erst später zeitigte, war die Vorbereitung einer Expedition nach Abessinien.

Das Kunstgewerbemuseum

Das Kunstgewerbemuseum kam 1902 endlich zu der von Schöne erstrebten Abendbeleuchtung. Zunächst im Lichthofe eingerichtet, diente sie vornehmlich der Erleichterung des Besuchs der Sonderausstellungen. In demselben Jahre fand bei der Vollendung der vom Direktor Ewald für das Museum entworfenen, den Kaiser und die Kaiserin Friedrich darstellenden Glasfenster eine Gedächtnisfeier für das Fürstenpaar statt, bei der Schöne jene Rede hielt, die den Kaiser zu der obenerwähnten Äußerung über seine zu Herzen gehenden Worte veranlaßte.

Die Tätigkeit des Museums während der Jahre 1900 bis 1905 bewegte sich, soweit sie die Sammlungen und die Bibliothek betraf, im ganzen in ruhigen Bahnen und nahm Schöne — abgesehen von den Verhandlungen über die Lipperheidesche kostümwissenschaftliche Sammlung — nicht übermäßig in Anspruch. Mit besonderem Interesse verfolgte er den Ankauf kunstgewerblicher Gegenstände auf der Weltausstellung in Paris 1900, die Erwerbung der Grisebachschen Sammlung von Musterwerken der Buchkunst und der Sammlung von Hefner-Alteneck, die Sonderausstellungen japanischer Holzschnitte, Lackarbeiten und Stichblätter, und das Erscheinen des Werkes „Die Gewebesammlung des Kgl. Kunstgewerbemuseums“, das Julius Lessing im Auftrage der Generalverwaltung herausgab. Verdrießlich war dabei für Schöne nur, daß Bode ihm ständig in den Ohren lag mit Beschwerden und abfälligen Urteilen über Lessing und der Drohung, aus der Sachverständigenkommission und dem Beirat des Kunstgewerbemuseums auszuscheiden.

^{*)} Festgabe des Staatlichen Museums für Völkerkunde zu Berlin. Adolf Bastian und die heutige Völkerkunde. Zum Gedächtnis seines hundertjährigen Geburtstages am 28. Juni 1926 [von K. Th. Preuss. S. 10 u. 15].

Aber auch manchen guten Rat in Sachen des Museums hatte er Bode zu verdanken. So empfahl ihm dieser nach dem Tode Otto Eckmanns den Maler und Radierer Emil Orlik als vielseitig begabten, technisch erfahrenen Künstler von Geschmack und hervorragendem Lehrtalent. Schöne folgte dem Rate nur zögernd, denn da Orlik als Mitglied der Wiener Sezession auch der Berliner Sezession nahestand, war mit Sicherheit zu erwarten, daß der Kaiser an seiner Berufung Anstoß nehmen würde. Die Schwierigkeit erledigte sich dadurch, daß sowohl die österreichischen Freunde Orliks wie auch Max Liebermann, der Vorsitzende der Berliner Sezession, ihm rieten, den Ruf an die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums anzunehmen. Sie würden es ihm nicht verübeln, wenn er nicht bei der Berliner Sezession ausstellen könnte. Den sonst noch beim Kaiser zu erwartenden Bedenken beugte Schöne vor durch Rücksprache mit dem Chef des Zivilkabinetts Lucanus. Die Anstellung Orliks glich den Verlust von Eckmann aus, wenn jener sich auch in seinem Unterricht wie in seinem Schaffen mehr auf das Gebiet der Flächenkunst beschränkte.

Im allgemeinen verließ sich Schöne auch in Fragen des Kunstgewerbes nicht auf den Rat anderer, sondern suchte sich über die herrschenden Strömungen und ihre führenden Vertreter selbst zu unterrichten. Im Februar 1900 benutzte er einen Aufenthalt in London, um unter Führung des der Botschaft zugeteilten Regierungsbaumeisters Hermann Muthesius neben neueren Kirchen, Wohnhäusern und Schulgebäuden die Unterrichtsanstalt des South Kensington-Museums und andere Handwerker- und Kunstgewerbeschulen zu besichtigen. Er gewann dabei einen so günstigen Eindruck von Muthesius, von seiner Persönlichkeit wie seiner Kennerschaft und seinem Urteil in allen Fragen der Baukunst und des Kunsthandwerks, daß er ihn als Nachfolger des erkrankten Direktors Ewald in Aussicht nahm und mit ihm, als er Mitte März nach Berlin kam, um beim Schinkelfest des Architektenvereins einen Vortrag über englische Baukunst zu halten, wegen Übernahme der Direktorenstelle der Unterrichtsanstalt verhandelte. Muthesius war nicht abgeneigt, es wurde aber nichts daraus, da Ewald wieder genas und Muthesius 1902 Mitglied des beim Handelsministerium neu gebildeten Landesgewerbeamts wurde.

Auch bei seinem Besuch der Pariser Weltausstellung im September 1900 war Schöne bemüht, sich, wie über den Stand der bildenden Kunst so auch über den des Kunsthandwerks und des einschlägigen Unterrichts in den führenden Kulturländern, vor allem in Frankreich, zu unterrichten. Anschließend begab er sich nach Darmstadt, wo er den Messelschen Neubau des Museums und, vom Großherzog Ernst Ludwig empfangen, dessen von Otto Eckmann geschaffenes Arbeitszimmer besichtigte und einige der vom Großherzog nach Darmstadt gezogenen Künstler aufsuchte. Auch traf er sich in München mit Adolf Hildebrand und von Vertretern der jungen kunstgewerblichen Bewegung mit Hermann Obrist und Richard Riemerschmid und besichtigte die Verkaufsstelle der den neuen Stil pflegenden Vereinigten Werkstätten.

Im Herbst 1901 besuchte Schöne die Ausstellung der Künstlerkolonie in Darmstadt. Diese befand sich auf der Mathildenhöhe in einem ehemaligen großherzoglichen Park und bestand aus dem Ernst Ludwig-Haus mit den Künstler-Werkstätten, den Wohnhäusern der die Siedlung bildenden Künstler (die Bildhauer Habich und Bosselt und die Kunstgewerbler Behrens, Christiansen, Bürck und Huber) und dem Hause des aus Wien herangezogenen Architekten Joseph Olbrich. Dieser hatte die meisten Häuser entworfen, Peter Behrens ein eigenes geschaffen; die Innenausstattung stammte vielfach von den Künstlern, für die sie bestimmt waren. Das Ganze, als „Dokument deutscher Kunst“ bezeichnet, war eine Art programmatischer Kundgebung des neuen Wohnungsstils und erregte großes Aufsehen.

Andere Reisen führten Schöne im Herbst 1901 nach Italien, wiederholt nach London, wo er Ausstellungen, Sammlungen und die Kunsthändler aufsuchte, diese meist zusammen mit Friedländer, 1902 nach Nürnberg zum fünfzigjährigen Jubiläum des Germanischen Museums, nach Düsseldorf zur Deutschen nationalen Kunstausstellung und über Gent nach Brügge, von wo er nach dem Besuche der Ausstellung alter Niederländer mit Friedländer wegen des Bildes von Hugo van der Goes nach Madrid weiter fuhr, 1903 mit Friedländer über München, Verona und Mailand nach S. Remo zu den Verhandlungen wegen der Thiemschen Bilder und auf der Rückreise wieder nach Paris zur Besichtigung der Exposition des Primitifs, der Kunstsammlungen von Rudolf und Moritz Kann und zur Durchsicht einer Platohandschrift, in demselben Jahr nach Weimar zur Ausstellung von Werken seines ehemaligen Lehrers Friedrich Preller und nach Dresden zur Gewinnung von Lehrs.

1905 war er dreimal in München, veranlaßt durch die Suche nach einem Nachfolger für den am 30. Dezember 1904 verstorbenen Direktor Ewald. Sofort nach dessen Tode hatte er sich wieder an Muthesius gewandt, aber von ihm eine ablehnende Antwort erhalten: „Es scheint mir, daß ich zu sehr von dem, was ich in der kunstgewerblichen und künstlerischen Erziehung für richtig halte, überzeugt bin, als daß es mir möglich sein würde, Konzessionen in demjenigen Umfange zu machen, der vielleicht von dem Inhaber der Stelle erwartet wird. Auch finde ich, daß Eure Exzellenz in Professor Fischer eine so wünschenswerte Persönlichkeit ins Auge gefaßt haben, daß ich, ohne die Sache zu schädigen, abtreten kann. Schließlich scheint mir in meiner jetzigen, wenn auch bescheideneren Tätigkeit die Möglichkeit der Förderung der guten Sache mit geringeren Reibungsmöglichkeiten gegeben zu sein und der Erfolg sicherer als unter den ungewissen Zuständen, die jene Stellung umgeben.“ Bei den Zugeständnissen und den ungewissen Zuständen hat Muthesius offenbar an die ablehnende Haltung des Kaisers gegenüber den Neuerungen in den Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes gedacht, er hat aber, da er selbst kein Umstürzler war und seine Erfahrungen in England mit dessen maßvoller kunstgewerblicher Bewegung gesammelt hatte, die Schwierigkeiten überschätzt, die ihm bei der Durchführung seiner Reformpläne von seiten des Kaisers erwachsen könnten.

Andererseits hat er die Reibungen, mit denen bei seiner Tätigkeit als Referent für Kunstgewerbe und kunstgewerblichen Unterricht im Landesgewerbeamt zu rechnen war, erheblich unterschätzt. Er hatte später unter dem Kampf, der gegen ihn durch eine Gruppe rückständiger Berliner Handwerker angezettelt wurde und der bis in den Landtag drang, sicher mehr zu leiden, als er von dem ihm im Kunstgewerbemuseum zugedachten Posten befürchtet hatte.

Nach Muthesius' Ablehnung richtete Schöne sein Augenmerk auf den inzwischen an die Technische Hochschule in Stuttgart berufenen Theodor Fischer und suchte ihn im März dort auf, wo er sich seine Entwürfe für den Neubau der Universität in Jena, das Stadthaus für Worms und anderes zeigen ließ. Anscheinend aber war Fischer wenig geneigt, nach Berlin zu gehen. So richtete Schöne sein Augenmerk auf einen anderen Münchener, den Stadtbaurat Hans Grässel, der ihm von Ihne und Ludwig Hoffmann empfohlen war, und dessen Schöpfungen, namentlich die Friedhofsanlagen, ihm gut gefielen. Seine Bemühungen, ihn für das Kunstgewerbemuseum zu gewinnen, führten auch nicht zum Ziel: So wurde der Leiter der Kgl. Kunstschule Victor Mohn mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Direktors der Unterrichtsanstalt beauftragt. Bode hat sich anscheinend um Grässel nicht weiter bemüht, sondern die Berufung des von der Malerei zur Raumkunst übergangenen Bruno Paul vorgeschlagen und trotz dessen Mitarbeiterschaft beim „Simplizissimus“ erreicht — eine Lösung, die Schöne übrigens begrüßt hat, so erstaunt er war, daß sie bei der Einstellung des Kaisers hatte gelingen können.

Die National-Galerie

Die National-Galerie befand sich, als Tschudi im Jahre 1896 ihre Leitung übernahm, in einem Zustand, der eine durchgreifende Umgestaltung erforderte. Schon bei ihrer Eröffnung 1876 war sie durch ihren Grundstock, die Wagener'sche Sammlung, die Kartons von Cornelius und die ersten Erwerbungen in allen drei Geschossen gefüllt. Das später Hinzugekommene hatte nur mit Mühe eingereiht werden können und die ursprünglich übersichtliche Anordnung empfindlich gestört. Zur Behebung dieser Übelstände sonderte Tschudi zunächst alle irgend entbehrlichen Werke zur Überweisung an Provinzialsammlungen und öffentliche Gebäude aus und ordnete den verbliebenen Bestand so, daß er das nach Ort und Zeit Zusammengehörige auch räumlich vereinigte. Dabei ergab sich von selbst eine, wenn auch nicht allzu genau durchgeführte Scheidung der Kunst der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von der der zweiten. Ebenso wurden die Werke der französischen, belgischen, holländischen, englischen, italienischen und spanischen Schulen in zwei Sälen und dem dazwischen liegenden breiten Flur zusammengefaßt. Von den so entstandenen Gruppen fanden die Werke der letzten Jahrzehnte im Erdgeschoß ihren Platz, während

die der älteren Gruppe, darunter die Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte und die Anfänge einer bis in die Freiheitskriege zurückgreifenden Bildnissammlung sich im Mittelgeschoß an die Corneliussäle anschlossen. Bei dieser Umgestaltung ließ es sich nicht vermeiden, weniger bedeutende Kunstwerke zugunsten wertvollerer zu entfernen oder dort unterzubringen, wo sie weniger als bisher in die Augen fielen. Da sich darunter auch solche lebender Künstler und Lieblinge des Publikums wie das Bild „Jairi Töchterlein“ von Gustav Richter befanden, löste die im Sommer 1898 vollendete Neuordnung eine starke Erregung in den dem Impressionismus und Sondererscheinungen wie Böcklin abholden Künstlerkreisen aus. Es wurde offenbar, daß Tschudi zeitgenössische Künstler wie Liebermann, Dora Hitz, Böcklin, Leibl, Trübner und von Ausländern besonders die damals führenden französischen Meister Manet, Monet, Degas und Cazin bevorzugte.

Schöne hatte Tschudi dabei frei gewähren lassen, wenn er auch die starke Verdrängung der Wagenerschen Sammlung mit Bedenken verfolgte und von der Vermehrung der ausländischen Bilder durch die französischen Impressionisten ungünstige Folgen befürchtete. Daß seine Besorgnisse begründet waren, sollte sich bald zeigen. Im März 1899 kam es im Abgeordnetenhaus des Landtages zu einem Angriff, der sich vornehmlich gegen die Anschaffung der ausländischen Bilder richtete. Schöne erwiderte darauf als Regierungskommissar, daß das Sammelgebiet der National-Galerie keineswegs nur die deutsche Kunst umfasse. Werke ausländischer Künstler seien schon in der Wagenerschen Sammlung enthalten gewesen. Sie träten jetzt nur dadurch mehr hervor, daß sie von den deutschen Werken geschieden und durch neuere Schenkungen vermehrt seien. Sie müßten, da sonst kein Platz für sie sei, vorläufig in der Galerie verbleiben. Nach Abschluß des Jahrhunderts werde man ohnedies die darin enthaltene Kunst des Auslandes stärker berücksichtigen müssen, etwa so wie die des 16. bis 18. Jahrhunderts. Welche Veranstaltungen, auch räumlicher Art, dazu nötig seien, lasse sich noch nicht übersehen. Jedenfalls müßten dann deutsche und ausländische Schulen wie jetzt schon in der National-Galerie geschieden werden.

Im April besichtigte der Kaiser die Neuordnung der Galerie. Er verhehlte dabei nicht seine Ablehnung der modernen, insbesondere der französischen Kunst, scheint sich aber nicht besonders scharf geäußert zu haben. Dagegen verbreiteten die Tschudi feindlich gesinnten Künstler, an ihrer Spitze Anton von Werner, ablehnendere Äußerungen des Kaisers, mit der Französelei müsse ein Ende gemacht werden, die Franzosen müßten wieder aus der Galerie heraus und ähnliches. Wenn der Kaiser so vielleicht auch nicht gesprochen hat, so scheinen ihn jene Kreise doch in ihrem Sinne beeinflußt zu haben; denn nachdem seit seinem Besuche der Galerie viereinhalb Monate vergangen waren, ohne daß er etwas von sich hatte hören lassen, traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel beim Kultusminister ein allerhöchster Erlaß ein: „Ich habe bei einem Besuche der National-Galerie im Frühjahr d. J. wahrgenommen, daß Gemälde, welche vermöge

des Gegenstandes ihrer Darstellung besonders geeignet scheinen, einen bildenden Einfluß auf die Besucher auszuüben und auch durch ihren künstlerischen Wert die nationale Kunst in hervorragender Weise repräsentieren, von ihrem bevorzugten Platze beseitigt und durch Bildwerke der modernen Kunstrichtung zum Teil ausländischen Ursprungs ersetzt worden sind. Diese Veränderungen finden meinen Beifall nicht, und ich wünsche, daß die bezeichneten Werke wieder an ihre alte Stelle gebracht und die neueren Bilder an einer weniger hervorragenden Stelle untergebracht werden. Zugleich bestimme ich, daß künftig zu allen Erwerbungen für die National-Galerie, sei es durch Ankauf, sei es durch Schenkung, zunächst meine Genehmigung eingeholt werde. Sie haben hiernach das Weitere zu veranlassen. Neues Palais, den 29. August 1899, gez. Wilhelm R.“

So anfechtbar dieser Erlaß als nicht satzungsgemäßer Eingriff in die Verwaltung eines Staatsinstituts war, so blieb dem Kultusminister, wollte er nicht seine Stellung opfern, doch nichts übrig, als ihn gegenzuzeichnen und die Generalverwaltung der Museen mit seiner Durchführung zu beauftragen. Tschudi fügte sich wider Erwarten den kaiserlichen Anordnungen. Von den Gründen, die ihn dazu bestimmten, war wohl der entscheidende, daß der Erlaß die Gestalt der Galerie, die sie durch die Neuordnung erhalten hatte, im wesentlichen unangetastet ließ. Da die befohlenen Änderungen innerhalb des Rahmens der Neuaufstellung durchführbar erschienen, schlug Tschudi vor: 1. die ausländischen Bilder in drei Räume des obersten Geschosses, von denen zwei bisher für die Sammlung der Handzeichnungen in Anspruch genommen waren, zu versetzen; 2. in den dadurch freiwerdenden Räumen teils einige Schlachtenbilder aufzuhängen, teils Bilder der älteren Berliner Schule, die bis dahin nur außer Zusammenhang mit verwandten Werken hatten untergebracht werden können; damit würden auch einige der Lieblinge des allgemeinen Geschmacks wieder in die Umgebung versetzt, in der man sie vorher zu sehen gewohnt war; 3. in den freiwerdenden Fluren des ersten Geschosses die besten deutschen Handzeichnungen auszustellen und damit das Bild der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts wirksam zu vervollständigen. Schöne empfahl dem Minister diese Vorschläge, die er offenbar selbst, wie namentlich die die Handzeichnungen betreffende Stelle seines Berichtes zeigt, stark beeinflußt hatte. Dieser genehmigte sie und meldete, nachdem der Chef des Geheimen Zivilkabinetts die Neuaufstellung besichtigt und keinerlei Bedenken dagegen erhoben hatte, mit Bericht vom 23. Dezember 1899 die vollzogene Umhängung dem Kaiser.

Tschudi wußte sich auch mit der Bestimmung des Kaisers abzufinden, daß künftig zu allen Erwerbungen der National-Galerie seine Genehmigung einzuholen sei. Er verfolgte die Linie, die er bis dahin eingehalten hatte, ruhig weiter, hörte allerdings noch mehr als vorher auf Schönes Rat und folgte ihm auch, wenn dieser vor zu gewagten Plänen warnte. Die Briefe, die er in solchen Angelegenheiten an Schöne geschrieben hat, widerlegen die Behauptung Bodes (Mein Leben II 123), daß Tschudi, nachdem er mit vollen Segeln in das

Lager der Moderne übergegangen und dadurch in enge Fühlung mit der Berliner Sezession gekommen sei, sich nicht nur in Gegnerschaft zur Kunstrichtung des Kaisers, sondern auch zu den Anschauungen von Schöne befunden habe, und daß dieser sich deshalb von jeder Einmischung in die Ankäufe der National-Galerie ferngehalten habe. Ebenso unrichtig ist, daß Schöne als Tschudis Vorgesetzter für dessen sezessionistisches Gebaren verantwortlich gemacht und daß ihm das Referat für moderne Kunst — das er seit 1880 überhaupt nicht mehr inne hatte — abgenommen worden sei. Bode, der dabei wohl hauptsächlich an den Kaiser gedacht hat, sagt selbst in seinem Briefe an Schöne vom 16. Januar 1904, der Oberhofmarschall Graf Eulenburg habe ihm mitgeteilt, daß er in etwa sechs längeren und bewegten Erörterungen dieser Fragen beim Kaiser nicht ein Mal einen Tadel gegen die Generalverwaltung oder auch nur den Namen Schöne nennen gehört habe. Der Minister Studt ließ Schöne eher einmal fühlen, daß es ein der Generalverwaltung unterstellter Beamter war, der ihm durch seine nach wie vor von Anton von Werner und dessen Partei heftig befehdete und vom Kaiser mit Mißtrauen beobachtete Kunstpolitik Unbequemlichkeiten bereitete. Er hätte es darum wohl auch gern gesehen, wenn Tschudi dem Ruf nach Wien gefolgt wäre, den er Ende 1901 erhielt. Anders Schöne, der Tschudi trotz aller Schwierigkeiten, die er ihm bereitete, wegen seiner Tatkraft und seines sicheren Urteils über künstlerischen Wert hochschätzte. Er suchte ihn darum auch zu halten, indem er sich um eine Gehaltszulage für ihn bemühte. Da er damit beim Finanzministerium keinen Erfolg hatte, wäre Tschudi wohl nach Wien gegangen, wenn nicht die Berufung dorthin an seinen Forderungen gescheitert wäre.

In den beiden folgenden Jahren hatte der Minister wiederholt Ursache, diesen Ausgang zu bedauern. Schönes Tagebuch erwähnt ein unerfreuliches Gespräch mit Studt über das Verhältnis zum Kaiser und über dessen scharfe Äußerungen über Tschudi. So handelte Althoff sicher im Sinne des Ministers, wenn nicht gar in seinem Auftrag, als er im August 1903 Tschudi eine kunstgeschichtliche Professur in Kiel oder Halle anbot. Dieser schrieb darüber am 18. August an Schöne: „Schneller als zu erwarten stand, hat Althoff den Versuch gemacht, mich aus meiner Stellung heraus zu ködern. In sehr verbindlicher teilnahmsvoller Art erkundigte er sich bei mir, ob ich nicht die Neigung hätte, die akademische Karriere einzuschlagen, indem er tat, als hätte er schon längst keinen anderen Wunsch gehabt, als mir an einer Universität einen würdigen Wirkungskreis zu verschaffen. Es wären ja wohl junge Leute da, aber es läge ihm gerade daran, reifere Männer usw., usw.“ Tschudi bat sich Bedenkzeit aus und lehnte nach einigen Tagen das Angebot ab. In seiner Mitteilung darüber an Schöne vom 24. August sagt er, daß er, wenn die ihm gebotene Stellung seiner Neigung und seiner Vorbereitung entsprochen hätte, wohl aus Klugheit den Ruf hätte annehmen müssen, daß das aber verzweifelt nach Fahnenflucht ausgesehen hätte, wozu er gar keinen Grund habe. „Gewiß wird Althoff mir das Leben sauer zu machen suchen, aber im Vertrauen auf meine gute Sache und die über

die Sphäre der National-Galerie hinausreichende Bedeutung meiner Position will ich auszudauern suchen, so lange es überhaupt möglich ist. Es ist mir eine große Stärkung, daß auch Sie, vom rein sachlichen Standpunkt aus, mein Verbleiben im Amt für wünschenswert halten.“

Der Wunsch Schönes, Tschudi auf alle Fälle den Museen zu erhalten, bestimmte ihn auch, als Anfang Oktober 1903 durch den Tod Lippmanns die Stelle des Direktors des Kupferstichkabinetts frei wurde, jenen zur Übernahme der Stelle zu bewegen, und zwar auf ausdrücklichen Wunsch des Ministers. Bode erhob dagegen sogleich den heftigsten Widerspruch. In einem am 17. Oktober 1903 von Florenz aus an Schöne gerichteten Brief führt er nicht nur sachliche Gründe an, wie die, daß Tschudi so gut wie keine blasse Ahnung von Stichen, Handzeichnungen, illustrierten Büchern und dergleichen habe und sich nur für die modernen Maler-Radierer einsetze, sondern äußert sich auch sehr scharf über Tschudis Charakter und die schlimmen Erfahrungen, die er zum Teil in seinem eigenen Hause mit ihm gemacht habe. Zusammenarbeit mit ihm, wie sie die nahe Beziehung der Gemäldegalerie zum Kupferstichkabinett erfordere, sei seinerseits völlig ausgeschlossen. Lieber wolle er seinen eigenen Posten an Tschudi abtreten, der für die beiden Abteilungen noch teilweise ein gutes Verständnis besitze, ja früher sogar einen sehr feinen Sinn dafür gehabt habe. Dem für den Stimmungsmenschen Bode sehr bezeichnenden Briefe folgten weitere, worin er sich bald über Tschudis „perverse Anschauung über moderne Kunst“ ereiferte, die bei ihm durch seine Begeisterung für Greco, Goya, Bassano schon auf die alte Kunst übergegriffen habe, bald ihn als einen im Verbande der Museen untragbaren „anderen Althoff“ und dazu als einen noch gefährlicheren, weil in der Wahl seiner Mittel noch weniger Moral kennenden hinstellte, bald ihn der Illoyalität auch Schöne gegenüber bezichtigte und doch wieder vorschlug, ihn an seine eigene Stelle zu setzen. Schließlich drängte er Schöne, seinen Brief vom 17. Oktober 1903 dem Antrag auf Versetzung Tschudis an das Kupferstichkabinett beizufügen. Andernfalls käme er vielleicht in die Lage, sein Material über Tschudi post festum und mit noch belastenderen Zeugnissen vorbringen zu müssen. Schöne teilte am 25. Januar 1904 Bodes Einwände dem Minister mit, und dieser ließ ihn wissen, daß er von einer Versetzung Tschudis an das Kupferstichkabinett absehe und eine Liste der für die Besetzung der Direktorstelle in Betracht kommenden Persönlichkeiten vorgelegt zu haben wünsche. Auch Althoff und Schmidt(-Ott) mögen den Minister bestimmt haben, mit Rücksicht auf Bode, den sie wohl damals schon als Nachfolger Schönes im Auge hatten, von der Versetzung Tschudis abzusehen. Dieser blieb trotz allem, was für den Minister dagegen sprach, in seinem Amt und überdauerte darin sogar den Abgang von Schöne, Studt und Althoff. Als er 1908 dem Rufe nach München folgte, meinte Schöne, es sei gut, daß er gegangen sei, aber für Berlin sei es ein großer Verlust.

Einen schönen Erfolg für die National-Galerie erzielte Schöne in dieser Zeit durch den Vertrag, den er mit der Tochter des ehemaligen Direktors der Ge-

mäldegalerie Julius Meyer, der Witwe des Generalmusikdirektors Levi, über die von ihrem ersten Mann, dem Kunstschriftsteller Conrad Fiedler, erworbenen Bilder und Skulpturen im Juli 1902 abschloß. Die Sammlung, die danach Frau Levi den Museen gegen Zahlung einer Leibrente mit einem Kapitalswerte von 250 000 Mark überließ, enthielt neben ihrem wertvollsten Stück, dem schon erwähnten Bild von Lucas Cranach „Ruhe auf der Flucht“, für das allein bis 400 000 Mark geboten worden waren, Kunstwerke aus den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Unter ihnen befanden sich Gemälde von Böcklin, Feuerbach, Lenbach, Thoma und namentlich ein einzigartiger Bestand von Marées-Bildern, ferner Werke von Adolf Hildebrand, darunter dessen bezaubernde, durch kaum eine seiner späteren Arbeiten erreichte Mamorfigur eines schlafenden Hirtenknaben. Von diesen Werken überließ Frau Levi den Cranach, Feuerbachs *Ricordo de Tivoli* und Böcklins Damenbildnis den Museen sogleich, der übrige Kunstbesitz sollte nach ihrem Ableben an die Museen übergehen. Um zu dieser Abmachung zu gelangen, was nach einem Briefe Bodes mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten verbunden war, hatte sich Schöne zu Frau Levi nach Partenkirchen und zweimal zu ihrem Vertrauensmann, dem Geh. Kommerzienrat Grosse nach Bayreuth begeben müssen. Nachdem Frau Levi ihre Zustimmung zu dem Vertrage gegeben hatte, schrieb sie am 3. Juli 1902 an Schöne: „Sie müssen mir schon verzeihen, wenn ich mich mit dieser offiziellen Zustimmung nicht begnügen kann und es mir Herzenssache ist, Ihnen meine dankbarste Freude über den Verlauf der uns so wichtigen Angelegenheit auszusprechen. Ihrer Persönlichkeit allein habe ich es zu danken, daß mir eine große Last und Verantwortung für das Schicksal meiner Schätze von der Seele genommen ist. Nur zu Ihnen hatte ich Vertrauen; wären Sie nicht mehr an der Spitze der Museen gestanden, würde ich nimmer den Mut gehabt haben, meine Wünsche auszusprechen. Darum liegt mir also vor allem daran, daß Ihr Name mit dieser Erwerbung für die Museen allezeit verknüpft bleibe, denn Ihnen allein gebührt die Ehre, Ihrem Kunstinstitut die Bereicherung zugeführt zu haben.“

DIE LETZTEN JAHRE IM DIENST

Für Schönes Arbeit in der Generalverwaltung der Museen war es mißlich, daß der von ihm sehr geschätzte Assessor von Wedderkop, der 1898 den an das Provinzialschulkollegium in Breslau versetzten Justitiar und Verwaltungsrat Schauenburg abgelöst hatte, krankheitshalber häufig den Dienst aussetzen mußte. Als Vertreter trat für ihn Ende 1899 Assessor von Burchard ein, der als zweiter Justitiar bis 1905 blieb und dann durch Assessor Stubernrauch ersetzt wurde. Auch in seiner eigenen Tätigkeit war Schöne wiederholt durch Krankheit gehemmt und nahm in jedem Jahre neben seinem Sommerurlaub am Timmendorfer Strand kurze Sonderurlaube, erledigte aber auch dann die ihm nachgesandten Schriftstücke. Vor allem waren es Briefe von Bode, die ihn wie ein Mückenschwarm verfolgten und selbst in Erholungszeiten nicht verschonten.

Zuspitzung im Kultusministerium

Im Ministerium war die Lage der Kunstabteilung durch die ablehnende Haltung des Kaisers gegenüber allem, was ihr auf dem Gebiet der bildenden Kunst förderungswert erschien, sehr bedrängt und auf die Dauer unhaltbar. Die schleichende Krisis, die 1899 mit dem kaiserlichen Erlaß über die National-Galerie eingesetzt hatte, kam 1903 zum Ausbruch. Die Vorgänge, die dazu führten, spielten sich außerhalb des Bereichs der Museen ab, sie hatten aber Maßnahmen zur Folge, die sich für Schöne bald als untragbar erweisen sollten.

Der Stein kam ins Rollen durch die Vorbereitung der deutschen Kunstabteilung für die Weltausstellung, die 1904 in Amerika in St. Louis stattfinden sollte. Der Kunstreferent des Ministeriums, Geheimrat Müller, war durch die Erfahrungen bei früheren Weltausstellungen zu der Überzeugung gelangt, daß man diesmal die Auswahl der Werke nicht wieder der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft übertragen dürfe, in der Künstler zweiten und dritten Ranges die Hauptrolle spielten. Auf seinen Vorschlag lud der Kultusminister im Einverständnis mit dem Reichskommissar für die Weltausstellung die angesehensten Künstler, darunter aber auch Anton von Werner, zu einer Besprechung ein.

Die Sitzung, zu der alle Eingeladenen mit Ausnahme von A. v. Werner erschienen waren, verlief durchaus befriedigend und lieferte die gewünschte Grundlage für die Weiterarbeit. Einige Tage darauf erhielt der Kultusminister

ein Schreiben aus dem Geheimen Zivilkabinett mit der Mitteilung, daß der Kaiser das von ihm eingeschlagene Verfahren mißbillige, insbesondere die Heranziehung von Künstlern, die den Sezessionen angehörten. Das Schreiben war offenbar veranlaßt durch eine vermutlich von A. v. Werner ausgegangene Unterstellung, die beim Kaiser den Eindruck erweckt hatte, als ob das Ministerium die Vertretung der deutschen Kunst in St. Louis ganz den Sezessionen anvertrauen wolle. Das war zwar nicht richtig; aber der Minister Studt glaubte, wenn er sich in seiner Stellung halten wollte, nichts anderes tun zu können, als den Kunstreferenten, der das verurteilte Verfahren angeregt hatte und der schon längst dem Kaiser als zur „sezessionistischen“ Kunst hinneigend verdächtig war, fallen zu lassen. Man kann bezweifeln, ob er auch nötig gehabt hätte, die Leitung der Kunstabteilung dem Ministerialdirektor Schwartzkopff abzunehmen, der sie seit 1899 neben der Leitung der geistlichen Abteilung und später neben der der Volksschulabteilung in Händen hatte. Er hätte sie ihm belassen können, wenn er sich nicht — wahrscheinlich auf Rat von Althoff — entschlossen hätte, das Kunstreferat dem in Kunstangelegenheiten völlig unerfahrenen Referenten für die wissenschaftlichen Institute in der Hochschulabteilung, Geheimrat Dr. Schmidt(-Ott), zu übertragen. Diesen Schwartzkopff zu unterstellen, erschien ihm wohl nicht angängig. So kam für die Leitung der Kunstabteilung nur der Leiter der Hochschulabteilung und der Abteilung für das höhere Unterrichtswesen, Ministerialdirektor Dr. Althoff, in Frage.

Schöne, der sich gerade in Kissingen befand, wurde von diesen Dingen durch den Unterstaatssekretär Wever gleich nach seiner Rückkehr am 19. Juli 1903 in Kenntnis gesetzt. Mit ihm, Schwartzkopff und Müller hatte Schöne an den beiden folgenden Tagen Besprechungen über die neue Lage. Seinen beiden Vorgesetzten kam es dabei vor allem darauf an, Mittel und Wege zu finden, um Schöne, dem man unmöglich zumuten konnte, sich seinem alten Gegner Althoff zu unterstellen, von den bei ihm sofort aufgetauchten Rücktrittsgedanken abzubringen. Studt erklärte ihm denn auch, daß er an Schönes Stellung im Ministerium nichts zu ändern gedächte. Die Bearbeitung der Kunstangelegenheiten wurde so geregelt, daß die Museen mit Ausnahme der National-Galerie aus der Kunstabteilung (U IV) herausgenommen und einer neugeschaffenen Abteilung (U IV a) überwiesen wurden, die mit Müller als Referenten und Schöne als Korreferenten unter der Leitung von Schwartzkopff verblieb, während Schmidt das Kunstreferat mit gewissen direktorialen Befugnissen zugewiesen erhielt und Althoff mit der Leitung der Abteilung U IV betraut wurde.

Schöne fand sich mit der neuen Regelung schwer ab. Er sah voraus, daß die Unterstellung der National-Galerie unter Althoff und Schmidt zu Ungelegenheiten führen würde. Als Unrecht empfand er, daß der Minister alsbald trotz der Zusage, an seiner Stellung im Ministerium nichts ändern zu wollen, das Referat für die Provinzialmuseen, deren Angelegenheiten er doch jahrzehntelang mitbearbeitet hatte, dem bisherigen Referenten Müller abnahm, es Schmidt übertrug und damit seiner Zuständigkeit entzog. Für den Minister mag der

Grund gewesen sein, daß die bedeutenderen Provinzialmuseen vorwiegend moderne Kunst sammelten und deshalb von dem neuen, zu einer dem Kaiser genehmeren Kunstpolitik verpflichteten Referenten im Auge behalten werden sollten. Nicht ohne weiteres zu verstehen ist vielleicht, weshalb Schöne den Schwierigkeiten, die ihm aus seinem Verhältnis zur National-Galerie zu erwachsen drohten, nicht dadurch aus dem Wege ging, daß er auf Herausnahme der Sammlung aus dem Bereiche der Generalverwaltung der Museen bestand. Vermutlich scheute er davor zurück, weil er selbst einst die Unterstellung der Galerie unter die Generalverwaltung betrieben hatte. Es kann auch sein, daß er den von Lichtwark angeregten Plan einer großen, in der National-Galerie zu veranstaltenden Ausstellung deutscher Kunst des 19. Jahrhunderts, an dem ihm viel lag, noch zur Ausführung bringen wollte. Der Plan ist im Jahre 1906 als „Deutsche Jahrtausendausstellung“ verwirklicht worden.

Die von Schöne befürchteten Folgen der angedeuteten Neuregelungen sollten sich bald zeigen. In einem so großen und vielseitigen Betriebe wie dem Kultusministerium ließen sich selbst beim besten Willen aller für eine Sache zuständigen Abteilungen und Sachbearbeiter Übergehungen nicht ganz vermeiden. So wurde denn auch gelegentlich versäumt, Verfügungen, die die National-Galerie betrafen, dem zuständigen Referenten vorzulegen. Das wurde verschlimmert durch die bei der Hochschulabteilung eingebürgerte Gewohnheit, an Stelle rein amtlichen Verkehrs persönlichen mündlichen oder schriftlichen Verhandlungen, Befragungen und Aussprachen Raum zu geben. Die Schattenseite dieses an sich sachdienlichen Verfahrens war, daß nicht alles, was bei dem persönlichen Verkehr herauskam, aktenmäßig festgelegt wurde und zur Kenntnis mitbeteiligter Stellen gelangte. So erfuhr Schöne nur zufällig, daß neben dem von ihm erbetenen Bericht über Tschudis Verwaltung der National-Galerie ein Urteil von Carl Justi in Bonn eingefordert war. Auch ein für die Stellung des Kaisers zu den Kunstfragen so wichtiges Schriftstück wie der Justische Vortrag über „Amorphismus in der Kunst“ war ihm vorenthalten geblieben und wurde ihm erst auf wiederholte Vorstellung durch Studts Vermittlung zugänglich gemacht. In Sachen der Jahrtausendausstellung wurde er eines Tages dadurch überrascht, daß ihm Tschudi eine ausführliche, bereits gedruckte Denkschrift über den Plan der Ausstellung vorlegte, die er auf Veranlassung des Kunstreferenten verfaßt und eingereicht hatte. Tschudi bemerkte dazu, es sei alles so eilig gemacht worden, daß er die Denkschrift Schöne erst nachträglich mitteilen könne und deshalb um Entschuldigung bitte.

All dieser mannigfache Ärger, auch die Spannungen mit Bode wirkten auf Schöne bedrückend, schwächten seine nicht große körperliche Widerstandsfähigkeit und machten ihn recht empfindlich gegen jede weitere Beeinträchtigung seiner Befugnisse. So bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, um in ihm den Gedanken des Rücktritts von seinem Amte von neuem auftauchen und rasch zur Tat werden zu lassen. Aber was ihn schließlich dazu bewog, war doch mehr als ein bloßer amtlicher Verdruß.

Am 9. Februar 1905, wenige Tage nach Schönes 65. Geburtstag, war Adolph von Menzel gestorben. Die Trauerfeier hatte am 13. Februar in der Kuppelhalle des Alten Museums stattgefunden. Für die preußische Kunstverwaltung galt es nunmehr, Menzels künstlerischen Nachlaß für die Allgemeinheit zu sichern. Da es dabei der Mitwirkung der National-Galerie bedurfte, mußten auch das Museumsreferat und die Generalverwaltung der Museen beteiligt werden. Dies ist leider nicht geschehen.

Anfang April 1905 brachte die Presse die Nachricht, daß der Minister mit dem Kaiser den Plan eines Menzel-Museums erörtert habe. Am 12. April kam der Oberbürgermeister von Berlin, Kirschner, zu Schöne und fragte ihn, wie die Museumsverwaltung oder die Staatsregierung zu der die Künstlerschaft und die städtischen Kreise lebhaft beschäftigenden Angelegenheiten stünde. Schöne kam dadurch in Verlegenheit, da er von dem Plan auch nur durch die Zeitungen Kenntnis hatte. Er ging zum Minister und stellte ihm vor, daß die Generalverwaltung der Museen erwarten müsse, über eine für die National-Galerie so wichtige Frage von Anfang an unterrichtet zu sein, und daß es für den Generaldirektor peinlich und seiner Stellung abträglich sei, wenn er nicht rechtzeitig zur Sache gehört werde. Der Minister versicherte, daß auch er den Wunsch habe, die Angelegenheit mit Schöne zu besprechen, und nur durch den Drang der Geschäfte daran verhindert worden sei. Er wolle es bald nachholen, befürchte aber von dem Aufschub keinen Nachteil, da noch keinerlei Entscheidung getroffen sei.

Mittlerweile hatte Schmidt(-Ott) die Menzelsache weiterverfolgt. Er hatte den Direktor der National-Galerie zur Vorlage eines Planes veranlaßt und dessen vom 5. Juni 1905 datierten Bericht sich unmittelbar überreichen lassen. So kam es, daß, als am 9. Juni der Kaiser bei seinem Besuch der Menzelausstellung im Sinne der ihm übermittelten Vorschläge Entscheidung traf, Schöne, weil über die Sachlage nicht unterrichtet, keine Stellung dazu nehmen konnte. Die Lage, in die er so dem Kaiser gegenüber versetzt war, muß für ihn höchst peinlich und demütigend gewesen sein. Der Bericht Tschudis wurde ihm erst nachträglich, am 13. Juni, vorgelegt, und erst durch Ministerialerlaß vom 29. Juni erhielt er von den durch den Kaiser getroffenen Entscheidungen amtlich Kenntnis und auch sie nicht unmittelbar, sondern durch Übersendung einer Abschrift des an den Direktor der National-Galerie gerichteten Erlasses. Danach hatte der Kaiser bei seinem Besuche der Menzelausstellung am 9. Juni bestimmt: 1. daß von dem Ankauf des gesamten Nachlasses Menzels abgesehen, die Erwerbung vielmehr auf die zur Ergänzung der Bestände der National-Galerie geeigneten Stücke beschränkt werde; 2. daß auf die Erwerbung sonstiger für ein Menzel-Museum wertvoller Kunstwerke Bedacht genommen werde, wobei zu 1. und 2. zunächst ein Betrag von anderthalb Millionen Mark angemessen erscheine; 3. daß für die Unterbringung der erweiterten Menzelsammlung zunächst der erste der beiden Corneliussäle der National-Galerie in Aussicht zu nehmen sei; 4. daß der Plan einer umfassenden Veröffentlichung der Menzelschen Werke ins Auge

gefaßt werden solle. In dem Erlasse war ferner gesagt, daß nach einer Mitteilung aus dem Geheimen Zivilkabinett der Kaiser den in dem Tschudischen Berichte vom 5. Juni niedergelegten Plan im allgemeinen gebilligt habe und daß beabsichtigt sei, die zur Durchführung der Tschudischen Vorschläge erforderlichen anderthalb Millionen Mark in den Entwurf zum nächstjährigen Staatshaushalt einzustellen. Ferner wurde Tschudi ermächtigt, wegen des Ankaufs der von ihm vorgeschlagenen Menzelwerke mit den Besitzern alsbald zu verhandeln.

Schöne nahm dazu Stellung am 23. Juli, indem er bedauerte, daß solche weittragenden Beschlüsse unter Umgehung des Generaldirektors unmittelbar mit dem Direktor der National-Galerie verhandelt und vorgelegt seien. Der Direktor v. Tschudi sei dadurch zu einem statutenwidrigen Verhalten veranlaßt worden, und es sei leicht zu ermessen, welche gefährliche Rückwirkung davon auf alle Beamten der Museen zu erwarten sei. Die dargelegten Vorgänge, die übrigens keineswegs allein stünden, liefen auf eine Auflösung der durch die Allerhöchsten Bestimmungen vom 13. November 1878 festgelegte und durch fünf- undzwanzig Jahre bewährte Ordnung der Museen hinaus. Auf diese Beschwerde antwortete der Minister am 23. August 1905, daß er eine Außerachtlassung der dem Generaldirektor der Museen übertragenen Befugnisse selbstverständlich nicht billige. Die Generalverwaltung sei leider nicht rechtzeitig beteiligt worden, er sei aber überzeugt, daß jede Absicht einer Kränkung der Rechte Schönes fernegelegen habe. Er habe Anordnung getroffen und werde auch ferner darauf halten, daß die dem Generaldirektor übertragenen Befugnisse, deren Ausübung in den Händen Schönes zu so bedeutsamen Erfolgen geführt hätte, streng beachtet würden. Am Schlusse des Schreibens ersuchte der Minister Schöne, hiermit die Angelegenheit als erledigt anzusehen.

Abschied vom Amt

Schöne hatte aber die Antwort des Ministers nicht abgewartet und auch nicht abwarten wollen, sondern hatte seiner am 26. Juli abgesandten Beschwerde schon am 27. Juli sein Abschiedsgesuch folgen lassen. Der Bericht bedeutete für ihn nur die geschäftsmäßige Erledigung eines an ihn gelangten amtlichen Schriftstückes. Die Antwort, die er darauf erhalten würde, sah er voraus, und er wußte auch, daß sich bei bestem Willen des Ministers, ihn vor weiteren Eingriffen in seine Befugnisse zu bewahren, an den Verhältnissen, die ihm die Weiterführung seines Amtes verleiden, nichts ändern würde. Dazu kam, daß auch sein Befinden viel zu wünschen übrig ließ und er häufig unter Herzbeschwerden zu leiden hatte. Schon früher hatte er die Frage seines Abschieds mit seinem als Arzt tätigen Sohne Georg und seinem alten Freunde Conze besprochen und war namentlich durch diesen in seinen Absichten sehr bestärkt worden. In einem an mich gerichteten Brief vom 1. August 1905 heißt es: „Den Ausschlag

haben die Erfahrungen gegeben, die ich seit zwei Jahren mit der Behandlung der National-Galerie gemacht habe, namentlich in letzter Zeit mit den Menzelsfragen. Schwer ist mir der Entschluß geworden. Aber ich habe das unheimliche Gefühl einer Abbröckelung meiner Stellung und dadurch einer Unsicherheit, die mit einer ordentlichen Verwaltung unverträglich ist.“ So begründete er denn auch sein Abschiedsgesuch „mit der nicht mehr abzuweisenden Einsicht“, daß seine Stellung seit zwei Jahren eine Wandlung erfahren habe, die nicht ohne beeinträchtigende Wirkung auf seine Tätigkeit bleiben könne. Zeichen dieser Wandlung sei seine Ausschaltung aus den Angelegenheiten der außerberlinischen Museen und, was noch schwerer wiege, die seit 1903 eingetretene Behandlung besonders wichtiger Angelegenheiten der National-Galerie, die eine sachgemäße Mitwirkung der Generalverwaltung ausschliesse. Im Grunde sei dies alles nur eine Folge der vor zwei Jahren vorgenommenen Zerteilung der Kunstverwaltung, gegen die er damals schwere und, wie sich inzwischen gezeigt habe, berechtigte Bedenken gehegt und auch dem Minister gegenüber ausgesprochen habe. Der Notwendigkeit, die ihm seit fünfundzwanzig Jahren fraglos zugestandenem Befugnisse am Ende seiner Laufbahn noch zu verteidigen und vielleicht in aufreibenden Streitereien zu behaupten, fühle er sich zumal bei einer seit Jahren angegriffenen Gesundheit nicht gewachsen; eine solche Aufgabe laufe überhaupt seiner Natur zuwider.

Schönes Entschluß, einmal gefaßt, war so fest, daß ihn der Minister, der sich dadurch trotz der ihm wiederholt vorgetragenen Bedenken und Beschwerden Schönes merkwürdigerweise peinlich überrascht fühlte, weder durch mündliche noch durch schriftliche Bemühungen zu erschüttern vermochte. Schöne beharrte dabei und wurde von Schwartzkopff in der Überzeugung bestärkt, daß er weiterhin Unzuträglichkeiten zu befürchten habe, wenn es bei den 1903 getroffenen Bestimmungen für die Bearbeitung der Kunstangelegenheiten verbliebe. Schwartzkopff war trotz seiner starken Belastung durch die Leitung der Volksschulabteilung bereit, an Stelle Althoffs das Direktariat über das von Schmidt (-Ott) verwaltete Kunstreferat wieder zu übernehmen. Er meinte, daß Schöne nur unter dieser Bedingung im Amte bleiben könne, und sprach sich in diesem Sinne auch dem Minister gegenüber aus. Dieser beteuerte wiederholt, er habe von Schmidts Vorgehen in der Menzelsache, das rückhaltlos zu tadeln sei, nichts gewußt. Schmidt selber gab zu, einen Fehler gemacht zu haben, und bedauere Schönes Entschluß, mit dem er gern zusammen arbeiten wolle. Schöne antwortete auf Schwartzkopffs Anerbieten, er könne nicht übersehen, ob dieses für den Minister annehmbar wäre. Auf den ersten Blick erschiene ihm ein solcher Ausweg für Schwartzkopff und dessen große Aufgabe (die Durchführung des Volksschulunterhaltungsgesetzes) gefährlich. Auch habe er immer das Gefühl gehabt, daß es für ihn nicht angemessen und richtig sei, Bedingungen zu stellen, sondern daß er sich eben zurückziehen müsse. Gleichwohl ist in der entscheidenden Besprechung, die er am 18. September mit dem Minister hatte, von Änderungen die Rede gewesen; denn in dem Schreiben vom 22. September, mit dem Schöne

den Minister bat, seinem Abschiedsgesuch nunmehr Folge zu geben, heißt es, daß der Minister die Berechtigung seiner Bedenken und Beschwerden nicht verkannt, sich aber außerstande erklärt habe, an der 1903 getroffenen Einrichtung etwas zu ändern, da jede solche Veränderung neue Schwierigkeiten hervorzurufen drohe. Wahrscheinlich dachte der Minister dabei, daß ein Eingriff in die Sphäre des Ministerialdirektors Althoff bei dessen engen Beziehungen zum Geheimen Zivilkabinett des Kaisers leicht seine eigene Stellung gefährden könne.

Das Schreiben Schönes, in dem er noch einmal betont, daß er sich von der ihm vom Minister zugesagten verschärften Geschäftskontrolle durch den Unterstaatssekretär einen nachhaltigen Erfolg nicht versprechen könne und daß er nicht zum zweiten Male in die Lage kommen wolle, in die ihn der Kunstreferent am 9. Juni dem Kaiser gegenüber versetzt habe, schließt mit der Bitte, es bei dem 1. Dezember 1905 für sein Ausscheiden aus dem Amte zu belassen. Der Minister erstattete am 29. September dem Kaiser Bericht, er sehe sich zu seinem Bedauern genötigt, Schönes Bitte entsprechend den Abschiedsentwurf vorzulegen. Der Kaiser genehmigte den Abschied am 14. Oktober 1905. Daß der Minister nicht Mittel und Wege gefunden hat, einen solchen Mann vor den Widrigkeiten zu bewahren, die ihn schließlich an einer gedeihlichen Weiterführung seines Amtes verzweifeln ließen, ist kein Ruhmesblatt der Ära Studt.

•

Der Rücktritt Schönes hat ihm viel herzliche Zeugnisse persönlicher Anerkennung, Liebe und Verehrung eingebracht, die breite Öffentlichkeit aber nicht sonderlich berührt: Es war wohl ein stark beachtetes und in seiner Bedeutung für die Museen gewürdigtes, aber kein sensationelles Ereignis und wurde über der Ernennung Bodes zu seinem Nachfolger bald vergessen. Tiefer war der Eindruck, den er in Museumskreisen hervorrief, besonders dort, wo Männer wirkten, die an den Berliner Museen tätig gewesen waren oder sonst mit ihm in engerer Beziehung standen. Einer davon, und zwar einer, der wie wenig andere mit den Berliner Verhältnissen vertraut war, Alfred Lichtwark, schrieb am 22. November 1905 an die Verwaltungskommission der von ihm geleiteten Kunsthalle in Hamburg: „Die Berliner Ereignisse, die so bedeutend sind, daß niemand darauf zu achten scheint, liegen auf mir wie eine körperliche Last. Ich habe kaum Zeitungen gesehen, weiß deshalb nicht, was die öffentliche Meinung sagt. Vermutlich nichts. Hier rächt sich Schönes übergroße Zurückhaltung. Das deutsche Volk ahnt gar nicht, was alles mit diesem Manne gefallen ist. Er hat der Presse nie zu reden gegeben. Sie hat ihn immer nur erwähnt. Wo er der Leiter und Anreger war, erschien er der Öffentlichkeit als Zuschauer. Tatsächlich steckt er hinter allem, was an den Museen geschah. Und er war nicht nur der Diplomat, der Wege wies oder ebnete, er wurde bei allen großen und den meisten kleinen Dingen als Ratgeber herangezogen, denn in allen Fächern hatte sein Scharfsinn und sein Urteilsvermögen die Oberhand. Seine Kraft und Einsicht steckten als Feder im großen Getriebe der preußischen Museumsangelegenheiten.“

Am schwersten fühlten sich durch das Ausscheiden Schönes die ihm unterstellten Beamten betroffen, die, ob hoch oder niedrig, so viele Beweise seiner Gerechtigkeit und seines Wohlwollens empfangen hatten. So empfand Wiegand den Verlust des sicheren Rückhaltes, den er an Schöne gehabt hatte, so stark, daß er ernstlich daran dachte, seine im Juni 1905 ausgesprochene Bitte um Enthebung von seinem Amte zu wiederholen. Die Schuld an Schönes Rücktritt maß er irrtümlich Treibereien der Deutschen Orientgesellschaft bei. Auch diejenigen seiner Kollegen waren nicht auf dem richtigen Wege, die in ihrer Bestürzung über Schönes Entschluß Bode dafür verantwortlich machten (s. Bode, Mein Leben II 173 ff.). Allerdings gingen sie insoweit nicht ganz fehl, als die Art, wie Bode die Begründung seines Asiatischen Museums betrieb, mit dazu beigetragen hatte, Schöne sein Amt zu verleiden. Was dieser dabei empfand, drückte er in dem Briefe vom 28. September 1905, worin er Bode von seinem Abschiedsgesuch Mitteilung machte, mit den Worten aus: „Es ist mir sehr schwer gewesen, in jüngster Zeit in einzelnen Punkten nicht zu der Übereinstimmung mit Ihnen gelangen zu können, deren ich mich sonst habe erfreuen können. Aber das hindert nicht, daß bei dem Schritt, den ich zu tun im Begriff bin, zu dem Schwersten für mich die Aussicht gehört, aus der Arbeitsgemeinschaft mit Ihnen auszuscheiden: ich werde nie vergessen, was ich Ihnen für mich und meine Amtsführung zu verdanken habe, und weiß, was ich verliere.“

Bode antwortete darauf, daß niemand mehr als gerade er Schönes Rücktritt beklagen könne. Wisse er doch aus der 33 Jahre langen gemeinsamen Arbeit, daß die Museumsbeamten nie wieder einen Vorgesetzten von ähnlicher Sachkenntnis und von demselben Gerechtigkeitssinn und gleicher Güte bekommen könnten. Er beklage aufs tiefste, daß sein eigenmächtiges Vorgehen in Sachen der Islamischen Abteilung ihm Schönes Vertrauen entzogen habe. Der Brief schließt mit den Worten: „Ich hoffe sehr und bitte Eure Exzellenz inständig darum, mir in Zukunft das alte Vertrauen wieder schenken zu wollen, nicht nur in Erinnerung an die gemeinsame Arbeit durch ein volles Menschenalter, sondern vor allem auch, damit ich den Rat Eurer Exzellenz, der mir stets der wertvollste gewesen ist, in Zukunft nicht entbehren muß.“

Schöne liebte Bode im Grunde seines Herzens und trug schwer daran, daß er diesem Gefühl immer weniger Raum geben konnte. Solange er nur Referent im Ministerium gewesen war, war sein Verhältnis zu Bode, das bald einen freundschaftlichen Charakter angenommen hatte, im ganzen ungestört geblieben. Daran änderte sich zunächst auch nichts, als er Generaldirektor der Museen und damit Bodes unmittelbarer Vorgesetzter wurde. Von vornherein bestrebt, die Kunstsammlungen möglichst nur durch Werke ersten Ranges zu vermehren, suchte er Bode, der diesen Weg noch nicht eingeschlagen hatte, dafür zu gewinnen. Bode ließ sich überzeugen und führte Hand in Hand mit Schöne die glänzende Entwicklung der Gemäldegalerie und der Skulpturensammlung herauf. Seine Größe beruhte nach Schönes Urteil in seinem sicheren Instinkt für künstlerische Qualität und in seinem Mute beim Ankauf von Werken, deren

Wert er trotz der bestehenden Zweifel an ihrer Echtheit erkannte. Aber als Virtuos auf seinem Gebiete hatte er, wie Schöne einmal von ihm sagte, neben allen Vorzügen auch alle Fehler einer Primadonna. Wie treffend ihn dies Wort bezeichnet, beweisen seine Briefe an Schöne. Es ist darin ein beständiger Wechsel von Klagen, Beschwerden, Vorwürfen und Abschiedsdrohungen auf der einen Seite und Bitten um Rat und Hilfe, Entschuldigungen, Bezeugungen von Dank, Freude, Zufriedenheit, Vertrauen, Verehrung und Ergebenheit auf der anderen.

Bode selbst war sich dieser Schwankungen in seinem Gemütszustande wohl bewußt. Seiner Meinung nach hingen sie mit seinem unbeständigen körperlichen Befinden zusammen. In der Hoffnung, daß er mit Aufgabe seiner Junggesellschaft ruhiger werden würde, schrieb er in dem Brief vom 13. September 1882, worin er Schöne seine Verlobung anzeigte: „Mein unstätes Wesen und die vorübergehenden Anfälle von Unzufriedenheit, unter denen auch Sie und besonders Sie leider so oft zu leiden hatten, werden nun hoffentlich ein Ende haben.“ Tatsächlich hat Bodes Ehe mit seiner Kusine Marie Rimpau, die nach seiner eigenen Schilderung (Mein Leben, II, S. 201 ff.) eine vortreffliche Frau gewesen sein muß, ihm, wie ich aus dem Munde von Schönes ältestem Sohne Hermann weiß, nicht nur ruhiger gemacht, sondern auch menschlich gehoben: seine guten Eigenschaften traten mehr ans Licht, seine minder guten zurück. Den Rückschlag, der nach dem frühen Tode dieser Frau eintrat, hat Hermann Schöne, der als junger Mensch Bode zärtlich liebte, ebenso wie sein Vater schmerzlich empfunden. Er meinte, daß Bode von da ab, besonders durch den Verkehr mit Kunsthändlern und ehrgeizigen Geldleuten zum Menschenverächter und rücklichtslosen Ellenbogenmenschen geworden sei. Den Vater Schöne hat diese Entwicklung Bodes, die er selbst mehr und mehr zu spüren bekam, an seiner Bewunderung und Wertschätzung nicht irre gemacht, sie bestimmte ihn aber, dem Minister zu widerraten, ihn zu seinem Nachfolger zu machen. Dieser ließ sich jedoch durch Schönes Bedenken nicht abhalten, dem Rate Althoffs zu folgen und dem Kaiser Bode als Generaldirektor der Museen vorzuschlagen.

Alle, die Schöne persönlich gekannt haben, müssen es ihm gönnen, daß ihm erspart geblieben ist, das Erscheinen des Bodeschen Buches „Mein Leben“ (1930) noch zu erleben. Es würde ihm unendlich weh getan haben, wie Bode hier immer wieder Gelegenheit nimmt, ihn, dem man ohne Pathos das Inbild von Lauterkeit, Ernst, Reinheit und Loyalität bezeichnen kann, in den Augen der Nachwelt zu verunglimpfen, wobei sich schwerlich andere Motive vermuten lassen als der Wunsch, die eigene Person zu glorifizieren. Schöne hätte damit an Bode vollends irre werden müssen, er, der sich im umgekehrten Falle zu einer Herabsetzung des Freundes und Mitarbeiters nie verstanden haben würde.

Der Verfasser dieser Schrift hat es als Pflicht anhänglicher Verehrung und Dankbarkeit empfunden, die Bodeschen Verzerrungen, die sich oft genug als

objektiv falsch haben erweisen lassen, richtigzustellen und so das Bild Schönes in seiner ganzen Makellosigkeit zu überliefern.

Es ist hier nicht der Ort, auf Bodes Wirken als Generaldirektor näher einzugehen. Gesagt werden muß aber, daß, wenn die schädlichen Folgen, die Schöne von seiner Ernennung befürchtet hatte, im großen und ganzen (von der für ihn besonders schmerzlichen Beseitigung des ersten Pergamonmuseums abgesehen) nicht eingetreten sind, Schöne zu groß dachte, als daß er dies nicht mit aufrichtiger Erleichterung anerkannt und begrüßt hätte. Bode fand in Bruno Paul den geeigneten Direktor für die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums und setzte ihn beim Kaiser durch, er ließ auch die Abteilungsdirektoren, die er nicht schätzte, bis zum Ablauf ihrer Dienstzeit weiter wirken und ersetzte sie dann durch vorzügliche Kräfte wie Theodor Wiegand, Karl Schuchhardt, Otto von Falke, lauter Männer übrigens, die schon unter Schöne an die Museen berufen worden waren; er setzte ferner Schönes Baupolitik fort, indem er die Bebauung der Museumsinsel durchführte und dafür den hochbegabten Alfred Messel gewann, er suchte auch — allerdings mit weniger Glück — das schwierige Bauprobblem des Museums für Völkerkunde zu lösen. Die Bauten des Deutschen Museums und des Pergamonmuseums im Verein mit bedeutenden Erwerbungen und ertragreichen Ausgrabungen verliehen der Ära Bode äußeren Glanz, fügten aber dem Wesen und Wirken der Museen, wie es sich unter Schöne entwickelt hatte, keinen wesentlichen neuen Zug hinzu. Der neue Museumstyp, den das Pergamonmuseum darstellt, ist nicht Bodes, sondern Wiegands Werk. Es ist also nicht richtig, wie es nach seinem Ausscheiden aus dem Amte und nach seinem Tode vielfach und namentlich in der Schrift von Friedrich Winkler „Zum Gedächtnis von Wilhelm von Bode 1885—1929“ geschehen ist, Bode als den Neubegründer der Berliner Museen zu bezeichnen. Ihr wirklicher Neuschöpfer war Richard Schöne.

Das Vierteljahrhundert, in dem die Museen unter Schönes Leitung standen, war die für ihre Zukunft entscheidende Epoche, die „glorreiche Zeit“, wie sie Bode in seinem Nachruf auf Schöne genannt hat^{*)}, in der sie sich eine führende Stellung wie in Deutschland so auch in der ganzen Welt erwarben. Der Aufschwung, den sie nahmen, vollzog sich zielsicher und organisch; alle Abteilungen waren von frischem, schöpferischem Leben erfüllt. Die Verwaltung, die sie umschloß, war wohl geordnet und streng sachlich, aber weit entfernt von Selbstherrschaft und Einengung. Jeder einzelne der Direktoren, mochte er mehr vorsichtiger Gelehrter oder leidenschaftlicher Sammler sein, hatte völlige Freiheit, die ihm unterstellte Sammlung nach eigenen Grundsätzen auszubauen und die ihm zur Verfügung stehenden Mittel nach seinem Ermessen zu verwenden. Er konnte sogar, wenn er Gelegenheit hatte, ein besonders wertvolles Stück zu erwerben und rasch zugreifen mußte, seinen Etat überschreiten oder Schulden

^{*)} Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen, Bd. 43, 1922, S. 1—6.

machen. Schöne verlangte nur von ihm, daß er ihn über seine Verpflichtungen auf dem laufenden hielt, trat für die Deckung seiner Schulden und Vorschüsse ein und griff nur, wenn einer wie zeitweise der Direktor des Münzkabinetts Menadier gar zu viele Schulden gemacht hatte, warnend und hemmend ein. Bei aller Selbständigkeit, die er so seinen Mitarbeitern gewährte, legte er doch Wert darauf, daß jeder einzelne die Gesamtheit der Interessen, denen die Museen zu dienen hatten, förderte. Den Hauptreiz seines und ihres Amtes sah er darin, daß sich die mannigfaltigen Kreise, deren Pflege den einzelnen oblag, bei aller Verschiedenheit zu großen gemeinsamen Interessen zusammenschlossen, so daß durch das, was dem einzelnen gelang, alle anderen sich an ihrer Stelle nicht beeinträchtigt, sondern gefördert fanden. Als leuchtendes Vorbild solchen Wirkens im Dienste der Gesamtheit schätzte er vor allen anderen Alexander Conze; er würdigte aber auch Bodes leidenschaftliche Hingabe an alles, was den Kunstsammlungen nützen konnte, und nahm dafür dessen oft übertrieben abfällige Urteile über den einen oder anderen Kollegen in Kauf.

Bei größeren Unternehmungen seiner Mitarbeiter gewährte Schöne, wie wir an einer Reihe von Beispielen gesehen haben, solange die Durchführung des jeweiligen Vorhabens den gewöhnlichen Verlauf nahm, nur auf Wunsch Rat und Hilfe; sobald sich aber außerordentliche Schwierigkeiten einstellten, griff er, Mittel und Wege weisend, ein und brachte oft selbst das Unternehmen zum guten Ende. Was er in solchen Fällen am wenigsten gern tat, war, den Ansprüchen von „Gönnern“ der Museen zu genügen, die um äußerer Ehren, wie Titel und Orden, willen Zuwendungen in Aussicht stellten. Gesellschaftlichem Verkehr mit Leuten, die mit derartigen Mitteln Zutritt zu bestimmten Kreisen erstrebten, ging er nach Möglichkeit aus dem Wege. Wie auf solche Streber, so hatte er auch auf diejenigen ein scharfes Auge, die aus Ehrgeiz oder dilettantischer Liebhaberei Expeditionen oder Grabungsunternehmen durchzusetzen suchten, und verstand sie mit Geschick auszuschalten. Im Falle Ohnefalsch-Richter ist ihm das nur wegen der Quertreibereien von Althoff nicht gelungen.

Von den Neubauten für die Museen, die unter Schönes Verwaltung entstanden, ist wie von den bedeutenden Erwerbungen und Unternehmungen, an denen er teils anregend, teils fördernd beteiligt war, hier so viel die Rede gewesen, daß es nicht nötig ist, seine Verdienste um ihr Zustandekommen an dieser Stelle noch einmal zu betonen. Auch seiner Maßnahmen für die Erleichterung des Zugangs zu den Museen und für ihre Nutzbarmachung durch Kataloge, Führer, Aufschriften, Handbücher, Vorträge und Führungen ist bereits zur Genüge gedacht. Als Ziel hatte er bei alledem und besonders bei der Vermehrung der Sammlungen immer im Auge, daß sich die Museen den Bedürfnissen und Aufgaben der Zeit, wie sie das kulturelle und wirtschaftliche Leben der Nation mit sich brachte, anpaßten und mit ihrem wachsendem Reichtum auch innerlich tätig voranschritten zu gesteigerter Wirkung in den Kreisen der Kunst und Wissenschaft wie im ganzen Volk und Staate.

So hat Schöne die Berliner Kgl. Museen, die unter seiner Verwaltung von sechs auf siebzehn Abteilungen und Sammlungen anwuchsen, mit wahrhaft schöpferischer Kraft zum lebendigen Organ einer weitschauenden Kunst-, Wissenschafts- und Volksbildungspflege entwickelt. Das große Werk konnte er aber nur vollbringen, weil er über Eigenschaften verfügte, wie sie sich an einer solchen Stelle selten so ausgeprägt zusammenfinden: Es verbanden sich in ihm hohe Intelligenz mit vielseitiger Bildung und weitem Blick, künstlerisches Empfinden mit selbständigem, auf praktischer Erfahrung beruhendem Urteil, Verwaltungsgeschick mit Gerechtigkeitssinn und Wohlwollen, starke Arbeitskraft mit Energie, Zähigkeit und diplomatischer Kunst. Im Besitz solcher Fähigkeiten konnte er als Oberhaupt der Museen den großen Komplex verschiedenartigster Sammlungen übersehen, einheitlich leiten und den von ihm erstrebten Zielen zuführen. Er selbst blieb dabei stets im Hintergrund und überließ allen Ruhm seinen Mitarbeitern.

FREUNDSEKREIS
WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT
PERSONLICHKEIT

FREUNDENKREIS

Vierter Teil

FREUNDENKREIS

WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT

PERSÖNLICHKEIT

Vierter Teil

FREUNDSEKREIS

WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT

PERSÖNLICHKEIT

FREUNDESKREIS

Von den höheren Beamten des Kultusministeriums und der Museen stand in den Jahren 1874 bis 1896 Schöne sein alter Freund Max Jordan am nächsten. Er war ein Freund der ganzen Familie und ging, zumal in den früheren Jahren, bei ihr ein und aus, er gehörte gewissermaßen mit dazu. Seine Frau nahm an diesem Verkehr wenig teil; sie lebte abgeschlossen in ihrem Hause, Gäste empfangen Jordans kaum. Trauer um den Verlust mehrerer Kinder und Vorboten des Leidens, das die Frau 1894 dahinraffte, mögen die Zurückgezogenheit mit bedingt haben. Dabei war Jordan im Gegensatz zu Schöne für Geselligkeit wie geschaffen. Leichtblütig, lebensfroh, liebenswürdig und gesprächig, vielseitig begabt und unterrichtet war er als guter Unterhalter, schwungvoller Redner und glücklicher Improvisator bei festlichen Gelegenheiten ein namentlich in Künstlerkreisen beliebter Gast. Aber was er an Beweglichkeit und gewinnendem Wesen vor Schöne voraus hatte, entbehrte des Gegengewichtes an innerer Festigkeit und Ausgewogenheit. Die hierin liegende Gefahr wurde noch verstärkt durch eine schon an Weichheit grenzende Güte und Nachgiebigkeit gegenüber schwer erfüllbaren oder unerfüllbaren Wünschen und Forderungen. So schuf er sich auf der einen Seite zahlreiche Freunde und Anhänger, auf der anderen aber durch Versprechungen und Verpflichtungen, die er nicht einhalten konnte, erbitterte Gegner. Da er es auch mit der Verwaltung der ihm anvertrauten Gelder nicht sehr genau nahm und sich in gewagte Unternehmungen einließ, geriet er schon in den achtziger Jahren in Schwierigkeiten, die ihm den Gedanken an Rücktritt oder Versetzung in eine andere Stelle nahelegten. Schöne verfolgte die Verschlechterung seiner Lage und die zunehmende Verdüsterung seines Gemüts mit wachsender Sorge. Welches Ende die betrübliche Entwicklung im Jahre 1895 genommen hatte, haben wir gesehen. Die persönliche Affäre, die das Ende beschleunigte, war für Schönes feines Empfinden eine schwere Belastung; aber auch da wahrte er dem Freunde die Treue und half ihm wieder auf festen Boden. Jordans Ausscheiden aus seinem Amte wurde in Künstlerkreisen aufrichtig bedauert. Sehr teilnehmend äußerten sich über das mannigfache Gute seines Wirkens und seine trotz aller Schwächen liebenswürdige Persönlichkeit die Düsseldorfer Maler Peter Janßen und Eduard von Gebhardt. 1897 verheiratete sich Jordan zum zweiten Male. Zu einem Verkehr zwischen dem neuen Paar und der Familie Schöne ist es nicht mehr gekommen. Am 11. November 1906 starb Jordan, nachdem er noch mehrere Monographien veröffentlicht hatte,

darunter die über Friedrich Preller den Jüngeren, die die von ihm durch eigene Erinnerungen vervollständigten Tagebücher des befreundeten Künstlers enthält.

Eine kollegiale Feundschaft verband Schöne mit seinem Mitarbeiter Heinrich Göppert, der, bald nach ihm in das Ministerium berufen, die persönlichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten der Universitäten zu bearbeiten hatte. Daß Schöne nach Göpperts frühem Tode die Vormundschaft über dessen sieben Kinder (fünf Söhne und zwei Töchter) übernahm, trug viel dazu bei, daß die beiden Familien einander sehr naherückten und auch zwischen den Kindern sich Freundschaften für das Leben bildeten. Die Göppertschen Kinder haben stets dankbar anerkannt, wie Schöne seines Vormundsamtes gewaltet hat. Sie sind allesamt tüchtige Menschen geworden.

Von den übrigen höheren Beamten des Kultusministeriums standen zum Hause Schöne in einem mehr freundschaftlichen als rein gesellschaftlichen Verhältnis die Unterstaatssekretäre Sydow und Schwartzkopff und die Geheimräte Müller und von Moltke. Friedrich Hermann Sydow, Sohn eines Berliner Tischlermeisters, war aus eigener Kraft über die Posten eines Vortragenden Rates im preußischen Justizministerium und des Präsidenten des Appellationsgerichtes zu Münster zum Ministerialdirektor im Kultusministerium aufgestiegen. 1873 zum Unterstaatssekretär ernannt, bekleidete er dieses Amt unter dem Minister Falk bis zu dessen Rücktritt im Jahre 1879 und wurde dann Präsident der Hauptverwaltung der Staatsschulden. Schöne hatte viel für Sydow übrig und schätzte an ihm seine Klugheit, seinen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit, fand aber, daß er, mehr Jurist als Falk, gelegentlich zu scharf war und wohl auch von dieser Schärfe manches in den Kulturkampf hineinrug.

Philipp Schwartzkopff war mit seinem natürlichen, geraden, warmherzigen Wesen ein liebenswerter Mensch. Als Sohn eines Gutsbesitzers in Magdeburg geboren, kam er mit dreißig Jahren 1887 ins Kultusministerium und blieb darin bis 1911, allmählich vom Hilfsarbeiter zum Vortragenden Rat, Ministerialdirektor und Unterstaatssekretär aufsteigend. Von 1899 bis 1905 leitete er zunächst neben der geistlichen, später neben der zweiten Unterrichtsabteilung auch die Kunstabteilung. Er hat sich besonders um die Durchbringung des Volksschulunterhaltungsgesetzes verdient gemacht. Er starb 1914 kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges als Oberpräsident der Provinz Posen. Für Schöne hätte es, als der Plan gescheitert war, ihn zum Leiter einer selbständigen Kunstabteilung zu machen, keinen rücksichtsvolleren, hilfsbereiteren Vorgesetzten geben können als Schwartzkopff, der, frei von Machthunger und Gewalttätigkeit, das ausgesprochene Gegenstück war zu den „Übermenschen von U I“, wie er Althoff und dessen Leute von der Universitätsabteilung wohl einmal nannte.

Erich Müller, Schönes treuer Mitarbeiter und aufrichtiger Freund, wurde, nachdem er als Kunstreferent ein Opfer der Ränke Anton von Werners und der Schwäche des Ministers von Studt geworden war, unter dem Ministerialdirektor von Bremen Dirigent in der Volksschulabteilung und später als Ministerial-

direktor Leiter der Abteilung für höhere Schulen. Er war ein gescheiter, aufrechter und wohlwollender Beamter, hatte Sinn für künstlerischen Fortschritt und besaß auch den Mut, sich für vielversprechende junge Kräfte einzusetzen, was er bei der Berufung von Otto Eckmann an die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, der von Arthur Kampf an die Akademie und der von Hans Pölzig zum Direktor der Kunstschule in Breslau bewiesen hat. Auf dem Schulgebiete förderte er die auf die künstlerische Erziehung der Jugend durch Zeichnen, Musik und Werkarbeit gerichteten Bestrebungen.

Friedrich von Moltke, ein Neffe des Generalfeldmarschalls, seit 1890 Mitglied des Kultusministeriums und Justitiar in der Kunstabteilung, gewann Schönes Sympathie durch seine frische, offene Art, seine angenehme aristokratische Unbefangenheit und Selbstsicherheit. Es entwickelte sich zwischen beiden ein Freundschaftsverhältnis, das sich auf die Familien ausdehnte und auch bestehen blieb, als Moltke nacheinander Regierungspräsident in Oppeln und Potsdam, Oberpräsident in Königsberg, Minister des Innern und zuletzt Oberpräsident in Schleswig wurde. Befreundet war auch Schönes jüngster Sohn Friedrich mit Moltkes Sohn Hans Adolph, dem späteren Botschafter.

Schönes Freundschaft mit einigen Direktoren der Museen war verschiedener Art. Die mit Kekulé beruhte auf gemeinsamen Jugenderlebnissen und stand im Zeichen des brüderlichen Du. Dazu kam auf seiten Schönes eine hohe Wertschätzung der wissenschaftlichen Leistungen Kekulés, seines feinen künstlerischen Empfindens, seines guten Geschmacks und seiner Erfolge als Lehrer einer Reihe der besten jungen Archäologen. Kekulés Verhältnis zur modernen Kunst war um etliche Grade wärmer als das von Schöne und weniger zurückhaltend in der Anerkennung von Werken der Jüngsten, etwa seines Schwiegersohnes Ludwig von Hofmann. Die im Hause Kekulé herrschende Schwärmerei für Richard Wagner und den ganzen Bayreuther Kreis hat mit der Zeit etwas lähmend auf den Verkehr zwischen den beiden Familien gewirkt. Für den Außenstehenden mochte die ganze Art des Kekuléschen Hauses gewisse Reize vor dem Schöneschen voraus haben, es fehlte ihm aber dessen Schlichtheit und Natürlichkeit. Über das Empfindsame in Kekulés Wesen, der sich gern von der Berührung mit den rauheren Seiten des Lebens und der Mitmenschen zurückzog und die Durchführung harter Kämpfe lieber anderen überließ, war Schöne sich durchaus klar. Deshalb konnte er ihn auch nicht mit gutem Gewissen als seinen Nachfolger im Amte des Generaldirektors der Museen vorschlagen.

Wäre Alexander Conze um die Jahrhundertwende noch Direktor bei den Museen und etwa zehn Jahre jünger gewesen, hätte Schöne wahrscheinlich schon einige Jahre vor 1905 sein Amt aufgegeben in der Überzeugung, es in keine besseren Hände legen zu können als in die von Conze. Das sich immer enger gestaltende Freundschaftsverhältnis mit ihm beruhte auf dem Grunde innerer Verwandtschaft und gleicher sittlicher Grundanschauungen. Nur wirkte bei Conze alles wie aus hartem Holz geschnitzt mit stehengebliebenen Schärfen und Kanten, bei Schöne dagegen wie aus weniger sprödem Stoff gestaltet und

sorgsam durchgebildet. Für Schöne war das Echte und Feste in Conze, besonders in der Zeit ihrer Zusammenarbeit bei den Museen, eine zuverlässige Stütze, für diesen die feinere Abstufung in Schönes Wesen und Bildung der Grund, sich von ihm vor allem in Fragen des Taktes und des Geschmacks beraten zu lassen. Der Verkehr zwischen den Familien der beiden Freunde war ungezwungen und herzlich und wurde besonders rege, als Schönes 1908 nach dem Grunewald in ihr in unmittelbarer Nachbarschaft von Conze belegenes neues Haus übersiedelten.

So klar und gleichmäßig das Verhältnis Schönes zu Conze war, so heikel und unstet das zu Bode. Da dieser in seinen Gefühlen für Schöne je nach seinen Stimmungen schwankte, konnte es zu einem dauernden freundschaftlichen Verkehr zwischen den beiden Männern und ihren Familien nicht kommen. Bodes viel zu früh verstorbener erste Frau haben Schöne und seine Frau stets nachgetrauert. Über Bode selbst, die Schwierigkeiten und Stürme, die er verursachte, hat sich Schöne nur selten und zurückhaltend geäußert. Wenn er von ihm sprach, betonte er immer die geniale Seite, die erstaunliche Treffsicherheit in der Zuweisung eines Kunstwerkes an einen bestimmten Künstler.

Von auswärtigen Museumsleitern war der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark, im Schöneschen Hause oftmals Gast. Er hatte dort schon in den Jahren 1881 bis 1886 verkehrt, als er zunächst als Praktikant, dann als Bibliothekar am Kunstgewerbemuseum und zeitweise auch am Kupferstichkabinett beschäftigt war. Seine gelösten und dabei sicheren Umgangsformen im Verein mit der Gabe, über Dinge von Bedeutung meist auf Grund eigener Beobachtungen und Erlebnisse fesselnd zu plaudern, hatten ihm damals viel Sympathien erworben. Schöne schätzte an ihm besonders den hellen Verstand, das sichere Urteil und die Unternehmungslust. Sehr hoch bewertete er später Lichtwarks Leistungen als Direktor der Hamburger Kunsthalle, die er zu einer vorbildlichen Pflegestätte heimatlicher Kunst alter und neuer Zeit entwickelte, und sein erfolgreiches Wirken als Anreger und Verbreiter künstlerischer Kultur. Was Lichtwark als Kunsterzieher erstrebte, entsprach in vielem Schönes eigenen Zielen, so die Ausschöpfung des bildenden Wertes der Kunstmuseen, die Hebung des Zeichenunterrichts an den Schulen, die Steigerung der Ansprüche an das Kunsthandwerk.

Freundschaftliche Beziehungen zu außerhalb der Museen stehenden Gelehrten unterhielt Schöne in der Hauptsache als Mitglied von zwei geselligen Vereinigungen, dem „Kränzchen“ und der „Graeca“. Wer diesen Gesellschaften beitrug, übernahm damit eine Art Zwang zur regelmäßigen Teilnahme an ihren in einem bestimmten Wechsel stattfindenden Zusammenkünften. In Berlin tat man das um so lieber, als in der unheimlich wachsenden Großstadt selbst nahe Freunde Gefahr liefen, sich oft monatelang nicht zu Gesicht zu bekommen. Das „Kränzchen“ bestand aus einigen wenigen miteinander befreundeten Familien, die im Winter alle vierzehn Tage reihum zu einem einfachen Abendessen und behaglichem, von Fach und Amt unbeschwertem Verkehr zusammenkamen. Als

Schöne und seine Frau 1874 aufgefordert wurden, dem engen Kreise, der damals aus den Familien der Professoren Mommsen, Wercher, Tobler und Lewis bestand, beizutreten, mochten sie die Einladung wohl als eine Art Auszeichnung empfinden. Sie verdankten sie wahrscheinlich Mommsen, der damit aufs neue bewies, wie freundlich er Schöne seit dem ersten Bekanntwerden mit ihm im Jahre 1864 gesinnt war und welchen Wert er auf den regelmäßigen Verkehr mit ihm legte. Noch beinahe drei Jahrzehnte konnte sich Schöne dieser von ihm hoch bewerteten Freundschaft erfreuen. Im Gedenken daran rühmte er in seinen „Erinnerungen“ an Mommsen dessen treues Festhalten an seinen freundschaftlichen Gesinnungen für die, denen er sie einmal zugewendet hatte, und ihre Übertragung auch auf die Jüngeren. So sei auch zwischen ihnen eine nie getrübt Freundschaft von Haus zu Haus gegangen und habe diese Jahre zu einer der teuersten Erinnerungen für die Eltern wie für die Kinder gemacht. Nach dem Tode von Mommsen schrieb Schöne am 7. November 1903 an seinen Sohn Hermann: „Ich habe viel verloren an Mommsen; Du auch, denn er wollte Dir sehr wohl. Mit ihm ist der Letzte aus dem näheren Freundeskreise des Großvaters (Härtel) heimgegangen, der Letzte auch aus der Generation von Gelehrten, die für mich immer die Physiognomie des wissenschaftlichen Berlin bestimmt haben. In vierzig Jahren habe ich von ihm viel Gutes erfahren, und wenn ich auch nicht auf allen seinen Wegen hätte folgen mögen, so bestanden doch weite Gebiete, auf denen man nur lernen und empfangen konnte, und je näher man einging, umso weiter erstreckte sich die Möglichkeit der Übereinstimmung. Denn es wird wenig bedeutende Männer geben, deren letzte und tiefste Überzeugungen so oft hinter dem Schleier momentaner Erregung, hinter Gelegenheitsaufwallungen sich verbergen.“

Auch der Verkehr mit Toblers entwickelte sich mit der Zeit zu einer engen Freundschaft der beiden Familien, zu deren Vertiefung und Festigung noch beitrug, daß Schönes ältester Sohn Hermann Toblers Tochter Ottilie heimführte (1898). Tobler, ein geborener Schweizer, wirkte seit 1867 als Romanist an der Berliner Universität. Er war ein willensstarker Mann mit dem eigenen Reiz, der sich aus der Verbindung von festbegründeter sprachgeschichtlicher mit künstlerischer Bildung ergibt. Seine Tätigkeit als akademischer Lehrer und Verfasser von Arbeiten über französische Grammatik und Dichtkunst ließ urwüchsige Kraft und feine Einfühlung in den Geist der Sprache verspüren. Neben der Wissenschaft lebte er ganz in der Musik, vor allem der von Brahms, mit dem er die verhaltene Empfindung, die an Eigenwilligkeit grenzende Leidenschaftlichkeit und die männliche Wärme gemein hatte. Frau Tobler, eine geborene Hirzel aus Leipzig, aus dem Kreise um das Elternhaus von Frau Schöne stammend, kam dieser durch ihre stille Art auch innerlich sehr nahe.

Einen viel Leben ausstrahlenden Zuwachs erfuhr das Kränzchen durch den 1877 nach Berlin berufenen Germanisten und Literaturhistoriker Wilhelm Scherer, den Verfasser der bekannten „Geschichte der deutschen Literatur“. Er war fast ebenso alt wie Schöne und von ihm als ungewöhnliche Begabung wie als

Persönlichkeit hoch geschätzt. Im Kränzchen wetteiferte er geradezu mit Mommsen in sprudelnder Lebhaftigkeit. Sein früher Tod 1886 war für den Freundeskreis ein schmerzlicher Verlust. Seine Witwe blieb dem Kreise treu, von allen Mitgliedern geliebt und verehrt.

Wohl durch Schöne ist dessen Mitarbeiter, der als Platon- und Aristotelesforscher angesehene Professor Bonitz in das Kränzchen gekommen. 1875 als Sachbearbeiter für das höhere Schulwesen in das Ministerium berufen, hatte er die Aufgabe, die von Wiese verfaßten Lehrpläne zu verbessern. An einer ähnlichen Aufgabe, dem inneren Aufbau der österreichischen Gymnasien und Realschulen, hatte er schon als Universitätsprofessor in Wien mitgewirkt. In Preußen war die Aufgabe schwieriger wegen der größeren Zahl von Gattungen höherer Schulen, deren Ansprüche an Lehrpläne und Berechtigungen schwerer zu befriedigen waren. Bonitz versuchte es mit einem ausgleichenden Verfahren, das auf Hebung des Lateinunterrichtes an den Realschulen und des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an den Gymnasien hinauslief. Die unter dem Ministerium Goßler im Jahre 1882 erlassenen Lehrpläne waren in der Hauptsache das Werk von Bonitz. Ihre auf keiner Seite voll befriedigende Aufnahme hat das Opfer nicht gelohnt, das er durch Aufgabe seiner erzieherischen und wissenschaftlichen Tätigkeit zugunsten der verwaltenden gebracht hatte. Für seine Verstimmung darüber wird er bei Schöne, der das gleiche Opfer auf sich genommen hatte, Verständnis und Teilnahme gefunden haben. Er schied am 1. April 1888 aus dem Amte und starb bald darauf.

Die Lücken, die durch Scherers und Bonitz' Tod in der Gesellschaft entstanden waren, wurden ausgefüllt durch den Althistoriker und Epigraphiker Hirschfeld und den Kirchenhistoriker Harnack. Otto Hirschfeld, ein Freund Schönes aus seiner italienischen Zeit, war durch Mommsen, der ihn als Mitarbeiter bei der Herausgabe des *Corpus Inscriptionum Latinarum* brauchte, 1885 von Wien an die Universität Berlin gekommen, Harnack ebendahin aus Marburg nach schwerem Ringen des Kultusministeriums mit dem Evangelischen Oberkirchenrat im Jahre 1888.

Bei aller Freundschaft, die die Familien Harnack und Schöne und besonders die beiden Frauen miteinander verband, blieb zwischen den beiden Herren immer ein gewisser Abstand. Adolf Harnack war als Gelehrter und akademischer Lehrer eine glänzende Erscheinung und fühlte sich auch als solche. Für Schöne lag gerade in Wissenschaft und Mitteilungen von Wissenschaft nichts ferner als das Glänzende, nach außen Wirkende. Er war der Mann der stillen Arbeit, deren Ergebnisse zu veröffentlichen er sich nur nach wiederholter strenger Prüfung auf ihre Haltbarkeit hin entschloß. Zu größeren zusammenfassenden Arbeiten ist er (von der Dreber-Biographie abgesehen) nicht gekommen. Aber das Bedürfnis nach Zusammenschau ist in ihm stets lebendig gewesen und in seinen Forderungen an die Wissenschaft oft genug zum Ausdruck gelangt. Harnack neigte von Natur zu zusammenfassender Darstellung in großem Stil und war dazu durch seine hervorragende schriftstellerische Begabung befähigt.

Was er so als Kirchenhistoriker leistete, schätzte Schöne sehr hoch. Er stimmte mit ihm wohl auch in seinen Grundansichten über Christus und das Evangelium überein, sah aber auch die Gefahren, die Harnacks Kritik der kirchlichen Überlieferung dadurch heraufbeschwor, daß er alte Glaubenssätze erschütterte, ohne etwas Gleichwertiges und Dauer Versprechendes an ihre Stelle setzen zu können oder auch nur zu wollen. Am stärksten unterschieden sich die beiden in ihrer Stellung zum öffentlichen Leben. Während Harnack sich gern in der Öffentlichkeit bewegte, zog Schöne vor, im Stillen zu wirken. Den unter Wilhelm II. einsetzenden neuen Kurs mit seiner Steigerung der an sich schon vorhandenen Selbstzufriedenheit und Überheblichkeit der Nation konnte er nicht mitmachen. Harnack sah wohl auch die Schwächen des neuen Regimes, fühlte sich aber durch das Gewinnende und zu Bejahende in des Kaisers Persönlichkeit stärker angezogen als Schöne, der gerade das, was Deutschland not tat, bei ihm vermißte. Über den Einfluß, den Harnack seinerseits auf den Kaiser ausübte, hat sich Schöne gelegentlich nicht ungünstig geäußert. Ihm selbst hätte es nicht gelegen, sich mit Männern von so verschiedenem Charakter wie Wilhelm II., dem Reichskanzler Bülow und dem ersten Reichspräsidenten Ebert gleich gut zu stellen.

Wie das Kränzchen, von dem noch zu sagen ist, daß ihm nach dem Tode von Mommsen Conze und Frau beitraten, so diente auch die *Graeca* geselligem Verkehr. Ihr Mitgliederkreis war erheblich größer, umfaßte aber nur Freunde des altgriechischen Schrifttums und nur Herren. 1852 von dem Professor des deutschen Rechts Karl Gustav Homeyer gegründet, kam die noch heute bestehende Gesellschaft ursprünglich alle acht Tage, später alle vierzehn Tage im Hause eines der Mitglieder zu gemeinsamer Lesung eines griechischen Schriftstellers und nachfolgendem Abendessen, woran auch die Frau des Hauses teilnahm, zusammen. Zu den ersten Mitgliedern gehörten nach dem Zeugnis von Georg Ebers (vgl. Richard Lepsius, ein Lebensbild, Leipzig 1885) Ernst Curtius, der Ägyptologe Richard Lepsius, der Archäologe und Gründer des Archäologischen Institutes Eduard Gerhard, der Kabinettsrat der Kaiserin Augusta Johannes Brandis, der Geheime Legationsrat Heinrich Abeken und der Philologe und Pädagoge Ludwig Wiese. Die Gesellschaft bestand also von Anfang an nicht nur aus Vertretern der Altertumswissenschaft, sondern umfaßte auch Angehörige anderer Wissensgebiete und Berufe, die Freude an griechischen Büchern hatten und die griechische Sprache noch so weit beherrschten, daß sie die dem jeweiligen Gastgeber zufallende Übersetzung des auf der Tagesordnung stehenden Schriftstellers übernehmen konnten. 1866 löste sich die alte *Graeca* auf, wurde aber am 18. Januar 1871 von Curtius, Mommsen und Brandis neu gegründet. Sie wird seitdem zum Unterschied von zwei in Berlin bestehenden ähnlichen Gesellschaften die Curtius-Mommsensche *Graeca* genannt. Schöne trat ihr, wohl von Mommsen und Curtius dazu eingeladen, im Winter 1872/73, also gleich nach seiner Übersiedlung nach Berlin, bei. In den nahezu fünfzig Jahren, in denen er ihr angehörte, befanden sich unter den Mitgliedern teils

gleichzeitig, teils nacheinander von Vertretern der Altertumswissenschaft außer Curtius und Mommsen die Althistoriker Hirschfeld, Wilcken, Eduard Meyer, Richard Heinze, die klassischen Philologen Diels, Wentzel, Norden, Hermann Schöne, der Philologe und Philosoph Zeller, die Epigraphiker Kirchner und Hiller von Gaertringen und die Archäologen Wiegand, Noack und Pallat. Die neuere Geschichte war vertreten durch Dümmler, Waitz, Wattenbach, Koser, Sybel, die Kunstgeschichte durch Herman Grimm, die Literaturwissenschaft durch Erich Schmidt, die Romanistik durch Tobler, die Ägyptologie durch Lepsius und Erman, die Indologie durch Lüders, die Theologie durch von Soden Vater und Sohn, Deißmann, Großmann, die Jurisprudenz durch Bruns, Pernice, Ernst von Meier, Kipp, die Mathematik durch Kronecker. Zu diesen Gelehrten kam noch eine stattliche Zahl von Angehörigen anderer Berufe hinzu, darunter der großbritannische Botschafter Lord Purrel, der griechische Gesandte Rangabé, der hanseatische Gesandte Krueger, der Justizminister von Friedberg, der Staatssekretär des Reichsschatzamts und spätere Oberbürgermeister von Berlin Wermuth, der Staatssekretär im preußischen Finanzministerium Busch, der Ministerialdirektor im Auswärtigen Amt von Koerner, der Landtags- und Reichstagsabgeordnete Georg von Bunsen, der Vortragende Rat im Handelsministerium Lusensky, der Oberverswaltungsgerichtsrat Waldeck und der Kammergerichtsrat Broicher. Für Schöne war die Teilnahme an den Sitzungen der Graeca ein Bedürfnis, auf dessen Befriedigung er nur notgedrungen und sehr ungern verzichtete.

WISSENSCHAFTLICHE TÄTIGKEIT

Archäologisches Institut

Neben seiner amtlichen Wirksamkeit war Schöne in mannigfacher, meist archäologischer Richtung wissenschaftlich tätig geblieben. Ein Teil davon bestand in seiner Einflußnahme auf die Zentralkommission des Archäologischen Instituts, der er seit dessen im Jahre 1874 erfolgter Umwandlung in ein Reichsinstitut angehörte, und in der Berliner Archäologischen Gesellschaft, die ihn in demselben Jahre in ihren Vorstand wählte. Als Mitglied der Zentralkommission konnte er dank seiner Zugehörigkeit zum Kultusministerium und seiner Beziehungen zum Auswärtigen Amt, dem das Archäologische Institut unterstand, manch nützlichen Rat erteilen, namentlich in Verwaltungs- und Personalsachen. So empfahl er 1882, die Kraft Dörpfelds, der sich bei den Ausgrabungen in Olympia bewährt hatte, für das Athenische Institut in Anspruch zu nehmen und ihn von 1883 ab fest anzustellen, um ihn an das Institut zu fesseln. Sein Antrag wurde einstimmig angenommen.

Eine Angelegenheit, die ihn 1898 bis 1901 beschäftigte, war die Organisation der römisch-germanischen Forschung. Die sehr zersplitterte, zumeist von Vereinen und Einzelnen betriebene Arbeit auf diesem Gebiete bedurfte einer planmäßigeren, der allgemeinen Entwicklung der archäologischen Wissenschaft entsprechenden Gestaltung. Daher suchte das Archäologische Institut, dessen Wirksamkeit bis dahin sich ausschließlich auf die südlich der Alpen entstandenen antiken Denkmäler erstreckt hatte, auch auf die westdeutsche archäologische Forschung Einfluß zu gewinnen. Ein 1898 beim Auswärtigen Amt gestellter Antrag hatte den Erfolg, daß aus Reichsmitteln ein Zuschuß von 10 000 Mark bewilligt wurde, der dem Institut ermöglichte, eine Reihe von Unternehmungen wie die Veröffentlichung der Grabdenkmäler von Neumagen, die Herausgabe einer römisch-archäologischen Fundkarte von Bayern und die Auffindung der Lippelinie (Haltern) zu veranlassen oder zu unterstützen. So erwünscht das für das Institut sein mochte, damit war aber noch nicht erreicht, was bei einer Zentralstelle für archäologische Forschung zu erstreben war. Es mußte versucht werden, die Planung der gesamten römisch-germanischen Forschung in die Hand zu bekommen. Darum kümmerten sich aber auch andere Zentralstellen, etwa das preußische Kultusministerium mit seiner Althoff unterstellten Abteilung für

die wissenschaftlichen Hochschulen und das Reichsamt des Innern, zu dessen Bereich die seit 1892 tätige Reichslimeskommission gehörte. Durch sie war bereits mit Erfolg ein großer Teil der heimischen Forschung einheitlich aufgebaut. Auseinandersetzungen mit diesen Behörden konnten nicht ausbleiben, Althoff war den Archäologen und besonders der Zentraldirektion des Instituts wenig freundlich gesinnt und verstand, das Reichsamt des Innern geschickt zu beeinflussen. Meinungsverschiedenheiten ergaben sich schon bei der Begründung der von der Zentraldirektion angestrebten Institutsabteilung für römisch-germanische Forschung, namentlich wegen des Sitzes der neuen Einrichtung. Als nach langen Verhandlungen die Einsetzung der „Kommission für römisch-germanische Forschung“ gesichert war, entstanden wegen der Besetzung der Direktorstelle neue Reibereien. In diesem Widereinander nahm Schöne, der als Mitglied des Kultusministeriums und der Zentraldirektion sich verpflichtet fühlte, ausgleichend zu wirken, die Bürde vieler mündlicher Verhandlungen und des Entwerfens von Eingaben und Gutachten auf sich, nicht ohne die Gefahr von Zusammenstößen mit den Beamten von der Universitätsabteilung. Schließlich kam es im Frühjahr 1902 zu einem für das Archäologische Institut im ganzen befriedigenden Ergebnis. Sein Vorschlag, die Direktorstelle der Kommission mit der des Direktors des Römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz zu verbinden, wurde zwar nicht angenommen, auch wurde als Sitz der Kommission nicht Mainz, sondern Frankfurt am Main bestimmt; dem Institut wurde aber Vertretung durch seinen Generalsekretär und den Direktor der Kommission im Gesamtvorstand des Mainzer Museums zugestanden. Zum Direktor der Kommission wurde der von der Zentraldirektion einstimmig gewählte Professor Dragendorff ernannt und nicht Professor Fabricius, für den sowohl das Kultusministerium wie das Reichsamt des Innern eingetreten waren. Daß aber auch die Zentraldirektion Fabricius zu schätzen wußte, bewies sie, als sie ihm nach dem Tode von Puchstein die Stelle des Generalsekretärs anbot. Da er sie ablehnte, erhielt sie Dragendorff.

Im Jahre 1911, in dem dies geschah, trat Schöne aus der Zentraldirektion aus, weil er wegen seiner Schwerhörigkeit ihren unendlichen Verhandlungen nicht mehr recht folgen konnte. Aus Anlaß seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums ernannte ihn in demselben Jahre das Institut zu seinem Ehrenmitglied. Der Archäologischen Gesellschaft blieb er bis zu seinem Tode treu. In ihr bekleidete er von 1897 bis 1901 das Amt des Vorsitzenden und wurde nach dessen Niederlegung zum Ehrenvorsitzenden gewählt. Als Mitglied und Vorsitzender hat er im Laufe der Jahre zahlreiche archäologische Neuerscheinungen vorgelegt und besprochen. In der Maisitzung 1879 berichtete er über die aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums des Archäologischen Instituts am 21. April in Rom veranstaltete Feier, bei der er ein Glückwunschsreiben des Ministers Falk überreicht hatte. Von zweien der einleitenden Vorträge, die er als Vorsitzender der Gesellschaft an ihren Winckelmannsfesten gehalten hat, ist bereits oben die Rede gewesen, von dem über Carlo Promis andeutungsweise, von dem über

Ernst Curtius ausführlicher. Der erstgenannte ist ein besonders schöner Beweis für die Fähigkeit Schönes, vom Wirken und Schaffen eines bedeutenden Mannes ein getreues, warmtoniges Bild zu geben.

Altphilologische und archäologische Arbeit

Wie stark der Eindruck von Promis' baugeschichtlicher Forschung auf ihn gewesen ist, spürt man wie in seinem Plane einer Baugeschichte Pompejis so auch in seinen ausgeführten Arbeiten. Ihre Zahl ist nicht sehr groß, aber es steckt viel Mühe, aufgewandt in spärlich bemessener Zeit, dahinter. Zunächst hatte er sich eine alte, aus dem Süden mitgebrachte Last vom Halse zu schaffen: die Herausgabe seiner Beschreibung des Museo Bocchi in Adria. Lange hinausgeschoben, kam der Druck der bereits fertiggestellten Arbeit dank eines vom Archäologischen Institut bewilligten Zuschusses von 1200 Mark im Jahre 1877 in Gang und 1878 zum Abschluß. Der wissenschaftliche Wert des Werkes liegt vor allem in der aus den Inschriften und Bilderresten der Vasenscherben gewonnenen Feststellung, daß die Stadt Adria im 5. Jahrhundert v. Chr. von Griechen besiedelt war und daß die aus dem 5. und 6. Jahrhundert stammenden rot- und schwarzfigurigen Vasen attischer Herkunft sein mußten. Diese Erkenntnis war um so wichtiger, als die Ansichten über den Ursprung der in Etrurien und Campanien gefundenen Vasen noch auseinandergingen.

Die Richtung, die Schöne mit seinen aus eigenem Antrieb unternommenen Arbeiten verfolgte, ging aus von einer durch die Beschäftigung mit Bauinschriften und durch die Werke von Carlo Promis verstärkten Beachtung der antiken Technik und von der Hoffnung auf den Gewinn, der sich aus den alten Schriften für die Kunstarchäologie ergeben konnte. Je mehr er sich in solche Schriften vertiefte, desto stärker empfand er die Mängel ihrer handschriftlichen Überlieferung, und um so mehr reizte es ihn, sein philologisches Können an die Herausgabe bereinigter Handschriften zu wenden. Den äußeren Anstoß dazu gab ihm die Erwerbung von Abschriften alter Texte und von Ausgaben griechischer Schriftsteller aus dem Nachlaß des Breslauer Universitätsprofessors Friedrich Haase, der eine Ausgabe sämtlicher antiker Militärschriftsteller vorbereitet hatte. Die schon 1870 erworbenen Unterlagen blieben aber lange liegen, ehe Schöne daran denken konnte, sie auszuwerten. Im ganzen hat er drei Schriftsteller der griechischen Antike herausgegeben und als Quellenbücher für die Wissenschaftsgeschichte des Altertums zuverlässig hergerichtet: 1. Von des Philon von Byzanz großem Werk über Mechanik, einer Enzyklopädie des Militärwesens und Festungsbaues, das erhaltene vierte und fünfte Buch (1893); 2. des Damianos Schrift über Optik mit Auszügen aus Geminos, griechisch und deutsch (1897); 3. des Taktikers Aeneas Buch „Wie man bei Belagerung standhalten kann“ (1911). Aeneas war ein Zeitgenosse Xenophons, Philon lebte um 200–150 v. Chr. und Damianos, ein Neuplatoniker, in der Zeit der Spätantike.

Die Art und der Wert der Arbeit, die Schöne an die Herausgabe dieser drei Schriftsteller gewandt hat, läßt sich nicht besser kennzeichnen, als es geschehen ist in Aufzeichnungen seines 1941 verstorbenen Sohnes Hermann, der zuletzt Professor der klassischen Philologie an der Universität in Münster war. Es sei deshalb einiges daraus wiedergegeben: „Die drei Autoren schreiben durchaus nicht ein und dieselbe griechische Prosa: jeder erforderte ein besonderes Studium durch scharfes Eindringen und liebevolles Einfühlen in die besondere Art. Aufgaben dieser Art lagen seiner umfassenden Begabung günstig, Er vereinigte in sich einen Sachphilologen vom Typ Carlo Promis' mit einem Sprachphilologen vom Typ Johannes Vahlens, und zwar aus angeborener, nicht erst angelernter Art. Alle drei waren, Jahrhunderte hindurch als technische Schriften ohne Grammatikerfürsorge wieder und wieder von ganz verständnislosen Schreibern kopiert, stark verwahrlost. Anerkanntermaßen hat Schöne diese drei Texte sehr wesentlich über das hinausgefördert, was vor ihm erreicht war; keine Silbe ist ungeprüft gelassen, keiner Schwierigkeit ist der Herausgeber ausgewichen. Seine Übersetzung des Damian ist ein Muster: so treu wie möglich, so frei wie nötig. Und die deutsche Übersetzung des Philo von Diels und Schramm, die englische des Aeneas von L. W. Hunter (Oxford 1927) wären ohne seine Textherstellungen gar nicht zu unternehmen gewesen. Sein niemals überspitzter, aber überall wacher Scharfsinn und seine Kenntnis der griechischen Prosa und ihrer Idiotismen waren groß.“ Daß auch andere Vertreter der Altertumswissenschaft diese Eigenschaften an ihm zu schätzen wußten, beweisen die vielen Bitten seines Bruders um Prüfung seiner philologischen Arbeiten und Hypothesen und der brieflich geäußerte Dank angesehener Fachleute für förderliche Mitwirkung bei der Erklärung schwieriger Stellen.

Daneben trieb Schöne viel Homer-Studien. In seinem Nachlaß befinden sich Auszüge aus der Odyssee, deren Sammlung er anscheinend schon in der Jugend begonnen und bis in seine Ruhestandszeit fortgesetzt hat. In der Hauptsache sind es Stellen, aus denen sich ein Kulturbild der realen odysseeischen Welt gewinnen ließe. Außerdem sind Stellen vermerkt, die Schöne als bezeichnend für die Kunstweise des Schöpfers oder des Redaktors des Gedichtes angesehen hat. Die Lektüre, der er sich in seinen Erholungszeiten widmete, galt, soweit sie sich auf antike Schriftsteller erstreckte, vornehmlich griechischen Dichtern wie Homer, Aischylos, Sophokles und Prosaikern wie Herodot, Thukydides, Platon, Demokrit, der Schrift *περὶ ὑψους* (über das Erhabene), Isokrates und Plutarch. Von den römischen Prosaikern war ihm Caesar der liebste. Cato und Varro schätzte er wegen des Bodenatems, der ihre Schriften durchwehte, Petrons Gastmahl des Trimalchio wegen der heiteren Laune und des wie unmittelbar gesprochenen Latein als einer lebenden Sprache. Von den Dichtern bewertete er besonders hoch Lucrez, der ihm am meisten vom Altrömischen bewahrt zu haben schien. Die Apokolokyntosis des Seneca nahm er sich einmal zur Erholung nach Timmendorf mit.

Die Beschäftigung mit den technischen Schriftstellern blieb für Schöne nicht ohne den erhofften archäologischen Gewinn. Von dem, was er darüber in der Archäologischen Gesellschaft oder im Jahrbuch des Archäologischen Instituts bekanntgemacht hat, sei hier das Wichtigste mitgeteilt. In einem der in der Damianosausgabe abgedruckten auf Geminos zurückgehenden Auszüge ist unter dem Titel „Was ist Skenographie?“ zur Frage, wie man die Ansichten von Gebäuden zu zeichnen habe, gesagt, daß die Dinge nicht so, wie sie wirklich seien, auch erscheinen: deshalb müsse man zusehen, daß man sie nicht den ihnen zugrunde liegenden (von der Theorie geforderten) Verhältnissen gemäß darstelle, sondern so, wie sie dem Auge erschienen. Aus dieser Einsicht schloß Schöne in einem Vortrag, den er am 5. Juli 1898 in der Archäologischen Gesellschaft hielt, daß Skenographie aufzufassen sei als die Kunst, die Werke der Baukunst, Bildnerei oder Malerei so zu entwerfen, daß ihre Ausführung den vom Künstler beabsichtigten Eindruck hervorrufe. Dazu müsse die in den Gegenständen selbst gegebene, rechnerisch feststellbare Maßeinheit (Symmetrie) zwar beachtet, aber zur Erreichung der rechten Wohlgefälligkeit der Erscheinung (Eurhythmie) bis zu einem gewissen Grade frei behandelt werden. Ein Beispiel dafür sei die Art, wie der der Empfindung des Musikstücks folgende Dirigent den Takt schlage. Der Schöpfer plastischer Bildwerke habe außerdem zu beachten, daß der Eindruck seiner Werke oft stark abweiche von ihrer durch Messung, Berechnung und Betastung festgestellten Gestalt. Dieser Erfahrung sei sich Lysipp, der Zeitgenosse Alexanders des Großen, bewußt gewesen, von dem es bei Plinius (Nat.Hist. XXXIV 65) heiße, daß er von den früheren Bildhauern zu sagen pflegte, sie hätten die Menschen dargestellt, wie sie seien, er aber mache sie so, wie sie (dem Auge) erschienen. Lysipp habe damit die praktische Folgerung aus der bei Geminos überlieferten Einsicht gezogen, daß οὐχ οἷα ἐστὶ τὰ ὄντα τοιαῦτα καὶ φαίνεται. Diesen Ausführungen gegenüber stellte sich in jener Sitzung der Archäologischen Gesellschaft Kekulé auf einen etwas abweichenden Standpunkt. Beider Darlegungen sind in der Schrift „Über einen Ausspruch des Lysipp“ abgedruckt, die sie ihrem Freunde Benndorf zum sechzigsten Geburtstag widmeten.

Die Frage nach dem Verhältnis des Kunstwerks zur Wirklichkeit liegt auch dem Aufsatz zugrunde, der veröffentlicht ist im Jahrbuch des Archäologischen Instituts (1912, XXVII, 19 ff.) über Skiagraphie und ihren ersten Vertreter, den Maler Apollodor von Athen, der im letzten Drittel des 5. Jahrhunderts lebte. Schöne schließt darin aus den Angaben antiker Schriftsteller, insbesondere aus der Gleichsetzung der Skiagraphie mit der Skenographie, daß jene eine auf große Maßstäbe und Fernwirkung berechnete Malerei in abgesetzten, das ist in vereinfachten und unmittelbar nebeneinandergestellten Farbwerten gewesen sei. Die für Apollodor außerdem bezeugte erstmalige Anwendung von Mitteltönen zwischen Eigenfarbe und Schatten sei für das aus der Nähe zu betrachtende Tafelbild bestimmt und die zweite epochemachende Tat des als Bahnbrecher der die Erscheinung (species) wiedergebenden Malerei berühmten

Künstlers gewesen. Ernst Pfuhl, der in seinem ebenfalls im Jahrbuch von 1912 erschienenen Aufsatz Schönes „erschöpfende Erklärung der Skiagraphie“ für das 4. Jahrhundert, aber nicht für Apollodor anerkennt, sagt von seinen Ausführungen, sie hätten „der Untersuchung das belebende Element der eigenen künstlerischen Erfahrung zugeführt und sie damit von des Gedankens Blässe geheilt“. Pfuhls Hauptargument (Malerei und Zeichnung II 678), daß Apollodor nur als Schöpfer von Tafelbildern bezeugt und die für diese ausgebildete malerische Schattierung das genaue Gegenteil einer dekorativen Malerei mit abgesetzten Tönen gewesen sei, ist nicht stichhaltig; denn einmal ist uns über Werke des Malers so wenig überliefert, daß wir den Umfang seiner Tätigkeit nicht ermessen können, und zum anderen muß Skiagraphie, weil mit Bühnenmalerei gleichgesetzt, etwas anderes gewesen sein als das von Apollodor bei Tafelbildern angewendete Verfahren.

Zwei weitere von Schöne im Archäologischen Jahrbuch veröffentlichte Aufsätze beschäftigen sich weniger mit technischen Fragen als mit denen der Bildgestaltung. Der 1893 erschienene behandelt ein Werk des Hauptvertreters der frühklassischen Malerei, Polygnots die Unterwelt darstellendes Wandgemälde in der Lesche der Knidier zu Delphi. Von diesem Bilde und seinem Gegenstück in derselben Halle, das das eroberte Troja und die Abfahrt der Griechen schilderte, hatten schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auf Grund ihrer Beschreibung durch den Periegeten Pausanias Gelehrte und Künstler eine Vorstellung zu gewinnen gesucht und, wie die Göttinger Brüder Riepenhausen, an deren Arbeit Goethe starken Anteil nahm, graphische Wiederherstellungsentwürfe veröffentlicht; der jüngste, im Halleschen Winkelmannprogramm 1892 enthaltene, stammte von dem Archäologen Carl Robert und war durch eine von dem Maler Hermann Schenck gezeichnete Tafel veranschaulicht. Er war gegründet auf eine merkwürdige Erscheinung in der Entwicklung der attischen rotfigurigen Vasenmalerei. In ihr trat gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts (offenbar unter dem Einfluß der gleichzeitigen Wandmalerei) mit einemmal an die Stelle der bis dahin streng durchgeführten reliefmäßigen Anordnung der Figuren eine Verteilung in verschiedenen Höhen über das ganze Bildfeld. Zugleich begannen die Vasenmaler, die Bodenfläche, auf der ihre Figuren stehend gezeichnet waren, durch Linien, die sie unter ihren Füßen hinzogen, anzudeuten. Sie verfuhrten dabei etwa in der Weise, die in Zeichnungen von Kindern im Alter von zehn bis zwölf Jahren als erster Versuch von Raumandeutung begegnet. Robert hat diese Linien als Andeutungen hügeligen Geländes angesehen, was sie zum Teil auch sein mögen, und daraufhin die Figuren des polygnotischen Gemäldes in verschiedenen Höhen auf einem durch Linien bezeichneten bergigen Stück Land angeordnet. Der Versuch einer Wiederherstellung zeigt infolgedessen (bis auf einige wenige, durch die Beschreibung des Pausanias bedingte Ausnahmen) über die ganze Fläche verteilte Einzelfiguren.

Schöne erkennt im ersten Teil seines Aufsatzes, in dem er zunächst maltechnische Fragen behandelt, die an sich nicht neue, auch schon von Lessing (Lao-

koon XIX. Antiqu. Briefe IX, X) angenommene Verteilung der Figuren auf verschiedene Höhen an Stelle streng voneinander geschiedener friesartiger Streifen als richtig an, findet aber, daß Robert sich zu eng an das Vorbild der Vasenmaler gehalten habe, die durch die Form ihrer Gefäße und die Art ihres Malverfahrens an viel engere Grenzen gebunden gewesen seien als der Wandbildmaler. Die Anordnung der Figuren in verschiedenen Höhen sei als Raumgestaltung einer Frühstufe aufzufassen, wobei die Figuren so dargestellt seien, als ob man sie von einem sehr hohen Standpunkt aus sehe. So sah es auch schon Lessing (Antiquar. Briefe IX). Sie bedinge keineswegs die Annahme eines durch Linien anzudeutenden hügeligen Geländes. Auch habe Polygnot nicht wie die Vasenmaler nötig gehabt, die Figuren durch eine gehörige Menge Hintergrund zu vereinzeln. Es sprächen sogar Anzeichen bei Pausanias dafür, daß noch mehr Figuren, als von Robert angenommen, zu Gruppen zusammengeschlossen waren. Mehrere solcher Gruppen weist Schöne überzeugend nach. Weiterhin untersucht er, wie Polygnot sich seine Gestalten im Hades verteilt und dessen Örtlichkeit gedacht und wie er sich in dieser Beziehung zur homerischen Schilderung verhalten hat. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß er die linke Hälfte seiner Darstellung der Odyssee, die rechte einer anderen alten Nekyia entnommen, in manchem sich auch an den Volksglauben seiner Zeit angelehnt habe. Gerade jener Anschluß an die Odyssee mache es unwahrscheinlich, daß er als Schauplatz an Stelle der dort genannten Asphodeloswiese ein durch Bergabhänge gegliedertes Gelände gewählt habe.

Der ganze Aufsatz, verglichen mit Roberts Abhandlung, zeugt von Schönes feinerem Kunstempfinden und seiner Überlegenheit an technischer Erfahrung. Pfuhl spricht von Schönes Arbeit in seinem Buche „Malerei und Zeichnung der Griechen“ (II 668) als „der klassischen Abhandlung der neueren Polygnot-Literatur“. In ihm habe die Nekyia die feinste Würdigung gefunden und damit unsere Kenntnis von der künstlerischen Art des Polygnot im Grundlegenden wie im Einzelnen die wichtigste Förderung erfahren. Hermann Diels nennt den Aufsatz in einem Briefe an Schöne „ein Muster von künstlerischer Anschauung und philologischem Takt“. Auf Roberts Versuch, die Einwendungen gegen seine Rekonstruktion des Nekyiabildes zu entkräften^{*)}, hat Schöne nichts entgegnet. Er schrieb darüber am 9. November 1895 an seinen Sohn Hermann: „Eigentlich müßte ich wohl antworten und versuchen, diese vielfache Schnur von Fehlschlüssen und Phantasien aufzudröseln und die mangelnde Haltbarkeit der einzelnen Fäden nachzuweisen. Aber mir graut vor dieser Art von Arbeit, und im letzten Grunde kommt es auf die Fähigkeit an, sich von der Entstehung eines Kunstwerkes im Geist und in der Werkstatt des Künstlers eine wirkliche Vorstellung zu machen. Und da ist man bei dem Publikum, an das diese Art von

^{*)} 18. Hallisches Winckelmannprogramm. „Die Marathonschlacht in der Poikile und weiteres über Polygnot“, Halle 1895.

Untersuchungen überhaupt gelangt, schlimm dran. Auch sehe ich nicht, wo ich die Zeit hernehmen soll. Inzwischen wachsen die Stockwerke der archäologischen Kartenhäuser immer höher.“

Auf die Kompositionsweise Polygnots ist Schöne noch einmal zurückgekommen in dem Aufsatz „Das pompejanische Alexandermosaik“, den er 1912 in den *Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum* (1. Abt. XXIX 181 ff.) veröffentlicht hat. Er spricht darin sehr anerkennend über die von Franz Winter nach eigener farbiger Aufnahme bewirkte Wiedergabe des Mosaiks und tritt seiner Annahme bei, daß das Werk nach einem um die Wende des 4. Jahrhunderts entstandenen, wie die Wandgemälde Polygnots in den vier Farben Schwarz, Weiß, Rot und Gelb gemalten Bilde kopiert sei. In bezug auf den Gegenstand der Darstellung sichert er mit guten Gründen die von anderer Seite vorgeschlagene Deutung der Lanzenreiter im Hintergrunde des Bildes als Makedonen und folgert daraus, daß in dem Bilde nicht eine Szene der eigentlichen Schlacht (gemeint war wahrscheinlich die bei Issos) dargestellt sei, sondern Darius, wie er, bereits auf der Flucht begriffen, von Alexander ereilt werde, der ihm mit einer kleinen Reiterschar in die Seite falle und ihm durch vorausgeschickte Lanzenreiter den Weg versperren lasse. In der so aufgefaßten Komposition erblickt Schöne ein Bild im eigentlichen Sinne des Wortes. Er versteht darunter eine „Behandlung von Vorwürfen, die durch die Einheitlichkeit der Handlung, die Gleichzeitigkeit des Geschehenden und die Einheit des Ortes geeignet waren, in einem geschlossenen Rahmen zusammengefaßt zu werden.“

Die Frage, wann die Malerei dazu gelangt sei, Bilder in diesem Sinne zu schaffen, beantwortet er dahin, daß diesen großen Schritt Polygnot getan oder, wenn ein anderer, zuerst mit schöpferischem Geist verwertet habe. Wie in den delphischen Gemälden seien in dem Alexanderbild die drei Einheiten gewahrt. Die Komposition sei in sich abgeschlossen und die Tiefenrichtung ausgiebig verwendet, dies allerdings in der Weise, daß an die Stelle des hohen Horizontes bei Polygnot ein tieferer getreten sei, der der Höhe entspreche, an die unsere Augen im ebenen Gelände gewöhnt seien. Damit habe die bei Polygnot noch anfängliche perspektivische Darstellungsweise den Rang erreicht, zu dem sie überhaupt im Altertum gelangt sei. Die Aufgabe einer einheitlich durchgeführten Beleuchtung betrachtet Schöne in dem Mosaik oder in dessen Vorbild als noch nicht endgültig gelöst. Als Beispiele einer vollständigen Bewältigung dieser Aufgabe und zugleich der Verwertung einer viel reicheren Farbenskala behandelt er am Schlusse seines Aufsatzes die beiden auf eine etwas jüngere Stufe der griechischen Malerei zurückgehenden, in Pompeji gefundenen Mosaikbilder des Dioskurides von Samos. Auf der Stufe, die sie darstellen (nach Schönes Meinung vielleicht sogar als Originalschöpfungen), habe das ὅλον καὶ τέλειον des Gemäldes seinen letzten künstlerischen Ausdruck gefunden „in einer den geheimnisvollen Gesetzen inneren Gleichgewichts folgenden Komposition, in der Durchführung einer einheitlich-verständlichen Beleuchtung und in der Vereinigung der bunten Farbenwelt zu einem zusammenstimmenden Ton“.

Diese Gedanken hat Schöne in einem Dezember 1894 in Lugano verfaßt, bisher nicht veröffentlichten Aufsatz noch näher ausgeführt und begründet. Der Aufsatz sollte offenbar den zweiten Teil einer Abhandlung bilden, deren ersten Abschnitt er ebenfalls in Lugano entworfen hat und die man „Relief und Bild“ überschreiben könnte. Der erste Teil geht aus von der Beobachtung, daß die griechische Kunst im Flachrelief wie in der Gefäßmalerei neben der Darstellung der Figur in geometrischer Ansicht die Profilansicht, insbesondere die des Kopfes, in einer Weise bevorzugt, wie sie wohl noch in der italienischen Renaissance bis zum 16. Jahrhundert, aber weder in der ostasiatischen, noch in der altniederländischen, noch in der altdeutschen Kunst zu finden ist und erst wieder in den Schattenbildern des 18. Jahrhunderts auftaucht. Schöne vermag sich diese keineswegs selbstverständliche und auch nicht in den Darstellungsmitteln begründete Vorliebe für die Seitenansicht nicht anders zu erklären als durch Übernahme aus der assyrischen und ägyptischen Kunst. Die Darstellung der Figur in geometrischer Ansicht, das heißt so, als ob die von den verschiedenen Punkten ihres Umrisses in das Auge laufenden Linien parallel wären, erscheint ihm für die Streifenkomposition an Gefäßen und Schalen gegeben und auch für Friese in Flachrelief besonders geeignet, weil sie, zumal bei bewegten Szenen, die Betrachtung von Figur zu Figur erleichtere. Daß die griechische Kunst im Hochrelief andere Wege geht, führt er auf dessen statuarischen Charakter und die besonderen Bedingungen von Kompositionen zurück, die, wie die Giebelfüllungen und die Figurengruppen stark erhabener Grabreliefs, mit einem Blick überschaubar sein sollten. Mit der Wahrnehmung der verhältnismäßig engen Grenzen, innerhalb deren sich notwendigerweise die Streifenkomposition bewegt, vollzog sich in der Malerei und in ihr zuerst und allein eine Wandlung, die zu dem „Bild“ führte. Der Bestimmung dieses Begriffes ist der Schluß des Aufsatzes gewidmet, der zum zweiten die delphischen Schöpfungen Polygnots behandelnden Teil überleitet.

Weitere Früchte des Aufenthaltes 1894 in Lugano waren zwei Aufsätze, die, ebenfalls unveröffentlicht, sich in seinem Nachlaß befinden. Der eine davon behandelt die in der Optik des Euklid enthaltenen Versuche, die wahrscheinlich bei der Bühnenmalerei gemachten perspektivischen Beobachtungen mathematisch zu begründen, der zweite die technischen und Kunstmittel, wodurch griechische und spätere Architekten den Eindruck von Festigkeit von Bauten und Bauteilen für den Beschauer verstärkt haben. Dieser zweite Teil war als Beitrag zur Frage der Entstehung von Bauformen gedacht. Hierzu hat Schöne auch noch andere Gedanken auf Zetteln vermerkt, die sein Nachlaß enthält.

Auseinandersetzung mit Herman Grimm

Andere Aufzeichnungen dieser Art beziehen sich auf einen Aufsatz, den Herman Grimm 1887 in der Deutschen Rundschau unter dem Titel „Die Berliner

Jubiläumsausstellung, Erinnerungsblätter“ veröffentlicht hat. Auf der Ausstellung war der Tempel des Zeus von Olympia aufgebaut und sein Unterbau an den Seiten und den Wangen der Treppe, die zu dem Tempel hinaufführte, mit Nachbildungen der Friesreliefs des Zeusaltars von Pergamon geschmückt. In dem stilistischen Gegensatz, der zwischen dem so dekorierten Unterbau und dem Tempel waltete, glaubte Herman Grimm ein Zeichen für das Abbrechen der von Winckelmann zu Brunn und Curtius führenden Überlieferung sehen zu sollen. Er meinte, daß man die Hauptaufgabe der Archäologie jetzt im Sammeln und Ausgraben erblicke, anstatt wie bisher die Entwicklung der Kunst als die eines Elementes aufzufassen, das nur im Hinblick auf das mitfortschreitende gesamte geistige Leben der Völker verständlich sei. In dieser Ansicht fühlte er sich bestärkt durch eine Rede, die Otto Benndorf 1885 in Wien „Über die jüngsten geschichtlichen Wirkungen der Antike“ gehalten hatte. Grimm folgerte daraus, daß die durch Benndorf und seine Altersgenossen vertretene Archäologie die Blütezeit der griechischen Kunst unterschätze und auf geschichtliche Betrachtung der Kunst im älteren Sinne verzichte. Als Beispiel für ihre Überschätzung der auf die Blütezeit folgenden Stufen führte er die pergamenischen Altarreliefs an, die nach seiner Meinung zeigten, wie tief trotz äußerer Wirkung die griechische Kunst ihrem geistigen Inhalt nach gesunken sei.

Zu diesen Ausführungen Stellung zu nehmen, hielt sich Schöne um so mehr für verpflichtet, als die gegen seinen Freund Benndorf und andere ihm nahestehende Archäologen gerichteten Vorwürfe Grimms mittelbar auch auf die Museen und ihren Anteil an der Förderung der archäologischen Forschung zielten. Der Entschluß dazu wurde ihm nicht leicht, denn er hatte Grimm menschlich gern und schätzte ihn hoch genug, um auch seine Eigenheiten gelten zu lassen. Er war auch gewöhnt, daß Grimm, obwohl Mitglied des Sachverständigenausschusses für die Gemäldegalerie, kein Verständnis für die auf das Beste vom Besten gerichtete Erwerbungspolitik aufbrachte und gern jede Gelegenheit benutzte, um den Museen etwas am Zeuge zu flicken, ja um den Wert der Sammel Tätigkeit überhaupt anzuzweifeln. Aber was er in jenem Aufsatz gesagt hatte, war so falsch und schief, daß Schöne wünschen mußte, darauf zu erwidern. Über Ansätze dazu ist er freilich nicht hinausgekommen. In einem davon sagt er, daß von allem, was Grimm als Programm der angeblich neuen archäologischen Schule ankündige, auch nicht ein Wort in der Rede Benndorfs stehe, ja daß nicht eine Stelle darin vorkomme, in der man dergleichen zwischen den Zeilen lesen könnte. Zur Sache bemerkt er, daß das rasche Anwachsen der Ausgrabungsergebnisse zwar der Archäologie die Auswertung der schriftlichen Überlieferung und die zusammenfassende Geschichtsdarstellung erschwere, sie aber nicht von der Pflicht entbinde, die Forschung auch mit dem verachteten Spaten fortzusetzen, soweit es in ihrer Macht liege. Wie wenig sich eine Vorstellung von den Werken der großen Meister der griechischen Kunst durch die aus dem Schrifttum geschöpfte „begeisterte Anschauung“ gewinnen lasse, beweise allein schon das schwache Bild, das wir uns von den Meisterwerken der

griechischen Malerei machen könnten (von dem der Musik ganz zu schweigen), während wir von der Blütezeit der griechischen Bildnerei durch die Parthenonskulpturen und andere Werke des 5. Jahrhunderts eine lebendige Anschauung besäßen. Mit Unrecht bekämpfe Grimm auch den glücklichen Einfall Benndorfs, die Entwicklung der griechischen Kunst mit einem langgedehnten, weithin sich abstufenden Kettengebirge zu vergleichen, in dem Reihen neben- und hintereinander gipfelnder Spitzen sich um den Vorrang stritten. Die Mannigfaltigkeit und Lebensfülle der Kunst, zumal der neueren, aber auch der antiken, lasse sich nun einmal nicht mit Winckelmann und Goethe auf den einfachen Ablauf von Ursprung, Wachstum, Vollendung und Verfall zurückführen.

In einem zweiten Erwidierungsentwurf wendet sich Schöne gegen das abfällige Urteil Grimms über die pergamenischen Grabungen und gegen die Verschweigung der Verdienste von Humann und Conze. Es sei ein schwerer Vorwurf auch gegen die Verwaltung der Museen, wenn man von ihnen sage, daß sie, ohne es zu wissen oder zu merken, falschen, abenteuerlichen Strömungen der Wissenschaft folgten und sich dadurch in Gegensatz brächten zu dem, was als wahrhaft gut und erstrebenswert in der Wissenschaft zu gelten habe. Um zu zeigen, wie unbegründet ein solcher Vorwurf sei, rückt Schöne die von Grimm völlig verkannte kunst- und kulturgeschichtliche Bedeutung der pergamenischen Funde ins rechte Licht. Was man vorher von pergamenischer Kunst gekannt oder zu kennen geglaubt habe, sei ihr nur mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben worden. Erst durch jene Funde sei eine schlechthin sichere und umfassende Vorstellung der Kunstschule gewonnen, deren Altarwerk noch nach Jahrhunderten zu den Weltwundern gerechnet worden sei. Den kulturgeschichtlichen Wert dieses Denkmals des Sieges über die Galater, die durch ihre rohe Gewalt ganz Griechenland in Schrecken versetzt und seine Kultur schlechthin bedroht hatten, sieht Schöne darin, daß es uns zusammen mit den pergamenischen Gallierdarstellungen den ungeheuren Umschwung zum Bewußtsein bringe, der sich im hellenistischen Zeitalter gegen die Höhe der früheren griechischen Kultur vollzogen habe. Nur wer dies erkenne, könne über die denkwürdigen Monumente ein gleichgültig geringschätziges Urteil fällen wie Herman Grimm.

ANSCHAUUNGEN UND URTEILE

Zeitgenössische Kunst

Schönes tiefe Liebe zur Natur, sein Entwicklungsgang und seine engen Beziehungen zu Malern wie Preller und Dreber haben bewirkt, daß er sich schon früh über das Wesen der Landschaftsmalerei klarzuwerden suchte. Die Ergebnisse dieser Bemühungen haben wir bereits in seinen oben angeführten Arbeiten aus den Jahren 1863 und 1864 kennengelernt. Völlig ausgereift und vom Schimmer der Erinnerung an seine erste Berührung mit der Natur des Südens überhaucht, treten sie uns in seinem Alterswerk, der Dreber-Biographie (abgeschlossen 1919), entgegen. Die Landschaftsmalerei war es auch, in deren Entwicklung er am meisten von dem erfüllt sah, was man sich um die Wende des 18. Jahrhunderts von der neu auflebenden deutschen Kunst versprochen hatte. Die Bedeutung von Joseph Anton Koch, Christian Reinhart, Ferdinand Olivier, Caspar David Friedrich und anderen war ihm schon in seinen jungen Jahren klargeworden. C. D. Friedrich und der früh verstorbene August Heinrich waren für ihn die stärksten Talente ihrer Zeit. Aber so innig auch sein Verhältnis zur frühen Kunst des 19. Jahrhunderts war — inniger wohl noch als das zur klassischen Kunst der Griechen —, blieb er doch durch sein scharfes Auge und sein unbestechliches Urteil davor bewahrt, sie zu überschätzen. So verkannte er nicht, daß namentlich die monumentale Malerei trotz Overbeck und Cornelius nicht die erstrebte Höhe erreichte. In seiner Rede „Die Anfänge der deutschen Kunst im 19. Jahrhundert“ von 1907 verglich er ihre Bemühungen mit dem Versuche, eine starke Festung beim ersten Anlauf im Sturm zu nehmen, und bemerkte: „Keine Tapferkeit, keine Begeisterung, keine schöpferische Begabung konnte den Mangel an sicherer Beherrschung der Kunstmittel ersetzen, mit dem die deutsche Kunst in das 19. Jahrhundert eingetreten war.“ Diese Herrschaft in treuer bescheidener Arbeit wiederzugewinnen, sei die zunächst zu lösende Aufgabe. Von den Künstlern, die sich dieser Aufgabe mit Erfolg unterzogen und mit ihren Werken sich zugleich einen Platz im Herzen des Volkes erobert hätten, hob er die Maler Franz Krüger und Menzel, die Bildhauer Gottfried Schadow und Rauch und den Architekten Schinkel hervor. Er knüpfte daran den Wunsch, daß die Jugend sich nicht durch ihren Drang nach vorwärts verleiten lasse, von

neuem die Arbeit eines Jahrhunderts über Bord zu werfen. Zu allen Zeiten sei es das Geheimnis aufstrebender Kunst gewesen, die Freiheit gegenüber der Vergangenheit zu wahren und doch von ihrem Ertrag dankbar zu lernen. An äußerliche Übernahme bestimmter Manieren hat er dabei selbstverständlich nicht gedacht.

Mit Strenge beurteilte er auch die neuere Kunst seiner Zeit. Menzels spätere Arbeiten schienen ihm immer kälter und härter zu werden. Von Böcklin ließ er als hervorragende Leistungen nur einzelne Werke wie die beiden Meeresidyllen gelten. Von Thoma genügten ihm nur dessen frühe Landschaften. Klinger war für ihn kein Mann der Plastik und der Monumentalität; sein Bestes fand er in Werken kleinen Maßstabes ausgesprochen, zumal in der Verbindung von Figur und Landschaft. An Leibl schätzte er das hohe Können. Die Bestrebungen der Impressionisten nahm er ernst, ohne sich sonderlich für sie zu erwärmen. Hervorragende Einzelleistungen wie Liebermanns „Frau mit der Ziege“ und von französischer Kunst Renoirs „Grüne Dame“ erkannte er rückhaltlos an. Reinhold Begas würdigte er als Porträtisten, rechnete ihn aber nicht zu den Bildhauern von Rang wie Hildebrand und Tuaillon oder gar Rodin, dessen durch und durch plastisches Talent er aufs höchste bewunderte.

Als Schöne 1896 die National-Galerie in seine Verwaltung übernahm, fühlte er sich erst recht verpflichtet, mit dem zeitgenössischen Schaffen enge Fühlung zu halten. Wie er selbst sein Verhältnis zu diesem beurteilte, zeigt der an Georg Treu, den Direktor des Albertinums in Dresden, gerichtete Brief vom 24. März 1900 mit den Worten: „Ich glaube die wirklich fruchtbare und lebendige Seite der gegenwärtigen Kunst wohl würdigen zu können und habe daran die natürliche Freude, die alles wahrhaft Lebendige einflößt.“ Grund zu solcher Freude hätte er freilich gern mehr gehabt. Besonders trüb gestimmt durch den Kunstkrach von 1903 und seine Folgen schrieb er aus Anlaß der Angriffe, die im Reichstag am 16. Februar 1904 gegen die Kunstpolitik des Kaisers gerichtet worden waren, an seinen Sohn Hermann: „Das Schlimmste bleibt doch, daß man mit unserer ganzen heutigen Produktion, ob sezessionistisch oder altmodisch, wenig Staat machen kann; die Rosinen sind eben heute selten in unserem Kuchen, und sie werden durch Kunstgenossenschaft oder Künstlerbund nicht häufiger. Die ganze Bewegung dient doch nur dazu, um weite Künstlerkreise immer weniger zu der stillen Arbeit und inneren Sammlung kommen zu lassen, ohne die die Arbeit des Künstlers nicht gedeihen kann. „Taire et faire“ sollte man über die Tür jedes Ateliers schreiben, aber man tut das Gegenteil.“

Literatur

Schönes Verhältnis zur Literatur stand im Zeichen von Goethe: Mit ihm lebte er, in ihm wußte er überall Bescheid, noch nach Art der alten Goethekenner,

die jetzt merklich aussterben. Er war für den ganzen Goethe eingenommen, den jungen wie den alten, liebte aber seine Jugendwerke wohl am meisten. Zu einer Zeit, als der Urfaust und der Urmeister noch nicht entdeckt waren, beschäftigte er sich besonders in seinen Ferienwochen mit Wilhelm Meisters Lehrjahren, die er besonders liebte. Über die dabei erzielten Ergebnisse hat er im Sommer 1878 seinem Bruder in einem leider nicht erhaltenen Briefe Mitteilung gemacht. In dem undatierten Entwurf zu einem anderen Brief, der anscheinend an Erich Schmidt, den Berliner Literaturhistoriker, gehen sollte, heißt es: „Darf ich Ihnen vorlegen, was ich in Wochen unfreiwilliger Muße im frischen Eindruck der Stätten, in denen Goethe so oft den Gedanken an seinen Wilhelm nachgehungen hat, über diese Fragen gedacht habe?“ Die hier angekündigte Schrift mit dem Titel „Über Wilhelm Meisters Lehrjahre“ ist im Sommer 1890 während eines dreimonatigen Erholungsurlaubes entstanden und hat sich im Nachlaß erhalten — keine völlig ausgearbeitete Abhandlung, sondern nur der erste Entwurf dazu.

In dem ersten Abschnitt dieses Entwurfs geht Schöne von der Beobachtung aus, daß die Entwicklung des Helden einheitlich und folgerichtig bis zum Schlusse des Werkes durchgeführt ist, daß aber die im 7. und 8. Buch geschilderten Ereignisse und Personen, viel mehr ausgedacht als aus unmittelbarem Erleben geschöpft, sich dem Leser weniger einprägen als die im ersten Teil dargestellten, und daß sie mancherlei enthalten, was mit jenen in innerem Widerspruch steht. Er zieht daraus den Schluß, daß Goethe vor seiner im Jahre 1786 angetretenen Reise nach Italien den zweiten Teil unmöglich so geplant haben könne, wie er jetzt vorliegt. Den Grund für die Kluft, die die beiden Teile trennt, sieht er — wie aus einer von ihm nicht in den Aufsatz aufgenommenen Bemerkung hervorgeht — darin, daß der Abschluß einer Dichtung, die inhaltlich auf Gestaltung der eigenen inneren Erlebnisse des Dichters gerichtet ist, immer große Schwierigkeiten bereite. Die Dichtung könne nicht so endigen wie des Dichters eigene innere Entwicklung, denn diese laufe in einem weiten Leben aus und sei ohne Schluß. Deshalb seien solche Dichtungen zu einem fragmentarischen Charakter verurteilt, ein Abschluß sei nur zu erreichen durch einen gewissen Bruch mit dem Anfang. Von den in der Schrift enthaltenen Einzelbeobachtungen verdienen die über das Gespräch mit dem Unbekannten des 17. Kapitels des ersten Buches der „Lehrjahre“ und das Erscheinen des Geistlichen bei der Wasserpartie der Schauspieler im 9. Kapitel des zweiten Buches hervorgehoben zu werden. Schöne sagt von den beiden Stellen, daß sie sich durch eine gewisse Absichtlichkeit der Motivierung und durch ihre Nutzlosigkeit in ihrem nächsten Zusammenhange als spätere Zusätze erwiesen, die dazu dienen sollten, eine Verbindung mit dem später verfaßten zweiten Teile herzustellen. Die Rede des Geistlichen über die Bildung der Künstler deute auf Goethes nachitalienische Zeit. Schönes Vermutung hat sich als richtig erwiesen: die beiden Stellen sind im Urmeister nicht enthalten. Daß noch einmal etwas von den Vorarbeiten der heutigen Gestalt der „Lehrjahre“ auftauchen würde, hat Schöne gehofft. Er sagt darüber in einer Einzelbemerkung: „Abschriften

54. Richard Schöne

Gemälde von Eduard von Gebhardt, 1887

55. Sommerhaus am Timmendorfer Strand

56. Wohnhaus in Berlin-Grünwald

der einzelnen Bücher sind ja während der Arbeit in verschiedene Hände gegangen, und obgleich Goethe gerade mit ihnen vorsichtig war, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich eine solche Kopie verzettelt hat und aus irgendeiner Ecke unerwartet zu Tage kommt.“ Diese Hoffnung hat sich im Jahre 1910 durch die Entdeckung der Abschrift erfüllt, die Barbara Schulthess in Zürich mit ihrer Tochter von den ihr von Goethe in den Jahren 1783—85 übersandten Handschriften von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“ angefertigt hat. Warum Schöne seinen Entwurf von 1890 bis zur Zeit dieser Entdeckung unausgearbeitet hat liegen lassen, ist schwer zu sagen. Daß er ihn hinterher nicht umgearbeitet und veröffentlicht hat, kann man eher verstehen. Aber schade ist es doch, daß mit dem Aufsatz auch viele feine Bemerkungen, die er enthält, unveröffentlicht geblieben sind.

Wie von dem ersten Teile der „Lehrjahre“, so fühlte sich Schöne auch von dem ersten Teile des Faust mehr angezogen als von dem zweiten. Er erkannte die Beharrlichkeit an, mit der Goethe einmal ins Auge gefaßten Zielen, oft über große Pausen hinaus, zustrebte, verspürte aber auch die Nachteile, die sein „Tic“, lange liegengebliebene Arbeiten unter allen Umständen fertig zu machen, „eine Art vom Vater ererbter Ordnungsteufel“, mit sich brachte. Als eine solche Schwäche empfand er den Schluß des zweiten Teils des Faust, der ihn nicht aus Goethes eigener Weltanschauung entsprungen, sondern der katholischen Kirche entliehen zu sein schien. Von den sonstigen späteren Werken Goethes stellte er „Die natürliche Tochter“ und „Die Wahlverwandtschaften“ besonders hoch. Seine Vorliebe für Gedichte wie „Zueignung“, „Auf Miedings Tod“ und „Ilmenau“ ist für ihn selbst bezeichnend. „Ilmenau“ bezog er gern auf seine eigene Person und sein Aufgeben der Gelehrtenlaufbahn zugunsten des Staatsdienstes. Überhaupt fühlte er sich in allem Geistigen Goethe besonders nahe. Er war wie wenige imstande, Goethe auf seinen mannigfachen Wegen in Kunst und Wissenschaft zu folgen.

Natürlich wäre noch manches andere und Interessante über Schönes Verhältnis zur neueren Literatur zu sagen, auch der französischen und englischen (Dante und Calderon nicht zu vergessen), doch mag es mit dem Hinweis auf sein besonderes Verhältnis zu Goethe hier sein Bewenden haben.

Musik

„Man ist schlimm dran, wenn man in einer Kunst so sehr Laie ist, daß man mit allem, was man von einem Eindruck zu sagen wüßte, im allgemeinen bleibt“, schrieb Schöne am 15. Februar 1870 an seinen Freund, den Komponisten Franz von Holstein. Die Worte kennzeichnen das Maß von Urteil, das sich Schöne der Musik gegenüber zutraute, nicht aber sein inneres Verhältnis zu ihr, das einem tiefen musikalischen Bedürfnis entsprang. Genügt hat er diesem nicht so sehr durch häufigen Besuch von Konzerten — er besuchte im all-

gemeinen nur die von Joseph Joachim geleiteten Abende der Hochschule für Musik und die Konzerte des Joachimquartetts — als durch Musik im eigenen Hause. Hier ertönten, von ihm selbst begleitet, im engen Familienkreise die von seiner Frau gesungenen Lieder, und an geselligen Abenden genossen hier die Gäste des Hauses die Darbietungen ihm nahestehender Künstler und Künstlerinnen, vor allem immer wieder das wunderbare Spiel von Joachim.

Johann Sebastian Bach war für Schöne der Inbegriff aller Musik, rein musikalisch wie im Gehalt. Sein protestantisches Empfinden fühlte sich in ihm geborgen, das war die Welt, aus der auch er stammte. Doch auch an den großen Meistern der klassischen und romantischen Epoche von Gluck bis Schumann hing er mit Liebe und Verehrung. Für Mendelssohn dagegen vermochte er sich nicht zu erwärmen. In seinem Gesamtwerk sah er keine wirkliche Vertiefung der deutschen Musik, den schwächlichen nachgemachten Volkston seiner Lieder konnte er neben dem echten Volkslied nicht vertragen, und die gebildete Religiosität seiner Oratorien war ihm peinlich. Liszt hat ihm als jungem Mann durch seine unbeschränkte Behandlung des Instruments und seine überwältigende Musikalität starken Eindruck gemacht, aber der mit ihm, besonders von seiten der Frauen, getriebene Kult stieß ihn ab, und die Art, wie Liszt auf der einen Seite sehr stark in den Dingen dieser Welt lebte, zugleich aber seine römisch-katholischen Prätensionen zur Schau trug, berührte ihn fremd. Wahre Schöpferkraft hat er in seinen Werken nicht verspürt, rückhaltlos aber die Vornehmheit im Kern des bedeutenden Mannes anerkannt.

Wagner gerecht zu werden, hat er sich Zeit seines Lebens redlich bemüht. Er ist in Bayreuth gewesen, um den Ring zu hören, hat eine Anzahl von Wagners Schriften sehr aufmerksam gelesen und sich auch in die Texte seiner Opern vertieft; aber deren Sprache sagte ihm nicht zu und ebensowenig — bei aller Anerkennung für den großartigen Wurf — die ins Übermaß gesteigerte Theaterkunst. Innerhalb der Wagnerschen Musik drückte ihn vor allem eine schwüle Atmosphäre. Die Größe des Mannes hat er nicht unterschätzt, doch schienen ihm künstlerisches Genie und Persönlichkeit nicht in einem reinen Akkord aufzugehen wie bei den großen Meistern der klassischen Periode.

Brahms stellte er sehr hoch. Schon früh hatte er von ihm den Eindruck von etwas Bedeutendem, aber noch nicht zu Begreifendem gehabt. Später hat er neben einzelnen instrumentalen Werken vor allem seine Lieder — immer wieder von seiner Frau oder der Sängerin Clara Hermann gesungen — sehr geliebt, und die Brahms'sche Klaviermusik hat er im häuslichen Rahmen durch die Frau des Komponisten Heinrich von Herzogenberg, eine hochmusikalische Freundin von Brahms, genauer kennengelernt. Bruckner, Richard Strauss und die noch jüngeren Komponisten, die ihm in den Konzerten der Hochschule nicht entgegentraten, sind ihm nicht so bekannt geworden, daß er zu ihnen hätte Stellung nehmen können. Er hielt deshalb mit seinem Urteil über sie ebenso zurück wie gegenüber der expressionistischen Malerei, mit der er auch nicht mehr vertraut werden konnte.

Naturwissenschaft

Schönes Verhältnis zur Wissenschaft war, soweit er nicht einzelne Gebiete als Fachmann beherrschte, das des Gebildeten im aristokratischen Sinne (vgl. Werner Jäger, *Paideia*, II, S. 23 ff.), das heißt das eines Mannes, der, weder Fachmann noch Laie, ein Gefühl dafür hat, ob ein wissenschaftlicher Gegenstand richtig oder verkehrt angefaßt ist. Dieses Gefühl, das nicht notwendig mit der Kenntnis der Wahrheit verbunden zu sein braucht, aber oft zuverlässiger ist als das des Forschers selbst oder gar als das eines Fachgenossen, war Schöne in seltenem Maße eigen und machte ihn auch der Naturwissenschaft gegenüber zum Gebildeten: er wußte auch auf diesem Gebiete — um ein von ihm selbst gern verwandtes Wort zu gebrauchen —, wo die Glocken hängen. Dazu kam bei ihm die Vielseitigkeit seines Wissens und die Fähigkeit, dieselbe Sache sowohl vom geistes- wie vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus in ihren Konsequenzen zu beurteilen. Einen prinzipiellen Gegensatz zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaft erkannte er überhaupt nicht an und war ernsthaft bemüht, sich auch über die Fortschritte der Naturwissenschaft auf dem Laufenden zu halten. Angeregt haben ihn vor allem, teils durch Vermittlung seines Lehrers Weisse, teils unmittelbar der Psychophysiker Gustav Fechner in Leipzig, der Physiologe E. H. Weber ebenda und der Mathematiker und Physiker Karl Snell in Jena. Auch der Einfluß der Naturbetrachtung Goethes war deutlich merkbar.

An die absolute Determinierung der physikalischen Vorgänge vermochte er nicht zu glauben. Er war überzeugt, daß ein letzter Rest von Freiheit im materiellen Prozeß stecken müsse. Hier sprach wohl auch stark sein künstlerisches und religiöses Bedürfnis mit. Im allgemeinen äußerte er sich über physikalische Probleme mit der ihm als Nichtfachmann gemäßen Zurückhaltung. Entschiedener dagegen nahm er zu Fragen der Biologie Stellung; denn sobald es sich um lebendige Wesen handelte, glaubte er, als Geisteswissenschaftler auch etwas dazu sagen zu können und zu dürfen: die übliche Einteilung des Universums in Belebtes und Totes schien ihm nicht die Wirklichkeit zu erschöpfen; er sann, wohl von Fechner beeinflusst, dem Gedanken nach, ob etwa beides das Produkt verschieden gerichteter Entwicklungen, etwa im Sinne eines Spaltungsprozesses sei. Am Anfang möge etwas für uns Unfaßbares gestanden haben, das man weder als belebt noch als unbelebt bezeichnen könne.

Für die Deszendenzlehre hatte er sich schon in den sechziger Jahren erwärmt und darin den Schlüssel zu Problemen gefunden, die ihm besonders durch Goethes morphologische Arbeiten nahegebracht waren. 1893 nahm er sich Darwins Werk „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ in seinem Sommerurlaub von neuem vor und studierte es gründlich. Er schrieb damals an seinen Sohn Hermann, daß er wieder betroffen sei von der eigentümlichen, spezifisch englischen Darstellungs- und Betrachtungsweise, die sich ganz innerhalb der Grenzen des Empirischen halte und nicht darüber hinaus denke, um

auch den Sinn der gewonnenen Gesetze zu verstehen. Er war überzeugt, daß in der lebendigen Welt Entwicklungstendenzen am Werk seien; von einem bestimmenden Einfluß des Zufalls wollte er nicht viel wissen. Das *Primum movens* konnte er sich nur unter dem Gleichnis eines wie auch immer beschaffenen Psychischen denken. Daß im Laufe der Entwicklung sich Rückschläge, Seitensprünge und Fehlentwicklungen einstellten, führte er teils auf inneres Versagen, teils auf die tragische Gewalt äußerer Umstände zurück. Am Anfang stand für ihn wie für Hamann das Allerkomplizierteste.

Als ein Gebiet, das notwendig sowohl von der naturwissenschaftlichen wie von der geisteswissenschaftlichen Seite her angefaßt werden muß, zog die Erb- lehre Schöne besonders an. Er las schon in der Mitte der neunziger Jahre, also zu einer Zeit, in der der englische Eugeniker Galton bei uns noch so gut wie unbekannt war, dessen Buch „*Hereditary genius*“ und fand es sehr anregend, aber auch in seiner sehr englisch-darwinistischen Art merkwürdig beschränkt, „nicht wie von einem Naturwissenschaftler“ — so schrieb er darüber an seinen Sohn Hermann — „der sich auf einem zum guten Teil historischen Gebiete bewegt. Sie kennen nichts als die Intuition und summieren oft genug Scheffel und Zentner, als wären es gleich benannte Zahlen. Man kommt immer von neuem auf das Unglück, daß bei uns naturwissenschaftliches und historisches Denken zwei feindselige Dinge geworden sind und das Verständnis der Welt als einer Einheit immer mehr gefährdet wird.“ Daß das Studium der Vererbungsgesetze eine Vorbedingung für den Fortschritt im Bereiche der Entwicklungsforschung sein müsse, hat Schöne sich schon früh klargemacht, früher vielleicht als mancher Mann vom Fach. Was die Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze bedeutete, hat er sofort erkannt, war aber nicht bereit, sich dem Fachurteil zu fügen, daß es eine Vererbung erworbener Eigenschaften nicht gebe.

Politik und Geschichte

Als geborener Sachse zunächst nicht preußisch gesinnt, entschied sich Schöne nach 1866 klar und hart für die Politik Bismarcks und damit für Preußen. Dabei ist er auch sein Leben lang geblieben. In die engen Verhältnisse des Königreichs Sachsen hätte er nach seinem Eintritt in preußische Dienste nie wieder zurückkehren mögen. Seine Bewunderung für Bismarck hat im Laufe der Jahre eher zu- als abgenommen. „Der Mann wächst immer, je näher man ihn kennen lernt“, schrieb er am 12. Februar 1896 an seinen Sohn Hermann nach der Lektüre der im Bismarck-Jahrbuch damals erschienenen Referendararbeiten Bismarcks, von denen er sagt: „Die schmucklose Sachlichkeit, Phrasenlosigkeit und Präzision der Darstellung ist für einen so jungen Mann höchst merkwürdig, und auch hier schon sieht man das Streben und die Fähigkeit, über alle Aufgaben und Fragen der Staatsverwaltung eine von Doktrin unabhängige Einsicht zu

gewinnen und aus der Geschichte mit eigenen Augen zu lernen.“ Was Schöne für Bismarck noch besonders einnahm, war die meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache. Bismarcks Berichte vom Bundestag in Frankfurt stellte er mit an die Spitze von allem, was im 19. Jahrhundert in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Die Klarheit und die Ursprünglichkeit des Gedankens wie des Ausdrucks, der Mut zur Wahrhaftigkeit im Denken und Empfinden sich selbst und der übrigen Welt gegenüber, im Unterton auch immer vor Gott, die Mischung von sprühendem Übermut und Selbstbeherrschung, von schneidender Schärfe und liebevoller Wärme, die weise Voraussicht und das Maßhalten — alles das hatte es ihm angetan. Es war wohl das künstlerische Element in Bismarck, das ihn so stark berührte. Andererseits war er sich klar darüber, daß weder die bildende Kunst noch die Wissenschaft ein wesentliches Lebensbedürfnis für Bismarck waren. Er wunderte sich deshalb auch nicht, sondern sah es eher als ein Zeichen von Ehrlichkeit an, daß der Kanzler sich nie in den Museen sehen ließ. Bedauert hat er freilich des öfteren, daß er zu ihm keine persönlichen Beziehungen habe gewinnen können, er hat sich aber auch nie darum bemüht. In gewisse Seiten von Bismarcks Wesen wie das leidenschaftliche und harte Bekämpfen persönlicher Gegner und das rücksichtslose Hinweggehen über menschliche Widerstände hat er sich nicht immer leicht zu finden vermocht, aber sein Glaube an ihn wurde dadurch nicht erschüttert. Außenpolitisch ist er stets mit ihm gegangen. Er teilte mit ihm die Vorliebe für englisches Wesen und stimmte ihm auch darin bei, daß es nie zu einem bewaffneten Konflikt zwischen Deutschland und England kommen dürfe. Das Verhältnis zu Frankreich sah er mit ihm als vorläufig hoffnungslos an. Die Anlehnung an Rußland und Österreich hielt er für richtig; nur zu dem Bündnis mit Italien hatte er für den Fall eines Krieges kein Vertrauen. „Solange Bismarck lebt“, schrieb er am 13. Februar 1890 an seinen Sohn Hermann, „getrösten wir uns einer gewissen Sicherheit: wenn er einmal die Augen schließt, treten ganz andere und neue Forderungen an alle heran. Denn eine Persönlichkeit von so übergreifender Bedeutung, der alle anderen nur dienen, kommt nicht wieder. Dann werden plötzlich von Männern selbständige Leistungen gefordert werden, die jetzt im Grunde nur ausführende Werkzeuge in seiner Hand sind.“

Von den Nachfolgern Bismarcks hielt Schöne den Fürsten Hohenlohe zunächst für einen erfahrenen, ruhigen und klugen Staatsmann, von dem man eine verständige Leitung der auswärtigen Politik erhoffen dürfe. Aber schon zwei Monate nach dessen Amtsantritt als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident schrieb er an seinen Sohn Hermann mit Bezug auf die verworrenen Zustände im Innern am 12. Januar 1895: „Das Trübseligste ist, daß man nirgends einen Mann sieht, der zum Führer der Regierung und des Staates geboren wäre. Ich halte den Grafen Zedlitz dafür, aber der steht ganz in der Ecke.“ Mit noch größerer Sorge als diesen Mangel an einer führenden Persönlichkeit betrachtete Schöne die Neigung Wilhelms II., sich selbst als den geborenen Staatsmann anzusehen und danach zu handeln, obwohl es ihm gerade dafür an der

notwendigen Zielsicherheit und Stetigkeit fehlte. Mit diesem Kaiser eine einfache und konsequente Politik zu machen, schien ihm eine kaum zu lösende Aufgabe. Die Erfahrungen, die er mit ihm in Kunstangelegenheiten machte, ließen ihn für die Behandlung ernsterer Fragen der Außenpolitik das Schlimmste befürchten. Nicht minder bekümmerte ihn des Kaisers allzu häufiges Eingreifen in befestigte Verhältnisse und einen bewährten Personalstand. Er sah ihn damit den Kredit der Regierung und zugleich den der Monarchie untergraben.

Die Entlassung Bismarcks war für ihn wie für viele andere seiner Generation ein unheilverkündender Vorgang. Dem danach einsetzenden neuen Kurs vermochte er nicht zu folgen. Die Kündigung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland durch Caprivi erfüllte ihn mit Schrecken. Er sah die kommende Annäherung zwischen Frankreich und Rußland voraus. Das damals Mode werdende Gerede von deutscher Weltgeltung und Weltpolitik barg für ihn ein Moment der Unbescheidenheit und der Überschätzung der eigenen Kräfte. Der Flottenpolitik des Kaisers und des Admirals v. Tirpitz gegenüber hielt er sich sehr zurück. Er sah, daß diese Politik im Verein mit der nach seiner Meinung übertriebenen Industrialisierung Deutschlands der Entwicklung eines guten Verhältnisses zu England den Boden entzog. Ebenso skeptisch beurteilte er den Plan der Bagdadbahn, der nach seiner Ansicht unser Verhältnis zu Rußland durchkreuzte, das zu England verschlechterte und Frankreichs orientalische Vormachtsempfindung verletzte. Diese Stellungnahme hat ihn zwar nicht gehindert, die durch die große Politik bedingte Behandlung unseres Verhältnisses zur Türkei zugunsten der Museen auszunutzen; aber im großen gesehen standen die Dinge doch auch im vorderen Orient, was Deutschlands Gesamtlage betraf, für seine Augen schief. Gerade Haltung vermißte er auch gegenüber den Vereinigten Staaten von Amerika. Das ganze Gehabe um die Austauschprofessoren, das Schenken einer Statue Friedrichs des Großen oder den Verkehr mit amerikanischen Finanzmagnaten empfand er als ein Buhlen um amerikanische Gunst mit Äußerlichkeiten, ohne daß er eine bestimmte politische Linie zu erkennen vermochte.

Alles das hätte in seinen Augen vielleicht weniger verhängnisvolle Folgen gehabt, wenn dem unsteten, allzu leicht den Eingebungen des Augenblicks folgenden Monarchen ein von bedeutenden Männern zielbewußt geführtes Parlament mit einer festen Mehrheit gegenübergestanden hätte. Daß es daran sowohl im Reichstag wie im preußischen Landtag fehlte, verdüsterte ihm den Ausblick in die Zukunft noch mehr. Die konstitutionelle Monarchie erschien ihm an sich als die den deutschen Verhältnissen am meisten entsprechende Verfassung. Die preußische Regierung wünschte er sich, wenn auch nicht im Parteilos, konservativ, doch voll Verständnis für die Vorzüge der kommunalen Selbstverwaltung, für die geistige Selbständigkeit der Regierten und für einen gesunden Fortschritt. Einem solchen Fortschritt namentlich auf dem Gebiete der Kunst den harten Boden Preußens zu lockern, war, wie wir gesehen haben,

eins seiner dringendsten Anliegen. Gegen die Besetzung der höchsten Stellen im Staate und in der Armee durch Angehörige des alten Adels, dessen Führungseigenschaften er anerkannte, hatte er grundsätzlich nichts einzuwenden; aber er sah mit Bedauern, wie das Bildungsniveau eines einst geistig hochstehenden Adels absank, und konnte sich gelegentlich über den Hochmut ostelbischer Junker und ihrer Gesinnungsgenossen in der konservativen Partei des preußischen Landtags geradezu empören. Er hielt überhaupt die Konservativen politisch nur dann für brauchbar, wenn sie von der Regierung einigermaßen in Schach gehalten und dadurch auf ein verständiges Verhältnis mit den Mittelparteien angewiesen wurden. Für den Nationalliberalismus in seiner besten Zeit hat er viel übrig gehabt; später stand er ihm kühler gegenüber, wußte aber zu schätzen, daß er ihm im preußischen Landtag eine bessere Stütze für die Sache der Museen war als die Konservativen. Das Verhalten des Zentrums verfolgte er mit Mißtrauen. Den Freisinn lehnte er ganz ab, die Ideen, für die dessen Vertreter sich ehrlich begeisterten, hielt er für unwirkliche Gebilde. In den klassenkämpferischen, international bestimmten Strebungen der Sozialdemokratie sah er eine Gefahr für den Staat, die abzuwenden er kein Mittel wußte. Anzeichen dafür, daß er sich tiefer mit dem sozialen Problem und der Möglichkeiten seiner Lösung beschäftigt hätte, liegen allerdings nicht vor.

Die Achtung, die Schöne ursprünglich dem Parlament als einer Kontrollinstanz der Tätigkeit der Regierung, insbesondere ihrer Finanzgebarung, entgegenbrachte, nahm im Laufe der Jahre ständig ab, nicht nur, weil an die Stelle der Kritik an den Ausgabeplänen der Regierung mehr und mehr das Bemühen trat, sie zu Ausgaben zu veranlassen, für die eine Partei oder ein Parteimitglied von den Interessenten, darunter auch Mitgliedern der Regierung selbst, gewonnen war; mehr noch drückte auf Schöne das Mißverhältnis zwischen dem Aufwand an Zeit und Kraft und den Ergebnissen der parlamentarischen Verhandlungen sowie der stetige Rückgang des Bildungsstandes der Abgeordneten.

Mit Schönes starker Anteilnahme an dem politischen Geschehen seiner Zeit verband sich aufs engste eine auffallend intensive Beschäftigung mit politischer Geschichte und Literatur. Auch Geschichtsschreibung war für ihn ohne innere Teilnahme und urteilende Stellungnahme nicht denkbar. „Was Geschichte und ihr Urteil betrifft“, schrieb er am 19. August 1894 an seinen Sohn Hermann, „so hat das Wort Spinozas: *res humanas neque negare neque ridere neque detestari sed intelligere* (oder wie der Wortlaut sein mag) ja etwas Verführerisches, und das Ziel der [Beschäftigung mit] der Geschichte ist bestimmt damit ausgesprochen. Aber wie kann man verstehen ohne Liebe? Und was reizt uns überhaupt zur geschichtlichen Forschung? Im Grunde haben wir wirkliches historisches Interesse nur für das, was wir als unsere eigene Vergangenheit erkennen, worin wir eine erklärende Vorstufe der Gegenwart erblicken, was ein Stück von unserem Leben ist. Wir sind uns bewußt, daß . . . jeder [vergangene] Moment unseres Lebens ein unentbehrliches Ingredienz des gegenwärtigen Moments ist — ganz so ist es mit der Geschichte, und darauf beruht überhaupt unsere Fähigkeit, sie

wirklich zu verstehen oder wenigstens uns ihrem Verständnis immer mehr zu nähern. Verstehen ist im letzten Grunde Miterleben, Nacherleben — und da sollen wir uns des Urteils enthalten?“

Bei dieser Auffassung der Geschichte und des geschichtlichen Verstehens ist es nicht zu verwundern, daß sich Schöne durch den temperamentvollen Treitschke als Historiker mehr angezogen fühlte als durch den an sich von ihm — besonders um der Geschichte der römischen Päpste willen — hochgeschätzten Ranke. Treitschke kannte er als geborenen Dresdener seit seiner Jugendzeit. Er hatte schon damals von ihm den Eindruck einer starken Persönlichkeit und las mit großer Anteilnahme seine Historischen und Politischen Aufsätze. Politisch kam er ihm später dadurch nahe, daß er sich gleich ihm als Sachse für Preußen entschied. Freundschaftlicher Verkehr zwischen beiden bahnte sich an, als Treitschke 1874 nach Berlin kam, wo sie eine Zeit lang in der Hohenzollernstraße einander gegenüber wohnten. Von Treitschkes Schriften wirkte auf Schöne die „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ besonders stark. Der erste Band, den er gleich nach seinem Erscheinen auf einer Reise nach Rom in einem Zuge durchlas, hatte für ihn etwas vom Tone der großen Epochen. Nicht einverstanden war er mit der im vierten Bande enthaltenen Darstellung der britischen Königin Victoria, die er als ungerecht empfand. Trotz dieser und anderer Übertreibungen, die Treitschkes vaterländischer Begeisterung und seinem unbedingten Eintreten für Preußen entsprangen, hielt Schöne es für falsch, daß Mommsen ihn aus politischen Gründen nicht in die Berliner Akademie der Wissenschaften hineinließ. Überhaupt ließ er sich durch sein Treueverhältnis zu dem verehrten Gönner und Freunde in seiner Wertschätzung Treitschkes nicht beirren.

Von den älteren deutschen Historikern war Barthold Georg Niebuhr ein Mann ganz nach seinem Herzen. Er liebte und bewunderte ihn gleichermaßen als Forscher wie als Mann des aktiven Lebens. In der Einheit von Denken, Fühlen und Handeln, die für Niebuhrs Schaffen bezeichnend war, fand er ihn vielen an sich bewährten, aber nur mit dem Verstand arbeitenden Gelehrten überlegen.

Ausländische Historiker, von denen er sehr viel hielt, waren der Franzose Taine und die Engländer Macaulay und Carlyle. Taines „Ancien régime“ in den „Origines de la France Contemporaine“ machte ihm besonders starken Eindruck. Er meinte, Bismarck sei dadurch zur Schaffung der Altersversicherung angeregt worden. Den so originellen wie tiefen Carlyle verehrte er geradezu schwärmerisch.

Religion

Schöne hatte von Natur ein tiefes religiöses Bedürfnis. Besser als durch jede Darlegung eines Außenstehenden geht aber das, was er hier dachte und empfand, aus Briefen an seine Frau hervor, die er ihr kurz vor und nach der Ver-

lobung (24. Dezember 1874), als es ihr um die Klarstellung seines Verhältnisses zum Christentum ging, geschrieben hat. Über das hinaus, was diese Briefe zur Kenntnis der Persönlichkeit ihres Verfassers beitragen, sind sie auch in einem allgemeineren Sinne ein Zeitdokument.

„Der Gegenstand“, so heißt es in einem jener Briefe (vom 22. Dezember 1872), „ist unendlich und, so sehr wir unserer Überzeugung, unseres Verhältnisses zu Gott in der lebendigen Erfahrung davon gewiß zu sein glauben, doch ebenso sehr auf der geheimsten Erfahrung des Innern beruhend, daß unsere Worte ihm immer fern zu bleiben scheinen. Es ist die alte Frage: was müssen wir tun, daß wir selig werden, und ich denke, es bleibt bei der Antwort, die Christus wie mit dem Wort so mit der Tat gegeben hat, daß wir Gott über alle Dinge lieben sollen und den Nächsten als uns selbst. Ich habe oft über die übermäßige Betonung der Liebe schelten hören als eine Weichlichkeit, die den Ernst der Gerechtigkeit nicht tragen könne und möge. Das bleibt mir unbegreiflich: wer es ernst mit dem Worte Liebe nimmt, muß doch erfahren haben, wie viel Ernst es enthält und daß die wahrhaft vollkommene und wahrhaft reine Liebe, die auch vor Gott sich ganz rein fühlt, auch zugleich die Sündlosigkeit und die Gerechtigkeit vor Gott wären. Es ist doch im Grunde nichts anderes, als was das wunderbare Wort sagt: Wer seine Seele erhalten will, wird sie vernichten, wer sie vernichtet (dahingibt), der wird sie zum Leben erstehen lassen (Luk. XVII, 33). Das ist eine von den Erfahrungen, die wir nicht bloß auf dem eigentlichen sittlich-religiösen Gebiete machen, sondern die in allem geistigen Leben sich wiederholt. Ist es nicht immer, als ob das Beste, was im Menschen lebt, am reinsten und vollkommensten zu Tage träte, wo er sich ganz auf- und hinzugeben meint . . . (ich will Dich nicht darüber hinwegtäuschen) . . . daß mir dem Allen, was ich anzudeuten versuchte, gegenüber Vieles von den kirchlichen Lehren teils in den Hintergrund tritt, teils nicht einfach und wahr scheint, sondern wie ein Menschenwerk gegenüber dem reinen Worte Christi, das in einem ganz anderen Sinne als alles andere eine Offenbarung für uns ist. . . . Aber ich glaube allerdings, daß die reine Wahrheit, die uns zur Seligkeit hilft und uns, wenn sie uns einmal getroffen hat, keine Ruhe wieder läßt, allerdings in der Lehre unserer Kirche eingeschlossen ruht, und habe mit denen, die in voller, lebendiger Überzeugung dieser Kirchenlehre angehören, immer viel mehr die Gemeinschaft als das Trennende empfunden, welches sie oft gegen den Andersdenkenden hervorkehren. Ich habe, nicht in Bezug auf Religion allein, sondern in Bezug auf alle Wahrheit, je länger je mehr sehr schwere Bedenken gefunden gegen die feste, formelhafte Zusammenfassung dessen, was wir Wahrheit nennen. Auch Christi Worte sind das im Grunde nicht oder sehr selten: es sind Worte, die wie ein Blitz im Dunkel einen Aufblick in das Unendliche gestatten, unsere Gedanken und unser Wollen reinigen; es ist immer lebendige Wahrheit, die er ausspricht, nicht eine, die wir getrost nach Hause tragen können, sondern die ein Feuer in uns anzündet, uns treibt und aufregt, es ist ein Same, der fest und abgeschlossen scheint und im Menschen sich erweicht und keimt und etwas

aus sich gebiert, was wir in dem Samenkorn zu besitzen weder glaubten noch glauben durften: Mir scheint die Wahrheit etwas Lebendiges und Flüssiges, nicht in dem Sinne, als könnte, was heute wahr ist, je aufhören, es zu sein, aber doch so, daß sie immer reiner und klarer, auch immer reicher und mit wachsender Gewalt über unser ganzes Dichten und Trachten zur Erscheinung kommt. Was Christus in die Welt gebracht hat, war keine 'Lehre', kein System, es war Wahrheit, die wie ein Sauerteig überallhin wirkte und noch wirkt und alles um sich anzog und assimilierte; er hat ein Feuer angezündet in der Welt, das die einen wärmen, die anderen verbrennen soll. Ich will nun nicht behaupten, es sei falsch, was in der Welt auf Grund seiner Worte sich als christliche Religion ausgebildet hat, in ein System zu fassen. Unser Geist hat das natürliche und praktische Bedürfnis einer solchen, gegliederten Gestaltung, aber es liegt immer die große Gefahr darin, daß die lebendige Wahrheit dabei ihr Leben einbüßt und daß das Wort, das sie gewissermaßen bannen und festhalten soll, ihr viel von dem nimmt, was zu ihr gehört. Christus hat das vermocht ohne Schaden, soweit er es getan hat, aber wer soll's ihm nachtun? Wir ringen danach, die Wahrheit klar zu fassen, zu denken, zu sagen; aber wir müssen Gott danken, wenn die Bahnen, auf denen der Menscheng Geist den Mittelpunkt, die reine Wahrheit, umkreist, wenigstens immer enger werden und sich ihm ewig nähern. So kommt es mir auch in diesem Augenblicke vor, mir ist, als spräche ich um das herum, was mir vorschwebt, und träfe es nicht selbst: wie sollen wir auch Einer den Anderen verstehen, wenn nicht das Gute, das Beste durch das hinzukäme, was in uns gemeinschaftlich lebt."

Am Tage vorher hatte er geschrieben: „... Du wirst es, meine ich, nicht nur begreifen, sondern Pflicht finden, wenn sich der, der in wissenschaftlicher Arbeit zu leben gewöhnt ist, nicht anders als zu seiner eigenen Wissenschaft zu den Dingen stellt, welche in Bezug auf Religion Gegenstand der Forschung werden können. Ich kann mir eine Trennung in der Seele des Menschen weder recht als möglich noch auch als wahr und billigenswert denken, sowenig als ich mir in der Welt überhaupt, wenigstens in der idealen, einen wirklichen Widerspruch denken kann. Und ich meine, je weiter wir kommen, je eifriger und rückhaltloser wir suchen, umso mehr kommt der Eindruck einer gewaltigen Harmonie über uns, der Alles, was wir wahr und gut und schön nennen, zusammen-schließt. So kann ich auch nicht finden, daß die vielberufene 'Kritik' von dem Christentum wirklich etwas vernichtet habe. Solange sie für niemand die überzeugende, bezwingende Gewalt solcher Worte wie der Seligpreisungen zerbrochen hat, solange, meine ich, dient sie nur, deren Herrlichkeit um so überzeugender und klarer zu machen. Es ist noch nichts von Allem dem in Staub gefallen, woran Christus das Heil geknüpft hat, und an dieses Unantastbare wollen wir uns halten."

Zum Thema 'Gebet' im besonderen heißt es in zwei weiteren Briefen vom 16. und 20. Februar 1873: „... Ich komme schwer und selten zu dem Gefühl, zu der inneren Ruhe und Sicherheit, um etwas bitten zu dürfen, d. h. um etwas

Greifbares, Bestimmtes; es gehört mir dazu die völlige Gewißheit, daß es ein reiner, durch nichts getrübler Wunsch ist. Im Grunde ist ja nur Eines, worum wir recht bitten können und was wir, sowie wir es von ganzer Seele zu erbitten vermöchten, auch hätten: das Heil der Seele und weiter das Heil derer, die wir lieb haben, und das Heil Aller. Bei allem anderen müssen wir im Grunde hinzusetzen: nicht mein sondern Dein Wille geschehe, und das ist schwer von ganzem Herzen zu sagen. Ich glaube, daß, wer das Vaterunser von ganzer Seele zu beten vermöchte, ein seliger Mensch wäre und alles überwunden hätte. Wer da bittet, dem wird gegeben: wer von ganzer Seele das Gute für sich und die Welt ersehnen kann, der ist auf dem Punkt, auf dem er sein soll. . . . Was sonst im Leben kommt, scheint mir nicht eben oft der Art, daß wir darum bitten dürften. . . .“

„. . . Wie es eigentlich sein soll und wohin wir eigentlich kommen müßten, ist uns mit dem Vaterunser gezeigt, in dem die vierte Bitte ganz gewiß falsch übersetzt und erklärt ist: die Deutung des Wortes, welches Luther mit 'täglich'*) wiedergibt, ist sehr schwierig; daß es aber täglich nicht heißen kann, ist ganz sicher, und zugleich spricht alles dafür, daß hier von dem Brot der Ewigkeit die Rede ist, das Gott uns schon hienieden soll schmecken lassen. Ich meine, die rechte Wirkung des Gebets liege in der Reinigung unserer Wünsche: indem wir sie vor Gott bringen, zerfällt der größte Teil davon in sich selber; wir müssen uns sagen, daß wir das Meiste gar nicht wünschen und gar nicht darum bitten dürften. Dieser Forderung zu genügen, ist freilich sehr schwer; aber ich halte es doch für richtig, daß wir uns immer gegenwärtig halten, was im Grunde erreicht werden könne und solle.“

*) Es handelt sich um das Wort ἐπιούσιος im griechischen Urtext der vierten Bitte: τὸν ἄρτον τὸν ἐπιούσιον δὸς ἡμῖν σήμερον. Im mündlichen Gespräch zu der Bedeutung der vierten Bitte wies Schöne darauf hin, daß das Adjektiv ἐπιούσιος im Gegensatz zu dem geläufigen ἐπιούσα = nächstfolgend (z. B. am folgenden Tage), nur an dieser Stelle im griechischen Schrifttum vorkomme und daß es sprachbaumäßig mit aller Wahrscheinlichkeit zu deuten sei als 'für den nächsten Tag bestimmt' oder 'für den nächsten Tag benötigt'. Damit gewinne die vierte Bitte den Sinn, daß man jeweils um die seelische Kraft bitten solle, die man an jedem neuen Tage brauche.

CHARAKTER

Die ihm angeborenen sittlichen Qualitäten nahm Schöne bescheiden als eine Gottesgabe hin, gleichsam als eine Teilerscheinung seiner geistigen Gesundheit. Ergreifend war dabei aber seine Demut und der Ernst, mit dem er an sich arbeitete. Die Strenge des Maßstabs, den er an sich selbst anlegte, machte ihn scharfsichtig auch für andere. Vor seinem forschenden Blicke hatte man das Gefühl, als sähe er einem durch und durch. Darum suchte man ihm gegenüber auch seine bestmöglichen Seiten hervorzukehren und fühlte sich durch den Verkehr mit ihm gehoben. Aber Strenge und scharfer Blick waren es nicht allein, Güte und Aufgeschlossenheit für andere kamen hinzu. Güte war für Schöne so bezeichnend, daß er bei den Freunden seiner Jugendzeit 'der Gute' hieß. In seiner Bereitschaft mitzuempfinden und mitzuüberlegen fühlte sich der bei ihm Rat und Hilfe Suchende geborgen. Wer sich ihm als solcher nahte, tat es freilich wohl meist mit einem Gefühl der Scheu vor dem Ernst des schon in seinen mittleren Jahren ehrwürdig wirkenden Mannes. Ihm selbst waren Vertrauen, Liebe und Teilnahme seiner Nebenmenschen, seiner Freunde köstlichster Besitz; dabei war er sich bewußt, daß man sie weder erzwingen könne, noch sich von ihnen allzu abhängig machen dürfe. Man müsse die Menschen nehmen, wie sie seien, pflegte er zu sagen, nicht wie man sie sich wünsche; man müsse aber auch sich selbst ihnen gegenüber behaupten. Diesem letzten Grundsatz entsprach freilich nicht immer sein tatsächliches Verhalten. So war nach Ansicht des streitbaren Bode Schönes Auftreten gegen persönliche Gegner wie Althoff und Gegner der Museen wie Herman Grimm entschieden zu schwach. Was ihn hemmte, war nicht nur vornehme Zurückhaltung und Scheu vor der Öffentlichkeit, sondern auch übergroße Bescheidenheit und zu weitgehende Rücksichtnahme auf die Empfindungen anderer. Härtere, unbekümmertere und zugleich wendigere Naturen hatten — namentlich zur Zeit Wilhelms II. — mehr Aussicht sich durchzusetzen. Sie liefen aber auch Gefahr, in Liebedienerei nach oben zu verfallen und in dem auf äußeren Glanz gerichteten Treiben der wilhelminischen Ära aufzugehen. Demgegenüber bewahrte Schöne ein so sicheres Gefühl für sachliche Arbeit und aufrechte Haltung des Beamten, daß er zwar die Gefahren des Gegenteils, auch in ihrer Wirkung auf seinen eigenen Arbeitsbereich, spürte, selbst aber auf seinem manchmal vielleicht unzeitgemäß erscheinenden Standpunkt unerschütterlich und innerlich frei verharrte.

Der Sinn für sachliche Arbeit und Objektivität verband sich bei Schöne mit dem Bestreben, sich über den Gegenstand seiner jeweiligen Aufgabe klarzu-

werden, indem er ihn von verschiedenen Seiten her betrachtete und in einem größeren Zusammenhange zu sehen versuchte. Er hatte ein Gefühl für Nuancen und eine starke Abneigung gegen Menschen, die alles gleich in fertigen Fächern unterbringen und nur ein Entweder-Oder kennen.

Sein unermüdlicher Arbeitsdrang und sein zähes Verfolgen einmal ins Auge gefaßter Ziele ist uns bei der Schilderung seiner amtlichen Tätigkeit so oft begegnet, daß davon hier nicht mehr die Rede zu sein braucht. Sein Pflichtbewußtsein, das Freunde oft übertrieben fanden, beruhte auf dem starken Verantwortungsgefühl, das er seinen Vorgesetzten und Untergebenen, seiner Familie, seinen Freunden und allen ihm anvertrauten oder selbstgestellten Aufgaben gegenüber empfand. Für sich selbst war er ungewöhnlich anspruchslos und genügsam. Er fühlte sich darum auch weder durch Titel noch durch Ehrenzeichen gehoben.

Ein anderer für seinen Charakter bezeichnender Zug war die Bereitschaft zur Tat. Wenn er gezwungen war zu handeln, ohne ganz genau ermessen zu können, ob das, was er tat, das allein Richtige sei, hielt er entschlossenes Handeln für besser als Unentschiedenheit und Zögern. Dahinter stand die Überzeugung, daß man durch nichts anderes wirken könne als durch eigenes Schaffen. Den besten Wert alles dessen, was wir tun und treiben, sah er darin, daß wir es für andere tun, daß das Wohl des Ganzen auch unser Wohl ist, und daß auch die bescheidenste Arbeit, wenn sie recht getan wird, dem Wohl des Ganzen zugute kommt.

EPILOG

von Friedrich Schöne

ELIOT

von Friedrich Schlegel

57. Bauernhaus, Federzeichnung von Richard Schöne, 1882

58. Waldweg, Federzeichnung von Richard Schöne, 1880

Wenn ich, einer Bitte des Herausgebers und dem Zureden meiner Geschwister entsprechend, versuche, hier noch kurz über die letzten sechzehn Lebensjahre meines Vaters — nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste — zu berichten, so ermutigt mich hierzu nicht zuletzt das Gefühl einer Verpflichtung gegenüber Ludwig Pallat, der zur Niederschrift des zweifellos von ihm beabsichtigt gewesenem abschließenden Teils seiner Schrift nicht mehr gekommen ist. Das einzige, was sich an Vorbereitung für einen solchen Schlußabschnitt von Pallats Hand erhalten hat, sind stichwortartige Auszüge aus den — durchweg sehr knapp gehaltenen — Tagebuchnotizen meines Vaters aus den Jahren 1907 bis 1922 (wobei die Jahre 1911, 1918 und 1919 fehlen), deren letzte vom 9. Februar 1922 — dreieinhalb Wochen vor seinem Tode — stammt.

In diesen Notizen ist auch der Besuch Ludwig Pallats und seiner Gattin bei meinen Eltern in Timmendorf im August 1909 erwähnt, der im Zeichen der „Timmendorfer Gespräche“ stand, auf die Pallat mehrfach Bezug nimmt. Pallat hatte meinen Vater gebeten, ihm einmal Gelegenheit zu geben, sich von ihm persönlich über Einzelheiten aus der Vergangenheit erzählen zu lassen, ohne Zweifel durch den ihn schon damals beschäftigenden Gedanken bestimmt, im Rahmen einer biographischen Darstellung über die Entwicklung der preussischen Kunstverwaltung seit den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zusammenfassend zu berichten. Die Ausbeute dieser Gespräche, die größtenteils auf gemeinsamen Spaziergängen stattfanden, hat Pallat jeweils unmittelbar hinterher stenographisch festgehalten und alsdann in Maschinenschrift zu einer umfangreichen Materialsammlung vereinigt, auf die er bei der späteren Durchführung seines Plans immer wieder zurückgegriffen hat.

Aus den erwähnten Tagebuchnotizen stellt man, um das hier vorwegzunehmen, nicht ohne Bewegung die große Zahl der hier registrierten Todesfälle fest, wie u. a. Benndorf, Joachim und Eduard Cichorius 1907, Lessing 1908, Messel 1909, Tobler und Knaus 1910, Kekulé 1912, Erich Schmidt 1913, Conze und Graf Zedlitz 1914 und Woldemar von Seidlitz Januar 1922 (kurz vor meines Vaters eigenem Tode). Denkt man dabei noch an die tiefe Trauer, in die mein Vater durch den Tod seines Bruders Alfred im Jahre 1918 versetzt wurde, so bestätigt sich die Erfahrung, auf die jeder in vorgerückten Jahren, nun gar der, dem ein hohes Alter zu erreichen vergönnt ist, gefaßt sein muß, daß immer

mehr aus dem Kreise der Freunde und derer, die ihm im Leben nahegestanden haben, hinwegsterben und so allmählich eine schmerzliche Vereinsamung eintritt.

Auf der anderen Seite spiegelt sich aber in diesen knappen Tagebuchnotizen auch wider, wie — im Rahmen der Familie — sich neues Leben entfaltete und entwickelte, wenn sich hier Verlobung und Verheiratung der Kinder und die Geburten des ersten und der weiteren schnell folgenden Enkelkinder erwähnt finden. Freilich sollte meinem Vater im hohen Alter gerade auch in der Familie ein unendlich schwerer Verlust nicht erspart bleiben, als ihm, dem Achtzigjährigen, seine ihm überaus nahestehende Tochter Johanna durch den Tod entrisen wurde, womit ihr bildhauerisches Schaffen gerade auf einer verheißungsvollen Stufe abbrach. Nach monatelangem schwerem Leiden erlag sie einer hartnäckigen Grippeerkrankung im Oktober 1920.

• • •

Daß mein Vater unmittelbar nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst mit der Bearbeitung des Aeneas Tacticus (s. oben Seite 357) sofort wieder eine — nach sachverständigem Urteil höchst schwierige und mit beachtlichem Erfolg gemeisterte — philologische Aufgabe in Angriff nahm, hat mir, wie mir noch in lebendiger Erinnerung ist, besonderen Eindruck gemacht. Da diese Arbeit mancherlei Unterbrechungen erfahren mußte, zog sie sich freilich länger hin (abgeschlossen 1909), als meinem Vater lieb war.

Zunächst trat die Planung und Durchführung des Hausbaus im Grunewald in den Vordergrund. Damit verwirklichte sich ein Gedanke, der meinen Vater schon auffallend lange beschäftigt hatte. Schon mindestens seit der Mitte der neunziger Jahre hatte er damit geliebäugelt, aus dem so besonders schön und ruhig gelegenen Hause in der Tiergartenstraße in eine noch weniger „großstädtische“ Atmosphäre in einem Vorort überzusiedeln, wobei zunächst an Lichterfelde oder Steglitz gedacht war, bis die Entwicklung der „Kolonie Grunewald“ ihre Anziehungskraft ausübte und meinen Vater veranlaßte, sich dort ein Grundstück zu sichern, um jedenfalls nach seinem Ausscheiden aus dem Amte den lange gehegten Plan durchzuführen. Für den Grunewald gab neben den bequemerer Verkehrsbedingungen nicht zuletzt auch die nahe Nachbarschaft mit dem ihm besonders nahestehenden Freunde Conze den Ausschlag.

Da der Architekt Hans Grisebach, an den mein Vater ursprünglich gedacht hatte, nicht mehr lebte († 1904), gewann er in Alfred Messel, dessen schöne Villenbauten im alten Berliner Westen es ihm ebenso angetan hatten wie die bahnbrechende neue Schöpfung des Wertheimschen Warenhausbaus, einen feinsinnigen und verständnisvollen Baumeister, dessen in jene Zeit fallende Heranziehung zu den Museumsneubauten durch Bode er lebhaft begrüßt hat. Da Messel schon 1909 starb, ist das für uns geschaffene (von Bombenschäden übrigens völlig verschont gebliebene) Haus Ecke Wangenheim- und Caspar-

verf. 1929 12

Theiß-Straße eines der letzten, wenn nicht das letzte von ihm vollendete Werk^o).

Kurz vor Fertigstellung des Baus — im Frühjahr 1908 — erkrankte mein Vater schwer an einem Gallensteinleiden, an dem er schon etwa anderthalb Jahre laboriert hatte, ohne es sich merken zu lassen. Ein mehr als zweimonatiger Kuraufenthalt in Nauheim blieb ohne Erfolg. Im Gegenteil, das Leiden verschlimmerte sich, und als er Ende Juni nach Berlin zurückkehrte, trat eine so ernste Komplikation ein, daß sich der Chirurg Professor Werner Körte, trotz anfänglicher schwerer Bedenken (wegen des Herzzustandes des Patienten), zur Operation entschließen mußte (3. Juli 1908). Die Operation gelang über Erwarten des Operateurs mit dem Erfolg, daß sich das vorher so stark angegriffene Herz in erstaunlicher Weise kräftigte. Fünf Wochen nach der Operation war der Patient so weit hergestellt, daß er nach Timmendorf aufbrechen konnte, wo zwei Monate völliger Ruhe das Ihre taten, um ihn völlig genesen zu lassen. Am 20. Oktober 1906 kehrte man nach Berlin zurück, wo das neue Haus im Grunewald seine Tore öffnete.

Vierzehn Jahre lang war es meinem Vater beschieden, die Ruhe dieses schönen Hauses zu genießen, das hielt, was seine sorgsame Planung versprochen hatte, und seine Anziehungskraft auf viele aus nah und fern ausübte. Die ersten sechs Jahre standen im Zeichen des fast täglichen Verkehrs mit dem gegenüber wohnenden Freunde Conze, bis dieser unmittelbar vor Ausbruch des Krieges im Juli 1914 starb. Inzwischen hatten sich weitere Freunde wie Harnacks und die uns verwandtschaftlich verbundene Familie des Psychiaters Bonhoeffer sowie manche andere in nächster Nähe oder doch nur geringer Entfernung angesiedelt, wie sich überhaupt der ehemalige Schwerpunkt des alten Berliner Westens damals immer mehr nach dieser Richtung verlagerte.

* * *

Um die Wende der Jahre 1906/07 hatte sich für meinen Vater Anlaß ergeben, sich neben seiner philologischen Arbeit mit dem seinem Herzen so nahestehenden Gebiet der Entwicklung der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert zu befassen, als er dies zum Thema für die Rede wählte, die er auf Bitte der Akademie der Künste für ihre Festsitzung am 26. Januar 1907 zur Feier des Geburtstags des Kaisers übernommen hatte. Was er hier über „Die Anfänge der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts“ (erschieden bei E. Siegfried Mittler und Sohn, Berlin 1907) sagte, ist von Ludwig Pallat (oben S. 366) kurz erwähnt und gewürdigt worden. Uns, der damaligen Jugend, klingt noch heute seine hier ausgesprochene Mahnung in den Ohren, „daß die Jugend durch den Drang nach vorwärts, auf dem das Leben beruht, sich nicht verführen lasse, von neuem die Arbeit eines Jahrhunderts über Bord zu werfen und

^o) „Der Baumeister“, Monatshefte für Architektur und Baupraxis, VII. Jahrg. 1909, Heft 10: „Messels System“ von M. Rapsilber.

auf das Erbteil zu verzichten, das mit mancher Not und Sorge auf vielverschlungenen Wegen erarbeitet worden ist. In allen Zeiten ist es das Geheimnis aufstrebender Kunst gewesen, die Freiheit gegenüber der Vergangenheit zu wahren und doch von ihrem Ertrag dankbar zu lernen und auf ihre Schultern zu treten“.

Der in dieser Rede gegebene Überblick über den allgemeinen Werdegang der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert bildet gleichsam den Auftakt zu der Inangriffnahme einer umfassenden Spezialarbeit, für die einmal Zeit und Muße zu finden seit jeher, mindestens seit dem Jahre 1875, dem Todesjahre Heinrich Drebers, sein Wunsch und seine Hoffnung gewesen war. Dieser von ihm hochgeachteten Künstlerpersönlichkeit ein Denkmal zu setzen und ihr Andenken der Vergessenheit zu entreißen, empfand er, der in jungen Jahren Dreber in Rom hatte nahetreten dürfen (s. o. S. 26 f.), als Verpflichtung.

Beginnend mit dem Sommer 1909^o) spiegelte sich in den Tagebuchnotizen wieder, mit welcher Systematik, Mühe und Beharrlichkeit er sich die Sammlung alles nur irgend erfaßbaren Materials über Dreber angelegen sein ließ. Mancherlei Reisen — so nach Kassel, Hamburg, Dresden, Meran — finden sich hierzu erwähnt, bis er im Frühjahr 1913 mit meiner Mutter für fünf Wochen nach Rom reiste, wo sie sich mit meiner damals in Paris lebenden Schwester Johanna trafen, die meinem Vater hier in Rom wertvollen Beistand leistete durch Registrieren und Photographieren Dreberscher Zeichnungen und Bilder bei Drebers altem Freunde, dem damals neunundachtzigjährigen Bildhauer Gerhardt und an sonstigen Stellen, wo sich Verbindungen zu Dreber, Werke von seiner Hand, schriftliche Zeugnisse u. dgl. erhalten hatten.

Einen ersten Anfang mit der Niederschrift scheint er dann im Juli 1913 gemacht zu haben. Daneben setzte sich aber die Materialsammlung ununterbrochen fort, und im wesentlichen fällt die abschließende Gestaltung der Arbeit in die Kriegsjahre, ja das endgültige Manuskript trägt das Schlußdatum des 16. September 1919.

* * *

Den Ausbruch des Krieges hatte auch mein Vater wohl nicht wirklich vorausgesehen; er mag dadurch aber weniger überrascht worden sein als mancher andere, hatte er doch weniger als ein Jahr vorher bei einem frohgestimmten Familienfest eine Rede gehalten, deren Ernst allgemein aufgefallen war und manchen Hörer nachdenklich gestimmt haben mag, der hier vor der Selbsttäuschung gewarnt wurde, als könne sich das uns damals geläufige Bild nicht einmal von heute auf morgen grundlegend ändern, wenn die unserm Vaterland feindlich gesinnten Kräfte einmal ihre Stunde gekommen zu sehen glauben sollten.

^o) Schon 1907 (1. November) ist von der „Erkundigung nach Drebers Nachlaß“ die Rede.

So ernst seine Sorge war, mit der er so manchen nach seiner Meinung verhängnisvollen Fehler der deutschen Außen- (und Innen-) politik beobachtete und so kritisch er nicht zuletzt zu den eigenwilligen, die Zeichen der Zeit verkennenden Extravaganzen Wilhelms II. eingestellt war, so entschieden verwahrte und empörte er sich doch gegen die Verleumdung, daß Deutschland die Schuld am Ausbruch des Krieges in dem Sinne trage, daß es ihn gewollt habe. Diese Schuld sah er ausschließlich bei den gegen Deutschland verschworenen Gegnern, die selbst vor dem Odium nicht zurückschreckten, die Sache der Mörder von Sarajewo zu der ihren zu machen. So hat er auch die sittliche Entrüstung über das uns in Versailles abgepreßte Bekenntnis der Alleinschuld am Kriege in den wenigen ihm danach noch vergönnten Jahren nicht verwunden, empfand dies vielmehr als eine Demütigung von einer Grausamkeit ohne Beispiel in der neueren Geschichte.

In seiner Überzeugung von der Gerechtigkeit der deutschen Sache sah er seine drei Söhne zwar mit Sorge, aber, wie gelegentlich anklang, nicht ohne einen gewissen Neid in den Krieg ziehen: er habe, so drückte er sich aus, das schmerzliche Gefühl, in der Heimat „Allotria zu treiben“, während doch grundsätzlich in dieser Zeit jeder einzelne seine Kraft ausschließlich in den Dienst der Verteidigung des Vaterlandes zu stellen habe. Daß es aber keine Phrase war, wenn man von der Stärkung der „Front“ durch die Kraftströme aus der Heimat sprach, das haben wir, seine Söhne, immer wieder mit Ergriffenheit empfunden, wenn uns im Felde die Briefe unseres Vaters erreichten. Hierüber des Näheren zu berichten, würde aber über den mir hier gesetzten Rahmen hinausgehen.

So bitter hart ihn in seinem hohen Alter der endgültige Zusammenbruch des alten Deutschland im November 1918 traf und so unausweichlich er daran das von ihm so häufig empfundene und gerügte Versagen der Monarchie unter Wilhelm II. beteiligt erkennen mußte, so wenig war er bereit, von seinem festen Glauben zu lassen, daß, wenn er es auch nicht mehr miterleben würde, dieser — vielleicht heilsamen — Prüfung doch früher oder später ein neuer Wiederaufstieg des deutschen Volkes folgen werde, wenn nur alle sittlichen Kräfte auf dieses Ziel eingestellt blieben. Nach dem Versailler „Frieden“, in dem er nur eine „Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln“ zu erblicken vermochte, hat er sich allerdings in einem Briefe an Eduard von Gebhardt auch dahin ausgesprochen, daß man sich nunmehr u. U. auf einen dreißigjährigen, ja vielleicht noch erheblich längeren Krieg gefaßt machen müßte, bis die Dinge in Europa wieder zu einer dauernden Ordnung gelangen würden.

Die Hitlerzeit mit allem, was sie heraufführen sollte, hat er auch in ihren ersten Anfängen nicht mehr miterlebt. Rückschauend wird man nicht bedauern können, daß ihm das erspart geblieben ist.

• • •

Erleichtert worden war ihm das bittere Kriegsende zweifellos dadurch, daß alle drei Söhne ohne nachhaltigen Schaden aus dem Felde zurückkehrten und

in diesen seinen letzten Jahren Aufgaben erhielten, wie er sie ihnen wünschte: der älteste, Hermann, wurde als Ordinarius an die Universität Münster berufen, der zweite, Georg, als chirurgischer Direktor an die Städtischen Krankenanstalten in Stettin, und ich selbst war schon im August 1918 von heute auf morgen von der Front nach Essen abbeordert worden zur Übernahme des dortigen Landratspostens. Sein Schwiegersohn Wilhelm Zinn hatte bereits im Jahre 1910 sein endgültiges Wirkungsfeld als leitender Internist des Krankenhauses Moabit in Berlin gefunden.

An seinem achtzigsten Geburtstage — 5. Februar 1920 — war zum letzten Male seine ganze Familie mit allen Enkelkindern um ihn versammelt zu einer schönen Feier, die noch nicht überschattet war durch die wenige Wochen darauf einsetzende Erkrankung meiner Schwester Johanna. Mit dem ihm eigenen Ernst fand er an diesem Tage immer aufs neue bewegende Worte, um seinem Dank für die mannigfachen Gratulationen und Ehrungen Ausdruck zu geben, die ihm aus seinem ehemaligen amtlichen Wirkungsbereich und aus dem großen Kreise seiner Freunde zuteil wurden.

Aus dem Aufhören der Tagebucheintragungen mit dem 9. Februar 1922 ist zu schließen, daß um diese Zeit der Schwächezustand einsetzte, von dem mein Vater sich nicht wieder erholen sollte. Wenige Tage vorher hatte ich ihm noch zu seinem 82. Geburtstage mit der frohen Meldung von der Geburt eines jüngsten Enkeltöchterchens eine besondere Freude machen können. Anfang März trat wohl eine akute Lungenentzündung ein, der sein angegriffener Körper nicht mehr gewachsen war. Am 5. März 1922 schloß er die Augen, um nicht wieder zu erwachen. Auf dem Halenseer Friedhof wurde ihm neben seiner Tochter Johanna eine schlichte Ruhestätte bereitet, dort, wo sich sechs Jahre später unsere Mutter mit Mann und Tochter vereinigte.

* * *

In der öffentlichen Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften vom 29. Juni 1922 widmete ihm Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff eine Gedächtnisrede, mit deren Wiedergabe zum Abschluß dieses kurzen Epilogs ich überzeugt bin, in Ludwig Pallats Sinne zu handeln. Sie lautet:*)

Richard Schöne ist unser Ehrenmitglied gewesen; das kam der Stellung zu, die er als Generaldirektor der Königlichen Museen in der Staatsregierung einnahm; aber wir haben nie verkannt, daß er gemäß dem, was er persönlich war und wie er war, in unsern engen Kreis gehörte, wie er denn in akademischen Kommissionen uns gern seinen Rat gespendet hat, und so wollen wir heute seiner ganz als eines der unseren dankbar gedenken.

Für sein Leben war entscheidend, daß er 1872 aus dem akademischen Lehramt, das er mit schönem Erfolge begonnen hatte, in das Kultusministerium

*) Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1922, S. XCVI—XCVIII.

übertrat und bald als Generaldirektor die Leitung der Museen übernahm. Es war die höchste Zeit, daß der frische Geist jener Jahre, der die ganze preußische Verwaltung verjüngte, auch Gewalt über die staatlichen Kunstschatze erhielt und an die Spitze statt eines Höflings ein Fachmann trat. Endlich setzte der preußische Staat auch hier seine Macht und seine Mittel so ein, wie es seiner Weltstellung und der deutschen Wissenschaft entsprach. Die drei Könige, denen Schöne gedient hat, haben alle persönlich mitgeholfen, Regierung und Volksvertretung haben nie geknausert, allmählich ist auch die freiwillige Hilfe großmütiger Schenker hinzugetreten, und so sind unsere Museen in ihrer Art eine Weltmacht unter Schönes Leitung geworden. Gemäldegalerie, Kupferstichkabinet, Münzsammlung, Museum für Völkerkunde, Kunstgewerbemuseum, man braucht nur diese zu nennen, dann steht jedem von uns vor der Seele, was in diesen Jahrzehnten geschaffen und erwachsen ist, und die Männer brauchen nicht erst genannt zu werden, die durch Sachverstand und Tatkraft jeder auf seinem Gebiete diese stolzen Erfolge erreicht haben. So viele Bäume, nah beieinander emporstrebend, bringen die Gefahr mit sich, daß der rascher wachsende den Nachbarn durch seinen Schatten erdrückt. Wenn dies vermieden und auch die Pflanzung rechtzeitig erweitert ist, so hat da eben ein Gärtner über dem Ganzen Wacht gehalten, der Generaldirektor, der jedem Baume Licht und Nahrung gönnte, soviel das Wohl des Ganzen vertrug, und der nur selbst freiwillig in den Schatten trat und das Opfer brachte, selbst keine Abteilung zu leiten, obwohl er, wenn einer, dazu befähigt war. So etwas zu leisten ist nur imstande, wer wirklich weiß, was die Wissenschaft ist und was sie fordert. Das kann der Dilettant nicht, der von allem etwas und nichts Rechtes weiß, und der Pedant, der die Scheuklappen seiner Disziplin trägt, kann es ebensowenig. Schöne war Archäologe, aber freilich reichte sein Blick über die ganze Weite der historischen Altertumswissenschaft hin, reichte auch weiter. Schon sein Bildungsgang hatte dem entsprochen. Er hatte mit einer philologischen Arbeit promoviert und dann eine Lehrzeit als Maler unter Friedrich Preller d. Ä. durchgemacht. Dem entspricht es, daß der Generaldirektor noch Zeit fand, vernachlässigte Schriften griechischer Techniker sauber auf Grund der echten Überlieferung herauszugeben, einen optischen Traktat des Damianos, den Kriegsschriftsteller Äneas und den Mechaniker Philon: da hat er den Grund zu dem Meisterwerk gelegt, das durch die glückliche Vereinigung eines vollendeten philologischen und militärischen Fachmannes in der Ausgabe von Diels und Schramm eine besondere Zierde unserer Abhandlungen ist. Seine Zeichenkunst hat Schöne verwertet, als er vor bald sechzig Jahren zuerst Athen besuchte, und so ist der Band griechischer Reliefs (1872) entstanden. Er mag jetzt selten aufgeschlagen werden, aber damals gaben die feinen Striche seines Stiftes uns zuerst eine Ahnung von der bescheidenen und doch so reizvollen Kunst der attischen Urkundenreliefs, und wer das miterlebt hat, den werden die prächtigsten Heliogravüren die Jugendliebe zu Schönes schlichten Zeichnungen nicht verkümmern. Die Einsicht in die Praxis des Malens hat dann in der fördern-

den Abhandlung über die polygotischen Gemälde (Jahrbuch VIII) und besonders in der entscheidenden Deutung der Skiagraphie (Jahrbuch XXVII) schöne Früchte getragen.

Für die Archäologie in Deutschland war epochemachend, daß das römische Institut preußisch ward und Reisestipendien verlieh. Als erste zogen Conze und Michaelis durch die griechischen Lande, und Conze erwarb sich durch die Bereisung der Inseln des thrakischen Meeres die Sporen: er sollte der Entdecker von Samothrake und Pergamon werden. Dann fanden sich in Rom Schöne, Kekulé und Benndorf zusammen; sie griffen die Aufgabe an, den Antikenbestand der Sammlungen zu katalogisieren, eine ebenso notwendige wie unendliche Aufgabe. Schöne hat mit Benndorf das Museum des Lateran beschrieben. Aber was er besonders plante, war etwas anderes, Neues; doch hat er in Carlo Promis einen Vorgänger immer mit besonderer Dankbarkeit verehrt. Er wollte Pompejis Baugeschichte schreiben. Bisher hatte man in Pompeji kaum mehr als einen besonders ergiebigen Fundplatz gesehen; jetzt sollte die ganze Stadt und jeder einzelne Bau geschichtlich begriffen werden. In H. Nissen fand Schöne einen Arbeitsgenossen, der schließlich in seinen pompejanischen Studien die Aufgabe gelöst hat, aber seine Vorrede verzeichnet, wieviel er dem Freunde verdankt. Wie ungemein stark die pompejanischen Studien auf die gesamte Forschung gewirkt haben, läßt sich in Kürze gar nicht sagen. Man muß es erlebt haben, um es zu schätzen. Ich wage auszusprechen, daß sich darin der wissenschaftliche Weitblick zeigt, der die Ausgrabungen unserer Museen in den ionischen Städten so bewundernswert, so vorbildlich macht. Museen wollen zunächst Schätze für sich erwerben. Noch in Pergamon hörte die Grabung der Museen auf, als die Reliefs des Altars geborgen waren. Die Grabungen in Magnesia, Priene, Milet sind so geführt, wie es die reine, uneigennützig Wissenschaft erforderte. Aber wenn es so scheinen kann, als wäre dabei unser Museum zu kurz kommen, so liegt das nur an der beklagenswerten Verborgenheit unseres Besitzes. Wenn erst der Neubau, wie er geplant und begonnen ist, unverkümmert vollendet ist, dann wird die Welt etwas sehen, was sie nicht ahnt, denn wohl darf ich es sagen: so etwas gibt es nirgends. Und wir vertrauen, daß der gute Geist des Generaldirektors Richard Schöne und die gute preußische Tradition alle Widerstände, Beschränktheit, Eigenbrötelei und Mißgunst überwinden wird. Wenn nur sein Geist weiterwirkt, die Person Richard Schönes mag ruhig im Schatten bleiben. Er hat es nicht anders verlangt. Wir aber, die wir ihn gekannt, vergessen ihn nicht, und die fast ängstliche Bescheidenheit und lebenswürdige Zurückhaltung seines Wesens, aus dem die stille Harmonie der edelsten wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung leuchtete, hat es nicht geändert und kann es nicht ändern, daß wir mit Ehrfurcht zu ihm aufschauten, und mit Ehrfurcht wollen wir sein Gedächtnis bewahren.

LUDWIG PALLAT

von Hermann Nohl

Ludwig Pallat ist eine der charaktervollen Gestalten, an denen das alte preussische Kultusministerium reich war. Man denkt an Althoff, Schöne, Matthias, Brandi, Kästner oder Wende. Unter ihnen nimmt Ludwig Pallat einen eigenen Platz ein. Seine Jugend hätte nie ahnen lassen, daß er einmal zu einer solchen geschlossenen Beamtengestalt werden würde, und doch hat sie wesentlich zu seiner späteren Leistung beigetragen.

Dem am 3. Dezember 1867 in Wiesbaden als Sohn eines Pianisten und Chorleiters Geborenen war die künstlerische Atmosphäre von Kind auf vertraut. Als die Mutter starb, ging der Vater nach Amerika und wollte den Sohn mitnehmen. Der hielt aber charakteristischerweise an seiner Schule fest und blieb bei der Großmutter, die Garderobiere am Wiesbadener Staatstheater war. So ging der kleine Junge jetzt abends täglich mit ihr ins Schauspielhaus und wuchs in der Theaterluft auf, zumal die Großmutter auch Schauspieler als Untermieter hatte. Er wollte nun auch Künstler werden, und zwar Maler, weil er ein Zeichentalent hatte, wie er denn einmal den alten Kaiser Wilhelm bei seinem Besuch in Wiesbaden gezeichnet hatte und von ihm dafür ein Goldstück bekam. Ein ernster Schauspieler sagte ihm aber, daß er erst etwas Gründliches lernen müsse. Pallat hat ihm das sein Leben lang gedankt. So absolvierte er das Gymnasium und studierte dann von 1886 bis 1892 in München, Leipzig und Berlin Klassische Philologie und Archäologie, betrieb daneben sein Zeichnen und seine Kunststudien. Daß er nach der Promotion und dem Staatsexamen in Berlin für mehrere Jahre als Stipendiat des Archäologischen Instituts nach Griechenland und Italien ging, war die folgerichtige Umsetzung eines Jugendtraums. 1895 war er an der Aufnahme der Markussäule in Rom beteiligt und wurde im gleichen Jahr zum Direktor des Museums Nassauischer Altertümer und zum Konservator für den Regierungsbezirk Wiesbaden ernannt. Als Mitglied der Reichs-Limes-Kommission leitete er die Ausgrabung des Kastells Holzhausen.

Man muß diese künstlerische Grundlage seines Wesens kennen, die ähnlich wie bei Kerschensteiner auch die Triebkraft seiner späteren pädagogischen Leistung werden sollte. Sein Vorgesetzter Richard Schöne holte ihn 1898 in das preussische Kultusministerium. Er wurde ständiger Sekretär der Akademie der Künste und 1911 als Geheimer Oberregierungsrat Referent für den Kunstunter-

richt in Preußen. Die Weltausstellung in St. Louis hatte ihm gezeigt, wie jammervoll das deutsche Kunstgewerbe geworden war. So wurde er der Reformator des Kunstunterrichts. Statt Ornamente und Gipsabgüsse zeichnen zu müssen, wurde der Schüler vor die Natur gesetzt. Das war damals wie die Öffnung einer Tür in die freie Welt. Schon an der Organisation des ersten Kunsterziehungstags 1900, mit dem die pädagogische Reformbewegung einsetzte, war Pallat maßgeblich beteiligt. Später hatte ihm sein Freund André Jolles, einer der vielseitigsten künstlerischen Menschen jener Zeit, die Freude am Basteln gezeigt. Das ging damals parallel zu den Anregungen aus Schweden und zu Kerschensteiners Gedanken. Das Resultat wurde erst eine Anzahl von Anleitungsheften, die bei G. B. Teubner erschienen, dann ihre Zusammenfassung in „Der deutschen Jugend Handwerkbuch“, das weite Kreise der Jugend begeisterte. Pallat bekam zu dem Referat über den Kunstunterricht nun auch das über den Arbeitsunterricht. Er hatte sich verheiratet mit Annemarie Hartleben, der Schwester von Otto Erich Hartleben, die selbst Malerin war, ihre Schwester Pianistin. Auch hier war es wieder die künstlerische Welt, die ihn anzog und die eben der Untergrund seines Wesens und Schaffens war. Das Erstaunliche war aber, daß dieser Untergrund nur wie ein stilles Feuer in ihm brannte, während er nach außen immer stärker der unbedingt gewissenhafte Beamte wurde, klug in der Verhandlung, gerecht im Urteil, ganz nur der Sache dienend, von früh morgens bis spät abends im Dienst, so daß die Familie ihn eigentlich nur sonntags hatte. Bei seinem 70. Geburtstag sagte sein Freund Karl Brandi den Kindern in seiner Rede: „Ihr habt ja keine Ahnung, wie übermütig Euer Vater in seiner Jugend sein konnte.“ Was ihm aber immer blieb, war sein rheinischer Humor und die für einen Ministerialrat ganz ungewöhnliche Offenheit für jede echte Lebendigkeit, die denn auch überall die richtigen Helfer für seine Pläne fand und stets bereit war, die Gedanken der anderen aufzunehmen und zu realisieren.

Seine große Stunde kam mit der Gründung des „Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht“. Die deutsche Unterrichtsausstellung in der Weltausstellung in Brüssel 1909 war im wesentlichen das Werk von André Jolles und Ludwig Pallat. Der große Eindruck, den diese Sammlung von Ausschnitten aus dem deutschen Unterrichtswesen gemacht hatte, führte zu dem Gedanken, mit ihr ein pädagogisches Reichsmuseum zu gründen. 1911 wurde sie nach langen Verhandlungen im Friedrichgymnasium Berlins vorläufig untergebracht. Es war, schreibt der treue Mitarbeiter Pallats, Stephan Konetzky, die Geburtsstunde des Zentralinstituts. 1915 übernahm Pallat die Leitung und hat sie bis 1933 behalten. Er bezeichnete das Zentralinstitut bescheiden gern als das clearinghouse des pädagogischen Lebens. Es entwickelte sich mit überraschender Schnelligkeit in die Breite und Tiefe. Gertrud Bäumer schrieb später: „Eine Zentrale wird leicht darauf eingeschränkt werden, daß sie Vorhandenes sammelt und ihre Anregungen aus den Beständen der pädagogischen Arbeit gibt. Das Zentralinstitut ist durchweg Pionier gewesen. Es hat stets das Werdende entdeckt und durch starke Anstöße belebt und weitergetrieben.“ Das ganz Einmalige dieser Orga-

59. Ludwig Pallat

60. Richard Schöne

nisation war die Vereinigung freier Initiative und staatlicher Förderung, eine Mittelstelle zwischen Behörde und pädagogischer Fachwelt. Die große Zeit der pädagogischen Bewegung von 1920—1930 ließe sich leicht an der Hand der Tagungen und Veröffentlichungen des Zentralinstituts darstellen. Es war gleichsam der Generalstab des Kultusministeriums — als solcher war es auch ursprünglich geplant —, aber gerade seine Freiheit und Nichtstaatlichkeit gab ihm seine Lebensnähe und Fruchtbarkeit. Pallat war bis zuletzt nicht bloß der Vorgesetzte, sondern die Seele des Instituts, so ungern er mit der Rede hervortrat und auch meist andere schreiben ließ. Daß er gar nichts Aggressives in seinem Wesen hatte, so zornig er wohl werden konnte, wenn etwas Unrechtes geschah, daß er immer freundlich und tolerant blieb, mit Humor auch den oft wunderlichen Erscheinungen der Pädagogik gegenüber, ein tief gerechter Mann, das bewahrte den frohen Frieden in seiner Umgebung wie bei den leidenschaftlichen Gegensätzen in den öffentlichen Verhandlungen. Carl Götze, der Hamburger Schulreformer, drückte sein Wesen einmal so aus: „Es war die ihm eigene Vorhutnatur mit ihrem unbedingt sicheren Gefühl Menschen und Dingen gegenüber, sein Augenmaß und seine Distanz zu geistigen Mächten.“ Oder wie der Minister C. H. Becker zu Pallats 60. Geburtstag schrieb: „Das Geheimnis Ihres Erfolgs lag in einer eigentümlichen Verbindung von Nüchternheit und Optimismus, von Schlichtheit und Begeisterung, von einer stets die Person hinter die Sache zurückstellenden Bescheidenheit.“ In solchen Worten wird seine Art ganz deutlich, seine große Einfachheit und seine zähe Energie, die jeden Stein für den Bau, der ihm vorschwebte, an die richtige Stelle setzte.

Von 1928—1932 war Ludwig Pallat zugleich Kurator der Universität Halle. Damals begannen schon die gefährlichen politischen Kämpfe. Das übermütige Universitätsfest, das er leitete, ist aber noch heute in der Erinnerung der Mitfeiernden dankbar lebendig. 1933 nahm ihm der Nationalsozialismus sein Amt, und er zog wegen seiner Freunde Brandi und Nohl nach Göttingen. Mit Nohl zusammen hatte er von 1927—1933 das große Handbuch der Pädagogik in fünf Bänden im Verlag von Julius Beltz herausgebracht, das den Ertrag der pädagogischen Reformbewegung kurz vor ihrem Ende noch einmal zusammenfaßte und bis heute keinen Nachfolger gefunden hat. Ein grausamer Schlag für ihn und seine Familie wurde die Ermordung seines Schwiegersohns Adolf Reichwein nach dem 20. Juli 1944, in dem man allgemein die größte Hoffnung für die Zukunft der Pädagogik in Deutschland sah. Pallat hat als Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften noch auf seinem alten Fachgebiet der Archäologie publiziert und schrieb die letzten Jahre still an der Biographie des verehrten Mannes, der ihn seinerzeit entdeckt hatte. In dieser Arbeit schloß sich gleichsam der Kreis seines Lebens. Er starb am 22. November 1946.

DIE SCHRIFTEN RICHARD SCHÖNES

bearbeitet von Ernst Zinn^o)

Die Abkürzungen richten sich nach dem Handbuch der Altertumswissenschaft I, 1939. außerdem:

Lit.Zentr.:	Literarisches Zentralblatt.
Rez.Kunst.:	Rezension und Mitteilung über bildende Kunst.
Zeitschr.Gym.:	Zeitschrift für das Gymnasialwesen.
Pr.Jb.:	Preußische Jahrbücher.
BdI.:	Bolletino d. Ist. d. Corr. Archäol.
AdI.:	Annali d. Ist. d. Corr. Archäol.
V.:	Verfasser.
MV.:	Mitverfasser.
Z.:	Verfasser von Zeitschriften-Aufsatz.
H.:	Herausgeber.
MH.:	Mitherausgeber.
B.:	Bearbeiter.
MA.:	Mitarbeiter

1856

- V. *Prolog zu der Aufführung der „Brüder“ des Terenz.*
(Zu der Geburtstagsfeier Seiner Majestät des Königs)
Meißner Blätter vom 19. Dez. 1856, S. 1410—1411.

1857

- V. *Valediktionsgedicht* für ausscheidende Abiturienten der Fürstenschule
St. Afra 1857. Sonderdruck Meißen 1857, S. 1—3.

1861

- Z. *Über die Landschaften von Robert Bauer.* Leipziger Tageblatt 1861.
Rezension der Leipziger Kunstaussstellung

^o) Unter Mitarbeit von Ingrid Storch und Renate Voretzsch.

1862

- V. *Über Platons Protagoras*. Ein Beitrag zur Lösung der platonischen Frage. Breitkopf und Härtel. S. 1—99.
 'R—l'. Die Grenzboten 22, I, Nr. 6, 1863, S. 237.
 anonym, Lit.Zentr. 62, 1862, S. 1147—1148.
- Z. *Bonaventura Genelli*, Herakles Musagetes bei Omphale seine Thaten singend. Weimarer Zeitung Nr. 67, 1862.

1863

- V. *Friedrich Prellers Odyssee-Landschaften*. Nebst einer Tafel zur Übersicht über die künftige architektonische Anordnung der Bilder. Breitkopf und Härtel. Leipzig 1863 S. 1—51. Rez.: Weimarer Zeitung 1863 Nr. 101, S. 412. — Augsburger Allgem. Zeitung 1863 Nr. 137 Beil. — Wiener Rezensionen 1863 Nr. 7, S. 119. — Orion 2, 1, 1864, S. 55—73. — Kölnische Zeitung 1864, 21. Dez. — Lit. Zentr. 1864, Nr. 8, S. 186. — Correspondenzblatt des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen 1864 Nr. 2. — Wiener Fremdenblatt 1864, Nr. 130. — Österreichische Wochenschrift 1864, Nr. 29, S. 917. — Anonym mit Hinweis auf Schöne in: Die Grenzboten 1863, 22, II, Nr. 49, S. 380—393.
- Z. *Friedrich Preller, Biographische Skizze*. Rez.Kunst. Wien 1863², S. 241—242; 258—259; 266—267; 274—276. 1864³, S. 19—22. 1865⁴, S. 28—30.

1864

- Z. *Ein vergessenes Werk von Jak. Asm. Carstens*. Rez.Kunst. Wien 1864³, Nr. 38, S. 299—301.
 Vortrag über *Landschaftsmalerei* in Leipzig.

1865

- Z. *Argo ucciso da Mercurio*, dipinto d'un vaso Ceretano. AdI. 1865, S. 147—159. Tav. IX.
- Z. *Drei Briefe von Schick und seiner Gattin*. Rez.Kunst. 1865, 4, S. 289—291.
- Z. *Kunstbericht aus Italien*. Rez.Kunst. 1865, 5, S. 34—37.
- Z. *Friedrich Overbecks Sakramente*. Rez.Kunst. 1865, 4, S. 177—179.
- Z. *Pietra incisa rappr. Achille sostenendo Pentesilea caduta*. BdI. 1865, S. 115. (Adunanza vom 7. 4.)

1866

- Z. *Antichità del sig. Al. Castellani*. BdI. 1866, S. 215—219.
- Z. *Jakob Asmus Carstens*. Arch. zeichn. Künste 12, 1866, S. 121—154. (Notiz dazu in dem Beiblatt der ZBK Nr. 15, 16, 1866, S. 104.) — Unter dem Titel „Beiträge zur Lebensgeschichte des Malers J. A. Carstens“ als Sonderdruck erschienen. S. 1—34.

- Z. *Le Ciste Prenestine*. BdI. 1866, S. 39—44. (Fstg. von Helbig ibid. S. 15) AdI. 38, 1866, S. 150—209. MonInst. 1864—1868, VIII, Tav. XXVI.
- Z. *Sulle imagines dei Romani*. BdI. 1866, S. 99-100. (Adunanza vom 23. 3.)
- Z. *Sulla Minerva in Villa Albani*. BdI. 1866, S. 70—71. (Adunanza vom 16. 3.)
- Z. *Thersiteskopf aus einer statuarischen Gruppe*. AZ. 24, 1866, S. 153 bis 159, Taf. CCVIII, 1, 2, 3.

1867

- Z. *Bassorelievo con rappresentazione d'una cena funebre*. Iscrizione osca scoperta vicino alla Porta Stabiana in Pompei. BdI. 1867, S. 37. (Adunanza vom 11. 1.)
- Z. *Iscrizioni dipinti sopra anfore col altri vasi di Pompei*. BdI. 1867, S. 130—131.
- Z. *Osservazioni intorno al tempio della Fortuna a Pompei*. BdI. 1867, S. 40—41. (Adunanza vom 1. 2.)
- Z. *Scavi di Pompei*. BdI. 1867, S. 42—50; 82—87.
- Z. *Scavi di Taormina*. BdI. 1867, S. 172—173.
- Z. *Serie di bolli oschi sopra anfore Pompeiane*. BdI. 1867, S. 37. (Adunanza vom 11. 1.)
- MV. *Die antiken Bildwerke des Lateranensischen Museums*.
Beschrieben von Otto Benndorf und Richard Schöne. Leipzig 1867. Breitkopf und Härtel. S. 1—421. XXIV Taf. Rez.: ZBK 2, 1867, Beiblatt II, S. 186. — Die Grenzboten 26, II, 2, 1867, S. 240—241. — A. Conze. GGA. 1868, I, 9, S. 26. — A. Klügmann, BdI. 1868, S. 77—80. — Lit.Zentr. 17, 1868, S. 447—339. — C. De La Berge, RCrit. II, 1868, 39, S. 204—207. — Taillandier, Rev. des deux mondes 73, XXXVIII, 2, S. 538—541.
- MA. *Lapide Pompeiane che fa menzione della pluma*. (Lanci mit Schöne.) BdI. 1867, S. 6—7.
- MA. *Rilievo rappr. una testa di Sileno*. (Helbig mit Schöne.) BdI. 1867, S. 68.

1868

- V. *Quaestionum Pompeianarum specimen*
amplissimo philosophorum ordini Universitatis Fridericae Guilielmae Berolinensis exhibuit Richardus Schoene.
Lipsiae 1868. Formis Breitkopfii et Haertelii p. 1—34. Rez.: E. Brizio. Giornale degli scavi di Pompei, N. S. I, 1868/69, S. 199—203. — 'B'. Phil. Anz. I, 1869, S. 179, Nr. 131. — Hinweise bei A. Michaelis, Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen. 2. Aufl. S. 155 und bei H. Nissen, Pompeianische Studien S. 128, Anm. 2.

- Z. *Base marmorea del teatro bacchico di Atene.* BdI. 1868, S. 69. (Adunanza vom 21. 2.)
- Z. *Ciste Prenestine del Museo di San Pietroburgo.* AdI. 40, 1868, S. 413—421. MonInst. VIII, Tav. LVI—LVIII.
- Z. *Disegni di parecchi bassorelievi in terracotta dell'isola di Melos.* BdI. 1868, 81—82. (Adunanza vom 28. 2.)
- Z. *Osservazioni sulla Mura di Servio nella vigna Maccarani sull' Aventino.* BdI. 1868, S. 114. (Adunanza vom 20. 3.)

1869

- Z. *Ein Geräth der Palästra.* AZ. 27, 1869, S. 107—108.
- Z. *Der Hildesheimer Silberfund.* Nationalzeitung 1869.
- Z. *Zum Hildesheimer Silberfund.* Herm. 3, 1869, S. 469—479.
- Z. *Zu dem Hildesheimer Silberfund. Die Inschriften der Silbergeräthe.* Phil. XXVIII, 1869, S. 369—371. Mit Tafel.
- Z. *Der Maler der Odyssee.* Daheim 1869, 50, S. 793—796.
- Z. *Tazza Nolana. del Sig. Alessandro Castellani.* AdI. 41, 1869, S. 245 bis 253. MonInst. VIII, 1869, Tav. VIII—XI.
- MA. H. Nissen, *Das Templum*, Berlin 1869. (Siehe Vorwort pag. V.)

1870

- Z. *Antichità Prenestine: cista già Pasinati; figurina d'argento; specchio.* MonInst. VIII 1870, Tav. XXII—XXV. AdI. 42, 1870, 334—353.
- Z. *Bruchstücke von den Baurechnungen des Erechtheions.* Herm. 4, 1870, S. 37—45. Nachtrag S. 140—141.
- Z. *Fragmente einer statuarischen Gruppe der Scylla.* AZ. 28, 1870, S. 57—58. Tafel 34; 1, 2.
- Z. *Zu den Pyloren der Akropolis.* Herm. 4, 1870, S. 291—294.
- Z. *Thorwaldsen und die neuere Bildnerkunst.* Die Grenzboten 1870, IV, S. 361—371.
- Z. *Wandinschriften vom Amphitheater in Pompei.* Herm. 4, 1870, S. 138—139.
- Rez.: W. Helbig, *Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens.* ZBK. 5, 1870, 61—63.

1871

- Z. *Zu den griechischen Künstlerinschriften.* Herm. 5, 1871, S. 308—309.
- Rez. A. Michaelis, *Der Parthenon.* Leipzig 1871. Im Neuen Reich 1. Jahrgang, 2. Band, Leipzig 1871, S. 184—198. (Unter dem Titel „perikleische Bauten“.)
- MH. *Vasorum fictilium ex eisdem oppidis erutorum inscriptiones.* Corpus Inscriptionum Latinarum IV, 1871. Inscriptiones parietariae pompeianae, Herculenses, Stabianae. Ed. C. Zangemeister,

S. 171—188, Nr. 2551—2880. Addenda S. 189—226. Rez.: J. Wordsworth, *The Academy. A. Record of Literature, Learning, Science and Art.* Vol. II, London 1871, S. 443—446. — A. Kiessling, *Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd.* 105, 1872, S. 57—71. — H. Hübner, *AZ.* 29, 1872, S. 90 und Heydemann S. 92.

1872

V. *Griechische Reliefs aus athenischen Sammlungen.*

38 Tafeln in Steindruck nach Zeichnungen des Verfassers mit erläuterndem Text. Leipzig 1872, Breitkopf und Härtel. Rez.: E. Bormann, *Zeitschr. Gymn.* 26, NF. 6, Berlin 1872, S. 372. — A. Conze, *ZÖGy.* 23, 1872, S. 849—850. — C. De La Berge, *R.Crit.* 1872, II, 46, S. 305—308. — M. Jordan, *Im Neuen Reich* 2, 2, 1872, S. 360. — A. Kluegmann, *BdI.* 1872, S. 284—285. — F. Matz, *GGA I*, 9, S. 321—343. — *Bu. Lit.Zentr.* 1873, S. 275—276. — E. Curtius, *AZ.* 30, 1873, S. 76.

Z. *Zu Frontinus.* *Herm.* 6, 1872, S. 248—250.

Z. *Zu Hygin.* *Herm.* 6, 1872, S. 125—126.

Z. *Niebuhr über Cornelius.* *Im Neuen Reich* 2, 1, 1872, S. 513—530.

Z. *Reliefgruppe in Marsala.* *AZ.* 29, 1872 S. 133—134 und 188. Taf. 51.

MH. *Felicis Feliciani Veronensis opusculum ineditum.* *Ephemeris Epigraphica. Corporis inscriptionum Latinarum supplementum* Vol. I, 1872, p. 255—269.

MH. *Brizio et Schoene: tituli vasis fictilibus inscripti Pompeis reperti.* *Ephemeris Epigraphica. Corporis inscriptionum Latinarum supplementum.* Vol. I, 1872, p. 160—176. *Additamenta ad Corporis volumen IV.* (n. 2551—2880).

Vortrag *Griechische Reliefs aus athenischen Sammlungen.* Bericht darüber in *Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd.* 107, 1873, S. 111—112.

Vortrag *Attische Reliefs.* Bericht in *ZÖGy.* 23, 1872, S. 450. (W. Hartel.)

1874

Z. *Votivrelief aus Megara.* *AZ.* 31, 1874, S. 55, Taf. 6.

1877

MA. *Über einige eingeritzte Inschriften griechischer Tongefäße.* In: *Commentationes Philologiae in honorem Theodori Mommseni.* Berlin 1877. S. 649—659.

MA. H. Nissen, *Pompeianische Studien*, zur Städtekunde des Altertums, Leipzig 1877, Vorwort VII—X. Kapitel II (Konstruktion), IX (Isistempel), X (Äskulaptempel), XV (Theater) und XIX (Vorstadt).

Vortrag *Zur Erinnerung an Carlo Promis.* Vortrag, gehalten am 9. Dez. 1877 in der archäologischen Gesellschaft. *AZ.* 36, 1878, S. 1—6.

1878

- V. *Le antichità del Museo Bocchi di Adria*. Roma 1878. Presso d'Instituto. S. 1—176. 22 Tafeln.

Vortrag *Der Zeichenunterricht der Volksschule*. Vortrag, gehalten in dem Wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Pr. Jb. 41, 1878, S. 283—297.

1880

- MA. *Zur Geschichte der Königlichen Museen in Berlin*. In: Die Gründung und Organisation der Königlichen Museen. Festschrift zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens am 3. August 1880. S. 31—58.

1881

Vortrag *Zu Schinkels hundertjährigem Geburtstag*. Rede, gehalten bei der Feier des 13. März 1881 im Architektenverein zu Berlin. Pr. Jb. 47, Berlin 1881, S. 590—605.

1882

- Z. *Nachruf auf Heinrich Göppert*. Deutscher Reichs- und preußischer Staatsanzeiger vom 23. Mai 1882.

1886

- Z. *ΙΕΕΥΤΙΚΑ*. Herm. 21, 1886, S. 635 unter „Miscellen“.

1888

- Rede *Rede bei der Trauerfeier der K. Museen zum Gedächtnis Seiner Majestät des in Gott ruhenden Kaisers und Königs Friedrich III. weiland ihres Allerhöchsten Protektors*, gehalten im Lichthof des K. Kunstgewerbemuseums am 1. Juli 1888. JPrKS 9, 1888, S. 201—208.

1889

- V. *Denkschrift über Staatsaufträge als Ergänzung des Unterrichts*. Als Manuskript gedruckt. S. 1—27.

1890

- Z. *Zu Hyginus und Hero*. JdI. V, 1890, S. 73—75.

1891

- H. *ΦΙΛΩΝΟΣ ΜΗΧΑΝΙΚΗΣ ΣΥΝΤΑΞΕΩΣ libri quartus et quintus, in usus editoris et amicorum impressit Georgius Reimerus Berolini MDCCCLXXXI*.

- Z. *Die Entwicklung der Königlichen Gemäldegalerie*. Deutscher Reichs- und preußischer Staatsanzeiger 1891.

1893

- H. *Philonis Mechanicae Syntaxis libri quartus et quintus.*
Berolini 1893. G. Reimer. S. 1—104. Rez.: Poland, WKlPh. 1894,
S. 1006—1012. — v. Hultsch, Lit. Zentr. 7, 1894, S. 214—216.
- Z. *Zu Polygnots delphischen Bildern.* JdI. VIII, 1893, S. 187—217.

1894

- Z. *Ein antikes Marmorrelief der Königlichen Museen in Berlin.*
JPrKS 15, 1894, AmtlBer. Beilage zu Nr. 4, S. LXIV—LXIX,
Taf. 1. Rez.: AA. IX, 1894, S. 203. — C. Robert, Herm. 30, 1895,
S. 135—143. — R. Kekulé, AA. X, 1895, S. 107—108.
- Z. *Julius Meyer.* JPrKS 15, 1894, S. 61—64.

1896

- Z. *Zur Erinnerung an Ernst Curtius.* JPrKS 17, 1896, S. 215—220.
- Z. *Zur Erinnerung an Carl Humann.* JPrKS 17, 1896, S. 157—161.
- Rede *Eröffnungsansprache vor der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin*
1896 zum Winckelmannfest. AA. XII, 1897, S. 20—25.

1897

- H. *Damians Schrift über Optik mit Auszügen aus Geminus.* Griechisch
und Deutsch. Hrg. von Richard Schöne. Berlin 1897. S. 1—31.
I—XIII.

1898

- Z. *Über einen Ausspruch des Lysipp.* AA. XIII, 1898, S. 181—183 (dazu
die Erwiderung von Kekulé S. 183—185).
- Z. *Zur Erinnerung an Alfred von Sallet.* JPrKS 19, 1898, S. 3—7.
- Z. *A. v. Sallet.* JIAN I, 1898, p. 189—196.

1901

- Zum Gedächtnis Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich*
JPrKS 22, 1901, S. I—III.

1902

- Rede *Rede zur Enthüllung eines Glasgemäldes im Kunstgewerbemuseum.*
Deutscher Reichs- und preußischer Staatsanzeiger 1902, Nr. 22, S. 1.

1903

- MA. *Ein Fragment des Johannes Laurentius Lydus bei Anastasius Sinaita*
In: Beiträge zur Alten Geschichte und griechisch-römischen Alter-
tumskunde. Festschrift zu Otto Hirschfelds 60. Geburtstag. Berlin
1903. Weidmannsche Buchhandlung. S. 327—329.

1904

- Z. *Zum 18. Oktober 1904.* Mit einer Heliographie nach dem Medaillon von Otto Lessing auf der Südfront des Kaiser Friedrich-Museums. Ein Aufsatz mit Porträt auf Kaiser Friedrich als Kronprinz und Protektor der Museen 1904. JPrKS 25, 1904, S. I—IV.
- Z. *Zur Erinnerung an Friedrich Lippmann.* JPrKS 25, 1904, S. III—VIII.

1907

- Z. *Die Anfänge der Deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts.* Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 26. Januar 1907 in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Künste. Königliche Akademie der Künste zu Berlin 1907, S. 3—22.

1911

- H. *Aeneae Tactici de obsidione toleranda commentarius.* Leipzig 1911, Teubner. S. 1—205.

1912

- Z. *Ad Aeneam Tacticum.* RhM. N.F. 67, 1912, S. 302—303. („Miszellen“)
- Z. *Das pompeianische Alexandermosaik.* NJb. 29, 1912, S. 182—204.
- Z. ΣΚΙΑΓΡΑΦΙΑ. JdI. XXVII, 1912, S. 19—23.

1923

- V. *Erinnerungen an Theodor Mommsen.* Zum 30. November 1917. Herausgegeben nach dem Manuskript von Richard Schöne von Hermann Schöne. Münster in Westfalen 1923. S. 1—32.

1940

- V. *Heinrich Dreber.* Nach dem Manuskript von R. Schöne aus dem Jahr 1919 mit einem Vorwort von Friedrich Schöne und Beigaben von Wolfgang Schöne. Forschungen zur deutschen Kunstgeschichte 34, 1940, herausgegeben vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft. Stichnote Berlin.

NEKROLOGE AUF RICHARD SCHÖNE

- W. v. Bode. JPrKS 43, 1922.
- Adolf Erman. Deutsches Biographisches Jahrbuch 1922, S. 241—250.
- W. v. Seydlitz. ZBK. N.F. XVII.
- U. v. Wilamowitz-Moellendorf. BerlAkSb. I, 1922, S. XCVI—XCVIII.

PERSONENREGISTER

(Nur Zeitgenossen, s. sonst Namen- und Sachregister, S. 415)

Die schrägen Ziffern sind Abbildungs-Nummern

- Abdul Hamid II., türkischer Sultan 305, 314, 316
 Abdulkadr Effendi, Ausgrabungs-Kommissar 314
 Abeken, Heinrich, preuß. Staatsbeamter 353
 Achenbach, Andreas, Maler 64 f., 82, 231
 Achenbach, Oswald, Maler 65, 82, 231
 Adler, Friedrich, Baurat 164, 166
 Albert, König von Sachsen 214
 Albrecht, Prinz von Preußen 299
 Althoff, Friedrich, Ministerialdirektor 155, 162 f., 205 ff., 220, 224, 236, 238, 256 ff., 270, 329 f., 333, 337 f., 340, 342, 348, 355 f., 21
 Amersdorfer, Alexander, Akademie-Sekretär 69
 Andrä, Walter, Architekt und Assyriologe 272, 313 f.
 Anzengruber, Ludwig, Dramatiker 101
 Arnhold, Eduard, Kunstsammler 99
 Augusta, Königin von Preußen, Kaiserin 129, 211, 353
 Avenarius, Ferdinand, Kunstschriftsteller 256
- Baedeker, Karl, Verleger 31 f.
 Bässler, Arthur, Amerikanist 273, 322
 Bargiel, Woldemar, Musiker 72
 Barkhausen, Friedrich Wilhelm, Geheimerat im Kultusministerium 1873—1891 238
 Bartsch, von, Ministerialdirektor (1896) 256
 Bastian, Adolf, Ethnologe 130 f., 171, 200, 205, 274, 299, 322 f., 50
 Battenberg, Prinz Alexander von 212
- Baur, Albert, Geschichtsmaler 81, 83
 Beckerath, Adolf von, Kunstsammler 134 f., 172, 306
 Bedri Bey, Ausgrabungskommissar 314, 316 f.
 Begas, Oskar, Maler 174, 212
 Begas, Reinhold, Bildhauer 66, 268, 367
 Behrens, Peter, Baumeister 277, 325
 Bendemann, Eduard, Maler 176
 Benndorf, Otto, Archäologe 25 f., 28, 31 ff., 36 f., 38, 221, 224, 359, 364, 385, 392, 10
 Bennigsen, Rudolf von, Politiker 117
 Bernhardt, Gottfried, Philologe 40
 Bethmann-Hollweg, Moritz August von, Kultusminister 1858—1862 53
 Binkau, Schwager 3
 Bismarck, Graf Herbert 207
 Bismarck, Otto von, Reichskanzler 26, 46, 97 ff., 109 f., 119, 121, 125, 128, 149, 156, 180, 183 f., 212 f., 216, 372 ff.
 Bissing, Friedrich Wilhelm, Freiherr von, Ägyptologe 270
 Bitter, Karl Hermann, Finanzminister 1879—1882 81, 125, 166
 Bloßfeldt, Zeichenlehrer am Kunstgewerbemuseum 276
 Bode, Marie, geb. Rimpau 340
 Bode, Wilhelm von, Kunstforscher 47, 49 f., 50 f., 115 ff., 117 f., 120 f., 124, 129, 133 ff., 148, 150, 152, 155 ff., 165, 167 f., 171 ff., 174 f., 177, 193, 198 f., 201, 203 ff., 207, 209, 213 f., 220, 239, 242 ff., 245 f., 250 ff., 253, 264 ff., 280 f., 283 ff., 289, 291 ff., 294 f., 298, 300 ff., 304 ff., 311, 318 ff., 322 f., 328 f., 330, 332, 338—341, 342, 350, 30, 31, 52

- Böcklin, Arnold, Maler 95, 231, 327, 331, 367
 Boehlau, Johannes, Archäologe 83, 105
 Boetticher, Karl, Archäologe, 119 f., 122, 133, 136
 Boetticher, Karl Heinrich von, Staatsmann 128
 Bohn, Richard, Architekt 185 f., 220, 271, 35
 Bonhoeffer, Karl, Psychiater 387
 Bonitz, Hermann, Klass. Philologe und Schulmann 352
 Borchardt, Ludwig, Architekt und Ägyptologe 270, 311
 Bormann, Edwin, Archäologe 26
 Borrmann, Richard, Kunstforscher 298
 Bosse, Robert, Kultusminister 1892—1899 230, 235, 238 f., 240 ff., 243 ff., 246 ff., 250, 254, 256 f., 259 f., 262 f.
 Bosselt, Rudolf, Bildhauer 258, 325
 Bourbon, Prinzessin von, Kunstsammlerin 301
 Bräuer, Albrecht, Geschichtsmaler 85
 Brandis, Johannes, Kabinettsrat 353
 Brinckmann, Justus, Kunstforscher, und Tochter 265
 Brühl, Karl Friedrich Graf von, Generalintendant der Museen 1830—1837 190
 Brugsch, Heinrich, Ägyptologe 270
 Brunn, Heinrich, Archäologe 25, 27, 31 f., 196, 364
 Bücheler, Franz, Altphilologe 221
 Bülow, Bernhard Graf von, Reichskanzler 318, 353
 Burchard, von, Assessor (Gen.-Verw. 1899 bis 1905) 332
 Burckhardt, Jakob, Kunstforscher 46

 Camphausen, Otto, Finanzminister 1869 bis 1878 117
 Caprivi, Georg Leo Graf von, Reichskanzler 1890—1894 240, 374
 Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar 18, 20
 Castellani, Alessandro, Archäologe 30
 Cauer, Carl und Robert, Bildhauer 120 f.
 Cazin, Jean-Charles, Maler 327
 Chlingensperg, Max von, Altertumsammler 273
 Christiansen, Hans, Kunstgewerbler 277, 325
 Cichorius, Eduard, Kunstsammler 385
 Clemen, Paul, Kunstforscher 302
 Cohausen, Karl August von, Archäologe 106
 Conze, Alexander, Archäologe 32, 38, 47, 87, 133 f., 136 ff., 165, 168, 179, 184 f., 187, 192, 196, 203, 213, 218 ff., 237 ff., 250, 271, 279 f., 336, 342, 349 f., 365, 385 ff., 392, 27, 35
 Cornelius, Peter, Maler 16, 21 f., 24, 53, 95
 Croix, de la, Ministerialdirektor 224, 256
 Crola, Hugo, Maler 82
 Curtius, Ernst, Archäologe 37, 46 f., 49 f., 100, 129, 136 f., 164, 196, 203, 220, 237 f. 266, 281 ff., 285, 353, 357, 364, 15
 Curtius, Georg (Bruder von Ernst) 50

 Daege, Eduard, Maler 53, 64
 Dannenberg, Hermann, Numismatiker 269
 De Ahna, Heinrich, Violinist 73
 Degas, Edgar, Maler 327
 Dehn-Rothfelser, Heinrich von, Baurat 103
 De Lewa, Historiker in Padua 35
 Delitzsch, Friedrich, Assyriologe 272 f., 312 ff., 316 f.
 Devrient, Otto, Schauspieler und Dramatiker 101
 Dielitz, J., Generalsekretär 115, 137, 151 f., 190 f.
 Diels, Hermann Alexander, Philologe 270 f., 354, 358, 360
 Diez, Wilhelm, Maler 232
 Dilthey, Carl, Archäologe 26, 38
 Dilthey, Wilhelm, Philosoph 22
 Dindorf, Wilhelm, Philologe 25
 Döpler, Emil, Maler 278
 Dörpfeld, Wilhelm, Altertumsforscher 182, 184, 355
 Dohme, Robert, Kunstforscher 152 f.
 Dragendorff, Hans, Archäologe 356
 Dreber, Heinrich, Maler 19, 26 f., 352, 366, 388, 8
 Dressel, Heinrich, Archäologe u. Numismatiker 120, 197, 42
 Dressel, Hofrat u. Botschaftskanzler 301
 Droysen, Joh. Gustav, Geschichtsschreiber 22
 Dücker, Eugen, Landschaftsmaler 81
 Dümmler, Ernst, Historiker 40, 354

- Echtermeyer, Carl, Bildhauer 93, 103
 Eckmann, Otto Maler 257, 276 ff., 324, 349
 Ebers, Georg, Ägyptologe und Schriftsteller 353
 Eggers, Friedrich, Kunstforscher 48 ff., 86, 133
 Eggert, Hermann, Oberbaurat 296
 Eisenmann, Oscar, Kunstforscher 103 f.
 Eitelberger, Rudolf von, Kunstforscher 87 f., 119, 127, 135, 198, 202, 205
 Ende, Hermann, Baumeister 131 f.
 Ende, Karl Ludwig Freiherr von, Oberpräsident 103 f.
 Endell, August, Architekt und Kunstgewerbler 277
 Erdmannsdörfer, Bernhard, Geschichtsschreiber 22
 Erman, Adolf, Ägyptologe 47, 186 f., 195, 201, 270 f., 281, 312, 354, 28
 Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen 324
 Eulenburg, August Graf zu, Oberhofmarschall 301, 329
 Euting, Julius, Orientalist und Epigraphiker 305
 Ewald, Ernst, Maler und Museumsdirektor 199, 225, 258, 276, 323 ff.
- Fabricius, Ernst, Archäologe und Geschichtsschreiber 356, 35
 Falk, Adalbert, Kultusminister 1872 bis 1879 47, 49, 51, 56, 59, 64 ff., 71, 76, 92, 97 ff., 104, 107, 118, 129 f., 134 f., 140 f., 143 f., 148 f., 152 f., 155 ff., 161, 348, 356, 18
 Falke, Otto von, Kunstforscher 281, 341
 Fechner, Gustav, Psychophysiker 371
 Felderhoff, Reinhold, Bildhauer 268
 Feuerbach, Anselm, Maler 95, 331
 Fiedler, Conrad, Kunstkenner und Sammler 331
 Fischer, Adolf, Japanologe 321
 Fischer, Theodor, Baumeister 105 f., 325 f.
 Flotow, Friedrich von, hessischer Kammerherr 301
 Förster, August, Schauspieler und Theaterdirektor 101
 Fontane, Theodor, Schriftsteller 67—70, 25
 Fowler, H. N., Archäologe 39
 Franck, Philipp, Maler 258
- Freytag, Gustav, Schriftsteller 13, 19, 45 bis 49, 93 f., 100 f., 109 ff., 134, 148, 207, 211 f., 24
 Friedberg, Heinrich von, Justizminister 147, 354
 Friederichs, Carl, Archäologe 37, 48, 192
 Friedländer, Julius, Numismatiker 37, 129, 150, 197, 203, 293
 Friedländer, Max J., Kunstforscher 115, 264, 281, 301, 306 f., 320, 325, 31, 32
 Friedrich Karl, Prinz von Hessen 301 f.
 Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 144
 Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 96, 110, 113, 125
 Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, (Kaiser Friedrich III.) 45 f., 48 f., 94, 96, 109, 111, 114, 117, 123 f., 130 f., 136, 138, 147 f., 155 ff., 161, 169, 193 f., 207, 209—213, 214 ff., 221, 224, 245, 249, 296, 323, 16
 Friedrich III., Gemahlin s. Victoria
 Furtwängler, Adolf, Archäologe 192, 196, 220, 281, 40
 Gebhardt, Eduard von, Maler 79, 81 f., 84, 87, 222, 225, 254 f., 347, 389, 54
 Genelli, Bonaventura, Maler 15 ff., 21
 Gerhard, Eduard, Archäologe 11, 25, 28, 353
 Gerhard, Heinrich, Bildhauer 26, 388
 Gesellschaft, Friedrich, Maler 93
 Göppert, Heinrich, Jurist und Ministerialrat 152, 162, 205, 348
 Götze, Carl, Kunstpädagoge 256
 Gossler, Gustav von, Kultusminister 1881 bis 1891 52, 128, 162, 173, 177, 183, 186 f., 191, 204 ff., 213, 215, 217, 221 f., 224, 229, 352
 Grässel, Hans, Stadtbaurat 326
 Greiff, Ministerialdirektor 135, 158, 206 f., 224
 Grimm, Herman, Kunstforscher 22, 46, 55, 100, 152, 174, 354, 363 ff.
 Grisebach, Hans, Baumeister 386
 Gropius, Martin, Baumeister 63, 75 f., 85, 127
 Grosse, Ernst, Kunstforscher 331
 Grosse, Theodor, Maler 25, 27
 Grube, Wilhelm, Sinologe 200, 273, 317 f., 321
 Grünwedel, Albert, Ethnologe 200, 280, 318, 320, 322

- Grunow, Carl, Architekt und Kunstschuldirektor 198, 281, 283
 Gruppe, Otto Friedrich, Altertumsforscher 67 f.
 Gude, Hans, Maler 64
 Günther, Ernst, Maler 84
 Gunkel, Friedrich, Maler 26
 Gussow, Karl, Maler 64
- Haase, Friedrich, Altphilologe 357
 Habich, Edward, Kunstsammler 104 f.
 Habich, Wilhelm, Bildhauer 325
 Härtel, Antonie (verm. Kohlschütter) 38, 41
 Härtel, Cäcilie (verm. Schöne) 23, 34, 38, 41
 Härtel, Helene, s. Schöne, Helene
 Härtel, Hermann, Verleger 12, 17, 22 f., 34, 41, 48, 72, 351, 9
 Halir, Karl, Violinist 73
 Hamdi Bey, Islamist 187 f., 313 ff.
 Harnack, Adolf, Kirchenhistoriker 352 f. 387
 Hartwig, Otto, Bibliothekar 207
 Hasak, Max, Architekt und Kunstschriftsteller 289, 298
 Hatzfeld, Graf Paul von, Botschafter 125, 186
 Haupt, Moritz, Philologe 22, 36 f.
 Hauptmann, Gerhart, Dichter 85
 Hauptmann, Helene 13 u. Anm.
 Hauptmann, Moritz, Komponist 12 f.
 Hauser, Alois, Restaurator 177, 201, 31
 Hausmann, Robert, Cellist 73
 Heinze, Richard, Althistoriker 354
 Helbig, Wolfgang, Archäologe 25
 Hemken, Ernst, Maler 16
 Henzen, Wilhelm, Archäologe 25, 28, 30, 32
 Herbig, Friedrich Wilhelm, Maler 54
 Hermann, Clara, Sängerin 370
 Hermann, Gottfried, Philologe 6 f., 10
 Hertel, Albert, Maler 26, 64
 Hertling, Georg Freiherr von, Philosoph und Staatsmann 26
 Hertz, Wilhelm, Verleger 67
 Herzogenberg, Heinrich von, Komponist 161, 370
 Hettner, Hermann, Kunst- und Literaturhistoriker 45 ff., 100
 Heydeck, Johannes, Maler 84
 Heyne, Rudolf, Architekt 267 f.
- Hildebrand, Adolf, Bildhauer 87, 231, 324, 331, 367, *Titelbild*
 Hiller von Gaertringen, Friedrich Freiherr, Epigraphiker 267, 354
 Hilprecht, Hermann V., Assyriologe 312
 Hirschfeld, Otto, Althistoriker und Epigraphiker 352, 354
 Hitz, Dora, Malerin 327
 Hitzig, Friedrich, Baumeister 64, 67, 69
 Hoffmann, Ludwig, Baumeister 326
 Hofmann, Ludwig von, Maler 250, 349
 Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig Fürst zu, Staatsmann 373
 Hollmann, Friedrich von, Admiral 314, 316 f.
 Holstein, Friedrich von, Diplomat 207, 213
 Holstein, Franz von, Komponist 12 f., 16, 22, 24 ff., 31, 369, 6
 Holstein, Hedwig von, Sängerin 13, 22, 24 f., 28, 33
 Homeyer, Karl Gustav, Jurist 353
 Homolka, Zeichenlehrer am Kunstgewerbemuseum 276
 Hope, P. Clinton, Sammler 264, 285
 Hossfeld, Oskar, Oberbaurat 296
 Hotho, Heinrich Gustav, Kunstforscher 46, 133 f.
 Hülsen, Botho von, Theaterintendant 100
 Humann, Karl, Altertumsforscher 137 f., 184 ff., 187 ff., 267 f., 270, 281 f., 365, 34, 35
 Hunter, L. W., klass. Philologe 358
- Ibscher, Hugo, Restaurator 201
 Ihne, Ernst von, Hofbaurat 215, 217, 244, 289, 295, 326
 Imhoof-Blumer, Friedrich, Numismatiker 197, 269, 283
- Jacobsthal, Johann Eduard, Architekt 77
 Jacoby, Louis, Kupferstecher 201
 Jahn, Otto, Archäologe 11, 25, 28, 48
 Janitsch, Julius, Kunstforscher 251
 Janßen, Peter, Geschichtsmaler 82, 93, 347
 Jessen, Peter, Kunstforscher 199 f., 256, 275, 297, 47
 Joachim, Amalie, Sängerin 71 ff., 370
 Joachim, Joseph, Musiker 66, 71 ff., 161, 370, 385, 26
 Jones, Burne, Maler 285

- Jordan, Max, Kunstforscher 12 f., 15 ff., 23, 34, 40, 48, 93 ff., 98, 152, 156, 161, 174, 206 f., 230, 234, 249, 253, 347, 44
- Justi, Carl, Kunstforscher 26, 301, 334
- Justi, Ludwig, Kunstforscher 95, 155
- Kaldkreuth, Stanislaus Graf von, Maler 232
- Kampf, Arthur, Maler 349
- Kann, Rudolf und Moritz, Kunstsammler 325
- Kaufmann, Richard von, Nationalökonom und Archäologe 187 f.
- Kaulbach, Friedrich August, Maler 231
- Kaulbach, Wilhelm, Maler 16
- Kaupert, Gustav, Bildhauer 26
- Keil, Heinrich, Philologe 40
- Kekulé von Stradonitz, Reinhard, Archäologe 25 f., 28, 32 f., 36, 106, 122 f., 209, 219 ff., 250, 258, 266 ff., 283, 298, 310, 349, 359, 385, 392, 38
- Kern, Otto, Altphilologe 267
- Kessel, Major von, Kabinettsrat 210 f.
- Keudell, Robert von, Botschafter 97 ff., 119
- Kirchhoff, Adolf, Philologe 37
- Kirschner, Martin, Oberbürgermeister 335
- Klee, Julius Ludwig, Schulrektor 6
- Knackfuß, Hermann, Maler 83 f.
- Knaus, Ludwig, Maler 65, 87, 117, 174, 177, 231, 385
- Knille, Otto, Maler 64 ff., 93
- Köhler, Ulrich, Historiker 25, 33
- Körte, Werner, Chirurg 387
- Kohlschütter, Ernst Otto, Mediziner 12, 41
- Koldewey, Robert, Architekt und Archäologe 187, 189, 271 ff., 312 ff., 36
- Kolitz, Louis, Maler 83 f.
- Koser, Reinhold, Historiker 354
- Krause, Malvine, Malerin 16
- Krebs, Fritz, Papyrologe 270
- Krencker, Daniel, Architekt und Archäologe 272, 308 f.
- Kristeller, Paul, Kunstforscher 306
- Kronecker, Leopold, Mathematiker 208, 354
- Kügler, Ministerialdirektor 224
- Kühn, Julius, Professor der Landwirtschaft 237 f.
- Kugler, Franz, Kunstforscher 45, 92
- Lagarde, Paul Anton de, Orientalist und Sprachforscher 22
- Langbehn, Julius, Kunstschriftsteller 256
- Lange, Konrad, Kunstforscher 251, 256
- Laspeyres, Paul, Architekt 30
- Leander, Richard, Schriftsteller 41
- Lehrs, Max, Kunstforscher 251, 306 f., 325
- Leibl, Wilhelm, Maler 231, 327, 367
- Lenbach, Franz von, Maler 231, 331
- Lepsius, Richard, Ägyptologe 140, 173, 186, 195, 203, 205, 269, 353 f.
- Lessing, Julius, Kunstforscher 46, 120, 198 f., 274, 280 f., 283, 301, 320, 323, 385, 48
- Levi, Mary, verm. Fiedler, Kunstsammlerin 331
- Lichtwark, Alfred, Kunstforscher 198 f., 250 f., 256, 274, 285, 334, 338, 350
- Liebermann, Max, Maler 324, 327, 367
- Limburg-Stirum, Friedrich Wilhelm Graf zu, konserv. Abgeordneter 243
- Lipperheide, Franz Freiherr von, Kunstsammler 275, 309, 323
- Lippmann, Friedrich, Kunstforscher 87, 115, 118 f., 135, 152, 172 ff., 193, 203, 206 f., 240, 243, 266, 280, 293, 306, 330, 29
- Löbbecke, Artur, Münzsammler 197, 310 f.
- Löfftz, Ludwig von, Maler 232
- Loga, Valerian von, Kunstforscher 306
- Lotz, Eduard, Baumeister 82
- Lucae, Richard, Baumeister 67
- Lucanus, Fr. K. Hermann von, Chef des Zivilkabinetts 49, 191, 207, 215, 244, 248, 297, 303, 324, 328
- Ludorff, Margarethe, Malerin 16, 22
- Lübecke, Hermann, Kunsthistoriker 12
- Lüdecke, Karl, Baurat 85
- Lüders, Heinrich, Indologe 354
- Lüders, Karl, Ministerialrat im Handelsministerium 128, 276
- Lützwow, Karl von, Kunstschriftsteller 19, 22, 47
- Luschan, Felix von, Ethnologe 186 ff., 200, 271, 318
- Maimon, B., Kunsthändler 187
- Manet, Edouard, Maler 232, 327
- Marées, Hans von, Maler 231, 331

- Marschall von Bieberstein, Adolf Hermann Freiherr von, Botschafter 305, 307, 314 f.
- Marshall, James, Maler 85
- Mau, August, Archäologe 37, 120
- Meissner, Bruno, Assyriologe 272
- Meissner, Chefingenieur der Bagdadbahn 305
- Menadier, Julius, Numismatiker 197, 342, 43
- Menzel, Adolph, Maler 95, 231, 285, 335, 367
- Messel, Alfred, Baumeister 291, 324, 341, 385 f.
- Messerschmidt, Leopold, Assyriologe 317
- Metzener, Alfred, Landschaftsmaler 26, 28
- Meurer, Moritz, Maler 275 f.
- Meyer, Claus, Maler 232
- Meyer, Eduard, Historiker 354
- Meyer, Ernst, Schliemann-Biograph 181
- Meyer, Julius, Kunstforscher 46 f., 55, 115 ff., 117, 126, 133, 135, 165, 174 ff., 177, 192, 201, 203 ff., 283, 331
- Michaelis, Adolf, Archäologe 38, 219 f., 392
- Michaelis, Hermann, Bildhauer 85
- Miquel, Johannes von, Finanzminister 1890—1901 217, 240 ff., 243 ff., 246 f., 269, 300
- Mohn, Viktor, Maler 258, 326
- Moltke, Friedrich von, Justitiar 349
- Moltke, Hans Adolph, Botschafter 349
- Moltke, Hellmut von, Feldmarschall 72
- Mommsen, Theodor, Geschichtsschreiber 22, 34 ff., 48, 56, 139, 198, 351 ff., 376, 14
- Monet, Claude, Maler 327
- Moritz, B., Orientalist 187, 271
- Morrison, englischer Kunsthändler 174
- Mühler, Heinrich von, Kultusminister 1862—1872 45 f, 71, 111
- Müller, Erich, Justitiar und Ministerialdirektor 155, 191 f., 237, 244, 251, 254, 258, 262, 332 f., 348 f.
- Müller, Friedrich Wilhelm, Maler 83
- Müller, Frd. Wilh. Karl, Ethnologe 200
- Munif, türkischer Minister 188
- Muthesius, Hermann, Baumeister 324 ff.
- Nissel, Franz, Dramatiker 101
- Nissen, Heinrich, Althistoriker 25, 30 ff., 36, 40, 184, 221, 392
- Noack, Ferdinand, Archäologe 354
- Nobiling, Karl Eduard, Attentäter 1878 96, 144
- Nohl, Hermann, Philosoph 395 ff.
- Normann, Maximilian von, Kammerherr 45 ff., 83, 93, 109 ff., 117, 148, 157 f., 211
- Obrist, Hermann, Bildhauer 277, 324
- Ohnefalsch-Richter, Privatgelehrter 236, 342
- Olbrich, Joseph, Baumeister 325
- Olfers, Ignaz von, Generaldirektor 109, 113, 190
- Olshausen, Justus, Orientalist und Ministerialrat 162
- Olshausen, Otto, Chemiker und Prähistoriker 201
- Orlik, Emil, Maler und Radierer 324, 37
- Orth, August, Baurat 63, 164
- Overbeck, Friedrich, Maler 27, 366
- Overbeck, Johannes, Archäologe 10 f., 25
- Pallat, Ludwig, Archäologe 102, 106, 155, 235, 258, 336, 354, 385, 387, 395—397, 59
- Pankok, Bernhard, Maler 277
- Paul, Bruno, Zeichner und Baumeister 277, 299, 326, 341
- Peel, Sir Robert, Kunstsammler 300
- Pernice, Erich, Archäologe 281, 283, 310, 354
- Pfuhl, Ernst, Archäologe 31, 360 f.
- Pinder, Eduard, Museumsdirektor in Kassel 104
- Pinder, Moritz, Philologe 45, 48
- Piotrowski, Maksymilian, Maler 84
- Poelzig, Hans, Baumeister 349
- Polenz, Justitiar 176, 190 f., 207
- Posonyi, Edmund J., Kunsthändler 118
- Post, Albert Hermann, Jurist 280
- Portalès, Graf Wilhelm, Kunstsammler 157 f.
- Preller, Friedrich d. Ä., Maler 15—19, 55, 325, 366, 391, 5
- Preller, Friedrich d. J., Maler 16 f., 23 ff., 28, 348
- Preuß, Karl Theodor, Ethnologe 200, 322 f.
- Promis, Carlo, Architekt 29, 356 ff., 392
- Puchstein, Otto, Archäologe 168, 186 f., 196, 220, 271 f., 308 f., 356, 37
- Putlitz, Gustav Heinrich Gans, Edler Herr zu, Dichter und Hofmarschall 100

- Puttkamer, Robert von, Kultusminister 1879—1881 52, 132, 155, 157 f, 166, 180
- Raczynski, Graf Athanasius, Kunstsammler 62, 74, 304
- Rappoldi, Eduard, Violinist 73
- Rathgen, Friedrich, Chemiker 201, 280
- Rauch, Christian Daniel, Bildhauer 22
- Regling, Kurt, Numismatiker 281
- Reischach, Exzellenz von 301
- Rettich, Julie, Schauspielerin 13, 20
- Reuleaux, Franz, Techniker 123
- Richter, Gustav, Maler 327
- Richter, Ludwig, Maler 26
- Riegel, Hermann, Kunstforscher 24
- Riemerschmid, Richard, Architekt 277, 324
- Rieth, Otto, Architekt 277
- Robert, Carl, Archäologe 220, 360 f.
- Rohr, Mathilde von 67, 70
- Rosenfelder, Ludwig, Geschichtsmaler 84
- Roßmann, Wilhelm, Kunsthistoriker 79, 82
- Rothschild, Alphonse, Kunstsammler 177 f.
- Roty, Oscar, Medailleur 230, 274, 285
- Rubensohn, Otto, Ägyptologe 312
- Sabouroff, Graf von, Kunstsammler 178 f., 196, 218, 268
- Sachau, Eduard, Orientalist 271
- Sallet, Alfred von, Numismatiker 115, 197, 269, 280 ff., 41
- Sarre, Friedrich, Islamiker 319
- Schack, Adolf Friedrich Graf von, Kunstsammler 210, 253 f.
- Schäfer, Heinrich, Ägyptologe 270, 281, 311
- Schaller, Ernst Johannes, Maler 15 f.
- Schaper, Fritz, Bildhauer 231
- Schauenburg, Justitiar 191, 252, 332
- Schenck, Hermann, Maler 360
- Scherer, Wilhelm, Germanist und Literaturhistoriker 100, 351 f.
- Scheurenberg, Joseph, Maler 84
- Schierbrand, Familie von 4 f., 12, 15, 2
- Schill, Adolf, Baumeister 82
- Schliemann, Heinrich, Altertumsforscher 33, 132, 179 ff., 182, 229, 247
- Schlösser, Hermann, Landschaftsmaler 84
- Schmieden, Heino, Baumeister 76, 127, 208
- Schmidt, Erich, Literaturhistoriker 354, 368, 385
- Schmidt, Julian, Literaturhistoriker 100
- Schmidt, Max, Landschaftsmaler 84
- Schmidt, Konsul, Benin-Sammler 273
- Schmidt(-Ott), Friedrich, Kultusminister 237 f., 270 f., 330, 333, 335, 337
- Schmidt-Reutte, Ludwig, Maler 258
- Schmoller, Gustav v., Nationalökonom 40
- Schnaase, Karl, Kunstforscher 46, 55
- Schneider, F. A., Rechnungsrat 74
- Schneider, Hugo, Baumeister 83
- Schnorr von Carolsfeld, Julius, Maler 17
- Schöll, Adolf, Archäologe und Kunstschriftsteller 100
- Schöll, Rudolf, Philologe 111
- Schöne, Alfred (Bruder), Philologe 4 f., 10, 12, 24 f., 48, 140, 172, 207 f., 211, 221, 224, 236, 240, 254, 257, 282, 385
- Schöne, Clara (Tochter) 208
- Schöne, Friedrich (Sohn), Landrat 26, 208, 349, 383 ff., 390
- Schöne, Georg (Sohn), Arzt 208, 336, 390
- Schöne, Gothold (Onkel) 3
- Schöne, Gottlieb Immanuel (Vater) 3 f., 1
- Schöne, Helene geb. Härtel 41, 184, 370, 376 ff.
- Schöne, Hermann (Sohn), klass. Philologe 11, 14, 38, 290, 302, 340, 351, 354, 358, 361, 367, 371 ff., 390, 13
- Schöne, Johanna (Tochter), Bildhauerin, 71 f., 208, 386, 388
- Schöne, Ulrike, geb. v. Schierbrand, (Mutter) 4 f., 10, 38, 2, 13
- Schöne, Wolfgang (Enkel), Kunstforscher 26
- Scholz, Adolf von, Finanzminister 1882 bis 1890 173, 175, 183, 210, 215, 217, 229
- Schrader, Hans, Archäologe 40, 267, 281
- Schubart, Wilhelm, Papyrologe 270, 280
- Schuchhardt, Carl, Prähistoriker 185, 196, 341
- Schuchardt, Christian, Kunstforscher 15 f., 21
- Schultzen-von Asten, Anna, Sängerin 73
- Schulz, Bruno, Architekt 272, 308 f.
- Schulze, Adolf, Musiker 72
- Schumacher, Ingenieur und Archäologe 309

- Schumann, Klara, Pianistin 72 f.
 Schumann, Robert, Musiker 72 f.
 Schwartzkopff, Philipp, Ministerialdirektor im Kultusministerium 52, 333, 337, 348
 Schwechten Franz, Baumeister 215
 Seckendorff, Graf, Hofmarschall 243
 Seidlitz, Woldemar von, Kunstforscher 195, 250 ff., 385, 33
 Seler, G. Eduard, Amerikanist 200, 317 f.
 Semper, Gottfried, Baumeister 127
 Sethe, Kurt, Ägyptologe 281, 312
 Seydel, Rudolf, Philosoph 11 ff., 16
 Simon, James, Kunstförderer 187, 225, 271, 306
 Snell, Ernst, Mathematiker 12
 Snell, Karl, Mathematiker und Physiker 371
 Sobernheim, M., Arabist 272
 Sohn, Wilhelm, Maler 81 f.
 Sommer, Landschaftsmaler 28
 Sommerfeld, von, Kabinettsrat 169, 211
 Spangenberg, Louis, Maler 174
 Spieker, Ministerialrat und Oberbaudirektor 166, 169, 241
 Spitta, Philipp, (Musikhistoriker 66, 73
 Springer, Anton, Kunstforscher 46, 87
 Springer, Jaro, Kunstforscher 306
 Springer, Rudolf, Kunstsammler 266
 Stannius, Konsulatsbeamter 137
 Stauder, Ministerialdirektor (1896) 256
 Steffek, Carl, Maler 84
 Steglich, K. F. Ehrengott, Lehrer 3
 Steindorff, Georg, Ägyptologe 281
 Steinen, Carl von den, Ethnologe 200, 318
 Stephan, Heinrich von, Reichspostminister 201
 Stern, Ludwig, Papyrologe 269
 Stockhausen, Julius, Sänger 73
 Stosch, Albrecht von, General 212
 Strack, Heinrich, Baumeister 96
 Strzygowski, Josef, Kunstforscher 304
 Stubenrauch, Kurt, Assessor 332
 Studemund, Wilhelm, klass. Philologe 25
 Studniczka, Franz, Archäologe 196
 Studt, Konrad von, Kultusminister 1899 bis 1907 52, 295, 305, 320, 327 ff., 333 ff., 338, 340, 348
 Stüler, Friedrich, Ansichtenzeichner 85
 Suermondt, Barthold, Kunstsammler 117, 134
 Sußmann-Hellborn, Ludwig, Bildhauer 120 f.
 Sybel, Ludwig von, Historiker 354
 Sydow, Friedrich Hermann, Unterstaatssekretär im Kultusministerium 1873 bis 1879 52, 126, 155, 348, 20
 Taubert, Karl, Holzbildhauer 278
 Thackeray, William, Schriftsteller 208
 Thielen, Karl von, Arbeitsminister 1891 bis 1902 241, 244 f.
 Thiem, Adolf, Kunstsammler 302, 325
 Thiersch, Ludwig, Geschichtsmaler 104
 Thode, Henry, Kunstforscher 250 f.
 Thoma, Hans, Maler, 231, 331, 367
 Thumann, Paul, Maler 64
 Tirpitz, Alfred von, Großadmiral 374
 Tobler, Adolf, Romanist 351, 354, 385
 Tornow, Robert, Kunstsammler 129
 Treitschke, Heinrich von, Historiker 100, 110 f., 376
 Trendelenburg, Adolf, Philosoph 22
 Treu, Georg, Archäologe 237, 367
 Trübner, Wilhelm, Maler 327
 Tschudi, Hugo von, Kunstforscher 198, 220, 251 ff., 285, 326—331, 334 ff., 45
 Ulrici, Hermann, Philosoph und Ästhetiker 40
 Unger, William, Kupferstecher 135
 Usedom, Guido Graf von, Diplomat und Generaldirektor 47, 51, 109 ff., 118 f., 122 ff., 126, 129 f., 133 f., 136 f., 139 ff., 144, 148 f., 151 f., 153, 156 f., 190, 236
 Usener, Hermann, klass. Philologe 221
 Vahlen, Johannes, Philologe 358
 Victoria, Princess Royal, Kronprinzessin, „Kaiserin Friedrich“ 173 f., 212, 240, 243 ff., 255, 296, 301 f.
 Virchow, Rudolf, Arzt und Politiker 55, 131 f., 139, 179, 274
 Vöge, Wilhelm, Kunstgelehrter 281
 Volkmann, Richard von, Chirurg 41
 Voss, Albert, Prähistoriker
 Waagen, Gustav Friedrich, Kunstforscher 46
 Wach, Adolf, Jurist 162
 Waldmüller, Ferdinand, Maler 231
 Weber, E. H., Physiologe 371
 Weber, Chemiker 122

- Wedderkop, von, Assessor (Gen.-Verw. 1898) 332
- Wedel, Karl Graf von, Minister des Kgl. Hauses 301
- Weiß, Hermann, Kunstforscher 134 f.
- Weiß, Christian Hermann, Philosoph 11 ff., 16, 20, 22, 24, 4
- Welker, F. Gottfried, Archäologe 25
- Werner, Anton von, Maler und Akademiedirektor 64 ff., 69, 97, 174, 212, 233 ff., 327, 329, 332 f., 348
- Werthern, Freiherr von, Gesandter 103 f.
- Westermann, Gräzist 10, 14
- Wewer, Unterstaatssekretär im Kultusministerium 1900—1910 52, 303, 333
- Weyrauch, Ernst von, Unterstaatssekretär im Kultusministerium 1891—1899 238 f., 256, 259 f., 263
- Wied, Fürst Wilhelm zu, Kunstsammler 302 f.
- Wiegand, Theodor, Archäologe 184, 188, 215, 267 f., 281, 291, 304 f., 307 ff., 313 ff., 318, 339, 341, 354, 39
- Wiese, Ludwig, Philologe und Pädagoge 353
- Wilmowski, Freiherr Kurt von, Chef des Zivilkabinetts 69, 157
- Wilamowitz, Ulrich von, Gräzist 270, 390 ff.
- Wilberg, Wilhelm, Architekt 268
- Wilbrandt, Adolf, Dramatiker 101
- Wilken, Ulrich, Althistoriker 196, 270, 354
- Wilhelm I., König von Preußen, Deutscher Kaiser 46, 56, 63 f., 68 f., 70, 72, 95 f., 100, 109, 129 f., 136, 141, 144, 149, 156 ff., 173, 177, 180, 183 f., 213, 216
- Wilhelm II., König von Preußen, Deutscher Kaiser 84, 189, 214 ff., 220, 222 f., 225, 229, 230—235, 237, 240, 242 ff., 245 ff., 249 f., 253, 264, 268 f., 271 ff., 274 f., 277 f., 289 f., 293 ff., 297, 301 ff., 305, 308 f., 311 ff., 314 ff., 318, 320, 324 ff., 327 ff., 332 ff., 335 f., 338, 353, 367, 372 f., 387, 389
- Wilmanns, August, Bibliothekar 206 f.
- Windthorst, Ludwig, Politiker 176
- Winnefeld, Hermann, Archäologe 281, 309 f.
- Winkler, Friedrich, Kunstforscher 341
- Winter, Franz, Archäologe 108, 137, 187, 250 f., 254, 266, 281, 310, 362
- Wirth, Emanuel, Violinist 73
- Wislicenus, Hermann, Maler 15 f., 80, 93
- Woermann, Karl, Kunstforscher 82, 250 f.
- Wolff, Albert, Bildhauer 122, 137
- Wolff, Fritz, Baumeister 215, 217, 229 f., 242, 245, 289
- Wolters, Paul, Archäologe 192, 196
- Woltmann, Alfred, Kunstforscher 86
- Wredow, August, Bildhauer 122 f.
- Zahn, Albert von, Archäologe 12 f., 23, 26 f., 46 f., 49 f., 82
- Zahn, Robert, Archäologe 267, 310
- Zangemeister, Karl, Philologe und Epigraphiker 25
- Zedlitz und Trützschler, Robert Graf von, Kultusminister 1891—1892 52, 229 f., 233 f., 239, 257, 262 f., 373, 385, 17
- Zeller, Eduard, Philologe und Philosoph 354
- Zinn, Wilhelm (Schwiegersohn), Internist 390

NAMEN- UND SACHREGISTER

(Auch Namen nicht-zeitgenössischer Autoren, Künstler, Mäzene und Sammler)

Es wird meist nur auf die wichtigen Zusammenhänge verwiesen. Die schrägen Ziffern sind Abbildungs-Nummern

Abessinien 323	Beamtengehälter 284
Abschied 207 f., 221 ff., 235 f., 336 ff.	Bellini 304
Abusir 311 f.	Benin-Bronzen 273
Abydos 312	Berlin, Reise 1862 16 — Studienzeit 1864
Adria, Museo Bocchi 35, 39	21 ff. — Habilitation 1868 37 — Be-
Ägyptische Abteilung 195, 269 f., 311 f.	rufung 1872 46 — Museen 109 ff. —
Aeneas Tacticus 357 f., 391	Kunstaussstellung 1891 230 ff.
Akademie-Reform 53 ff.	Bernini 304
Alatri 11	Bibliotheksfragen 205
Alexander-Mosaik 362	Bocchi Museo 35, 39, 357
Altdorfer 264	Bonn, Museum 106 ff. — Universität
Angelico da Fiesole 177	221 ff.
Ansprachen 284	Boscovale 309 f.
Antike Autoren 357 ff.	Botticelli 172, 193, 304
Antiken-Abteilung 136, 178 ff., 195 f.,	Bouts, Dirk 302
219 ff., 243 ff., 266 f., 307 ff.	Brahms 370
Apollodor 359 f.	Breslau, Kunst- und Bauschule 85
Archäologie-Studium 20 ff., 357	Bruckner 370
Archäologische Gesellschaft 356	Busch, Zirkus 247
Archäologisches Institut 25 ff., 218, 356 f.	
Asarhaddon, Assyrerkönig 188	Calderon 369
Asher, Verlagsbuchhandlung 183 f.	Carlyle 376
Assyrien 186, 271, 312 f.	Carstens 21 f., 24
Athen-Aufenthalt 33 f.	Cisten 30 f.
Ausstellungen siehe Jahrhundert-, Jubi-	Cornelius 326 f., 366
läums-, Menzel-, Pariser Welt-, St.	Cranach 303, 331
Louis, Berlin, München	Crivelli 264
Ausstellungsgebäude 61 ff.	Cyperm 236 f.
Baalbeck 308 f.	Dahlem 299
Babylonien 186 f., 271 f., 312 f.	Damianos 357 ff., 391
Bach 370	Dante 172, 193, 369
Bagdad-Bahn 305	Darmstadt 324 f.
Bartholdy, Kunstfreund 95, 98	Darwin 371
Bassano 330	Davis, Kunsthandlung 178
Baupläne für die Museen 164 ff., 209 f.,	Deutsche Orientgesellschaft 188, 271, 311,
215 ff., 240 ff.	314
Bauschulwesen 57 ff.	Deutsches Museum 291

- Direktorenkonferenz 150 ff.
 Dispositionsfonds 178
 Dissertation 14, 36
 Donatello 264
 Dreber-Monographie 388
 Dresden 3 ff. 3
 Droste-Hülshoff 8
 Dudley, Kunstsammlung 177
 Dürer 118, 175 f., 264
 Düsseldorf, Akademie 79 ff.
 Dyck 177, 285, 300, 302

 Ellon, Kunstsammlung 321
 Eisenach, Studienzeit 16 ff.
 Eltern 3 ff., 1, 2
 England 208
 Erechtheion-Untersuchung 34, 39
 Erwerbungen 117 ff., 171 ff.
 Euklid 363
 Eusebius 22
 Eyck 264 f.

 Fâra 313
 Ferentino 12
 Fernow 15
 „Festapparat“ 277 f.
 Fikentscher, Münzsammlung 269
 Fouquet 264
 Fourment, Helene 177 f.
 Francesca, Piero della 264
 Frankreich, Kunstverwaltung 89 ff., 141 f.
 Friedrich II., Landgraf von Hessen 79
 Friedrich der Weise 175
 Friedrich Wilhelm, d. Gr. Kurfürst 304
 Friedrich, C. D. 366
 Führungen und Vorträge 193 f., 279 f.

 Galton 372
 Gemäldegalerie 117, 125, 174 ff., 198,
 203 f., 264 f., 300 ff., 31
 Geminus 357, 359
 Genelli 22
 Giorgione 115, 264
 Gipsabgußsammlung 119 ff., 209 f., 294,
 298
 Giustiniani, Kunstsammlung 268
 Goes 301, 325
 Goethe 15, 268, 360, 367—369, 371
 Goya 330
 „Graeca“ 350, 353 f.
 Greco 330
 Griechenland-Reise 1867 32 f.
 Grisebach, Büchersammlung 323

 Grünewald 105
 Grunewald, Wohnhaus 386 f., 56

 Habilitation 36 f.
 Halle, Universitätsprofessur 38
 Hamilton, Kunstsammlung 172, 212
 Handschriften-Ausgaben 357 f.
 Hermogenes 267
 Hero 238
 Hildesheimer Silberfund 37, 310
 Hippodamos 268
 Hochschule für Musik 71 f., 74
 Hochzeit 34, 41
 Holbein 264
 Holzschuher 176
 Homer 358
 Hulot, Kunstsammlung 118
 Humboldt, W. v. 104, 146, 163, 174

 Ischtartor 314
 Islamische Abteilung 293, 318 f.

 Jahrtausendausstellung 1906 354
 Joos van Cleve 178
 Jubiläumsausstellung 1887 363 f.
 Jugendstil 276 f., 324 f.
 Justiziar 190 f.

 Kairo 270
 Kaiser Friedrich-Museum 243 ff., 291 ff.,
 319, 53
 Kaiserhaus 211 ff.
 Kal'at Schergât 312 ff.
 Karl Theodor, Kurfürst v. Bayern 79
 Kassel, Akademie 79, 83 f., Museum
 103 ff.
 Koch, J. A. 18 f., 26, 366
 Königsberg, Akademie 84
 Kommission für römisch - germanische
 Forschung 355 f.
 Konstantinopel 314 ff.
 „Kränzchen“ 350 ff.
 Kultusminister 51 ff., 230 f., s. auch Bosse,
 Falk, Gossler, Puttkamer, Studt, Zedlitz
 Kultusministerium 45 ff., 51 ff., 205 f.,
 224 f., 259 ff., 332 f., 336 ff., 348 f., 19
 Kunstbibliothek 275, 297
 Kunstgeschichts-Studium 21 f.
 Kunstgewerbemuseum 127 ff., 198 f.,
 274 ff., 296 f., 323 ff., 49
 Kunstkammer 127 ff.
 Kunstunterricht 75 f., 80 ff., 255 ff., 274 ff.,
 325 f.

- Kupferstichkabinett 118, 134 f., 172, 265 f.,
 293 f., 306 f., 330
 Landschaftsmalerei 18 f., 366
 Lateran-Katalog 28, 32
 Leipzig, Universität, Studium 10 ff.
 Lessing 360 f.
 Libanios 25, 30
 Lionardo 40
 London 88, 300
 Ludovisi 267
 Luther 379
 Lysipp 359
 Macaulay 376
 Madrid 301
 Maes 264
 Magnesia 267
 Maorihaus 321 f.
 Marlborough 177 f., 212
 Marmion 302, 311
 Medaillensammlung 274
 Meißen, Fürstenschule 5 ff.
 Meister von Flémalle 264
 Meisterwerkstätten 54 f.
 Memling 264, 302
 Mendel 372
 Mendelssohn 370
 Menzel-Ausstellung 1905 335 f.
 Mesopotamien 186, 271 ff., 312 ff.
 Michelangelo 202
 Milet 307 f.
 „Monumentale“ Kunst 92 f.
 Moritz von Sachsen 6
 M'schatta 293 f., 304 ff., 314, 318
 München, Kunstaussstellung 1891 230 ff.
 Münzkabinett 37, 197, 269, 293, 310 f.
 Muffel 176 f.
 Murillo 304
 Museum für deutsche Volkskunde 322
 Museum für Vor- und Frühgeschichte,
 Schliemann 273
 Museen s.: Kaiser Friedrich-Mus. — Na-
 tional-Galerie — Kunstgewerbe-Mus.
 — Völkerkunde-Mus.
 Museumsinsel 164 ff., 209 f., 240 ff., 292,
 23, 53
 Museumsstatut 138 ff.
 Musik 369 f.
 Nachruf 300 ff.
 National-Galerie 93 ff., 155 f., 246 f.,
 249 ff., 326 ff., 367, 46
 Naturwissenschaft 371
 Niebuhr 21, 222, 376
 No-woser-re, Pharao 311
 Odyssee 17 f.
 Olevano 28
 Olympia 183, 364
 Orientkomitee 187 f., 271
 Ornamentenkunde 275 f.
 Ostasiatische Sammlungen 273, 320 f.
 Palmyra 309
 Papyrus-Forschung 270, 311 f.
 Paris, Reise 1878 89 ff.
 Pausanias 360 f.
 Pergamon 137 f., 184 ff., 364 f., 35
 Pergamon-Museum 243 ff., 268, 289 ff.
 Personalia a. d. Akademie 64 ff. — a. d.
 Musikhochschule 72 f. — a. d. Museen
 133 ff., 195 ff., 203 ff., 219 ff., 281 f.
 Pfungst, Sammlung 264
 Philo von Byzanz 239, 357 f., 391
 Philologenkurse 279 f.
 Pigalle 304
 Piombo 177 f.
 Platon 14, 17, 325
 Plinius 359
 Politik und Geschichte 372 ff.
 Polygnod 360 ff.
 Pompeji 29 f., 36 f., 40, 309
 Priene 267 f.
 Pytheos 268
 Raphael 175, 177, 201, 265, 285, 295
 Reinhart 18 f.
 Reisen 16, 24 ff., 32 f., 86 ff., 208, 224 f.,
 285, 325
 Relief und Bild (Abhandlung) 363
 Religion 376 ff.
 Rembrandt 177, 264 ff., 285
 Renaissance-Museum 165 f., 243 ff., 292
 Restauratoren 201
 Reynolds 304
 Riepenhausen 360
 Robbia 246, 304
 Rom-Aufenthalt 1864—1868 24 ff.,
 Künftlerausbildung 96 ff.
 Rossellino 304
 Rubens 174, 177 f., 302, 304
 Ruisdael 264
 Sachverständigen-Ausschüsse 150 f.
 Sansovino 304
 Sargon, König in Zypern 187

- Schack-Galerie 253 f.
 Shadow 22, 24, 53 f., 304, 366
 Schillerpreis 99 ff.
 Schinkel 126 f., 164, 166, 299, 324, 366
 Schlüter 304
 Schönborn 174
 Sezession 333
 Sieboldt, Japansammlung 130
 Signorelli 27
 Sizilien-Reise 31
 Skulpturen-Abteilung 203 f., 264 f., 292 f., 304 ff.
 Sodoma 201
 Sonderfonds 300 ff., 306
 Spemann 192
 Sperandio 264
 Spinoza 375
 Steen 264
 St. Louis, Weltausstellung 1904 332 f.
 Syrien 309
- Taine 376
 Tassaert 304
 Technische Kommission 113
 Teppichsammlung 319 f.
 Terborch 264
 Terenz 7
 Timmendorf 385, 55, 57, 58
 Timotheos von Milet 312
 Trier, Museum 106 f.
 Troja 179 ff., 182
 Turfan 322
- Universitätsreferat 162 f., 205 f., 224
 Unterrichtsanstalt 56 f.
 Uruk Warka 314
- Vasenmalerei 360 f.
 Velde 264
 Verlobung 34, 41
 Vermeer 264
 Veröffentlichungen der Museen 192 f., 280
 Vitruv 267
 Völkerkundemuseum 127 ff., 200, 273 f., 299 f., 317 ff., 51
 Vorderasiatische Abteilung 272 f., 312 ff., 318
 Vorfahren 3
 Vorträge und Führungen 193 f., 279 f.
- Wagener, Kunstsammlung 326 f.
 Wagner, Richard 349, 370
 Weidmannsche Buchhandlung 192
 Weimar, Studienzeit 15
 Weltkrieg 388 f.
 Wien, Reise 1873 86 ff.
 Wiesbaden, Museum 105 f.
 Winkelmann 26 f., 185, 282, 356, 364
 Wohnhaus im Grunewald 386 f., 56
 Wolfenbüttel 238 f.
- Zeichenstudien 9, 15 ff., 7, 11, 12, 57, 58
 Zeichenunterricht 76 ff., 258

2. Juni 1979

X

03. Dez. 1993

22. Aug. 1994

r. 15

III/9/280 JG 162/6/85

SLUB DRESDEN

3 4419667